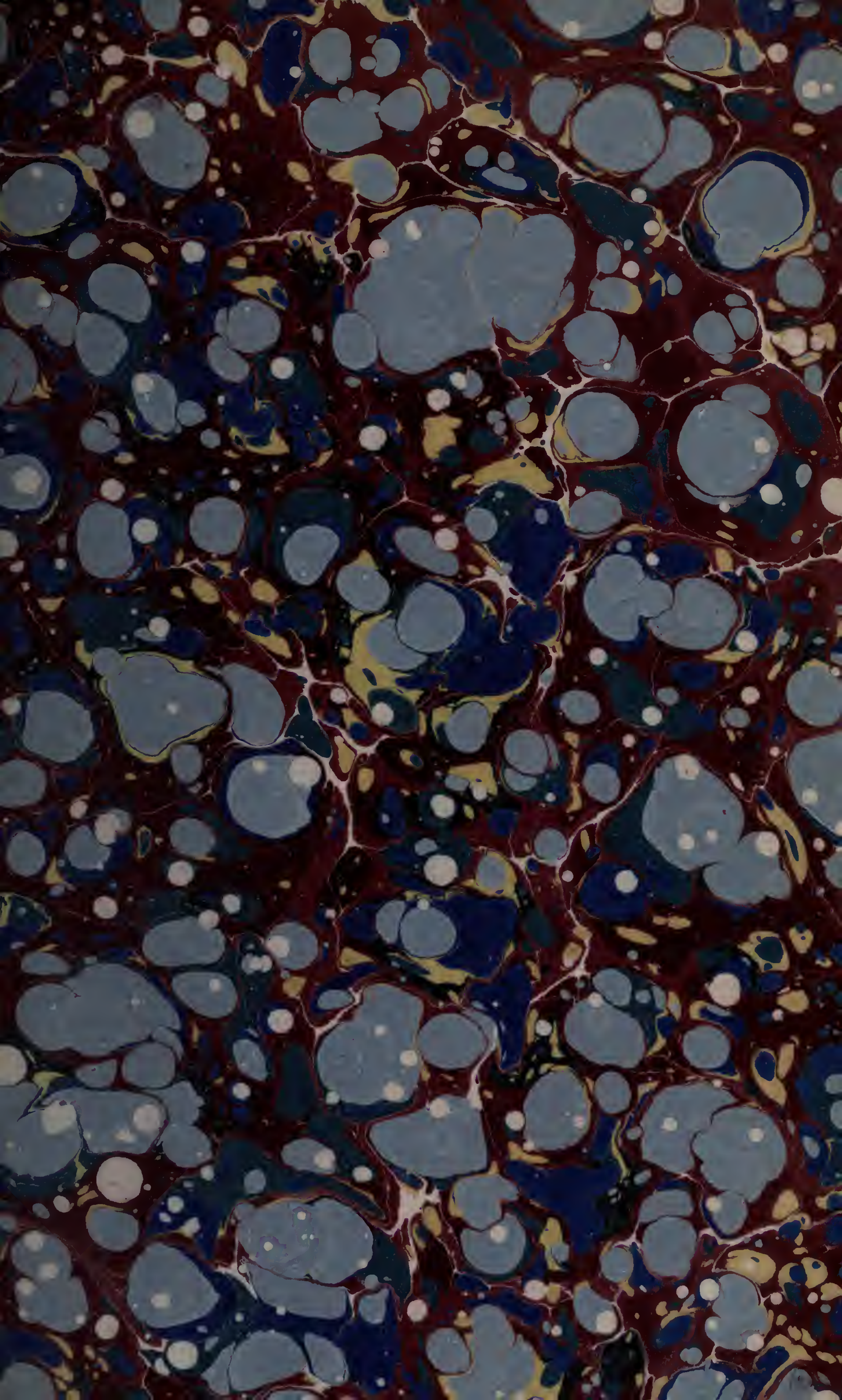


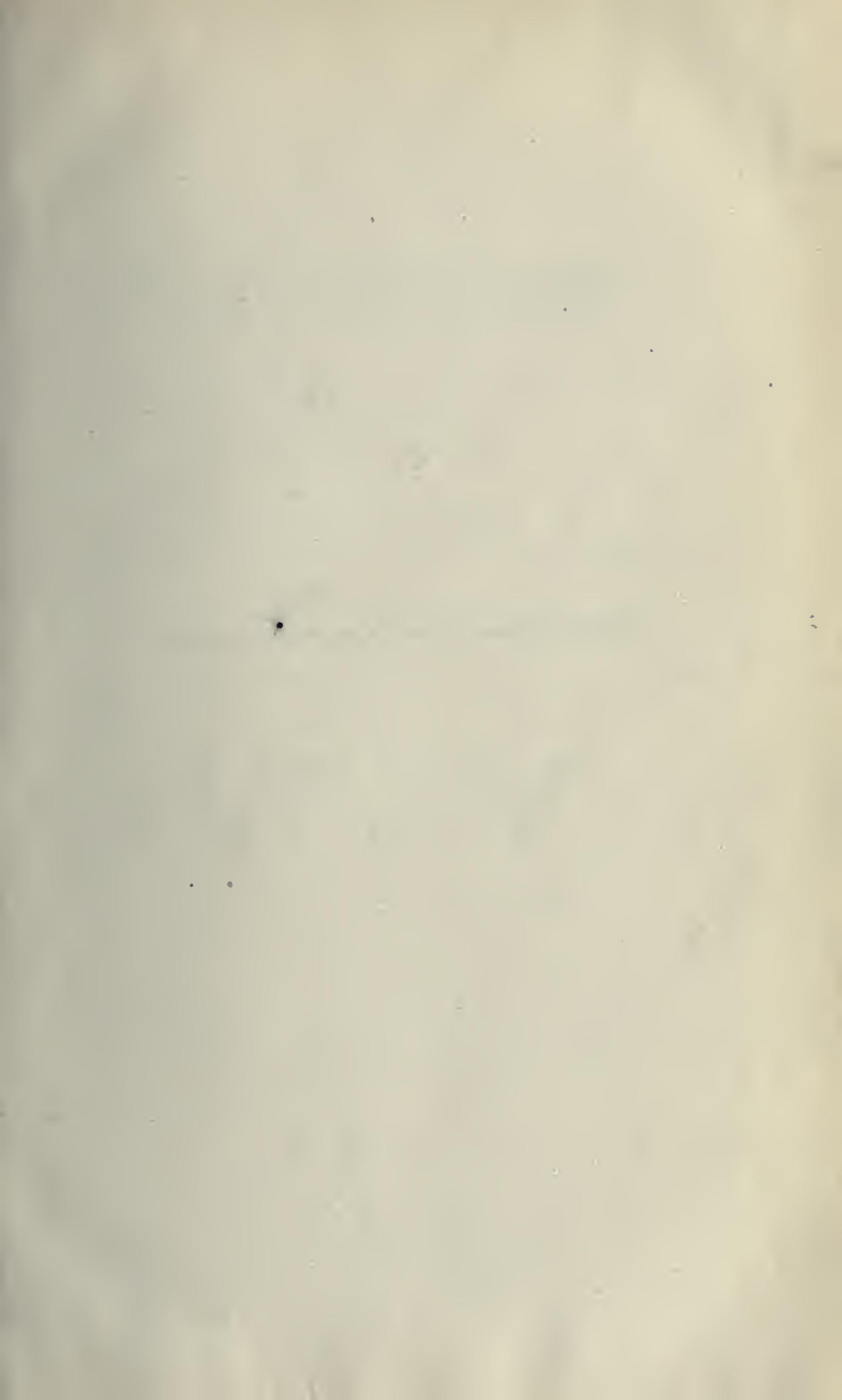

GOLDWIN SMITH.













Die

Amerikaner.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Dr. Theodor Waitz

Professor der Philosophie zu Marburg.

Zweite Hälfte.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1864.

Friedrich Fleischer.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Vierter Theil.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1864.
Friedrich Fleischer.

Vorrede.

Vielleicht bedarf es einer Entschuldigung daß im vorliegenden Bande unter dem Titel einer Anthropologie der Naturvölker die bedeutendsten einheimischen Culturvölker von Amerika behandelt worden sind. Indessen liegt die Inconsequenz deren ich mich dadurch schuldig gemacht habe, mehr im Worte als in der Sache; denn bis auf die neueste Zeit haben die hervorragendsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Ethnographie und Anthropologie darauf bestanden daß es nur eine Raçe sei der die sämmtlichen Eingeborenen dieses Erdtheiles angehören, und der Zusammenhang zwischen den rohen und den gebildeten Völkern desselben ist sowohl räumlich als auch historisch so nahe und so vielfach verschlungen, der Uebergang von einer Culturstufe zur anderen gerade hier durch so viele Mittelglieder ausgefüllt, daß wir uns jedenfalls keinem geringeren Tadel ausgesetzt haben würden, wenn wir die Mexicaner und Peruaner von unserer Darstellung ausgeschlossen hätten. Es giebt viele Erscheinungen in der Natur wie in der Geschichte welche sich unter keinen der uns geläufigen und von der Sprache dargebotenen abstracten Begriffe unterordnen lassen ohne einen logischen Fehler zu begehen, da diese Begriffe selbst vielfach voreilig und fehlerhaft gebildet sind. In diesem Falle befanden wir uns hier, da der Unterschied von Natur- und Culturvölkern, wie wir im ersten Bande zu zeigen versucht haben, kein fester, sondern ein fließender ist. Daher schien es erlaubt auch die alten amerikanischen Culturvölker hier zu behandeln, ja es schien geboten dieß zu thun, weil die einheimische Bevölkerung der neuen Welt nur als ein Ganzes richtig aufgefaßt und beurtheilt werden kann, das man seiner bedeutendsten und interessantesten Theile nicht berauben darf um einer logischen Subsumtion von zweifelhafter Richtigkeit zu genügen.

Zur vorläufigen Orientirung habe ich nur Weniges hinzuzufügen.

In Rücksicht mehrerer Hauptländer die in den Umkreis der gegenwärtigen Untersuchung fielen, fehlte es bis jetzt an einer besonnenen Durcharbeitung des historischen Materials das wir über sie besitzen. Bald hat man mehr oder weniger kritiklos die Erzählungen der alten Chronisten wiedergegeben, bald so ziemlich Alles was sie darbieten als werthlose Fabeln verworfen. Andere haben sich zu den willkürlichsten Combinationen einzelner Angaben verleiten lassen und sind bisweilen auf diesem Wege zu einer völlig phantastischen Gestaltung der alten Geschichte dieser Länder gelangt. Dem gegenüber bin ich bemüht gewesen mit möglichst sorgfältiger Benutzung der mir zugänglichen Quellen das von ihnen Ueberlieferte auf die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit zu prüfen die sich ihm zusprechen ließen und dann aus der Combination der relativ sichersten Nachrichten eine historische Grundlage zu gewinnen. Der Natur der Sache nach konnte es mir hierbei nur um die Hauptthatsachen und den Verlauf der alten Geschichte jener Völker im Ganzen zu thun sein, da auf einem Gebiete auf welchem selbst diese nicht vollkommen feststehen, eine bis in's Einzelne gehende historische Darstellung gar keine Gewähr für sich hat. Ueberdies vertrug es sich nicht mit dem Plane des vorliegenden Werkes die Geschichte von Mexico und Peru ausführlich zu schreiben, am wenigsten die der Eroberung dieser Länder durch die Spanier, obwohl ich hoffe daß der Kenner auch über die letztere manche Andeutungen finden soll die auf bisher Uebersehenes oder nicht hinreichend Gewürdigtes aufmerksam machen.

Die Alterthümer der besprochenen Länder konnten und sollten ebenfalls keine erschöpfende Darstellung erhalten; nur die charakteristischen Eigenthümlichkeiten derselben, was ethnographisch und für die Beurtheilung des Culturzustandes der betreffenden Völker wichtig ist, wünschte ich mit Präcision herauszuheben. Die Angaben älterer Schriftsteller über diesen Gegenstand, z. B. die Villagutierre's, unter den späteren die Alcedo's, glaubte ich aus historischem Interesse vollständig aufnehmen zu müssen.

Nicht überall wo fremde Irrthümer zu berichtigen oder eigene

abweichende Ansichten anzuführen waren, konnte dieß mit einiger Ausführlichkeit geschehen, oft wurde es nur angedeutet oder selbst mit Stillschweigen übergangen. Das meiste Neue findet man in den ersten beiden Abschnitten über die Mexicaner, in der Erörterung über die Religion der letzteren und der Peruaner, in der Untersuchung über Chiapas und Guatemala und in der Uebersicht der peruanischen Alterthümer. Auch auf die Darstellung der Encomiendas und der damit verwandten Gegenstände (hauptsächlich in den Abschnitten über die Antillen und über Peru) möchte ich besonders aufmerksam machen.

Da die einschlagende Literatur, so weit sie von mir benutzt werden konnte, schon im vorigen Bande angeführt worden ist, mögen hier nur einige Angaben namentlich von älteren Werken folgen die mir unzugänglich geblieben sind.

Alegre, Hist. de la compañia de Jesus en Nueva España ed. Bustamente. Mexico 1842.

Arenales, Noticias hist. sobre el Gran Chaco. B. Aires 1833.

Arriaga, Extirpacion de la idolatria de los Indios del Peru. Lima 1621.

Belaez, Garcia, Memorias p. la hist. del antiguo reino de Guatemala. Guatem. 1851.

Burgoa, Geogr. descripcion de la parte septentr. de la America. Mexico 1671.

Cavo, Hist. de Mexico. Mex. 1836.

Cogolludo, Hist. de Yucatan. Madrid 1688.

Davila Padilla, Hist. de la provinc. de Santiago de Mexico. Brusselas 1825 fol.

Fuentes, (Chronik von Guatemala.)

Guzman, Hist. de Guatemala (zweifelhaft ob publicirt).

Lozano, Hist. de la Compañia de Jesus del Paraguay.

Mission de Cayenne et de la Guyane française. Paris 1857 (alte Missionsberichte).

Nau, Emile, Les caciques d'Haiti. Port au Prince 1855.

Nuñez de la Vega, Franc., Constitutiones diocesanas del Obispado de Chiappas. Roma 1702 fol.

Remesal, Hist. general de las Indias. Madrid 1620.

Ribas, Hist. de los triumphos de nuestra S. Fee. Madrid 1645.

Valades, Rhetorica christiana. Roma 1579. 4.

Vasquez, Coronica (Guatemala betr.)

Veitia, Hist. antigua de Mexico. Mex. 1836.

Eine reiche Literaturangabe findet sich ferner in L'Art de vérifier les Dates 3me partie vol. X ff. am Ende der einzelnen Abschnitte;

auch Clavigero, die Werke Prescott's über Mexico und Peru, dann Brasseur und Joaq. Acosta (besonders cap. 20 und Append.) liefern hierzu noch eine weitere Ergänzung, die sich großentheils auf noch unedirte handschriftliche Werke bezieht. Von solchen wollen wir hier nur zwei nennen die sich in Scherzer's Ausgabe des Ximenez angeführt finden:

Roman, Republica de los Indios.
Vico, Theologia Indorum.

Die Namen indianischer und spanischer Schriftsteller aus Mexico, deren Werke über die Sitten und alte Geschichte des Landes vermuthlich noch in den dortigen Klosterbibliotheken verborgen sind, hat Mühlenpfordt (II, 331 Anm.) zusammengestellt. Ein Verzeichniß der von Franciscaner-Mönchen in Indianer-Sprachen abgefaßten Schriften findet sich bei Torquemada (XIX, 33) und ein anderes dieser Art das sich auf die Dominicaner bezieht, bei Davila Padilla (II z. E.)

Wir schließen mit der Angabe einer Reihe von unedirten handschriftlichen Documenten über unsern Gegenstand die sich in der Bibliothek von S. Lorenzo del Escorial befinden und setzen die Signatur bei mit welcher sie im Katalog bezeichnet sind.

Gaspar de Quiroga, Coloquios que tratan de la conversion de los Yndios del Peru, de la conquista etc. K II, 15.
Costumbres, fiestas etc. de los Yndios de N. España K III, 8 fol. 331.
Fracmento de la hist. de las azañas de H. Cortes & II, 7 fol. 331.
Hist. de los Yndios de Mechuacan p. un frayle menor descalzo G. IV, 5.
Betanzos, Hist. de los Yngas L I, 5 fol. 198.
Aguilar, Fr. de, Hist. breve della conquista de N. España. L I, 5 fol. 275.
Kalendario de los Yndios G. IV, 5 al fin.
Mapa grabado del Obispado de Mechovacan (1648) L I, 18 z. Anf.
Memoria de las personas que pasaron á N. España & II, 7 fol. 429.
Memoria de lo que se da á los conquistadores & II, 7 fol. 455.
Memorial sobre el origen de los Yncas del Pirú & II, 7 fol. 457.
Relacion de los conquistadores de N. España & II, 7 fol. 423.
Sarmiento, Relacion de la sucesion y gobierno de los Ingas L I, 5.
Ynstruccion del Inga Diego de Castro L I, 5—131.

Inhalt.

Die Mexicaner.

Die Völker im Norden von Mexico.

Die Völker von Mittel-Amerika.

Die Chibchas und ihre Nachbarn.

Die Peruaner.

Die Mexicaner.

1. Was wir von der Geschichte des alten Mexico wissen, ist nächst den Baudenkmälern und Kunstprodukten welche die Zeit der Eroberung überdauert haben, durchgängig den einheimischen Bilderschriften und den Traditionen entnommen die an diese geknüpft waren. Die Zuverlässigkeit unserer Geschichtskenntniß hängt daher vor Allem von der Beschaffenheit der mexicanischen Bilderschrift selbst und insbesondere von dem Grade ab, in welchem sie fähig war historische Ereignisse mit Genauigkeit aufzubewahren.

Es ist bekannt daß die Spanier mit ihren Schiffen und Pferden von den Mexicanern sogleich bei ihrer Ankunft auf Baumwollenzeug gemalt wurden um dem Montezuma einen treuen Bericht über sie abzustatten, daß Cortes von letzterem ein Bild der Küste mit ihren Flüssen und Vorgebirgen auf Baumwolle und später von den Eingeborenen ein eben solches erhielt das von Xicalanco bis nach Nicaragua hinab alle Flüsse Gebirge und größeren Orte darstellte (Gomara 313, 355, 409). Diese unmittelbare Abbildung äußerer Gegenstände, welche bisweilen bis zur Porträtähnlichkeit ging, da Montezuma absichtlich seiner ersten Gesandtschaft an Cortes einen Mann beigab, der diesem glich (B. Diaz 34), war von Schrift noch weit entfernt. An sie schloß sich zunächst die bildliche Darstellung der Ortsnamen an wie sie in den Tributverzeichnissen vorliegt und der Personennamen, welche wie jene stets eine bestimmte Bedeutung hatten: das Bild gab den Wortsinn des Namens wieder, ganz wie in unseren Rebus. Auf diese Weise stellen die uns erhaltenen Tributverzeichnisse neben den Steuer zahlenden Orten und den Empfängern des Tributes die zu liefernden Boden- und Gewerbeerzeugnisse, ihre Menge und die Anzahl von Tagen dar für welche die Lieferung galt. Die Zahlen von 1 — 19 wurden

durch Punkte, 20 durch ein Fähnchen (ein in vier Felder getheiltes Stück Zeug, an dem jedes Feld 5 Einheiten entspricht), 20. 20 durch eine Feder, 20. 20. 20 durch einen Beutel mit Kakaobohnen bezeichnet, die zwischenliegenden Mengen aber, z. B. 10, 15, 100, 200, 300 durch die entsprechenden Theile (½, ¾) einer Fahne oder (¼, ½, ¾) einer Feder ausgedrückt: die Zahl 316 schrieb man durch einen Punkt, der neben ¾ von einer Fahne und ¾ von einer Feder gesetzt wurde (Gama II, 130, 137). Sehr viele Gegenstände wurden nach je 20 gezählt, wie wir nach Dutzenden oder Schocken rechnen, diese Zwanzige aber je nach der Natur der Gegenstände verschieden bezeichnet. Die Operationen der Addition und der Multiplication scheinen in der Bilderschrift nicht durch besondere Zeichen unterschieden worden zu sein (ebend. 142).

Schon eine solche Tributliste mußte natürlich für jeden unverständlich sein der die Beziehung nicht kannte in welcher die abgebildeten Gegenstände untereinander stehen sollten: der Zweck den die Schrift erreichen will, jedem verständlich zu sein der der Sprache und der Bedeutung der Schriftzeichen selbst mächtig ist, konnte auf diesem Wege nur sehr unvollkommen erfüllt werden. Gleichwohl scheinen die Mexicaner bei dieser Rebus-Schrift, in welcher Aubin den eigentlichen Schlüssel ihrer Bilderschrift erkennt (Brasseur I, p. XLI), fast ausschließlich stehen geblieben zu sein, in ihrer weiteren Ausbildung aber verschiedene Wege eingeschlagen zu haben. Da nämlich nur wenige Namen sich ohne Hinzufügung oder Hinweglassung einzelner Buchstaben oder Silben in Wörter auflösen lassen, die durch bestimmte Bilder darstellbar sind, so griff man zu dem Mittel bald mehr bald auch weniger abzubilden als was wirklich gelesen werden sollte: man drückte z. B. den Namen des Königs szcoatl entweder aus durch „Schlange (coatl) mit Obsidianmessern (itztli)“ oder durch „Obsidianmesser (itztli), Topf (comitl), Wasser (atl)“, indem man die einzelnen Silben des zu schreibenden Wortes durch Gegenstände darstellte, deren Namen eben diese Silben wenigstens als Hauptbestandtheil enthielen. Auf diese Weise gelangte man zu einer Art von Silbenschrift und in einzelnen Fällen selbst bis zur Darstellung abgesonderter Laute: a wurde durch „Wasser“ (atl), e durch „Bohne“ (etl), ez durch „Blut“ (eztli), ix durch „Auge“ (ixtli) u. s. f. bezeichnet. Aubin hat die Darstellung von 104 Silben angegeben, die sich nach dieser Methode wiedergegeben finden. Indessen muß in dieser Art von Schrift eine große Vieldeutigkeit geherrscht haben, denn dieselben Bil-

der mußten bald bloß als Silben bald als die ganzen Wörter gelesen werden deren Wurzeln jene Silben waren. Um ein solches mehrdeutiges Bild näher zu bestimmen, setzte man zu ihm noch ein zweites hinzu, so daß öfters zwei Bilder zusammen nur eine Silbe bezeichneten. Neben dieser Verdoppelung der Zeichen kam es aber auch vor daß einzelne Buchstaben eines Wortes in der Darstellung ganz hinwegfielen, daß zwei Zeichen in eins zusammengezogen oder auch so zusammengestellt wurden, daß das eine von ihnen nur einen Consonanten bedeutete, da der zugehörige Vocal schon in dem anderen Zeichen mitenthalten war.*

Es liegt am Tage daß diese Art von Schrift, deren man sich hauptsächlich zur Darstellung historischer Gegenstände, dann in der Administration und vor Gericht, nicht aber in religiösen Dingen und bei der Wahrsagekunst bedient zu haben scheint, zu genauer wörtlicher Mittheilung des Gesprochenen oder Geschriebenen so lange unzureichend war, als man nicht zu einer consequenten Ausbildung eines festen Systems von Bildern oder Zeichen für alle einzelnen Silben fortschritt, die in den Wörtern der Sprache sich vorfanden. Bis dahin scheinen es die Mexicaner trotz des guten Anfangs den sie gemacht hatten, nicht gebracht zu haben, und die Versicherung eines späteren Schriftstellers, daß Montezuma's Maler auch die Reden und Gespräche des Cortes aufzuzeichnen im Stande gewesen seien (Solis I, 113), verdient schon deshalb keinen Glauben, weil ihnen der Gebrauch den die Spanier von der Schrift zu brieflichen Mittheilungen in die Ferne machten, als ein Wunder erschien, obgleich sie selbst ihre Bilderschrift auch zu geheimeren Privatmittheilungen an eingeweihte Personen benutzten (Gama II, 45 nach Valades). Die mexicanische Bilderschrift ist vielmehr im Wesentlichen auf dem Standpunkte des Abbildens der sichtbaren Dinge stehen geblieben: das Bild giebt meist nur die wesentlichsten Züge, oft auch nur den Haupttheil des zu bezeichnenden Gegenstandes wieder; ein noch näherer Anschluß der Schrift an die Wortsprache als der eben angedeutete, daß eine einzelne Silbe durch ein Bild dargestellt wurde das einem Worte entsprach in welchem diese Silbe vorkam, scheint nicht stattgefunden zu haben. Mit den Bildern wurden bisweilen auch

* Die obigen Hauptsätze von Aubin's Lehre entziehen sich bis jetzt einer näheren Prüfung, weil die bisher publicirten mexicanischen Codices wenig oder nichts von der Schriftart zu enthalten scheinen, die Aubin zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat.

gewisse symbolische Zeichen verbunden deren Gebrauch jedoch seltener war; die Art ihrer Anwendung und die Rolle welche sie spielten, ist uns jedoch ganz unbekannt (Acosta VI, 7). Was sich nicht durch Bilder wiedergeben ließ, wurde zum Theil durch gewisse conventionelle Charaktere dargestellt, die zur Wortsprache in keiner näheren Beziehung gestanden zu haben scheinen (Clavigero VII, 49). Daß die Mexicaner wahrhaft phonetische Zeichen oder Charaktere von dem Werthe und der Bedeutung unserer Buchstaben gehabt hätten (Prescott I, 86, Ixtlilx. Hist. Préface) ist zweifelhaft und kaum wahrscheinlich.

Jeder Maler, bemerkt Gama (II, 30) treffend, hatte seine eigene Weise der Darstellung: der eine gab nur die Hauptsachen wieder, der andere ging mehr oder weniger auch auf die Nebenumstände ein, wie wir dieß an dem cod. Vaticanus no. 3738 und dem cod. Tellerianus (bei Kingsborough) sehen, die sich fast nur dadurch zu unterscheiden scheinen, daß der letztere Vieles hinwegläßt, was der erstere ausgeführt enthält. Von einem Maler wurde eine bestimmte Stadt durch ein Bild dargestellt das der Wortbedeutung ihres Namens entsprach, von einem anderen durch ein Bild das auf eine die Stadt betreffende Sage anspielte, von einem dritten durch ihre bekannten Hauptprodukte u. s. f. (Gama II, 36). Es gab demnach weder eine allgemein gangbare Darstellung derselben Gegenstände noch eine selbst den Schriftgelehrten allgemein verständliche Abbildung derselben Ereignisse: einen allgemeinen Schlüssel zur mexicanischen Bilderschrift giebt es nicht und es kann keinen geben, denn um sie in irgend einem besonderen Falle richtig deuten zu können wird nicht allein eine genauere Bekanntschaft mit den dargestellten Gegenständen selbst, sondern auch mit der besonderen Weise der Darstellung vorausgesetzt die gerade in diesem Falle von dem Maler angewendet worden ist. Alle diese Bilderschriften bleiben völlig unverständlich, so lange sie nicht von einem Eingeweihten mündlich erklärt werden und vermögen durch ihre einzelnen Zeichen nur dem Gedächtnisse dessen zu Hülfe zu kommen der mit ihrem Sinne bereits vertraut ist. Folgendes Beispiel wird dieß klar machen.

Im Jahre 1500 wurde das Wasser einer Quelle, welche der Göttin Chalchihuitlicue heilig war, unter vielen Wachtelopfern und anderen Ceremonien von Seiten der Priester jener Göttin nach Mexico geleitet, wo in Folge davon eine große Ueberschwemmung entstand. Dieses Ereigniß wurde durch die Bilder „8 Feuerstein (Bezeichnung des Jahres), Göt-

tin Chalchihuitlicue, Nopalstrauch auf einem Stein (Bezeichnung von Mexico)" dargestellt, alles Andere aber dem eigenen Verständniß des Lesers überlassen, der das Ereigniß kennen, den Namen und Ort der Quelle, den König der ihre Zuleitung nach Mexico befahl und alle übrigen Nebenumstände wissen muß. Man ersieht hieraus, daß die Bilderschrift der Mexicaner, weit entfernt eine einigermaßen vollständige und treue Aufbewahrung ihrer Geschichte geben zu können, vielmehr durchgängig einer Unterstützung durch mündliche Ueberlieferung bedurfte und ohne diese völlig werthlos war. Sie in den Tempelschulen lesen zu lernen war der mexicanischen Jugend nur vermittelst eines gleichzeitigen Geschichtsunterrichts möglich der dort ertheilt wurde. Auf diesen Unterricht wurde große Sorgfalt verwendet, man kam dabei dem Gedächtniß durch Verse und Gesänge zu Hülfe die ebenso wie alle Reden welche wörtlich aufbehalten werden sollten, nicht abgelesen werden konnten, sondern ganz memorirt werden mußten, und wenn wir hören daß die Mexicaner später das Vaterunser, Ave Maria und Glaubensbekenntniß in Bildern aufschreiben und lesen konnten, so ist auch dieß nur so zu verstehen, daß die Bilder ihrem Gedächtniß zu Hülfe kamen dem sie die Worte eingeprägt hatten (Acosta, Clavigero a. a. O.). Der nothwendige Ausgangspunkt für die Entzifferung der Bilderschrift liegt allerdings in der richtigen Deutung der Eigennamen (vgl. die Zusammenstellung derselben von Ternaux zu Ixtlilx. Hist. Append.), aber es beruht auf einer Verkennung der Sache wenn man glaubt es zu einer wirklichen Lesung derselben bringen zu können, oder sogar dieses Ziel für leichter erreichbar hält als die Deutung der ägyptischen Hieroglyphen, weil einige der noch vorhandenen mexicanischen Bilderschriften mit einer spanischen oder italienischen Erklärung versehen sind.

Der dargelegte Charakter der Bilderschrift läßt erkennen, daß die mexicanische Geschichte nicht sowohl in dieser selbst enthalten, als vielmehr in der ergänzenden Interpretation und traditionellen Belehrung niedergelegt war die von Generation zu Generation forterbte und nur in den Hauptsachen durch die Bilder gestützt und fixirt war, während die Nebendinge ganz und gar der mündlichen Erzählung überlassen blieben. Wir dürfen demnach behaupten daß die Geschichtskenntniß der mexicanischen Gelehrten selbst, insofern sie die ältere Zeit betraf, nur in Rücksicht der großen und wichtigen Ereignisse, zuverlässig war, insofern sie sich aber etwa auf das jüngst vergangene Jahrhundert bezog,

allerdings auch in Rücksicht minder bedeutender Begebenheiten Zutrauen verdiente; ja dieses Urtheil bedarf sogar einer noch weiteren Einschränkung, da wir aus Ixtlilxochitl ersehen daß die alten Bilder-Annalen selbst in ihrem Inhalte keineswegs überall miteinander übereinstimmten. Dieser nämlich erhielt zwar im Jahre 1608 ein officielles Zeugniß über die Richtigkeit seiner historischen Darstellungen und deren Uebereinstimmung mit den alten Bilderschriften (Kingsborough IX, 448), aber er hat nicht eine, sondern etwa ein halbes Dutzend voneinander nicht unerheblich abweichender Berichte über die alt-mexicanische Geschichte geschrieben, indem er wahrscheinlich bald dem einen bald dem andern Codex und den über sie gegebenen traditionellen Erklärungen folgte. Welche von diesen Quellen die reinere sei, ist für uns kaum möglich zu entscheiden. Nur so viel läßt sich aus den angeführten Umständen entnehmen, daß nur wenige Data der mexicanischen Geschichte, welche mehr als hundert Jahre vor der spanischen Eroberung liegen, mit Sicherheit festgestellt werden können. Zu demselben Resultate wird uns später die nähere Betrachtung der mexicanischen Geschichte selbst führen.

In zweiter Linie hängt die Glaubwürdigkeit dieser letzteren davon ab, ob die Männer welche aus den Bilderschriften schöpften, welche sie sich von einheimischen Gelehrten erklären ließen und die alten Gesänge und Traditionen benutzten, ihre Quellen verstanden und richtig wiedergegeben haben. Diese Frage zu beantworten fehlt es uns fast gänzlich an Anhaltspunkten, da jene Quellen selbst großentheils zerstört sind und das Wenige von ihnen das noch übrig ist, für uns aus den angegebenen Gründen höchst wahrscheinlich für immer ein verschlossenes Buch bleiben wird, daher wir mit Gallatin, obwohl aus verschiedenen Gründen, den Werth des Verlorenen kaum sehr hoch anschlagen können. Die auf uns gekommenen, größtentheils spanischen Berichte liefern für die Zeit der Eroberung eine Menge von wichtigem Material, für die ältere Zeit aber sind sie meistentheils von geringer Bedeutung, da sie ihre Angaben fast durchgängig erst aus zweiter oder dritter Hand haben, gegen die Eingeborenen, von denen die Spanier vielfach absichtlich irre geführt wurden (wie u. A. Ixtlilxochitl a. a. O. 334 versichert), sehr parteiisch sind und natürlich Mißverständnisse in großer Anzahl enthalten. Die beste Gewähr für die frühere Geschichte von Mexico geben nächst Sahagun, der seit 1529

in Mexico selbst diesen Gegenstand eifrig studirte, Torquemada, Ixtlilxochitl und Tezozomoc.*

Der erste, welcher sein Werk 1569 vollendete (Prologo zu II), einen Theil desselben 1547 in mexicanischer Sprache schrieb und 30 Jahre später selbst in's Spanische übersetzte, hat zwar in seiner Weise äußerst sorgfältig viele Jahre hindurch untersucht und kann als vollkommen gewissenhaft gelten; da er sich aber vorzüglich mit dem socialen und religiösen Leben der Mexicaner, weit weniger mit ihrer alten Geschichte beschäftigt hatte, so sind seine Nachrichten über die letztere vielfach verworren, und er scheint überhaupt wenig fähig gewesen zu sein das Material welches er von den einheimischen Gelehrten erhielt, kritisch zu sichten und zu verarbeiten. Torquemada, der nach sechzehnjährigen Studien (IX 28) erst um 1610 zu schreiben begonnen hatte und jenen fleißig benutzte, hat fast alle Hauptsachen aus den Berichten der ältesten spanischen Missionäre und aus der einheimischen Tradition geschöpft, wie er erzählt. Trotz der Verbrennung der alten Bilderschriften durch die spanischen Bischöfe, die er öfters erwähnt, war es ihm gelungen sich in den Besitz von drei oder vier alten Handschriften zu setzen (XIV, 6 u. sonst). Ixtlilxochitl (Hist. des Ch. I, 355) bezeichnet ihn als den Ersten der die alt-mexicanischen Bilderschriften und Gesänge zu erklären verstanden habe. Das Gerettete verwerthete er mit großer Sorgfalt,** doch entsprach sein kritisches Talent diesem Eifer nur wenig. Seine Quellen citirt er häufig, aber trotz seines großen Fleißes ist er oft unbrauchbar wegen der Widersprüche, Unklarheiten und Unmöglichkeiten die er enthält. Ixtlilxochitl, von mütterlicher Seite Indianer, von väterlicher Spanier, giebt alte Bilderschriften des ehemaligen Archives von Tezcuco

---

* Vgl. über sie Sybel's historische Zeitschrift VI, 78 ff., Prescott Mex. I, 47, 78, 187, Gallatin 149 ff.

** Hauptsächlich solche Bilderschriften welche Besitztitel, Tributverzeichnisse u. dgl. enthielten, waren von den Eingeborenen sorgfältig verborgen gehalten worden um sie vor dem Untergange zu schützen; auch eine Anzahl von Schriftwerken theils in mexicanischer theils in spanischer Sprache hat ihre Sorgfalt vor der Zerstörung durch civilisirte Europäer bewahrt (Echevarria y V., Discurs. prelim.). Bis zum Anfange des 17. Jahrh. pflegte in Mexico die Bilderschrift vor Gericht in den Prozessen der Eingeborenen angewendet zu werden um das streitige Object und die Behauptungen der streitenden Theile darzustellen; auch die alten Genealogien, die Tributregister und die alten Gesetze des Landes waren noch damals den Gerichten unentbehrlich (Humboldt, Ans. d. C. I, 76), und man verdankt ohne Zweifel diesen Umständen allein die Erhaltung mancher alten Denkmäler dieser Art.

und deren Erklärung durch kundige Eingeborene öfters als seine Quellen an. Höhere Bildung scheint er nicht besessen, sondern nur aufgezeichnet zu haben was er von Anderen mitgetheilt erhielt. Offenbare Uebertreibungen finden sich mehrfach bei ihm, doch betrachtet Ternaux seine Geschichte als das zuverlässigste Werk das je über diesen Gegenstand geschrieben worden sei. Nach Echevarria y Veitia (Discurso prel.) hat er noch viele alte Documente zusammenzubringen gewußt und galt im 17. Jahrh. — er schrieb um das Jahr 1600 — für den größten Gelehrten in der mexicanischen Geschichte. Veitia selbst, der 1758 in Mexico lebte und von Boturini, dessen Freund er war, Vieles gelernt hat, scheint die überlieferten Nachrichten bisweilen etwas willkürlich behandelt und gleich seinem Lehrer hier und da in phantastischer Weise ausgedeutet zu haben. Ueber Tezozomoc, dessen Buch kurz vor dem Jahre 1600 entstanden ist (II, 67), wissen wir nichts Näheres. Clavigero's Buch, das erst nach 1780 erschien, ist unter den späteren Werken in jeder Hinsicht das bedeutendste, und mit Recht haben sich Humboldt u. A. vorzugsweise an dasselbe gehalten, obwohl man Gallatin zugestehen muß daß die Berichtigungen älterer Angaben die es bietet, oft nur auf kritischen Vermuthungen beruhen.

Nach diesen Erwägungen muß man gestehen daß der Zustand der Quellen welche uns für die alt-mexicanische Geschichte zu Gebote stehen ein ziemlich hoffnungsloser ist, daß wir den Annalen der mexicanischen Völker nicht nur das unbedingte Zutrauen versagen müssen, welches neuerdings Brasseur ihnen geschenkt, sondern auch sie weit entfernt glauben müssen von dem hohen Grade von Genauigkeit den Humboldt ihnen zugeschrieben hat. Richtiger sind sie ohne Zweifel von Prescott und Gallatin gewürdigt worden, obwohl der letztere in mancher Beziehung zu weit gegangen zu sein scheint. Eine fast ganz verwerfende Kritik wie die seinige gewährt dem Forscher die ebenso verführerische als bedenkliche Annehmlichkeit sich des eingehenden Studiums in alle Detailangaben der alten Chronisten enthalten zu dürfen.

Gallatin hat das Verdienst, zuerst hervorgehoben zu haben daß unter den sämmtlichen Bilderschriften die wir noch besitzen, nur äußerst wenige von historischem Inhalte sind und daß diese wenigen fast sämmtlich nur geringen historischen Werth haben: es sind dieß

der Codex aus Boturini's Sammlung, die letzten Theile des Vaticanus 3738 und des Tellerianus, der erste Theil von Mendoza's Sammlung und Gemelli Careri's Abbildung der Azteken-Wanderung, welche letztere (auch bei Humboldt wiedergegeben) keine Kopie, sondern offenbar nur eine europäische Nachahmung eines mexicanischen Bildes ist. Alle, außer vielleicht dem zuerst genannten, stammen erst aus der Zeit nach der Eroberung, aber nur für Mendoza's Sammlung, welche auf Befehl dieses Vicekönigs und also zwischen 1535 und 1551 compilirt wurde, läßt sich der Ursprung nachweisen, und die beigegebene Erklärung trifft der Vorwurf daß sie für die Mexicaner parteiisch ist, da sie diese als Eroberer hinstellt zu einer Zeit da sie noch an Azcapozalco tributär waren. Der größte Theil des Vaticanus stammt (nach Gallatin) wahrscheinlich aus der Zeit von 1546—60; das Ganze besteht offenbar aus einer Menge von gar nicht zusammengehörigen Theilen, deren letzter die Geschichte der Mexicaner bis zum Jahre 1562 fortführt, und der italienische Text welcher dazu gehört, zieht so viele Parallelen mit christlichen Vorstellungen und Gebräuchen, daß man ihn ohne Anstand mannigfacher Verdrehung des Gegenstandes beschuldigen darf. Der Tellerianus scheint, wie schon bemerkt, nur einen Auszug aus dem Vaticanus zu liefern; der Erläuterung die ihn begleitet, darf man jedoch keinen Vorwurf daraus machen, wie Gallatin gethan, daß sie weit mehr enthält als die Bilder erkennen lassen, da dieß, wie wir gesehen haben, der Natur der Sache nach nothwendig war. Alle übrigen Codices entbehren des erklärenden Textes und wenn daher auch das Bodlejische Manuscript in 40 Blättern geschichtlichen Inhaltes ist, wie es scheint, so führt uns dieß doch in der Kenntniß der mexicanischen Geschichte selbst keinen Schritt weiter.

Möchte aber auch weit vollständiger nachgewiesen sein als durch Gallatin geschehen ist, daß die Bilderschriften die wir noch besitzen* von zu neuem Datum und von zu gedankenloser Arbeit sind als daß sie für brauchbare Geschichtsquellen gelten könnten — für unsere Geschichtskenntniß ist dieß sehr gleichgültig, denn wir sind ganz unvermögend sie aus den Bilderschriften selbst zu schöpfen, und finden uns in dieser Hinsicht ganz an die Schriftwerke derer verwiesen die

* Vgl. über die Sammlungen derselben vorzüglich Buschmann 1852 p. 648 ff., nach dessen Urtheil ebenfalls die ihnen in spanischer oder aztekischer Sprache beigefügten Erklärungen nicht immer ganz unverdächtig sind.

sich in früherer Zeit in Mexico mit dem Studium der jetzt verlorenen Schätze dieser Art beschäftigt haben und sie von gelehrten Indianern erklärt erhielten. Ebensowenig würde die Annahme gerechtfertigt sein, die Gallatin zu machen scheint, daß jene Bilderschriften aus denen Sahagun, Ixtlilxochitl u. A. schöpften, und daher auch deren Berichte, gleich unzuverlässig und werthlos gewesen seien wie die geringen Reste die sich aus der Jahrhunderte lang fortgesetzten Verwüstung der einheimischen Denkmäler und aus dem allgemeinen Schiffbruch der einheimischen Gelehrsamkeit bis auf unsere Zeit gerettet haben; vielmehr dürfen wir voraussetzen daß jene einheimischen Annalen auf deren Bewahrung und Studium so viele Sorgfalt und so großer Fleiß verwendet zu werden pflegte, sich in jeder Rücksicht sehr zu ihrem Vortheil von den schlechten Compilationen unterschieden die uns jetzt leider allein noch zu Gebote stehen, aber allerdings vermögen wir in dem was uns die alten Chronisten erzählen, nicht die authentische Geschichte des alten Mexico zu erblicken, sondern nur eine Summe von mündlichen Ueberlieferungen die wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Quellen stammen, deren Hauptinhalt aber durch die Tradition verhältnißmäßig nur wenig angegriffen und verändert worden sein mag, da er durch Bilder fixirt war die den Erzähler einen festen Leitfaden an die Hand gaben.

Ferner hat Gallatin durch eine Tafel, die wir hier zum Theil berichtigt und noch weiter vervollständigt wiedergeben, gezeigt, daß die Chronologie der alt-mexicanischen Geschichte wenig zuverlässig ist. Die Gründung der Stadt Mexico-Tenochtitlan setzt der Mendoza-codex in's Jahr 1324; Chimalpain, Siguenza (nach Gemelli), Veitia und Clavigero auf 1325; Tezozomoc auf 1326; Siguenza (nach Vetancurt) auf 1327; Torquemada auf 1341; Ixtlilxochitl giebt an verschiedenen Orten dafür die Zahlen 1140, 1142, 1220.

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
Acamapich	1375	1399	1384	1361	21	51	1271 (1281)	1361	1352	1384
Huitzilihuitl	1396	1406	1424	1403	21	—	1353	1402	1389	1403
Chimalpopoca	1417	1414	1427	1414	10	—	1424	1414	1410	1417
Itzcoatl	1427	1426	1437	1427	14	14	1441	1427	1423	1428
Montezuma I.	1440	1440	1449	1440	30	1440	1468	—	1436	1440
Axayacatl	1469	1469	1481	1468	14	14	1481	—	1464	1469
Tizoc	1482	1483	1471	1481	4	5	1485	—	1477	1481
Ahuitzol	1486	1486	1492	1486	18	1486	1505	—	1482	1486
Montezuma II.	1502	1502	1503	1502	19	1503	—	—	1502	—

Anm. a bezeichnet den cod. Mendoza, b den Tellerianus, c Acosta,

d Siguenza (bei Vetancurt), e Sahagun, f Ixtlilxochitl Hist. des Ch., g Id. Relaciones, h Veitia, i Clavigero, k den cod. Chimalpopoca bei Brasseur. Die Zahlen geben die Jahre des Regierungsantritts der vorstehenden Könige, nur in der Columne g ihr Todesjahr an, die kleinen Zahlen unter e und f gelten für die Regierungsdauer. Daß unter c die Zahl 1481 vor 1471 steht, kommt daher daß Acosta den König Tizoc vor Axayacatl stellt.

Man muß Gallatin Recht geben wenn er sagt, daß nach Beiseitesetzung Acosta's dessen Angaben als unzuverlässig erscheinen, die Jahreszahlen sich erst abwärts vom König Itzcoatl (1427) übereinstimmender zeigen, dagegen läßt sich nicht billigen daß er hinzusetzt, auch auf diese Uebereinstimmung der späteren Zahlen lasse sich nur wenig geben, weil Tizoc's Regierungsantritt, der durch eine Sonnenfinsterniß bezeichnet war und vermittelst dieser von Gama auf 1481 festgestellt worden ist, nur von Siguenza in dieses Jahr gesetzt werde, denn dieselbe findet sich dafür zwar nur unter k, doch sind die Abweichungen davon sowohl unter c und g als auch unter a e und f wohl nur scheinbar. Eine Differenz von einem Jahre nämlich kann deshalb in der vorstehenden Tafel gar nicht in Anschlag gebracht werden, weil sie entweder daraus entsprungen sein kann, daß der Anfang des mexicanischen Jahres mit dem des unsrigen nicht zusammenfällt, oder auch daraus, daß die Regierungsdauer eines Königs der z. B. wie Axayacatl 13 Jahre und mehrere Monate herrschte, sich ebensowohl zu 13 als zu 14 Jahren in runder Summe angeben läßt und die hiernach berechnete Zeit des Regierungsantrittes also bei Tizoc bald auf 1481 bald auf 1482 gesetzt werden konnte. War nun, wie dieß unter b geschehen ist, der Regierungsantritt des Königs Axayacatl bereits auf 1469 verlegt, da die 28 Jahre und mehrere Monate welche Montezuma I. geherrscht hatte, zu 29 Jahren berechnet worden waren, und wurde Axayacatl's Regierungszeit auf 14 Jahre angenommen, so erhielt man für Tizoc's Regierungsantritt sogar die Zahl 1483: es scheint demnach daß auch die Angabe des cod. Tellerianus (unter b) nur deshalb zu groß ausgefallen ist, weil man sie aus vorhergehenden Daten unrichtig berechnet hatte, und man wird auch aus dieser Abweichung von der Wahrheit noch keine Unzuverlässigkeit der Quelle überhaupt folgern dürfen in welcher sich dieser Irrthum findet. Da die Angabe Clavigero's (1477 unter i) nur durch Räsonnement gewonnen ist und sich nirgends in den alten Bilderschriften findet, läßt sich ihr kein großes Gewicht beilegen, und wir erhalten demnach als hinreichend sicherstehende Zahlen für den Regierungsantritt der Könige von Itzcoatl abwärts:

1427, 1440, 1468, 1481, 1486, 1502. Von früheren chronologischen Daten scheint allerdings nur noch das Gründungsjahr der Stadt Mexico 1325, über das Clavigero ausführlich gehandelt hat, Zutrauen zu verdienen. Außerdem ist noch hervorzuheben daß Sahagun's Angaben (unter e) fast durchgängig mit denen des cod. Mendoza (unter a) übereinstimmen.

Die Chronologie der auf uns gekommenen Darstellungen alt-mexicanischer Geschichte ist demnach allerdings nicht die starke Seite derselben. Wenn indessen Gallatin betont, es lasse sich keine Spur von Beweis dafür beibringen daß zur Zeit Sahagun's irgend ein älteres zuverlässiges Datum als die vorhin angeführten vorhanden gewesen sei, so kann man dieß zugeben ohne es besonders wichtig zu finden, denn der Mangel eines Beweises in Dingen über die wir so unvollständig unterrichtet sind, kann nicht befremden und ist, wenn irgend ein Grund, jedenfalls ein äußerst schwacher für die Behauptung daß es zu Sahagun's Zeit keine solchen Daten mehr gegeben habe oder daß die Mexicaner selbst vor der Zerstörung des größten Theiles ihrer literarischen Schätze durch fanatische Mönche nicht im Besitze solcher Zeitbestimmungen gewesen seien. Dagegen ist zu vermuthen daß durch diese Zerstörung, welche mit dem Fortschritt der spanischen Eroberung überall Hand in Hand gegangen ist, grade die chronologischen Angaben,* deren Sicherheit immer von schriftlicher Aufzeichnung vorzüglich abhängt, vor allen andern betroffen wurden, während das Andenken der historischen Hauptereignisse selbst dem Gedächtnisse Vieler eingeprägt war und nicht so schnell sich verwirren oder verloren gehen konnte. Der Mangel an Uebereinstimmung in dem Inhalte und in der Auslegung der kümmerlichen Reste einheimischer Bilderschriften, die man später mühsam zusammengesucht hat um sie zu studiren und in denen man vielleicht manches nur aus dem Gedächtniß wieder ergänzt hat, kann uns nicht wundern, und wir sind gewiß nicht berechtigt daraus zu schlie-

* Wenn die Stelle des Ixtlilxochitl bei Buschmann 1852 p. 644 so verstanden werden müßte, daß in den mexicanischen Bilderschriften ein Künstler die Bezeichnung der Zeit, ein anderer aber die Ereignisse gemalt hätte, so würde sich eine gewisse Verwirrung der Chronologie leicht erklären, jene Worte scheinen aber vielmehr nur zu besagen daß es besondere Maler gab für die historischen Ereignisse, andere für die Genealogien der Fürsten und des Adels, wieder andere für die Grenzen der Dörfer Städte und Provinzen mit Angabe der Landeigenthümer und ihrer Besitzungen, noch andere für die Gesetze Gebräuche und Ceremonien.

ßen daß die alten Mexicaner selbst in ihrer historischen Chronologie ebenso unsicher gewesen seien als wir es jetzt sind. Sahagun (X, 29, 14) erzählt daß einst die Gelehrten mit einem Theile des mexicanischen Volkes fortzogen und die Bilder-Urkunden sämmtlich mit sich nahmen und daß später zur Zeit des Königs Itzcoatl viele derselben verbrannt wurden um sie nicht in die Hände des Volkes fallen zu lassen oder (nach Brasseur's III, 209 Vermuthung) um die demüthigende Erinnerung an die Niedrigkeit zu tilgen in der die Mexicaner früher gelebt hatten. Sind diese Angaben gegründet, deren Richtigkeit näher zu prüfen uns freilich kein Mittel zu Gebote steht, so würde es erklärlich genug sein, wenn die Kunde ihrer eigenen Vorzeit bei den Mexicanern selbst nicht weit hinaufreichte. Jedenfalls aber muß die Frage nach dem Werthe des historischen Wissens das jene besessen haben mögen, wohl unterschieden werden von der Frage nach dem was wir von ihrer alten Geschichte wissen, und die Kritik wird sich vor dem von ihr so oft begangenen Fehler sorgfältig hüten müssen Kenntnisse und Leistungen den eingeborenen Völkern von America abzusprechen, deren sie erst durch die Verwüstung der einheimischen Civilisation von Seiten der Europäer verlustig gegangen oder selbst unfähig geworden sind.

Die erheblichen Abweichungen in den chronologischen Daten rauben uns die Hoffnung eine hinreichend verbürgte Geschichte des alten Mexico herzustellen, aber sie beweisen zugleich den wichtigen Satz daß die Berichterstatter von denen sie herstammen, aus verschiedenen Quellen geschöpft und jedenfalls nicht voneinander abgeschrieben haben. Die Annahme daß die Jahreszahlen willkürlich erdichtet seien, scheint außer Wilson bis jetzt noch niemand für wahrscheinlich gehalten zu haben. Ueberdieß läßt sich nicht behaupten daß die Glaubwürdigkeit der Geschichte überall da zu Ende sei wo es keine sicheren Zeitbestimmungen mehr giebt, wie Gallatin vorauszusetzen scheint. Allerdings vermögen wir bei mangelnder Sicherheit der letzteren nicht leicht mehr mit voller Genauigkeit und Zuverlässigkeit den historischen Kern von den Zusätzen zu scheiden, mit denen ihn die Tradition im Laufe der Zeit umhüllt hat, was aber insbesondere die Mexicaner betrifft, so verwendeten sie nach dem einstimmigen Urtheil unserer Gewährsmänner sowohl auf ihre Jahresrechnung als auch auf die unverfälschte Aufbewahrung ihrer Geschichte die größte Sorgfalt und den mühevoll-

sten Fleiß, es wurde in ihren Tempelschulen ein wohlgeordneter Unterricht über historische Gegenstände ertheilt und mit schweren Strafen bedrohten die Gesetze jeden Mangel an Treue und Gewissenhaftigkeit in der Behandlung dieser Dinge. Dieß Alles läßt kaum bezweifeln daß ihre historischen Traditionen mehr als ein bloßes Gewebe von Fabeln waren, und daß die uns aufbehaltenen, meist sehr sorgfältig gesammelten Berichte einen weit größeren Theil geschichtlicher Wahrheit enthalten als die genannten neueren Kritiker ihnen zuzugestehen geneigt sind (vgl. Buschmann 1852, 659). Verlieren sie sich auch für die ältere Zeit in das Gebiet der Sage, so tragen sie doch keineswegs durchgängig das Gepräge dieser letzteren. Wir werden im Folgenden den freilich gewagten Versuch machen aus ihnen abzusondern was uns von historischem Werthe scheint.

Das älteste Volk der mexicanischen Geschichte sind die Tolteken oder Tulteken, d. i. die Bewohner von Tollan oder Tula. Ixtlilxochitl (Cruantés 64 vgl. Relaciones 453) und Sahagun (X, 29, 1 u. 5) bezeugen mit Bestimmtheit daß sie die mexicanische oder aztekische Sprache redeten. Alle Völker mexicanischer Zunge, sagt letzterer, „heißen Naoas und sind Nachkommen der Tolteken." Auch aus Montezuma's Rede an Cortes geht dieß hervor, denn er hielt die Spanier bei ihrer Ankunft für die Nachkommen seines großen Ahnherrn Quetzalcoatl, dieser aber wird allgemein als Heros der Toltekten bezeichnet. Ixtlilxochitl (Relaciones) spricht öfters von Culhuas Tultecas, ein Ausdruck der ebenfalls darauf hinweist daß das spätere Aztekenreich, welches von den Eingeborenen Culhua genannt wurde (Cortes 57, Gomara 432), ein toltekisches war, und giebt anderwärts an (Hist. des Ch. I, 35) daß die in Culhuacan nach dem Falle der Toltekenherrschaft sitzen gebliebenen Tolteken den Namen Culhuas führten. Damit übereinstimmend berichtet Torquemada (I, 14) daß die Könige von Culhuacan, in deren Dienstbarkeit die später eingewanderten Azteken eine Zeit lang lebten, aus dem alten Herrscherhause der Tolteken stammten, und es ist unter diesem Culhuacan der Centraltheil von Mexico selbst zu verstehen, wie sich daraus ergiebt, daß Ixtlilxochitl (Relac. 333, 349 ff.) den ersten König der Azteken, Acamapich, König von Culhuacan nennt. Huei-Colhuacan, das alte Culhuacan dagegen, das sich als eine der Stationen angegeben findet über welche die Wanderung der Nahuatlaken ihren Weg nahm, ist das je-

zige Culiacan (Torquemada III, 43) und Mühlenpfordt nennt noch neuerdings in Cinaloa einen Stamm der Hueicolhues die zu den Coras gehören sollen (Buschmann 1852 p. 692), was sich wohl damit vereinigen läßt daß das Cora, eine der vier Hauptsprachen von Sonora, unter diesen sowohl grammatisch als auch lexicalisch dem Aztekischen sich am meisten nähert (ders. 1854 Suppl. II, 9). Waren die Culhuas ein Zweig der Tolteken, wie wir als wahrscheinlich annehmen dürfen, so scheint sich demnach ihre Herrschaft in alter Zeit weit nach Norden erstreckt zu haben.

Nach einer anderen Ueberlieferung waren die Ulmecas* (Olmecas), welche mit den Xicalancas zusammengenannt zu werden pflegen, noch älter als die Tolteken und schon vor ihnen eingewandert (Ixtlilx. Rel. 459). Sie sollen die Riesen welche sie im Lande vorfanden, vertilgt haben, und lassen sich nur mit zweifelhaftem Rechte als historische Völker betrachten, da sie seitdem fast ganz aus der Geschichte verschwinden. Nur Torquemada (III, 8) führt sie, wohl irrthümlich, erst unter den später eingewanderten Stämmen auf und giebt ihnen dieselbe Sprache wie den Zacatecas. Eine alte „anonyme Geschichte der Tolteken" soll die Nachricht enthalten haben daß die Ulmecas und Xicalancas erst nach den Tolteken anlangten, während andere Angaben diese Völker gleichzeitig ankommen und die Ulmecas das berühmte alte Bauwerk der Toltekenstadt Choyolan (Chollolan, Cholula) gründen lassen, dessen runde kegelförmige Gestalt (Echevarria y V. I, 12, 13, 20) ein Heiligthum des Quetzalcoatl erkennen läßt. Hiernach muß man geneigt sein die Ulmeken für Tolteken zu halten, wenn ihnen überhaupt eine historische Existenz zugesprochen werden darf. Die freilich in diesem Punkte sehr verwirrten und selbst widersprechenden Angaben Sahagun's (X, 29, 12 u. 18) bestätigen im Wesentlichen diese Annahme und scheinen wenigstens so viel durchblicken zu lassen, daß die Ulmeken gleich große Fortschritte in den Künsten gemacht hatten wie die Tolteken, daher man sie nie zu den Chichimeken zählte. Wenn Torquemada (I, 12), offenbar nach Gomara (432), den Iztac Mixcuatl als Stammvater der Mexicaner in Chicomoztoc bezeichnet und als dessen 6 Söhne Xelhua (Culhua), Tenuch, Ulmecatl, Xicalancatl, Mixtecatl und Otomitl angiebt, so weist die Erwähnung des Tenuch, nach welchem Mexico-Tenuchtitlan benannt ist, darauf hin daß wir es hier mit einer Sage von verhältnißmäßig

spätem Ursprunge zu thun haben und die Anführung der Mixteken und Otomis welche mit den Mexicanern nicht verwandt sind, zeigt, daß jene angebliche Genealogie ethnographisch werthlos ist wie so viele andere dieser Art; überdieß ist nicht Chicomoztoc (die sieben Höhlen), sondern Aztlan die Urheimath der Mexicaner, wie wir später sehen werden.

Daß auch die Xicalancas wahrscheinlich Tolteken waren ergiebt sich daraus, daß in dem Orte Xicalanco der an der Lag. de Terminos lag, sich die 1545 ankommenden Dominikaner eines alten Conquistadors Namens Ximenez, der aztekisch sprach, als Dolmetscher bedienen konnten (Remesal V, 9), daher findet sich bei Sahagun (IX, 4 vgl. 2) von einem Anaoac Xicalanco gesprochen, zu welchem auch Coazacoalco gehörte, im Gegensatz zu Anaoac Ayotlan, das südlich von Mexico an der Grenze des Landes der Zapoteken lag: letzteres ist wahrscheinlich das von ihm später (X, 29, 14) erwähnte Land der Anaoaca Misteca. Gomara (186) bezeichnet jenes Xicalanco als einen wichtigen Handelsplatz der Eingeborenen und gleich Cozumel in Yucatan als ein hochgeehrtes Nationalheiligthum: die Entdecker fanden dort gemauerte Tempel mit Idolen von Holz und von Thon, die theils Männer und Weiber theils Schlangen darstellten.

Die Tolteken galten als die eigentlichen Begründer der einheimischen Cultur von Mexico: ihr Name erhielt daher später die Bedeutung „geschickter Arbeiter, Künstler,“ ja wir müssen vermuthen daß jene, die als unkriegerische Menschen von sanftem Naturell und größerer Statur als die Azteken geschildert werden (Sahagun X, 29, 1), sich sogar zu einer höheren Stufe der Bildung emporgeschwungen hatten als diese letzteren, welche an Ehrgeiz Kühnheit und Eroberungslust ihre Vorgänger übertrafen, in Künsten und Kenntnissen aber nur deren Schüler und Erben wurden.

Als den Schöpfer der Welt verehrten die Tolteken Tloque Nahuaque, der in späterer Zeit zwar vernachlässigt worden zu sein scheint, von Netzahualcoyotl aber, den durch seine Weisheit berühmten König von Tezcuco (gest. 1472), wieder hervorgezogen und mit Verleugnung aller untergeordneten Götter als der einzig würdige und wahre Gegenstand der Anbetung hingestellt wurde (Ixtlilx. Rel. 321, 409, 454). Die Hauptgottheiten der Tolteken waren außerdem Tonacateuhtli, der Sonnengott, auch Ometecutli, der große Herr genannt, und sein

Weib Omecihuatl, die Göttin des Mondes, welche in dem obersten der 12 Himmel wohnten (ebend. 326, Sahagun a. a. O.). Ihr Polytheismus war nicht so vielgestaltig als der der Azteken und ihr Cultus minder blutig, doch opferten sie dem Sonnengotte zu Zeiten einen Verbrecher und dem Regengotte Tlaloc alljährlich 5—6 kleine Mädchen denen sie das Herz ausrissen (Ixtlilx. 327, 458). Quetzalcoatl dagegen, dessen Cultus bei einem Theile der Tolteken später fast ausschließlich zur Herrschaft kam, war gleich dem Hauptgott der Azteken, Huitzilopochtli, ursprünglich nur ein Heros, ein vergötterter Mensch.

Die Tolteken bauten große Tempel, unter denen namentlich der nach seinem Priester Quetzalcoatl benannte äußerst prächtig war, führten ihre Bauten ohne Mörtel auf und ohne alles Holzwerk und orientirten sie nach den Himmelsgegenden; auch unter der Erde sollen sie viele Reste ihrer Kunst zurückgelassen haben. Sie fertigten schöne Mosaiken, Silber- und Federarbeiten, wußten edle Steine und Metalle künstlerisch zu verwenden, betrieben den Anbau des Maises und der Baumwolle, die sie zu trefflichen Webereien benutzten, und hatten einen lebhaften Handel, in welchem sie außer Gold, gewebten Zeugen und Federarbeiten namentlich zweifingerbreite Kupfermünzen als Tauschmittel benutzten, wie sie später noch in Tututepec an der Südsee im Gebrauch waren. Ueberhaupt werden sie als Meister in allen Künsten geschildert welche später bei den Azteken blühten. Auch Bilderschrift besaßen und verwendeten sie zu dem Zwecke der Aufbewahrung historischer Ereignisse, Knotenschnüre von verschiedenfarbigen Fäden und demselben Gebrauch schreibt ihnen erst Echevarria (I, 1) zu. Die Astrologie, Traumdeuterei und die genaue Jahresrechnung der Mexicaner rührten nach den besten Quellen ebenfalls von ihnen her. Sie lebten in volkreichen Städten und bildeten geordnete Staaten. Teotihuacan war ihr nationales Heiligthum, Cholula einer ihrer Hauptsitze, daher Clavigero (II, 2) wohl mit Recht sie als die Erbauer der dortigen Pyramiden bezeichnet hat, womit es nicht streiten würde daß Siguenza den Tempel von Cholula vielmehr auf die Olmeken zurückführt, da diese letzteren wahrscheinlich ein Toltekenvolk waren. Humboldt (Ans. d. Cord. I, 32) hält mit Wahrscheinlichkeit auch die Pyramide von Papantla für eins ihrer Werke. Zu Sahagun's Zeit sah man noch einen ihrer steinernen Tempel in Tullantzingo, und beim Dorfe Xicotitlan, dem späteren Tula, zwei von ihnen

errichtete Stein-Pfeiler, deren Fuß den Kopf und deren Obertheil den Schwanz einer Klapperschlange darstellte.

Als der älteste Sitz der Tolteken wird allgemein Huehue Tlapalan genannt, das auch Huey Xalac hieß (Ixtlilx. Rel. 321 ff., 392 ff.), von wo sie in Folge innerer Zerwürfnisse auswanderten* und ein zweites Tlapalan, Tlapalan conco, Klein-Tlapalan gründeten. Wo jener Ursitz der Tolteken lag, findet sich nirgends angegeben. Clavigero und nach ihm Humboldt suchen ihn, wie die Heimath der mexicanischen Völker überhaupt, im Nordwesten. Torquemada (I, 14) und Ixtlilxochitl (Rel. 323, Hist. I, 9) sprechen sich in demselben Sinne aus: sie lassen die Tolteken über Jalisco nach Tullantzingo wandern und dort in geringer Entfernung von dem späteren Mexico die Hauptstadt ihres Reiches, Tollan (Tula) gründen. Dieses Reich, dem eine Dauer von 5—600 Jahren zugeschrieben wird, ging theils in Folge eines allgemeinen Verfalls der Sitten und innerer Unruhen, theils durch verheerende Krankheiten, Dürrung, Wassersnoth und andere Plagen zu Grunde unter dem König Topiltzin, der einen großen Theil seines Volkes nach Süden führte — Guatemala, Tehuantepec, Coazacoalco, Campech werden insbesondere als die Zufluchtsstätten desselben genannt — weil dort, wie er gesagt haben soll, seine Vorfahren blühende Reiche besäßen (Ixtlilx. Rel. 329, 332, 388), den Zurückbleibenden aber stellte er seine einstige Wiederkehr in Aussicht.

Dieser Erzählung gemäß kann man nicht umhin Topiltzin und Quetzalcoatl für identisch zu halten, da von diesem das Nämliche berichtet wird, nur in ausführlicherer und so motivirter Weise, daß wir zugleich in die Ursachen jener Auswanderung einige Einsicht erhalten. Quetzalcoatl war ein berühmter Priester der Tolteken, Zauberer und Prophet (Torquemada VI, 7). Die Menschen hatten durch ihr sündiges Leben die Götter erzürnt und waren in Folge davon schwer von ihnen heimgesucht worden. Quetzalcoatl's fromme Gebete und Büßungen, erzählt die Sage, bewogen sie jedoch der Erde ihre Fruchtbarkeit wiederzugeben. Ueberfluß herrschte aufs Neue, die goldene Zeit brach an, Quetzalcoatl schuf einen neuen Cultus, der sich rasch verbreitete (cod. Tellerianus bei Kingsborough V, 167). Er lehrte

* Die Zeitangaben welche Ixtlilxochitl mit Hülfe der biblischen Chronologie berechnet hat und in denen er mit sich selbst nicht übereinstimmt, lassen wir hinweg. Clavigero nennt für die Auswanderung das J. 544 n. Ch.

es gebe nur einen Gott, der mit ihm selbst den gleichen Namen habe (Sahagun X, 29, 1), und soll über die Tolteken ebenso die geistliche oder priesterliche Herrschaft geführt haben, wie deren König Huemac die weltliche (Torq. VI, 24). Diese Rivalität beider scheint die Empörung herbeigeführt zu haben die unter letzterem ausbrach. Huemac, welcher bisweilen auch Tetzcatlipoca Huemac genannt wird, vertrat in diesem Kampfe wahrscheinlich den Gott Tetzcatlipoca gegen seinen nach Alleinherrschaft in religiösen Dingen strebenden Gegner Quetzalcoatl (ebend. III, 7). Dieser mußte vor ihm zunächst nach Cholula flüchten (VI, 45), das wahrscheinlich erst seit dieser Zeit Mittelpunkt des religiösen Lebens und berühmter Wallfahrtsort geworden ist (Torq. III, 19), und ging später nach Coazacoalco um von dort aus sich nach Tlapallan zu begeben. Der Zauberer Titlacahua, dessen Zaubertrank er erlag, scheint nicht eine dritte Person zu sein welche in diesem Religionsstreit auftrat, denn jener Name, „der dessen Diener wir sind,“ war ein Beiname des Tetzcatlipoca selbst (ebend. VI, 20), dessen Cultus seitdem zu so unbestrittener Herrschaft gelangte, daß er als ungeschaffener höchster Gott, als Welt-Seele galt und ganz in die Stelle des alten Tloque Nahuaque eintrat, während die Anhänger des Quetzalcoatl diesen letzteren selbst nicht allein als Culturheros und großen Wohlthäter der Menschheit, sondern auch als ihren höchsten Gott zu verehren fortfuhren.

Was wir hier aus Torquemada gewonnen haben, findet im Wesentlichen auch bei Sahagun (VIII Prologo, X, 29, 1, III, 4 ff.) seine Bestätigung, nur mischt dieser in den Kampf der alten Götter mit den neuen, wie wir uns kurz ausdrücken können, auch noch den späteren Hauptgott der Azteken, Vitzilopuchtli, ein, indem er erzählt, daß Quetzalcoatl von drei Zauberern überlistet, großes Unglück über Tula gebracht und sich endlich genöthigt gesehen habe mit den Seinigen nach Tlapallan zu fliehen: jene drei Zauberer nämlich nennt er Titlacaoan, Tlacavepan (nach I Append. identisch mit Tlaloc) und Vitzilopuchtli. Wie der letztere (nach Ixtlilx. Rel. 354, 401) der Nationalgott des Toltekenstammes der Mexitzin war, von denen Mexico seinen Namen erhielt, so scheint Tezcatlipoca der Nationalgott anderer toltekischer Stämme gewesen zu sein, nämlich der gleich jenen von Jalisco her eingewanderten Colhuaques, Huiznahuaques, Tepanecas und der von Süden gekommenen Tlailotlaques, die sein Bild mit sich führten (ebend. 399, 453).

Wenn man geneigt ist in der Auswanderung des Quetzalcoatl nach Südosten ein historisches Factum zu sehen, so folgt daraus unmittelbar daß das alte Hauptland der Tolteken, Huhuetlapallan, in der Richtung von Coazacoalco und Guatemala gelegen haben muß, denn dorthin wendete sich jener um das Land seiner Väter zu erreichen. Mag man aber selbst den Kern jener Erzählungen für bloße Fabel halten, so beweisen diese doch wenigstens so viel, daß in späterer Zeit bei den Tolteken sehr allgemein der Glaube herrschte daß ihre ältesten Sitze im Süden lägen; und wenn trotzdem eine nicht minder weit verbreitete Sage die mexicanischen Völker von Nordwesten herkommen ließ, so könnte dieß allerdings auch auf noch ältere Wanderungen derselben gedeutet werden, läßt sich aber mit einiger Wahrscheinlichkeit nur auf die später gekommenen Azteken allein beziehen (S. unten). Für die Herkunft der Tolteken von Süden lassen sich folgende in ihrer Gesammtheit nicht unwichtige Gründe anführen.*

Montezuma hielt die Spanier unter Cortes, wie er diesem sagte, vor Allem deshalb für die Nachkommen des Quetzalcoatl, weil sie zuerst im Osten seines Reiches, nämlich im äußersten Südosten desselben, in Coazacoalco erschienen waren: er selbst suchte also das Vaterland in das die Tolteken zurückgekehrt waren, im Südosten. Der Weg von Mexico nach Tlapallan sollte über Xochimilco führen, das unmittelbar südlich von ersterer Stadt lag — eine Angabe Sahagun's auf die bereits Humboldt (Vues 318) aufmerksam gemacht hat; auch hat letzterer (ebend. 228) den Palmbaum auffallend gefunden den die Tafel des Gemelli Careri (Giro del Mondo, vgl. Humboldt a. a. O. pl. 32) abbildet, wo die Auswanderung der mexicanischen Völker aus ihrer Urheimath dargestellt wird, die seiner Ansicht nach doch im Norden wenigstens unter 42° n. B. gelegen haben müsse, und bemerkt daß weder die Namen noch die Zeichen der mexicanischen Monate verrathen daß sie einem nördlicheren Klima ihren Ursprung verdanken. Kamen die Tolteken von Süden, so erklärt sich dieß Alles von selbst, und ohnehin ist es wenig wahrscheinlich daß ihre Cultur, über deren Entstehung und Entwicklung jede Nachricht fehlt — denn

* Das mißbilligende Urtheil welches ich früher (Sybel's Hist. Zeitsch. VI, 86) über Brasseur's Ansichten gefällt habe, gründet sich auf den Mangel an haltbarer Motivirung seiner Behauptungen und kann insofern nicht zurückgenommen werden, obgleich mich fortgesetzte Studien dahin geführt haben, mich ihnen in Rücksicht ihres Inhaltes in mehreren Punkten zu nähern.

sie werden stets als ein von Alters her hochgebildetes Volk beschrieben —, in jenen nördlichen Gegenden ihren Ursprung genommen haben sollte, welche dafür so viel ungünstigere Bedingungen darboten als der Süden. Ixtlilxochitl (Hist. des Ch. II, 117) nennt als alte Toltekensitze: Huimolan, Acalan (aus Cortes Zug nach Honduras bekannt), Verapaz und Nicaragua; ferner Mixteca und Zapoteca, Quauhtemalan (Guatemala) und Coatzaqualco. Alvarado (459, 463) fand in Guatemala (1524) eine sehr starke Bevölkerung die in gut gebauten Städten wohnte, man erzählte ihm dort von wunderbar großen Städten und Gebäuden die weiter im Süden lägen, und insbesondere von Tapalan (Tlapallan?) das 15 Tagereisen von dem neu gegründeten Santiago* im Innern sich finden und ebenso schön gebaut und bedeutend sein sollte als Mexico. Bedenkt man daß die berühmtesten Ortsnamen des Alterthums von Guatemala der aztekischen Sprache angehören die sich von der toltekischen nicht mehr sondern läßt (Buschmann 1852 p. 718),** daß ein Dialekt dieser Sprache von den Pipils, die von Escuintla bis S. Salvador reichten, und von den Bewohnern vieler andern Orte von Guatemala gesprochen wurde (ebend. 743), und daß aus Oviedo's Wortangaben die weite Verbreitung der Mexicaner über Nicaragua zur Zeit der Eroberung so wie die Anwesenheit aztekischer Ortsnamen in Honduras jetzt voll-

* Ueber die Lage des von P. de Alvarado gegründeten Santiago wissen wir leider nichts weiter, als daß sie auf der Stelle der alten Stadt Cuxcaclan sich befand, bis zu welcher er vorgedrungen war. Auf dem Wege dahin von Guatemala aus passirte er die Orte: Atiepar, Tacuilula, Taxisco, Nacendelan, Pazaco, Mopicalco, Acatepeque, Acaxual (an der Küste gelegen), Tacuxcalco, Miacuaglan und Atehuar, deren keiner einen Anhalt zur näheren Bestimmung dieses interessanten Punktes zu gewähren scheint. Dürfen wir indessen Cuxcaclan, wie der Name und die Lage des Ortes andeuten, mit Cuzcatlan für identisch halten, welches das jetzige S. Salvador ist, so ergiebt sich daraus mit einiger Wahrscheinlichkeit daß jenes Tapalan an der Stelle der großen Ruinenstadt Copan stand. Eine weitere Bestätigung dafür daß diese letztere vermuthlich das Huhuetlapallan der Tolteken ist, wird sich weiter unten in dem Abschnitt über Honduras finden. Brasseur indentificirt, wie vor ihm Cabrera (bei del Rio), Huhuetlapallan mit Palenque, doch entbehrt diese Annahme aller Begründung.

** Dahin gehören Cozcatlan, der Name eines großen Reiches dessen Hauptstadt an der Stelle von S. Salvador stand; Mixco, die Hauptstadt der Cachiquels; Ocotzingo; Tecpan-Atitlan an der Stelle des jetzigen Solola; Utlatlan, jetzt S. Cruz del Quiche, Hauptstadt des alten Quiche-Reiches, nach Juarros von den Tolteken gestiftet, u. a. Die aztekischen Namen Chontalli, Popoloca, Mazahua bezeichnen zugleich Völker von Guatemala und solche von Mexico (Buschmann ebend. 739).

kommen bewiesen ist (ebend. 746 ff., 780), so wird man die Ansicht kaum abweisen können daß die ältesten und wahrscheinlich bedeutendsten Culturländer dieser Völker in Guatemala lagen, denn die Macht der Azteken-Könige hat sich wenigstens auf die Dauer niemals über die Nordgrenze des letzteren Landes hinauserstreckt, weder zu ihrer Zeit noch unter der Herrschaft der Spanier haben so zahlreiche Uebersiedelungen eingeborener Mexicaner in diese südlichen Länder stattgefunden, als daß sich daraus das angegebene Verhältniß erklären ließe (vgl. ebend. 708), und die Existenz der Pipil-Sprache ist wohl schwerlich mit Juarros erst von einem mexicanischen Heere abzuleiten das sich zu Ende des 15. Jahrh. hier niederließ (ebend. 731).

Daß Huehuetlapallan an der Stelle von Palenque gestanden habe, wie Cabrera und später Brasseur wollte, ist unwahrscheinlich. Nach Juarros, auf dessen Zuverlässigkeit sich freilich nicht bauen läßt, hätte Palenque in alter Zeit vielmehr den toltekischen Namen Culhuacan, Ocosingo aber den Namen Tulha geführt, und Brasseur (I, 167, 428) citirt aus dem unedirten Manuscripte das er Técpan Atitlan nennt, eine Stelle in der es heißt, ein Tullan liege im Osten von wo vier Männer ausgingen, ein anderes sei Xibalbay (nach Brasseur in der Nähe von Palenque), ein drittes finde sich im Westen, ein viertes „im Westen wo Gott ist.“ Dürfen wir in diesem Zusammenhange auch hierin eine nicht unwichtige Bestätigung der Ansicht erblicken daß der älteste Toltekensitz in Guatemala lag — von Yucatan kann keine Rede sein, da sich dort nach Buschmann keine aztekischen Ortsnamen finden und die Maya-Sprache zur aztekischen keine Verwandtschaft zu haben scheint —, so läßt sich endlich auch noch eine Vermuthung wagen über den Weg auf welchem die Tolteken von dort nach Mexico gekommen sein mögen.

Neben der allgemein verbreiteten Sage daß die mexicanischen Völker von Norden und Nordwesten eingewandert seien (Sahagun VIII Prologo, Oviedo XXXIII, 52 u. A., vgl. Buschmann 1852 p. 660 ff.) fand sich auch die andere daß sie im grauen Alterthum über das Meer gekommen und in Panutla oder Pantlan (dieß ist der ursprüngliche Name für Panuco) gelandet, von dort sich nach Süden ausgebreitet hätten (Sahagun X, 29, 14, Echevarria I, 13). Wie der Name von Guatemala, so sind auch die von Panuco und Tamaulipas ächt aztekisch (Buschmann 1852 p. 709). Neuerdings ha-

den Norman (Rambles by land and water, vgl. darüber Brantz Mayer II, 194—207 und Lyon (I, 54 ff.) in der Umgegend der letztgenannten Orte große Ruinenfelder entdeckt, die noch nicht genügend untersucht sind, aber bereits mit einiger Sicherheit hier einen alten Cultursitz vermuthen lassen. Norman erzählt namentlich von einem Stein-Relief das einen Mann von edler Gesichtsform in weitem gegürteten Gewande mit einem Helm auf dem Kopf und Sandalen an den Füßen darstellt. Auch findet sich dort ein Ort Tula auf dem Wege von Tamaulipas nach S. Luis Potosi unter 52° 22′ n. B. und 0° 59′ westlich von Mexico (Lyon 142, Burkart II, 222). Darf man zwischen jenen Ruinen* und den südlicheren von Papantla und Tusapan, welche Humboldt auf die Tolteken zurückzuführen geneigt war, einen Zusammenhang annehmen, so würde es in Verbindung mit den Alterthümern die man auf der Insel Sacrificios und in Misantla, 30 engl. Meilen von Jalapa (Brantz Mayer a. a. O.) gefunden hat, als keine zu gewagte Hypothese erscheinen daß die Tolteken an der Ostküste von Mexico hinaufgegangen und sich von Panuco dann südwestlich nach Mexico gewendet hätten, so daß sie von Guatemala aus über Coazacoalco und von da, vielleicht zum Theil über das Meer, der Richtung nach denselben Weg eingeschlagen hätten den Quetzalcoatl später rückwärts durchmessen haben soll. Ixtlilxochitl (Rel. 323) nennt als Stationen der nach Mexico einwandernden Tolteken Zacatula, Tuzapan, Mazatepec und Tullanzinco, die sämmtlich in der Richtung von Panuco liegen; Siguenza giebt an daß die Olmeken (wahrscheinlich ein Toltekenvolk, wie wir sahen) von Osten gekommen seien (Clavigero II, 12) und die Xicalanken hatten sich an der Küste von der Lag. de Terminos bis nach Vera Cruz hin ausgebreitet, denn in diesen Gegenden gab es mehrere Orte die ihren Namen trugen (Torquemada I, 12, Ritos antig. 7). Im Innern sollen die letzten beiden Völker namentlich die Gegend von Tlaxcallan (Tlascala) besessen haben (Torq. III, 8).

Alle diese Umstände würden sich mit der Ansicht wohl vereinigen lassen daß die Tolteken sich aus Guatemala zunächst nach Norden der

* Nach Vetch (J. R. G. S. VII, 6 ff.) soll eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen manchen Alterthümern der Gegend von Panuco mit denen von Palenque bestehen — ein Umstand dessen nähere Untersuchung von besonderer Wichtigkeit zu werden verspricht, da die Huastekas im Lande Panuco ein Zweig des Maya-Stammes sind, der die Halbinsel Yucatan inne hat.

Küste des atlantischen Meeres zuwendeten, an dieser fortzogen bis nach Panuco und von dort in südwestlicher Richtung nach Mexico gelangten. Man kann dieß um so annehmbarer finden als die Gegend von Panuco den aztekischen Königen nicht unterworfen gewesen und daher nicht wahrscheinlich ist daß die dortigen Baureste von einem Volke herrühren das seine Cultur erst den Azteken verdankte; aber man muß gestehen daß die positiven Gründe nur schwach sind welche sich für die Sache geltend machen lassen. Dieß zeigt sich besonders an den vielfach widersprechenden Nachrichten die über diese Wanderungen gegeben werden: Sahagun macht, wo er die Wanderung von Panuco her bespricht, ebenso wie Oviedo (XXXIII, 50), den Zusatz, von Mexico aus seien die Tolteken dann nach Guatemala gegangen und hätten sich in Tamoanchan niedergelassen. Oviedo, dessen Nachrichten über diese Dinge überhaupt ungenau und oberflächlich sind, läßt die Mexicaner mit offenbarer Verwechselung der Zeiten und Götter auf diesem Zuge von Orchilobos (Vitzilopuchtli) geführt werden, während Torquemada (III, 7) von Quetzalcoatl erzählt, er sei mit seinem Volke von Panuco nach Tullan gekommen, habe aber von Huemac befehdet, sich nach Chohullan und dann nach Süden gewendet, wo Huaxyacac (Oaxaca) Mixteca und Zapoteca durch ihn bevölkert und civilisirt worden sei,* bis er endlich auch von dort vertrieben, angeblich das Land Onohualco (Tabasco und Yucatan) aufgesucht habe.

Die Verwirrung mit Sicherheit zu lösen welche in diesen Angaben liegt, fehlt es uns an festen Anhaltspunkten. Die einfachste und nächstliegende Ansicht scheint indessen die zu sein, daß man den Quetzalcoatl als den Nationalgott und Repräsentanten eines einzelnen Toltekenvolks auffasse, das von Panuco gekommen, zur Zeit des Sturzes der Toltekenmacht in Mexico von dort nach Süden fortgezogen sei. Bezieht man die zuletzt angeführten Aeußerungen Sahagun's und Torquemada's auf diese Zeit, so würde sich die wahrscheinliche Gesammtansicht über die Wanderungen der Tolteken so gestalten, daß sie sich von ihrer Urheimath in Guatemala aus über die Ostküste von Mexico verbreitet, später ein Reich gestiftet hätten dessen Mittelpunkt in der Gegend von Mexico selbst lag und nach dessen Untergang zum

* Einen Ort Tula giebt es 4 lieues südöstlich von Oaxaca (Tempsky 249).

Theil wieder in südliche Länder zurückgekehrt wären. Daß die Tolteken überhaupt erst nach dem Falle dieses nördlichen Reiches nach Guatemala gelangt sein sollten, ist allerdings eine mögliche Annahme, doch empfiehlt sich diese aus den früher entwickelten Gründen und besonders wegen der weiten Ausbreitung und des Glanzes weit weniger, zu welcher ihre Macht in jenen südlichen Gegenden schon in alter Zeit gelangt zu sein scheint.

Ueber welche Länder im Norden sich die Toltekenherrschaft erstreckte, läßt sich ebensowenig mit Sicherheit ermitteln; da aber die aztekischen Ortsnamen von Nicaragua im Süden bis 37° n. B. hinaufgehen und selbst in Ländern gefunden werden wo die aztekische Sprache niemals geherrscht hat, denn die Anwesenheit der Azteken ist selbst bis zu 50° n. B. erweislich (Buschmann 1852 p. 618, 1854 Suppl. II, 152), sind wir berechtigt uns ihre Grenzen in dieser Richtung als weit ausgedehnt zu denken, und es erscheint demgemäß für jetzt die glaublichste Annahme daß man die mannigfaltigen Reste alter Bauwerke die sich in den von Mexico nördlich gelegenen Ländern finden als Ausläufer toltekischer Cultur betrachte, da die Macht der späteren Azteken nach allen über sie vorliegenden Berichten keine solche Ausdehnung erlangt hat um sie von diesen abzuleiten. Aztekische Ortsnamen finden sich in Cinaloa und Chihuahua, in Durango, dem südlichen und nördlichen Theile von Sonora und von dort bis zu den Tule-Seen in Californien (Buschmann 1852 p. 709, 1854 Suppl. II, 58); zwar fehlen sie in Coahuila, doch sind die Orts- und vorzüglich die Flußnamen von Texas zum Theil aztekisch, ohne daß sich dieß aus dem aztekischen Gehalte der Comanchen-Sprache genügend erklären ließe (ebend. 416), und es erscheint als bemerkenswerth, daß de Soto auf seinem Zuge durch Florida einen Ort Namens Tula sogar im Osten des Mississippi antraf (s. oben III, 38 Anm.): der Gedanke eines möglichen Zusammenhanges der vorhistorischen Cultur des Mississippithales mit den Tolteken taucht in dieser Verbindung als eine entfernte Möglichkeit auf, welche an der Aehnlichkeit der pyramidalen tumuli in den Staaten am Nordrande des mexicanischen Meerbusens (s. oben III, 65) mit den aztekischen Tempeln (teocalli) einen weiteren Anhaltspunkt findet.* Wann die Völker von denen jene aztekischen Namen

* Prinz Maximilian (c. I, 234) hat auf die Habichtsnasen aufmerksam gemacht die sich durchgängig auf den alt-mexicanischen Bildern finden und auf

herrühren, aus den Ländern im Norden von Mexico verdrängt worden sein mögen, darüber enthalten wir uns am besten selbst jeder Vermuthung. Die Tradition des ehrgeizigen und herrschsüchtigen Volkes der Azteken, von dem wir allein nähere historische Kunde haben, oder wenigstens die späteren Ausleger ihrer Tradition bezeichnen freilich jene alten Bauten als Denkmäler welche die Azteken selbst auf ihrer Einwanderung nach Mexico im Norden zurückgelassen haben, und es mag wohl sein daß einige derselben diesem letzten Erben toltekischer Cultur wirklich ihren Ursprung verdanken, aber die Menge und Zerstreuung sowohl der Ruinen als auch der Ortsnamen läßt es als ganz unglaubhaft erscheinen, daß neben und vor diesem jüngsten, zu großer Berühmtheit gelangten Gliede der toltekischen Völkerfamilie, den Azteken, keine anderen Völker desselben Stammes im Norden von Mexico weiter gesessen haben sollten. Die von Buschmann entdeckte sonorische Sprachgruppe, welche sich über einen großen Theil von Sonora Chihuahua und Cinaloa erstreckt und viele aztekische Bestandtheile enthält, scheint insbesondere darauf hinzuweisen daß längst verschwundene Toltekenvölker in alter Zeit auch diese Länder im Besitze hatten. Die Culturzustände in denen diese Völker im Norden gelebt haben, mögen sehr verschieden von denen ihrer Stammverwandten im Süden gewesen sein; jedenfalls liegt kein Grund zu der Voraussetzung vor daß die Tolteken aller Zeiten und aller Länder eine gewisse Gleichförmigkeit in dieser Hinsicht gezeigt hätten.

Nach dem Falle des großen Toltekenreiches in Mexico, erzählt die Sage weiter, bemächtigten sich die Chichimeken unter ihrem König Xolotl des Landes. Sie kamen weit von Norden her, langten erst an als der größte Theil der Tolteken schon seit längerer Zeit nach Süden fortgezogen war und fanden das Land verwüstet und menschenleer (Torquemada I, 14 f.). Indessen war jene Auswanderung der Tolteken doch keine so vollständige als oft angegeben wird, denn letztere besaßen noch Chapultepec, Culhuacan, Chololan, Quauhquechollan und andere Städte des Innern, hatten Tozapan und andere Orte der Ostküste inne (Ixtlilx. Hist. I, 32); auch Toluca, Matlazinco und viele andere Plätze des südöstlichen Mechoacan blieben ihnen (Tezozomoc I, 321), und die toltekischen Namen welche sie ihren Städten gegeben hatten, wurden auch

---

eine Verwandtschaft der Mexicaner mit den Indianern der Vereinigten Staaten hinzudeuten scheinen.

als sie nicht mehr das herrschende Volk waren, unverändert beibehalten: dieß war von Anfang an der Fall mit Azcaputzalco und, was besonders wichtig ist, späterhin mit Tezcuco, wo im 13. Jahrhundert den Tolteken erlaubt wurde sich neben den Chichimeken niederzulassen (Ixtlilx. Rel. 339, 367, Hist. des Ch. I, 85). Jene waren demnach allerdings noch in größerer Anzahl im Lande ansässig, aber sie geriethen von nun an, wenn nicht in eine dienstbare, doch in eine untergeordnete Stellung. Für Ludewig's Ansicht (s. Bullet. soc. de géogr. 1855 I, 6 ff., Buschmann 1856 p. 336), daß Tolteken Chichimeken und Azteken nicht sowohl verschiedene und nacheinander eingewanderte Stämme, sondern nur verschiedene Stände einer und derselben Nation, Adel, Volk und Priesterkaste, gewesen wären, welche nacheinander zur Herrschaft kamen, scheint es an Begründung auf Thatsachen gänzlich zu fehlen.

Der Name Chichimeken hat keine ethnographische Bedeutung, sondern bezeichnet im Gegensatz zu den Tolteken, „den Künstlern," zunächst nur rohe uncivilisirte Menschen. Sie wohnten in Höhlen oder Strohhütten, kleideten sich in Häute, verehrten die Sonne als ihren Vater, die Erde als ihre Mutter, sonst aber hatten sie weder Götter noch Götzen (Ixtlilx. Hist. I, 45,66, Gomara 431): wir dürfen in ihnen die naturkräftigen, noch nicht durch Cultur verweichlichten Völker sehen welche um die Zeit des Verfalles den die Erschlaffung und Entsittlichung der Tolteken für deren Macht herbeigeführt hatte, leicht die Oberhand gewannen; darauf deutet insbesondere die Angabe hin daß die Chichimeken nur ein Weib besessen hätten und daß dieses keine nahe Verwandte sein durfte (Ixtlilx. Rel. 335, Sahagun X, 29, 2). Eine speciellere Charakteristik der Chichimeken läßt sich natürlich nicht geben, da sie aus verschiedenen Völkern mit verschiedenen Sprachen bestanden (Herrera VII, 2, 12). Dieser collective Gebrauch des Wortes hat sich auch später erhalten: Villa-Señor (III, 10) sagt z. B. daß in Guadalcazar (S. Luis Potosi) lauter Chichimeken wohnen, welche die Mazcarra-, Pizona- und Xanambra-Sprache reden; eine besondere Chichimeken-Sprache findet sich daher, außer beiläufig und (wie sich später ergeben wird) wahrscheinlich irrthümlich bei Herrera (III, 3, 9), nirgends erwähnt, und wenn Oviedo (XXXIII, 49) nach Diego de Loaysa mittheilt die Mexicaner hätten als sie nach Mexico einwanderten, dort die Chondales vorgefunden, so sind auch mit diesen nur

wilde barbarische Horden, die Chichimeken, nicht aber ein besonderes und bestimmtes Volk gemeint, wie wir später zeigen werden.

Daß gleichwohl Ixtlilxochitl (Rel. 345) die mexicanischen Völker in zwei Hauptstämme unterscheidet die er Chichimeken und Tolteken nennt, kann, wenn es überhaupt einen bestimmten Sinn hat, wohl nur so verstanden werden, daß die letzteren die seit alter Zeit civilisirten Völker, die ersteren aber diejenigen sind, welche erst späterhin mehr oder weniger in die Culturbewegung mithineingezogen wurden. Barbarische Völker, theils den Tolteken stammverwandt theils fremd, bemächtigten sich des Landes derselben und gelangten als Eroberer und Herrscher zu solchem Ruhme, daß die Benennung „Chichimeke" ein Ehrenname wurde, den sich auch die Tolteken späterhin gern beilegten (ebend. 392); mit diesen mischten sie sich, lernten von ihnen und eigneten sich zum großen Theile deren Cultur an. Dieß Wenige ist so ziemlich Alles was wir mit Sicherheit von den Chichimeken wissen. Es erklärt sich daraus zugleich die Dunkelheit in welche ihre Geschichte gehüllt ist und der Widerspruch, daß man bei ihrem Namen nur an rohe Horden dachte, während andererseits doch auch von Chichimekenvölkern die Rede ist welche ein geordnetes Gemeinwesen gehabt hätten (ebend. 335): mit letzteren können nur solche gemeint sein welche toltekische Elemente in sich aufgenommen hatten.

Daß die überlieferte Geschichte des Chichimeken-Reiches und ihrer Herrscher auf historische Wahrheit nur geringen Anspruch machen kann, ist leicht zu erkennen. Wird den meisten toltekischen Königen eine Regierung von 52 Jahren, also gerade von der Länge eines mexicanischen Säculums zugeschrieben, so sollen mehrere Chichimekenfürsten sogar doppelt so lange geherrscht haben, und selbst Sahagun (VIII, 4), welcher in dieser Hinsicht noch die annehmbarsten Angaben macht, zählt nur 13 Regenten in einem Zeitraum von 480 Jahren, also durchschnittlich 37 Regierungsjahre für einen jeden; den ersten derselben, Xolotl, betrachtet er aber selbst (VII, 2) als eine mythische Person. Auch die ungeheuren Zahlen für die Stärke der Heere mit denen die Chichimeken in Mexico eingefallen sein sollen, sind offenbar fabelhaft. Ihre ursprüngliche Heimath wird weit nach Norden gesetzt (Ixtlilx. Rel. 335) und bald Chicomoztoc (Ixtlilx. Hist. I, 30), ein Ort der sonst ausschließlich der aztekischen Sage angehört, bald Amaqueme oder Amaquemecan genannt, doch lag ein Ort dieses Namens auch

im Südosten von Mexico an dem Vulkan Popocatepetl (Torquemada I, 15, III, 9). In Mexico sollen sie von Westen her eingedrungen sein (Ixtlilx. Rel. 392, Oviedo XXXIV, 1): das Land der Chichimeken nach späterem Sprachgebrauch begann 30 leguas westlich von Mexico und reichte von da bis zur Südsee und unbestimmt weit hinauf nach Norden (Herrera VIII, 6, 14). Hier waren es die oft mit ihnen zusammengenannten Otomies welche man unter jenem Namen verstand (vgl. Villa-Señor III, 3 ff.). Sahagun (X, 29, 2) zählt dreierlei Chichimeken auf: Otomies, Tamimes und Teuchichimeken oder Cacachichimeken, bemerkt aber zugleich daß der zweite Name kein Völkername sei, sondern „Bogenschützen" bedeute, und fügt hinzu daß sich manche dieser Völker, je nach der Sprache die sie noch neben ihrer eigenen redeten, Nahoas Chichimecas, Oton Chichimecas oder Cuexteca Chichimecas genannt hätten, wodurch wahrscheinlich die Verschmelzung bezeichnet wird die sie mit anderen Nationen, auch solchen von toltekischem Stamme, eingingen. Diese Verschmelzung wird ferner dadurch angedeutet, daß es heißt, Nopaltzin, Xolotl's Sohn und Nachfolger, habe eine Enkelin des Toltekenkönigs Topiltzin geheirathet (Ixtlilx. Rel. 341 Torquemada I, 29), Huetzin oder Tlotzin, der dritte Chichimekenherrscher, habe für die Ausbreitung des Landbaues Sorge getragen und Quinantzin, der vierte, sein Volk zu civilisiren gestrebt und es angewiesen Städte zu bauen (Ixtlilx. Hist. I, 63, 75); unter Techotlalatzin aber sollen die Chichimeken und Tolteken bereits so vollständig zu einem Volke vereinigt gewesen sein, daß dieser das Nahuatl, welches er selbst gelernt hatte, zur officiellen Sprache seines Reiches erhob (ebend. 85).

Die Teochichimeken, nach Torquemada (III, 11) mit den Otomies identisch, ließen sich namentlich in der Nähe von Tezcuco nieder (ebend. III, 9, Sahagun VIII, 5), wendeten sich später von dort theils nach Nordosten theils nach Südosten und breiteten sich über Cholula Huexotzinco und Tlaxcallan aus. Tezcuco als Stadt — nach Ixtlilxochitl (Hist. I, 69) schon von den Tolteken gegründet — wurde erst von den Aculhuas oder Acolhuas erbaut (Torq. III, 27), gelangte aber in kurzer Zeit zu solcher Bedeutung, daß es Quinantzin zur Hauptstadt des Chichimekenreiches erhob und dieses selbst seitdem gewöhnlich nach dem Namen der Acolhuas benannt wurde, welcher inzwischen zu großem Glanze emporgestiegen war: daher berichtet Sahagun (VIII, 3)

daß nur die ersten, nicht mehr die späteren Regenten von Tezcuco als „Herrscher der Chichimeken“ bezeichnet wurden.

Die Ankunft Xolotl's, der gleich den Toltekenfürsten als weiß und bärtig bezeichnet wird (Ixtlilx. Rel. 343), wird bald auf 962, bald auf 1009, sein Tod bald in das Jahr 1074, bald in das Jahr 1127 gesetzt (ebend. 395, 451, 397, 343). Unter ihm, heißt es weiter, seien aus dem entferntesten Theile von Michoacan die Acolhuas eingewandert (1011, 1063), die ebenfalls als uncivilisirt geschildert und wohl vorzüglich deshalb den Chichimeken verwandt genannt werden. Sie bestanden aus den eigentlichen Acolhuas, den Tepanecas, denen unter ihrem Anführer Acolhua erlaubt wurde sich in Azcapuzalco niederzulassen, und den Otomies, welche als Vasallen von ihnen mitgebracht wurden. Drei Brüder, wird erzählt, standen an der Spitze dieser Völker und von diesen verheiratheten sich zwei mit Töchtern Xolotl's, der dritte mit einer Toltekin (Ixtlilx. Hist. I, 37, Rel. 341, 395). Wir dürfen es demnach als wahrscheinlich betrachten daß die Acolhuen und Tepaneken ebenfalls schon in früher Zeit in die Verschmelzung eingingen welche zwischen den im Lande sitzen gebliebenen Tolteken und den neu angekommenen Chichimeken stattfand. Daß die Acolhuen und Tepaneken zu den Mexicanern im engeren Sinne d. h. zu den Toltekenvölkern (Nahoas) gehörten, wird sowohl von Sahagun (X, 29, 14) als auch von Ixtlilxochitl (Rel. 453) bestimmt bezeugt, und Gomara (431), dessen Bericht über diese Dinge freilich verworren genug und nach Echevarria's Urtheil (Discurso prel.) nur wenig werth ist, behauptet daß die Aculuas dieselbe Sprache geredet hätten wie die Azteken. Deutet schon ihr Name auf ihre Stammverwandtschaft mit den alten Culhuas hin, so scheint insbesondere das Uebergewicht zu welchem sie in dem Chichimekenreiche gelangten dafür zu sprechen, daß sie es waren welche toltekische Cultur demselben einimpften und es dadurch zu seinem späteren Glanze erhoben.

Hatten sich die Toltekenvölker in ältester Zeit von Süden nach Norden verbreitet, so ist in späterer eine Rückwanderung derselben in entgegengesetzter Richtung erfolgt. Die letzte Bewegung dieser Art von welcher berichtet wird, ist das Vordringen der Nahuatl-Völker, unter denen die Azteken die jüngsten waren, nach Anahuac.

Die Nahuatlakas, von Sahagun Nahoas genannt, sind die Völker welche die Sprache Nahuatl (d. i. helltönend, wohlklingend,

Buschmann 1852 p. 612) reden. Clavigero und Andere haben unrichtiger Weise ihren Namen mit dem Worte Anahuac, „in der Nähe des Wassers", in Verbindung gesetzt. Als ihre Urheimath wird allgemein Aztlan genannt, das zunächst nur das Vaterland der Azteken (sing. Aztecatl, Buschmann) bezeichnet und in weite Entfernung von Mexico nach Nordwesten gesetzt zu werden pflegt, da jene Völker auf ihrer Wanderung von dort zunächst nach Huey Culhuacan (Culiacan) gekommen sein sollen (Torquemada II, 1). Dieser Andeutung folgend giebt Brasseur (II, 196) an daß die Tolteken und Mexicaner von zweien seiner ungedruckten Documente Yaquis genannt würden, der Fluß Yaqui in Sonora aber nach Herrera (IV, 8, 1) und einem Manuscripte Aubin's das in der Nahuatlsprache abgefaßt sei, sonst den Namen Aztatlan oder Aztlan geführt habe, der jedoch auch von ihm (Brasseur I, 548) als Ortsname in der Nähe von Tehuantepec erwähnt wird. Müssen wir dieß dahingestellt sein lassen, so ist es doch zur Aufklärung dieser Verhältnisse von Wichtigkeit zu bemerken, daß die Sprache der Hiaquis (Yaquis) sehr nahe verwandt mit der Sprache der ihnen benachbarten Mayas oder Mayos und nur dialektisch verschieden ist von der Cahita, welche im nördlichen Cinaloa heimisch, zu den vier sonorischen Hauptsprachen gehört, deren Beziehung zum Nahuatl wir schon früher erwähnt haben (Buschmann 1854 Suppl. II, 270 f.); und obgleich sich die Lage des Landes Aztlan nicht näher bestimmen läßt, dürfen wir doch nicht mit Stillschweigen übergehen daß Nuño de Guzman (bei Ramusio III, 339) einen Ort Aztatlan drei Tagemärsche von Omitlan, der Hauptstadt von Mechoacan, und wie es scheint nach Norden von dieser anführt, obwohl er ihn nicht selbst besuchte; wahrscheinlich ist er nicht verschieden von dem Ezatlan oder Aztlan das von Remesal (IV, 1, 5) 18 leguas östlich von Jalisco gesetzt wird und sich auch auf neueren Karten noch findet. Ferner lag im Osten 20 leguas südöstlich von Valles (am Panuco-Fluß) eine Mission S. Catarina Aztla und südlich von dort bei Jalacingo ein Dorf Atzalan dessen Name „pueblo entre dos rios" übersetzt wird (Villa-Señor I, 19, II, 8).

Die Annahme einer Einwanderung der Nahuatlaken von Nordwesten her, deren Ausgangspunkt sich nach Gallatin nicht über das Thal von Neu Mexico nach Norden verlegen läßt, hat keine Schwierigkeit,*

* Eine Einwanderung der mexicanischen Völker aus Nordwesten oder Nor-

wenn man sich unter ihnen, wie wir dieß wahrscheinlich zu machen gesucht haben, Toltekenvölker denkt die sich zu der Zeit da das alte Toltekenreich in Mexico bestand über die nördlicher gelegenen Länder verbreitet hatten. Ihr Einzug in Mexico wäre demnach nur als eine Rückwanderung in Gegenden zu betrachten, die ihre Vorfahren oder doch stammverwandte Völker schon besessen und im Grunde niemals gänzlich verlassen hatten. Nächst der Allgemeinheit mit welcher die Tradition erzählt daß die Nahuatlaken aus Nordwesten gekommen seien, liegt das wichtigste Zeugniß dafür in dem Umstande, daß die mexicanischen Bilderschriften deutlich die Ankunft der Ausgewanderten in Culhuacan nach dem Uebergange über ein großes Wasser darstellen, das man für den californischen Meerbusen zu halten pflegt, und daß sie als Stationen der Reise Hieroglyphen von Oertern zeigen die in den nördlichen Gegenden liegen.* Weniger dürfte darauf zu geben sein daß nach Hervas die Spanier bei der Entdeckung der casas grandes in Chihuahua, und nach Clavigero im Jahre 1606 sogar 600 miglie nordwestlich von Neu Mexico aztekisch redende Indianer angetroffen hätten (Buschmann 1854 Suppl. II, 66). Dagegen scheint man einer Stelle bei Ixtlilxochitl (Hist. I, 71) welche wichtige Fingerzeige giebt, noch nicht die Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, die sie verdient.

Der Toltekenfürst Huetzin zog sich, wird erzählt, als das Toltekenreich zu Grunde ging, über Michoacan in das Land Aztlan zurück, seine Nachfolger aber führten später ihr Volk, die Mexicaner, wieder in ihr früheres Vaterland zurück: demnach wären die Mexicaner nur ein aus Anahuac vertriebener und später wieder dahin zurückgekehrter Toltekenstamm. Merkwürdig genug nennt Ixtlilxochitl selbst kurz vorher einen Huetzin oder Huetzin-Pochotl als den dritten Beherrscher des Chichimekenreiches, statt dessen er anderwärts (Relaciones 346)

---

den von jenseits 36° n. B. hat, wie Möllhausen (a, II, 144) ausführt, die Natur durch die physische Beschaffenheit des Landes unmöglich gemacht: nur die Küste von Sonora bis zur Mündung des Gila würde sich als das Thor der Einwanderung betrachten lassen, es sei daher wahrscheinlich daß jene Völker den californischen Meerbusen überschritten und dann sich zum Theil Mexico, zum Theil dem Gila und dessen Zuflüssen zugewendet hätten. Wir bemerken hierzu nur daß nach der bisher von uns entwickelten Ansicht durchaus kein Grund vorliegt anzunehmen daß die Mexicaner aus höheren nördlichen Breiten gekommen seien.

* Buschmann hat das Verdienst dieses wichtige Argument Boturini's neuerdings wieder gebührend hervorgehoben zu haben.

wie Torquemada (I, 45), der im Uebrigen in der Regentenliste der Chichimeken mit ihm übereinstimmt, Tlotzin anführt, läßt ihn bis zum Jahre 1141 regieren und giebt dasselbe Jahr für die Einwanderung der Mexicaner von Jalisco her an. Dieß führt uns von selbst auf die Vermuthung daß Huetzin nicht der Herrscherfamilie der Chichimeken angehörte, sondern das Haupt eines Toltekenstammes war und daß er mit seiner Partei zur Zeit der Chichimekenherrschaft nach Norden zu entweichen gezwungen, später an der Spitze seiner Nahuatlaken nach Mexico zurückkam. Eine weitere Bestätigung dieser Auffassung finden wir bei Torquemada (II, 1). Durch den Ruf eines Vogels gelockt, heißt es bei ihm, wanderten die Mexicaner von Aztlan aus unter der Anführung des Huitziton und des Tecpatzin; sie kamen nach Huey Culhuacan und zogen von dort von ihrem Gotte Huitzilopochtli geführt weiter. Daß hier Huitziton mit jenem Huetzin oder Huetzin-Pochotl identisch und trotz Clavigero's (VI, 6) Widerspruch von Huitzilopochtli nicht verschieden ist, macht zunächst die Namensähnlichkeit wahrscheinlich und geht weiter daraus hervor, daß die Bedeutung des lockenden Vogels dadurch klar wird: der Vogel ist der Colibri, Huitzilopochtli bedeutet „Colibri links"; der Gott war am linken Fuße mit Colibrifedern geschmückt. Ob man bei Tecpatzin an Tezcatlipoca denken dürfe, dessen Bild die Mezitzin und andere Toltekenstämme bei ihrer Einwanderung nach Anahuac ebenfalls mitbrachten (Ixtlilx., Rel. 354 vgl. 401), ist zweifelhafter. Zugleich gewinnen wir aus dem Vorstehenden die wichtige Ueberzeugung, daß die spätere Hauptgottheit der Azteken, Huitzilopochtli, ebenso wie Quetzalcoatl und vielleicht auch Tezcatlipoca ein Heros, ursprünglich Mensch ist, dessen spätere Vergötterung mit ziemlich großer Sicherheit sich nachweisen läßt. Von Torquemada (III, 6) wird Huetzintecuhtli* als der erste Herrscher von Azcaputzalco genannt und seine Identität mit Xolotl's Schwiegersohne Aculhua vermuthet.

Das Jahr der Einwanderung der Nahuatlaken zu bestimmen müssen wir unterlassen, da das Ereigniß, wie sich gezeigt hat, der Heroenzeit dieser Völker angehört. Humboldt (Vues 186, 139) ist der Angabe Gama's (19) gefolgt, der ihren Ausgang von Aztlan auf das Jahr 1064, ihre Ankunft in Tlalixco auf 1087 und den, wie es

* Tecuhtli ist Titel des hohen Adels.

heißt, erst dort von ihnen gemachten neuen Anfang der Jahresrechnung und -zählung „die Bindung der Jahre“ auf 1091 berechnet hat,* während Clavigero den Aufbruch von Aztlan allerdings minder wahrscheinlich (vgl. Gallatin 128) in das Jahr 1160 setzt und Andere noch andere Zahlen angeben.

Auf Befehl des Gottes der sie führte, erzählt Torquemada (II, 1) weiter, trennten sich die Azteken von den übrigen Stämmen in Chicomoztoc, „den sieben Höhlen,“ und blieben vorläufig dort allein zurück. Die Sage setzte diesen Ort nur etwa 50 leguas nördlich von Mexico (Herrera II, 10, 31): daher ihn Clavigero in den Ruinen südlich von Zacatecas wiederzufinden glaubte. Als die sechs Nahuatlakenstämme welche vor den Azteken einzogen, werden, und zwar in der folgenden Ordnung, gewöhnlich genannt: die Suchimilcas, Chalcas, Tepanecas (Hauptstadt Azcaputzalco) und Culhuas (Hauptstadt Tezcuco), welche sich hauptsächlich an den Seen von Mexico niederließen, die minder gebildeten Tlatluicas, deren Hauptsitz Quaunahuac (Cuernavaca) wurde, und die Tlascaltecas (Acosta VII, 3). Diese Liste, welche Clavigero (II, 15) unverändert wiedergegeben hat, findet sich auch bei Herrera (III, 2, 10), nur mit dem Unterschiede, daß er die Tepeacas statt der Tepanecas nennt, anderwärts aber (II, 10, 31), die Bewohner von Tepeaca, einem Orte am See in der Nähe von Azcaputzalco (s. d. Karte bei Clavigero) Tepaneken nennt. Ganz dieselbe abweichende Angabe macht Garcia (V, 3) der die Tepeacas als Gründer von Azcaputzalco bezeichnet. Es liegt nahe hierbei an eine Verwechselung zu denken welche in der Art stattgefunden haben mag, daß die bekannteren Tepaneken, welche, wie wir oben sahen, schon früher mit den Akolhuen eingewandert waren, an die Stelle der selten genannten Tepeaken gesetzt wurden, und diese Verwechselung ist um so wahrscheinlicher als die meisten jener sechs Völker nur nach den Städten benannt sind die sie erst nach ihrer Ankunft in Mexico selbst gründeten — ein Umstand der freilich wenig dafür spricht daß jene

* Wenn Tlalixco, wie es scheint, mit Tlalxicco, „dem Nabel der Erde“ (Torquemada VIII, 12) identisch ist — so hieß der Palast Mictlantecuhtli's, des Gottes der Unterwelt, den man sich im Erd-Innern gelegen gedacht zu haben scheint —, so würde die Erzählung daß „die Bindung der Jahre“ zuerst in Tlalixco erfolgt sei, schwerlich als der Ausdruck eines historischem Factums, sondern wohl nur als eine symbolische Bezeichnung angesehen werden dürfen, deren Sinn für uns dunkel ist: chronologische Bestimmungen darauf zu gründen, wie Gama gethan, wäre alsdann jedenfalls unzulässig.

Namen wirklich die Namen der eingewanderten Nahuatlakenstämme selbst seien für die sie ausgegeben werden. In diesem Zweifel werden wir bestärkt durch Tezozomoc (I, 4) welcher die sieben Stämme folgendermaßen benennt: Yapica (Jopas? bei Clavigero II, 14), Tlacochcalca, Huitznahuac, Cihuatepaneca, Chalmeca, Tlacatecpaneca, Itzquiteca; noch weiter aber dadurch daß mehrere der besten Quellen die Siebenzahl entweder gar nicht erwähnen oder ihr doch nicht die Bedeutung beilegen wie die meisten späteren Schriftsteller. Es scheint daß die Sage von sieben Nahuatlakenstämmen erst dem Namen Chicomoztoc ihren Ursprung verdankt, obgleich letzterer Ort keineswegs wie Acosta, Herrera und Gomara unrichtig angeben, der ursprüngliche Ausgangspunkt dieser Völker war (Torquemada II, 2, Sahagun X, 29, 14). Hiermit hängt auch das offenbare Mißverständniß zusammen, mit welchem die alten Erklärer des cod. Vaticanus 3738 (Tafel 91) und Tellerianus (bei Kingsborough V, 205 u. 147) übereinstimmend als die sieben mexicanischen Stämme welche von Chicomoztoc kamen, folgende nennen: Olmecaxicalanga, Cuexteca, Totonaca, Couixca, Michiuaca, Nonoalca, Chichimexi. Der erste dieser Namen umfaßt die Ulmeken und Xicalanken, zwei Völker, die allerdings wahrscheinlich zu den Tolteken gehörten, der zweite bezeichnet die Huasteken welche so wenig als die Totonaken sich zu den Tolteken rechnen lassen (s. unten), während die Cohuixken wahrscheinlich allerdings, wie wir sehen werden, ein Glied dieser Völkerfamilie waren, und ebenso vielleicht die Michiuaca (Mechoaca), welche Sahagun (a. a. O.) von Chicomoztoc aus nach Mechoacan einwandern läßt; nur dürften alsdann darunter nicht die Tarascos verstanden werden, deren Sprache nicht aztekischen Ursprungs scheint (Buschmann 1852 p. 618). Die Nonoalca welche Sahagun (ebend.) mit den Olmeken zusammen nennt scheinen die Bewohner des oben (p. 24) genannten Landes Onohualco zu sein und daher nicht verschieden von den Olmeken und Xicalanken; die Chichimeken aber lassen sich nur theilweise zum Toltekenstamme rechnen: jene Erklärer haben demnach wahrscheinlich die einer späteren Zeit angehörige Sage über Chicomoztoc auf die ältesten Völker, die sie zur Toltekenfamilie gehörig glaubten, bezogen und übertragen. Auch bei Torquemada (I, 14 ff. u. 21) spielt die Siebenzahl eine ungebührlich große Rolle: die Tolteken standen, wie er erzählt, ursprünglich unter sieben Herren, deren Namen

er angiebt; Xolotl zog als der Siebente mit sechs andern großen Häuptlingen in das Land Mexico ein, und unter seiner Regierung kamen noch sechs weitere Fürsten mit ihren Völkern dort an. Diese letzten sechs, von deren Einwanderung er vor der Ankunft der Acolhuen erzählt, hält Clavigero (II, 15 u. Dissert. II) für die sechs Nahuatl-Völker welche den Azteken vorausgingen, und ist daher der Ansicht daß die Acolhuen erst nach ihnen gekommen seien, obgleich Torquemada selbst (I, 11) in Uebereinstimmung mit den übrigen Quellen sagt, daß die Acolhuen für ältere Bewohner des Landes gegolten hätten als „die Mexicaner" und unter den letzteren hier wohl nicht die Azteken allein verstehen kann, da er den Schluß seines ersten Buches mit der Ankunft „der Mexicaner" unter Quinantzin, dem Herrscher der Chichimeken und Acolhuen, macht, und im zweiten damit beginnt die Auswanderung der mexicanischen Stämme von Aztlan und Chicomoztoc zu erzählen, hierbei aber (II, 8) eine Zeit vor Augen hat zu welcher die Acolhuen eines der vier Hauptvölker des Reiches waren.

Die Verwirrung welche in den vorstehenden Angaben herrscht, ist so groß, daß wir nicht daran denken können die Namen der Nahuatlaken-Stämme noch herauszufinden, da sie in unsern Quellen fast durchgängig mit denen der viel früher eingewanderten Toltekenvölker vermischt zu sein scheinen. Welche Unsicherheit in Hinsicht ihrer Namen und selbst ihrer Anzahl auch bei Sahagun, Ixtlilxochitl und Torquemada sich zeigt, ergiebt sich aus Folgendem. Ohne die alten Tolteken von den Nahuatlaken zu unterscheiden erzählt ersterer (X, 29, 14): nach einem längeren Aufenthalte in dem Thale der sieben Höhlen zogen die Tolteken von dort aus und gründeten Tullantzingo, dann Xicocotitlan oder Tulla; die Michoaken wanderten von Chicomoztoc aus nach Westen in ihr Land ein; die Nahoas aber gingen nach Mexico. Als Nahoas bezeichnet er zunächst fünf Völker: die Tepanecas, Acoloaques, Chalcas, Vexotzincas und Tlascaltecas, denen er später (wie beiläufig) noch die Tlateputzcas und Chololtecas hinzufügt, ohne die Absicht zu verrathen daß er die Zahl der ersteren dadurch zu sieben vervollständigen wolle, da er ja ohnehin drei Hauptstämme genannt hat als von den sieben Höhlen ausgegangen, deren letzter sich erst in sieben Zweige theilen würde. Während ein Manuscript Aubin's vom Jahre 1576 (Brasseur II, 263 note) acht

Stämme der Azteken aufzählt, darunter die Chichimeken, sagt Torquemada (II, 1), es seien deren nach Einigen vier, nach Anderen neun gewesen. Nach Ixtlilxochitl (Rel. 453) bestanden die Mexicaner in engerem Sinne aus den Aztlanecas (Azteken), Aculhuas, Tepanecas und Huiznaques, diese kamen erst unter Techotlalatzin an und es gab vor dieser Zeit keine Mexicaner im Lande. Was das Letztere betrifft, so widerspricht er sich freilich selbst, da er die Ankunft der Acolhuen und Tepaneken anderwärts (Rel. 341, Hist. I, 37) und wohl richtiger in ältere Zeit, nämlich in die Regierungszeit Xolotl's, die der Aztlaneken aber (Rel. 347) unter dessen Urenkel Quinatzin oder Quinantzin setzt, den Vorgänger des Techotlalatzin. Die Aztlaneken, heißt es an letzterer Stelle, seien zu dieser Zeit (im Jahre 1140 nach p. 398) eingewandert und von Aculhua, an den sie sich wendeten um sich in seinem Lande niederlassen zu dürfen, benutzt worden um Quinatzin, dessen Thron durch innere Unruhen bedroht war, in seine Würde wieder einzusetzen. Unter den Aztlaneken sind demnach, wie auch die angeführte Jahreszahl lehrt, jene Tolteken zu verstehen die unter der Anführung des Huetzin oder Huitzilopochtli nach Anahuac kamen, und es bestätigt sich auch hier wieder daß sie als das dritte Hauptvolk erst nach den Acolhuen und Tepaneken dort eingezogen sind. Daß Aculhua nicht eine historische Person, sondern bloßer Stammesname und Torquemada's oben erwähnte Vermuthung über seine Identität mit Huetzin unrichtig ist, ergiebt sich von selbst. Ixtlilxochitl (Rel. 349, Hist. I, 71) weiß nur von zwei Zweigen der Aztlaneken, die nach den beiden Haupttheilen der späteren Stadt Mexico Tenuchcas und Tlatelolcas genannt, sich beide unter den Schutz der Acolhuen stellten und von diesen ihre Herren erhielten.

Das Vorstehende genügt um uns wenigstens einen Blick in die Verhältnisse thun zu lassen welche zu der Zeit obwalteten da die Azteken nach Anahuac kamen. Das Reich der Chichimeken ging seinem Verfalle rasch entgegen, der hauptsächlich durch innere Kämpfe herbeigeführt wurde. Die Acolhuen waren zu einer gefährlichen Uebermacht gelangt; neben ihnen, doch von ihnen beherrscht, standen die Tepaneken von Azcapulzalco — ihr König Tezozomoc wird ein Sohn des Aculhua genannt (Ixtlil., Rel. 344, 456) —, die alten Tolteken oder Culhuas aber die von früher her im Lande sitzen geblieben waren, nahmen äußerlich jedenfalls keine hervorragende Stellung ein, so groß

ihr Einfluß auch auf die Künste und die Gesittung gewesen sein mag welche die herrschenden Stämme sich von ihnen aneigneten. Diese drei Völker bildeten nach Torquemada (II, 8) und Tezozomoc (I, 15) nebst den Chichimeken, mit denen jetzt auch die Metzoteken und Otomies als synonym genannt werden, die Hauptbestandtheile des Reiches in der dermaligen Zeit, und wir können uns unter diesen Umständen nicht wundern daß sich die einwandernden Azteken an die Acolhuen wendeten und unter deren Schutz stellten. Daß diese Einwanderung nicht auf einmal sondern in mehreren Abtheilungen und zu verschiedenen Zeiten erfolgte, wird allgemein berichtet, doch scheint sich Genaueres hierüber kaum noch ermitteln zu lassen. Der Toltekenstamm der Xuchimilcas soll schon unter Tlotzin, Xolotl's Enkel, angekommen sein (Ixtlilx., Rel. 458), die Metzizin von denen der Name „Mexico“ herrühren soll, die Colhuaques, Huiznahuaques, Tepanecas unter Techotlalatzin (ebend. 354). Es scheint an dem Faden zu fehlen der uns leiten könnte dieses Namengewirre zu lösen, zumal da nicht bloß von Norden und Nordwesten, sondern auch von Süden her einige Toltekenvölker herzugeströmt sein sollen, wie die Tlailotlaques und Chimalpanecas aus der Mizteca (ebend. 399, 453, Hist. I, 81). Nur einige Andeutungen sind noch zu erwähnen welche auf die Geschichte der Azteken-Wanderung ein, wenn auch nur schwaches Licht werfen.

Nach der ersten Trennung dieser Völker in Chicomoztoc, in Folge deren ein Theil derselben in Mechoacan sitzen blieb, wie wir nach Sahagun bereits angeführt haben (vgl. auch Garcia V, 3), scheint eine zweite in Malinalco erfolgt zu sein (Acosta VII, 5), es heißt, auf Veranlassung einer bösen Zauberin die man dort zurückließ. Diese wird von Tezozomoc (I, 9) Malinalxoch und eine Schwester des Huitzilopochtli genannt, die bei den Texcaltepeken in Coatepec ein Asyl gefunden und dort einen Sohn Cohuil geboren habe. Daher werden die Malinalca als eins der neun mexicanischen Völker von Torquemada genannt die von Aztlan ausgingen; sie sind, nach dem Namen „Cohuil“ zu schließen, wahrscheinlich identisch mit den von Clavigero (II, 14) als ein nicht näher bekanntes Volk angeführten Cohuixcas, wofür auch noch der Umstand spricht daß der von Cortes (75) erwähnte Ort Malinalco südöstlich von der Hauptstadt und daher in derselben Richtung liegt in welcher sich die Cohuixken auf Clavigero's Karte finden. Von Coatepec und Tula im Norden der

Stadt Mexico wendete sich der Zug nach Zumpango und Chapoltepec. Als die Zeit ihrer Ankunft an diesem Orte, die sich schon wegen ihres allmälichen Vordringens in verschiedenen Abtheilungen und wahrscheinlich auch in verschiedenen Richtungen schwerlich genau bestimmen läßt, betrachtet man die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Von dieser Zeit bis zur Gründung ihrer Hauptstadt (1325) waren die Mexicaner machtlos und verachtet. Sogleich bei ihrem Eintritt in das Thal von Anahuac in die inneren Kämpfe des Reiches von Tezcuco verwickelt und von mehreren Seiten feindlich behandelt, unterlagen sie der List oder der Gewalt des Königs von Culhuacan, eines Toltekenfürsten, der selbst nur eine untergeordnete Stellung einnahm. Da sich indessen später die Culhuas genöthigt sahen sie gegen die Xochimilcas zu Hülfe zu rufen und sich die Mexicaner bei dieser Gelegenheit ebenso tapfer und grausam als listig bewiesen, fanden es jene gerathen sie der Dienstbarkeit zu entlassen (Torquemada II, 4 f., 9 f.), indessen blieben sie auch noch nach der Gründung von Mexico-Tenuchtitlan ein ärmliches Fischervolk, wie schon die Lage der Stadt auf den kleinen Inseln im See erkennen läßt. Diese letztere hieß mit ihrem einheimischen Namen Tenuchtitlan entweder nach dem Nopalstrauch mit dem Adler, den ihnen der Gott als Zeichen des Ortes verheißen hatte wo sie sich anbauen sollten — vielleicht, wie Brasseur (II, 446) glaubt, eine erst später von den Priestern erfundene Sage zur Deutung des Wortes „Tenuchtitlan," oder nach Tenuch, der bald als Stammvater der Mexicaner, (Torquemada I, 12 vgl. jedoch ebend. III, 22) bald als Gründer der Stadt bezeichnet wird (Erklärer bei Kingsborough V, 40, Herrera II, 7, 14). Der Name „Mexico,"* den Cortes nur selten und erst in seinem 4. Berichte für die Stadt, früher nur bisweilen für das Land im Ganzen gebraucht (Koppe 443 not.), scheint erst durch die Spanier allgemein üblich geworden zu sein. Gomara (347) und Torquemada (III, 23) leiten ihn von Mexitli ab, das synonym mit Huitzilopochtli sei. Ixtlilxochitl (Hist. I, 85, Rel. 354) giebt Mexitin nur als eines der Häupter und die Mezitzin als einen der einwandernden Stämme an, welcher letztere auch Mexica genannt wird (Torquemada II, 1), während das Land Meztitlan geheißen zu haben scheint (ebend. II, 6).

* Herrera (a. a. O.) sagt daß Tenuchtitlan die Stadt, ihre beiden Hälften aber Mexico und Tlatelulco geheißen hätten.

Trotz der mißlichen Lage in welcher sich die Mexicaner damals befanden blieben sie in feindliche Parteien gespalten und ihre Uneinigkeit führte zur Gründung von Tlatelolco (1338), der zweiten abgesonderten Hälfte der Stadt, die lange Zeit von Tenuchtitlan unabhängig und selbstständig blieb. Der Adel dieses zweiten Stadttheiles stammte von den Tepaneken (Torq. II, 14), und vielleicht dürfen wir in diesem Umstande nicht allein die Hauptursache der so lange festgehaltenen Eifersucht und Feindseligkeit gegen Tenuchtitlan, sondern auch den ursprünglichen Grund der Spaltung erblicken. Die Tepaneken von Azcapuzalco waren es, denen die Mexicaner bald nach der Gründung ihrer Hauptstadt tributpflichtig wurden und unter deren Druck sie während eines halben Jahrhunderts standen (Sahagun X, 29, 14, Torq. II, 15); aus ihrem Königshause soll auch der erste Herrscher von Tlatelolco stammen (ebend. 12).

Ueber den ersten König den sich die Mexicaner wählten, lauten die Nachrichten, abgesehen von seinem Namen Acamapich oder Acamapichtli, sehr verschieden. Ixtlilxochitl (Rel. 353, 457), der sein Todesjahr bald auf 1271 bald auf 1281 setzt, nennt ihn öfters den ersten König von Mexico und zugleich den fünften von Culhuacan — nicht zu verwechseln mit Acolhuacan, dem großen Reiche von Tezcuco —, das er mit Hülfe des Herrschers von Azcapuzalco an sich zu reißen gewußt habe (Hist. I, 93). Ihn selbst läßt er, wie früher bemerkt, von den Acolhuen stammen, was Torquemada (II, 13) ebensowenig wahrscheinlich findet als daß er, wie Acosta (VII, 8) und Herrera (III, 2, 12) behaupten, mütterlicher Seits ein Enkel des Königs von Culhuacan gewesen sei. Was das Richtige sein mag, wird sich schwer entscheiden lassen; mit größerer Sicherheit dürfen wir die Eroberungen in Abrede stellen die vom Erklärer des cod. Mendoza (Kingsborough V, 40) dem Acamapich und seinem Nachfolger Huitzilihuitl zugeschrieben werden. Dazu war das mexicanische Volk noch zu schwach. Da Sahagun (VIII, 5) den Regierungsantritt des Acamapich erst auf 1384 setzt, so würde man, wenn Ixtlilxochitl's Chronologie nur einiges Vertrauen verdiente, mehrere Könige dieses Namens anzunehmen geneigt sein, wofür sich an Gomara (433) eine Stütze fände; indessen ist die Autorität des letzteren in der einheimischen Geschichte des alten Mexico zu gering um dieser Ansicht ein bedeutenderes Gewicht zu verleihen. Allerdings ist es leicht möglich daß meh-

rere Regenten im Anfange der uns überlieferten Reihe ganz ausgefallen sind.

Auf Acamapich folgten seine drei Söhne, Huitzilihuitl, Chimalpopoca und Itzcohuatl, unter denen der letztere, obgleich von einer Sklavin geboren, bei weitem der bedeutendste war. Huitzilihuitl (Vitzilouitli und Vitziloeutli von Acosta und Herrera geschrieben) verheirathete sich mit einer Königstochter von Azcaputzalco (Torquemada II, 16 f.). Die Mexicaner wurden in Folge des freundschaftlichen Verhältnisses das sich gebildet hatte, wie Tezozomoc erzählt, aus der Dienstbarkeit entlassen, doch entstanden nach kurzer Zeit neue Streitigkeiten. Im Acolhuen-Reiche (Tezcuco) war Ixtlilxochitl auf seinen Vater Techotlalatzin gefolgt. Gegen diesen empörte sich Tezozomoc, König der Tepaneken, dem es nach Ixtlilxochitl's Ermordung gelang sich des Thrones zu bemächtigen; die Mexicaner, welche in diesem Kriege auf seiner Seite gestanden hatten, erhielten von ihm die Herrschaft über Tezcuco zugestanden (Ixtlilx., Rel. 356 ff., Hist. I, 97, Torquemada II, 19 ff.). Chimalpopoca, nach Acosta und Herrera der Sohn, nach Torquemada u. A. vielmehr der Bruder seines Vorgängers, war König von Mexico als der Usurpator Tezozomoc starb, zwei Söhne hinterlassend, Tayauh (Tayatzin) und Maxtla. Chimalpopoca rieth jenem seinen Bruder Maxtla zu stürzen, dieser aber kam dem Plane zuvor, ließ Tayatzin umbringen und setzte Chimalpopoca gefangen: letzterer starb im Gefängniß, sei es daß er sich selbst erhing oder durch gedungene Mörder fiel (Ixtlilxoch., Rel. 371 ff., Hist. I, 148, 163, Torquemada II, 26 ff.). Hatte Maxtla die Mexicaner schon vorher als tributpflichtige Vasallen behandelt und mit Hohn beleidigt, so hatten sie nach Chimalpopoca's Tode noch härteren Druck zu leiden. Aber kurze Zeit darauf wendete sich das Glück und zwar auf eine solche Weise, daß zugleich mit dieser Wendung der Grund zu der künftigen Größe der Mexicaner gelegt wurde.

Ixtlilxochitl hatte einen Sohn hinterlassen der mütterlicher Seits ein Enkel des mexicanischen Königs Huitzilihuitl, und daher schon durch Familieninteresse den Mexicanern verbunden war. Dieser Fürst, der berühmte Netzahualcoyotl (geb. 1402), von dessen Tapferkeit Klugheit und Edelsinn viele merkwürdige Beispiele erzählt werden, hatte sich zu wiederholten Malen und oft auf wunderbare Weise allen Nachstellungen des Tyrannen Maxtla glücklich zu entziehen gewußt.

Er gewann eine große Partei für sich, versöhnte und verbündete sich mit den Mexicanern, die nach Chimalpopoca's Tode Itzcoatl (Itzcohuatl) auf den Thron erhoben hatten, und stürzte unter wesentlicher Mitwirkung des letzteren die Herrschaft der Tepaneken: Maxtla, welcher drei Jahre den Thron behauptet hatte, fiel in seine Hände, wurde geopfert und seine Hauptstadt Azcaputzalco zerstört (Ixtlilx. 371, 381, Hist. I, 206, Torquemada II, 23, 31 f., 36). Netzahualcoyotl zog als Sieger in Tezcuco ein (1427, Ixtlilx., Hist. I, 203), die Tepaneken aber wurden von da an Vasallen der ihnen bisher dienstbar gewesenen Mexicaner; nur der Fürst von Tlacopan (Tlacupa, Tacuba) der, obgleich Tepaneke, nicht mit gegen diese gekämpft hatte, blieb in seiner Würde, und nicht bloß geschont wurde er, sondern sogar von jenen beiden weit mächtigeren Herrschern als selbstständiger Bundesgenosse aufgenommen. Die Hauptbestimmung dieses bis zum Untergang der einheimischen Könige aufrechterhaltenen Bündnisses war, daß der König von Tezcuco (Aculhua Tecuhtli und Chichimecatl Tecuhtli), der von Tenuchtitlan (Culhua Tecuhtli) und der von Tlacopan (Tecpanecatl Tecuhtli) an Rang einander gleich sein, gemeinsame Eroberungen aber nach verschiedenen Verhältnissen unter sich theilen sollten: der letzte sollte $1/5$, jeder der anderen $2/5$, oder, wie Andere angeben, nach Abzug des Fünftels für den König von Tlacopan der erste $1/3$ und der zweite $2/3$ erhalten (Ixtlilx., Hist. I, 219, Rel. 467, Zurita 11, Torquemada II, 39). Waren bis dahin die Acolhuen und Tepaneken die Hauptmacht im Lande gewesen, so wurden dieß von nun an die Acolhuen und Mexicaner. Das Reich der ersteren war weit älter als das mexicanische und der äußere Glanz wie die Civilisation der Mexicaner verdankt dem alten Cultur- und Herrschersitze von Tezcuco, der auch in späterer Zeit aus diesem Grunde noch in hohen Ehren stand, die wesentlichsten Elemente der Größe. Ohne diese Vorgängerin und Verbündete würde die rasche Erhebung und Machtentwickelung Mexico's nicht möglich gewesen sein.

Vor dieser Zeit scheinen nur die Fürsten, denen das Volk willig folgte, um den Besitz der Macht vielfach miteinander gekämpft zu haben; wir hören von keinen Aufständen des Volkes die später, wenn auch nur selten, vorkamen. Einen eigenen Willen zeigte das letztere zum ersten Male in dem Kriege gegen Maxtla: dem Kampfe abgeneigt, konnte es vom Adel nur dadurch gewonnen werden, daß dieser ver-

tragsmäßig versprach sich im Falle eines unglücklichen Ausganges ganz in seine Hand zu geben, wogegen das Volk im Falle des Sieges sich zur Dienstbarkeit gegen den Adel verpflichtete. Der Erfolg des Kriegs führte daher zu einer Befestigung der Aristokratie und zu einer scharfen Scheidung derselben von dem hörigen Volke, und es ist dieß ohne Frage das wichtigste Ereigniß auf dem Gebiete des inneren Staatslebens in dieser Zeit. Von dem Fortgange der inneren Entwickelung wissen wir außerdem nur wenig. Unter Chimalpopoca hatte man den Bau der Wasserleitung von Chapoltepec begonnen und einen großen runden Stein mit einem Loche in der Mitte zum Zwecke der Menschenopfer nach Mexico gebracht. Unter Itzcoatl war das Streben nach äußerer Ausbreitung der Macht entschieden vorherrschend: Cuyoacan, das den Tepaneken gehörte, Xochimilco, Cuitlahuac und andere Städte wurden überwunden, daß sich aber die Eroberungen schon in dieser Zeit bis zum Meere und weit nach Süden ausgedehnt hätten (Tezozomoc I, 41) ist wenig glaubhaft. Durch neue Tempelbauten sorgte Itzcoatl auch dafür das äußere Ansehn der Hauptstadt zu heben (Torquemada II, 42), doch mußte er sich, wenn wir anders dem für Tezcuco parteiischen Ixtlilxochitl (I, 229) hierin trauen dürfen, eine Demüthigung von Seiten Netzahualcoyotl's gefallen lassen den er durch Anmaßung beleidigt hatte: die 30 Großen der verbündeten Reiche, der hohe Adel welcher keinen Tribut zu zahlen, sondern nur mit seinen Vasallen Kriegsdienste zu leisten hatte, wurde durch letzteren in seine von Itzcoatl bedrohten Rechte wieder eingesetzt und reich mit Land belehnt.

Montezuma (eigentlich Moteukzoma) Ilhuicamina, Montezuma I, Sohn des Huitzlihuitl und einer Tochter des Königs von Quauhnahuac (Torquemada II, 17), setzte die Eroberungen seines Vorgängers mit dem glänzendsten Erfolge fort. Sie erstreckten sich zunächst auf das benachbarte Chalco, das er zweimal schwer züchtigte um dessen Macht und Uebermuth zu brechen. Hauptsächlich nach Osten und Süden wurde das Reich durch ihn erweitert: er unterwarf sich dort das Land Tepeacac und die Küste am Golf von Mexico, andererseits dehnte er seine Herrschaft bis jenseits Chilapan und über Huaxjacac (Oaxaca) aus (ebend. II, 44, 46, 50, Tezozomoc I, 145*,

* Die dortige Kapitelüberschrift spricht von den „Huastecas am Südmeer," ein Ausdruck dessen Bedeutung sich erst weiter unten aufklären wird. Nach Ixt-

166, 169, 189). Acosta (VII, 16) schreibt den größten Theil dieser Eroberungen und viele andere Kriegsthaten dem Helden Tlacaellel zu, „dem Manne mit dem großen Herzen," dieser selbst aber ist (nach Clavigero III, 19) von Montezuma nicht verschieden, welcher schon vor seiner Thronbesteigung, namentlich in dem Kampfe gegen Maxtla, durch seine außerordentliche Tapferkeit hohen Ruhm erworben hatte. Auch die neu gewonnenen Länder auf die Dauer dem Reiche zu erhalten, war er bemüht. Hatte schon der Chichimekenherrscher Techotlalatzin zu gleichem Zwecke eine theilweise Vertauschung der Bevölkerung besiegter Länder mit einander vorgenommen (Torquemada II, 8), so suchte Montezuma durch Aussendung von Kolonien seine neuen Eroberungen zu befestigen, was man später nach seinem Beispiele öfters wiederholt hat (Tezozomoc I, 203, II, 19). Krankheiten und Ueberschwemmung, dann Dürrung und Hungersnoth (1450—54, Ixtlilx., Hist. I, 290) drückten freilich unter seiner Regierung so schwer auf die Mexicaner, daß es selbst zum Verkaufe der eigenen Kinder gegen Lebensmittel kam und viele auswanderten (Torquemada II, 47, Tezozomoc I, 207); indessen scheint der Aufschwung des Reiches nur vorübergehend durch dieses Unglück gehemmt worden zu sein, denn die großen Tempelbauten, vorzüglich für den Gott Huitzilopochtli, wurden unter Montezuma weiter geführt und der Luxus seiner Hofhaltung soll dem des zweiten Montezuma nur wenig nachgestanden haben (Torq. II, 46, Tezozomoc I, 151, 185).

Die drei folgenden Könige, deren erste beiden Acosta und nach ihm Herrera in falscher Reihenfolge gegeben haben, weil Tizoc der älteste Sohn der drei Brüder war, wurden von dem sterbenden Montezuma als seine Nachfolger empfohlen und kamen in der Ordnung zur Regierung in welcher er sie genannt hatte: Axayacatl, Tizoc, Ahuitzotl, drei Enkel des Montezuma (nach Clavigero IV, 14 des Acamapich), die Söhne seiner einzigen legitimen Tochter (Ixtlilx., Hist. II, 22; Tezozomoc I, 306, 327, 341 macht darüber verschiedene Angaben, vgl. Torquemada II, 54 f.). Axayacatl unternahm, sobald er zur Regierung gelangte, einen Kriegszug nach Tehuantepec, das jedoch nicht durch ihn, sondern erst später (1499) dauernd unterworfen wurde (Ixtlilx., Hist. II, 64, 72, Torquemada II, 66),

---

lilxochitl (Hist. I, 287) wäre es vielmehr Netzahualcoyotl gewesen der die Huasteken besiegte.

vorzüglich aber erweiterte er die Grenzen des Reiches nach Westen durch seine wiederholten Siege über die Matlazincas im Thale von Toluca und sein Vordringen bis nach Tlaximalojan. Mißhelligkeiten mit dem Herrscher von Tlatelulco, den man nicht mit Acosta und Tezozomoc (I, 215) einen Empörer nennen darf, da er bisher von Mexico unabhängig gewesen war und keinen Tribut gezahlt hatte (Ixtlilx., Hist. II, 8) führten letzteren zu dem verrätherischen Plane die Macht der Mexicaner zu stürzen; dieser mißlang jedoch und erst seit dieser Zeit war die Herrschaft der Mexicaner über Tlatelulco entschieden (Torquemada II, 55, 58). Die lange Existenz dieses kleinen Staates in unmittelbarster Nähe der aztekischen Hauptstadt läßt deutlich erkennen daß das mexicanische Reich keine hinreichend gesicherte und consolidirte Macht besaß, so ausgedehnt seine Grenzen auch schon damals waren. Dieß zeigt sich ebenso an dem feindlichen Verhältniß in das sich erst seit Itzcoatl die Tlascalteken und Huexozinken zu Mexico gesetzt hatten (Torq. II, 48). Zu Netzahualcoyotl's Leichenfeier, welche in die ersten Regierungsjahre des Axayacatl fiel, wurden zwar Tlascala Huexozinco und Cholula eingeladen und ließen sich dabei durch Gesandte vertreten (Ixtlilx., Hist. II, 2), auch bei Axayacatl's Tode kamen die Herren dieser Städte mit Geschenken nach Mexico, standen aber diesem gleichwohl feindlich gegenüber (Tezozomoc I. 297, 299).

Tizoc war unkriegerisch und überließ dem Cihuacoatl, Montezuma's I. Bruder, factisch die Gewalt, die dieser auch unter Ahuitzotl bis zu seinem Tode behielt (ebend. 341, II, 54). Die Regierung des letzteren ist vor Allem ausgezeichnet durch die Vollendung und Einweihung des großen steinernen Tempels für Huitzilopochtli (1487). Die massenhaften Menschenopfer bei diesen und ähnlichen religiösen Festen, während deren man alle Feindseligkeiten ruhen ließ, hatten vorzüglich den Zweck unter den fremden Fürsten und Gesandten, die dazu geladen waren und reich beschenkt wieder entlassen wurden, Schrecken zu verbreiten und ihnen überhaupt durch die Großartigkeit der Feier zu imponiren; namentlich auch feindliche Fürsten wurden zur Theilnahme herbeigezogen, obwohl man diese alsdann sorgfältig vor dem eigenen Volke verbarg um nicht dessen Wuth gegen sie herauszufordern (Torq. II, 63, Ixtlilx., Hist. II, 47 f., Tezozomoc I, 379, 393, II, 100). Ixtlilxochitl (Hist. II, 11, 44, 128) schreibt zwar dem Könige von Tetzcuco Netzahualpilli oder Netzahualpilzintli, Ne-

tzahualcoyotl's Sohne und Nachfolger (reg. 1470—1515), die Eroberung des Landes bis gegen Panuco hin auf der einen und bis Chiapa auf der anderen Seite zu, aber den Hauptantheil an der Vergrößerung des Reiches scheint vielmehr Ahuitzotl gehabt zu haben, der im Norden Xilotepec überwand, im Westen gegen Xalisco Kriege führte und außer mehreren Provinzen die in dieser Richtung lagen, mehrere andere an der Küste der Südsee, namentlich Zacatula unterwarf, in das Land der Zapoteken und nach Chiapa vordrang, Tehuantepec einnahm und seine Truppen bis nach Guatemala sendete (ebend. 61, Torq. II, 63, 66, Tezozomoc I, 341, 393, II, 25). Auch unter ihm hatte Mexico von Ueberschwemmungen zu leiden, denen zu begegnen er den großen Damm der den Salzsee von dem Süßwassersee schied, bauen und Wasserleitungen anlegen ließ.

Die Herrschaft der Mexicaner erstreckte sich vom atlantischen bis zum stillen Meere als Montezuma II, der dritte Sohn des Axayacatl (Ixtlilx., Hist. II, 23), wie es scheint, mit Hülfe grober Verbrechen* den Thron bestieg. Ehrgeiz in Verbindung mit religiösen Motiven hatten hauptsächlich die Mexicaner zu großen Eroberern gemacht: Alles sich und ihrem Gotte Huitzilopochtli zu unterwerfen bis sie selbst besiegt würden, betrachteten sie als ihren Beruf (Tezozomoc II, 53). Montezuma, bis zu seiner Erwählung Oberpriester des Huitzilopochtli, scheint diese Motive vollkommen getheilt zu haben: auch er beging den verhängnißvollen Fehler mehrerer seiner Vorgänger seine Waffen in weite Ferne zu tragen ohne seine Feinde in der Nähe für sich zu gewinnen oder niederzuwerfen, und ohne für den sicheren Besitz des erst kürzlich Erworbenen gehörig zu sorgen. In vielen der südlichen Länder brachen Empörungen aus, bei den Mixteken und Zapoteken, in Tototepec und Tehuantepec, aber gleichwohl beschränkte er sich nicht darauf das Gefährdete zurückzugewinnen, sondern sendete seine Heere in weit entlegene Länder, nach Guatemala, Vera Paz, und wie es heißt selbst nach Nicaragua um sich dort festzusetzen (Ixtlilx., Hist. II, 102, 108, 115, Torquemada II, 75, 81). Seine Kriege in der Nähe gegen Huexocinco Cholula und Tlaxcallan fielen aber zum Theil un-

* Tezozomoc (II, 219) erzählt daß er von den Spaniern bedrängt, auf seine Anfrage an den Herrscher der Unterwelt über sein Schicksal, von diesem die Antwort erhielt, da er seine Verwandten umgebracht habe, müsse er fasten und Buße thun. Sein unsicheres Benehmen gegen die Spanier erklärt sich großentheils aus einem bösen Gewissen.

glücklich aus. Gegen letzteres, das vom mexicanischen Reiche schon seit längerer Zeit ganz eingeschlossen war, ließ sich von ihm das Volk der ersten beiden Städte gebrauchen; die Tlascalteken waren aber mit Hülfe der Otomies in diesem Kriege anfangs dennoch siegreich. Daß sie von den Mexicanern absichtlich geschont worden wären um Kriegsgefangene, die man in den Tempeln opfern könnte, jeder Zeit in der Nähe machen zu können, wie freilich auch Ixtlilxochitl (Hist. I, 293) erzählt, ist offenbar eine Fabel die nur der mexicanische Ehrgeiz ersonnen hat (Torq. II, 70, 72, 82, vgl. Tezozomoc). Montezuma wird von Ixtlilxochitl (Hist. II, 119, 128) des Verrathes gegen seinen Verbündeten Netzahualpilli in diesem Kriege und beleidigenden Hochmuthes gegen ihn beschuldigt; gewiß ist wenigstens dieß, daß er durch große Härte und ungemessene Hoffarth, die ein hervorstechender Zug seines Charakters war, sich viele Feinde machte. Nach Netzahualpilli's Tode brach Streit unter dessen Söhnen um die Herrschaft über Tezcuco aus. Montezuma, eifrig bemüht seinen Einfluß geltend zu machen und die Macht von Tezcuco zu schwächen, begünstigte hierbei den Cacamatzin, doch kam es schließlich zu einem Vergleiche durch welchen das Reich zwischen diesem und seinem Bruder Ixtlilxochitl getheilt wurde (ebend. 132, Torq. II, 83 ff.).

Unter solchen Umständen ist es wohl begreiflich daß das große, zu rasch gewachsene Reich des Montezuma durch ein paar kräftige und geschickt geführte Stöße zertrümmert werden konnte. Die älteren spanischen Berichte über Cortes' Eroberung von Mexico leiden weniger in Folge von Parteilichkeit als von Unkenntniß der inneren Zustände des Landes an Einseitigkeit. Ueber die mächtige Hülfe welche den Conquistadoren von dieser Seite kam, hat erst Ixtlilxochitl Licht verbreitet und die richtigen Gesichtspunkte aufgestellt. Mag der Antheil den er seinem Verwandten, dem Fürsten Ixtlilxochitl, an dem Erfolg des Cortes zuschreibt, mehrfach übertrieben sein, so läßt sich doch nicht leugnen daß die Größe und Wichtigkeit des Beistandes den jener von Tlascala und später bei der Belagerung außer von Tlascala auch von Tezcuco, Huexotzinco, Cholula und anderen Städten erhielt, erst von ihm gebührend hervorgehoben worden ist; und nicht minder richtig scheint es zu sein daß jener Fürst, der mit Montezuma über die Thronfolge in Tezcuco verfeindet war, begierig die Gelegenheit ergriff sich auf Cortes' Seite zu stellen und bereitwillig Christ wurde um als

Abtrünniger sein eigenes Volk unter das spanische Joch beugen zu helfen, da er nach dem Falle seines überlisteten Nebenbuhlers Cacamazin es nicht verschmähte dessen Thron hauptsächlich der Gunst des fremden Eroberers zu verdanken.

---

2. Ueber die Ausbreitung der toltekisch-aztekischen Stämme vor der Eroberung des Landes durch die Spanier sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Wir wissen zwar, wie bemerkt, daß sie sich einst von 37° n. B. bis zum See von Nicaragua erstreckt haben, und die Spuren ihrer Sprache lassen sich in dieser ganzen Ausdehnung noch heutzutage nachweisen (Buschmann), aber es ist nicht minder gewiß, daß sie auf dem großen Ländergebiete das innerhalb jener Grenzen liegt, nur das bedeutendste und meist das herrschende, aber keineswegs das einzige Volk gewesen sind. Dieß gilt sogar von ihrem Hauptlande dem alten Anahuac, dessen Grenzen nach Clavigero (I, 1) das Reich des Montezuma und seiner Verbündeten nebst den von ihnen eingeschlossenen Staaten und Mechoacan umfaßten, von 14—21° n. B. (Humboldt, N. Sp. I, 7), wenn nicht vielmehr, wie Echevarria (I, 1) angiebt, in allgemeiner und etwas vager Weise die Länder welche zwischen dem atlantischen Ocean und der Südsee lagen unter diesem Namen begriffen wurden (S. oben p. 16). Eine genaue Bestimmung dessen was zu Anahuac gehörte, scheint nicht mehr möglich, und es ist zweifelhaft ob die alten Mexicaner selbst einen scharf begrenzten Begriff mit diesem Worte verbanden. Wie wir bei einem Erobervolke erwarten müssen, waren sie zwar bemüht die Herrschaft ihrer Sprache auszubreiten: diese wurde überall verstanden wohin Montezuma's Macht reichte; aber bei weitem nicht alle Völker des mexicanischen Reiches waren von toltekisch-aztekischem Stamme. Dieser letztere erstreckte sich, wie wir oben gesehen haben, in ältester Zeit außer dem Land an den Seen von Mexico, wahrscheinlich von der Küste in der Gegend von Panuco bis zur Laguna de Terminos, über einen großen Theil von Oaxaca und über Guatemala hinab nach Nicaragua — auch anderwärts, namentlich weiter im Norden, mag er sich ausgebreitet haben, es fehlt aber darüber an näheren historischen Nachweisen.

Auch für die spätere Zeit Montezuma's sind bestimmte Angaben über die Verbreitung der Azteken nur in geringer Anzahl vorhanden. Ihr Hauptsitz und der Mittelpunkt ihrer Macht war auch damals die unmittelbare Umgebung jener Binnenseen, von wo 12 leguas südlich Quauhnahuac (Cuernavaca), die Hauptstadt des Nahuatl-Volkes der Tlatluicas oder Tlahuicas lag (S. oben p. 34, Torquemada III, 21). Oestlich von dort hatten sich in früherer Zeit die Teochichimeken (Otomies) der alten Toltekensitze, namentlich Cholula's bemächtigt und die bisherigen Bewohner dieser Gegenden theils verdrängt theils unterworfen (Torq. III, 11), später aber kamen — wir wissen nicht zu welcher Zeit und auf welche Weise — aztekische Stämme, insbesondere Tlascalteken, wieder zur Herrschaft, obwohl die Städte die sie inne hatten, großentheils von stammfremden Völkern umgeben blieben.* Ebenso war in Tepeaca südöstlich von Tlascala das Mexicanische nur die Sprache der Herrscher, das umwohnende Landvolk aber gehörte einer fremden Nationalität an (Herrera II, 10, 31); und in ähnlicher Weise giebt auch für die neuere Zeit Humboldt (Neu Sp. II, 138) in der Provinz Puebla die mexicanische Sprache als herrschend nur im nordwestlichen Theile an, nämlich in den Städten Puebla Cholula und Tlascala. Nach Gallatin erstreckte sie sich nördlich von Mexico nach Meztitlan in eine Entfernung von 25 leguas, obwohl diese Gegend nicht zum Azteken-Reiche gehörte und,

* Tezozomoc I, 373 läßt den Herren von Cholula ausdrücklich sagen daß er und die Seinigen mit den Mexicanern und Tlascalteken eines Stammes sei. Was Clavigero (II, 12 u. 16) von den Tlascalern erzählt, indem er sie mit den Teochichimeken identificirt, ist aus Torquemada (III, 9) entnommen, der die letzteren in jener Gegend bestimmt als Otomies bezeichnet, daher was er sagt nicht von dem aztekischen Theile der Bevölkerung von Tlascala (eigentlich Tlaxcallan) verstanden werden darf. Die weiteren Nachrichten von den Kämpfen zwischen Huexotzinco und Tlaxcallan, an denen sich auch die Tepaneken betheiligten, und die Kriege zwischen Cholula und Tlaxcallan (Torq. III, 12ff.), werfen nur insofern ein Licht auf die ethnographischen Verhältnisse, als sie erkennen lassen daß hier bereits von aztekischen Völkern die Rede ist. Wenn die Tlascaler (nach Herrea II, 6, 15) ihr Land erst seit 400 Jahren, d. i. seit dem 13. Jahrh. bevölkert glaubten, so ist dieß wahrscheinlich so zu deuten, daß sie nur die Ankunft des Aztekenstammes welcher sich Tlascala's bemächtigte, in diese Zeit setzten. Tlascala und Huexocinco waren bis auf Montezuma I. mit den Mexicanern befreundet und verbündet gewesen (Torq. II, 48) und ersteres hatte namentlich dem Netzahualcoyotl kräftig beigestanden (Ixtlilx., Hist. I, 276), aber seit dieser Zeit herrschte eine sehr erbitterte Feindschaft unter ihnen — namentlich reizten Cholula und Huexocinco die Mexicaner vielfach zum Angriff auf Tlascala —, doch scheinen diese Feindseligkeiten nicht durch einen nationalen Grund, sondern durch religiöse Streitigkeiten hervorgerufen worden zu sein (ebend. II, 266).

wie aus B. Diaz (32) hervorgeht,* südöstlich bis zum Flusse Coazacoalco, oder, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, wahrscheinlich bis zur Laguna de Terminos (s. oben p. 16). Obgleich aber allerdings nicht alle Bewohner von Anahuac mexicanisch sprachen oder diese Sprache auch nur verstanden (Tezozomoc II, 34), so dürfen wir doch annehmen daß sie viel weiter verbreitet war als sich aus dem Vorstehenden unmittelbar ergiebt, wenn sie auch wohl nicht in dem größten Theil der Länder einheimisch war welche Montezuma als Herren anerkannten, denn die Azteken waren ein rasch vordringendes Kriegsvolk, deren sprachliche Eroberungen schwerlich mit denen ihrer Waffen einigermaßen gleichen Schritt zu halten vermochten.

Die Namen der sieben Nahuatlakenvölker welche gewöhnlich als von Aztlan nach Mexico eingewandert angegeben werden (s. oben p. 34), finden sich, so weit sie überhaupt eine nähere Deutung zulassen, sämmtlich in bestimmten Oertlichkeiten in der Umgegend der mexicanischen Seen wieder. Dasselbe gilt von den bei Torquemada (II, 1) angeführten Namen, welcher anstatt sieben Stämmen neun angiebt. Sie sind folgende: Chalca, Matlazinca, Tepaneca, Malinalca, Xochmilca, Cuitlahuaca, Chichimeca, Mizquica, Mexica. Von diesen hatten die Matlazincas den größten Theil des Thales von Toluca inne und verbreiteten sich von da nach Westen bis nach Tlaximaloyan. Sahagun (X, 29, 8) nennt sie auch Tolucas oder Quaquatas und bemerkt daß ihre Sprache von der mexicanischen verschieden sei, obgleich auch Mexicaner (vielleicht erst seit Axayacatl's Eroberung des Landes) unter ihnen lebten; ihr Hauptgott hieß Coltzin und Menschenopfer waren bei ihnen in Uebung. Ob sie zum Stamme der Azteken gehörten oder nicht, bleibt demnach unentschieden. Mit etwas größerer Sicherheit läßt sich dieß von den Cohuixken vermuthen die

* Er erzählt nämlich daß Marina, die bekannte Dolmetscherin des Cortes, aus Coazacoalco, nicht aus Jalisco stammte, wie Gomara und Herrera angeben, und daß dort aztekisch, in Tabasco dagegen, wohin sie verkauft worden war, die Sprache von Yucatan gesprochen wurde. Clavigero (VIII, 5), der nicht mit Unrecht daran Anstoß nahm daß Marina aus dem über 900 miles entfernten Jalisco gebürtig, nach Coazacoalco gekommen sein sollte, hat das Dorf Painalla für ihren Geburtsort erklärt das auf seiner Karte ganz in der Nähe von Huilotla im Lande Coazacoalco liegt, während Ixtlilxochitl (Hist. des Ch. II, 159) sagt sie sei aus Huilotla in Jalacingo (Xalatzinco) gewesen. Letzteres hat das Meiste für sich, da sich die abweichenden Angaben daraus durch Verwechselung theils der beiden gleichnamigen Orte (Huilotla) theils der Länder (Jalisco und Jalacingo) am einfachsten erklären.

mit den Malinalca wahrscheinlich identisch sind welche Torquemada nennt (s. oben p. 38). Ihr Land umfaßte die Küste von Acapulco und erstreckte sich von dort in's Innere. Vielleicht gehörten zu ihnen die Tlapaneken, welche im Lande der Cohuixken in der Jurisdiction von Tlapa, 70 leguas südöstlich von Mexico wohnen, wo sie mit den Misteken zusammengrenzen (Villa-Señor II, 18, Humboldt N. Sp. II, 138). Von gleich zweifelhafter Nationalität sind die Cuitlateken, die westlichen Nachbarn der Cohuixken am stillen Meer. Wenn nämlich Torquemada die Cuitlahuacas unter den Aztekenvölkern nennt, so sind allerdings vielleicht unter diesen nur die Bewohner des kleinen Ortes Cuitlahuac zu verstehen der auf einer Insel im See von Chalco lag — Cuetlauac hieß auch der Gebieter der nur 2 leguas von Mexico entfernten Stadt Itztacpalapan (Gomara 340) —, doch wäre es auch möglich dabei an die Cuitlateken zu denken, da sich z. B. die Mazateken auch öfters Mazahuas oder Mazaoaques (Mazahuacas) genannt finden. Ob die Cuicateken, welche Villa-Señor (IV, 7 u. 20) in Cuicatlan und Teutila, jenes nördlich, dieses nordöstlich von Oaxaca, nennt, mit den Cuitlateken identisch seien, ist unbekannt. Nach einer Andeutung de Laet's (bei Vater, Mithrid. III, 3, 32) hätten auch die Popoluken eine der aztekischen verwandte Sprache geredet; da indessen der Name dieses Volkes nur „Barbaren, Ausländer mit fremder Sprache" bedeutet (Buschmann 1852 p. 621), so entspricht ihm wahrscheinlich kein bestimmter ethnographischer Begriff. Villa-Señor (II, 28, 30) giebt Popoluken in der Gegend von Acayuca westlich vom Flusse Coazacoalco an, welche sich bis jenseits desselben nach Osten erstrecken und weiter westlich von dort in der Jurisdiction von Cozamaloapan; auch Quecholac in der Provinz Tepeaca, wo sie schon Herrera (II, 10, 31) nennt, ist von ihnen bevölkert (Alcedo).

Für die spätere Zeit fließen die Quellen reichlicher, die Nachrichten aber die sie über die Ausbreitung der Mexicaner liefern, reden zum Theil bestimmt nur von Versetzungen der Eingeborenen durch die Spanier, zum Theil lassen sie es zweifelhaft ob wir an solche oder vielmehr an ältere eigene Wanderungen derselben zu denken haben. So erzählt schon B. Diaz (277, 287) daß Mexicaner in größerer Anzahl mit den Spaniern nach Honduras Guatemala und anderen südlichen Ländern zogen — daher finden sich Cholulteeas in Tegucigalpa

(Buschmann 1852 p. 734) — und auf dieselbe Weise nach Mechoacan und Jalisco kamen, obwohl es leicht möglich ist daß die mexicanische Sprache in Mechoacan und die vielfachen Aehnlichkeiten der Bewohner dieses Landes mit den Mexicanern (Herrera III, 3, 9 f.) nicht erst aus dieser späteren Zeit herstammten. So mögen namentlich die Niederlassungen der Mexicaner in Oaxaca, wo Remesal (XI, 16) das Mexicanische unter den einheimischen Sprachen nennt und in Tehuantepec (Villa-Señor IV, 2 u. 19) schon aus der Zeit der Eroberung dieser Länder durch die aztekischen Könige herrühren, obschon von ihnen jetzt nur noch schwache Spuren übrig zu sein scheinen (Mühlenpfordt I, 208). In der Provinz Mexico selbst wie in der von Puebla und Vera Cruz sind sie noch neuerdings wie ehemals die vorherrschende Bevölkerung. Queretaro, das sonst auch den Namen Taxco („tlacho, das Ballspiel" aztekisch) führte, ist 1531 gegründet; die Spanier siedelten Mexicaner und Taraskos dort an (Espinosa I, 3). Kolonien der ersteren finden sich daselbst auch gegenwärtig noch; ebenso in Guanaxuato und von da nach Zacatecas hinüber (Mühlenpfordt a. a. O.), doch sollen sie auch hierher erst durch die Spanier gebracht worden sein (ebend. II, 471, Vetancurt, Tratado de la ciudad de Mex. § 46). Dieses Letztere gilt in gleicher Weise von den Tlascalteken und Azteken in S. Luis Potosi (Villa-Señor III, 9), von den Tlascalteken welche Rivera an mehreren Orten in Cohahuila und Neu Leon bis zu 27° n. B. hinauf zerstreut fand, von den Azteken welche Mühlenpfordt an den Grenzen von Neu Leon und Tamaulipas und in geringer Anzahl in Durango und Chihuahua angiebt. Ferner nennt Villa-Señor (III, 11) Mexicaner in Maravatio, östlich von Valladolid; ihre Sprache herrscht im Süden von Guadalajara in Zayula und am Chapala See, im Nordosten und Osten wie im Westen der Hauptstadt in Tepic und Jalisco (V, 4, 7 ff.), doch wissen wir nicht ob ihre Verbreitung erst von Nuño de Guzman's Zug in diese Gegenden herrührt, der viele derselben hierher führte, oder aus früherer Zeit datirt. Die Mazapilen im OSO von Guadalajara redeten wahrscheinlich die mexicanische Sprache (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 56, 155 nach Hervas). An der Küste des stillen Meeres gehen die Mexicaner bis fast zur Breite der Stadt Durango hinauf, bis nach Copala und Charcas, wo sie mit Tepeguanas zusammenleben; auch noch nördlicher finden sie sich in Cozela

am Tabala, zwischen den Flüssen Tabala und Elota und selbst im Osten der Stadt Cinaloa ist S. Benito noch eine Mission der Mexicaner (Villa-Señor VI, 10—14). In Cinaloa wurde nach einer Nachricht bei Hervas (Buschmann a. a. O.) das Mexicanische neben dem Hiaqui, in zwei mit Chinipas vereinigten Missionen dagegen neben dem Tepehuana gesprochen. Daß diese weite Verbreitung der Mexicaner nach Nordwesten durchgängig erst durch die Spanier herbeigeführt worden sei, ist möglich, doch kann man es kaum wahrscheinlich finden: die Einwanderung von Nordwesten her erhält dadurch eine neue wichtige Stütze und wir dürfen vielleicht auf die Art der Vertheilung jener Azteken-Kolonien eine Vermuthung über die Linie gründen in welcher sich jener Völkerzug bewegte.

In dem Gebiete der Mexicaner und von diesen großentheils beherrscht, lebte eine Menge von verschiedenen Völkern unter denen sich ebensowenig eine gegenseitige Verwandtschaft als eine solche zu den Azteken hat nachweisen lassen. Die meisten von ihnen standen auf einer tieferen Stufe der Cultur als diese und man hält sie gewöhnlich für die eigentlichen Urbewohner des Landes, doch fehlt es hierüber an näheren bestimmten Nachrichten, und wenn es z. B. heißt die Otomies seien von den einwandernden Mexicanern schon vorgefunden worden (Tezozomoc I, 10), so bezieht sich dieß offenbar nur auf ihr höheres Alter im Vergleich mit den Azteken, da die Chichimeken häufig mit den Otomies identificirt werden und die Sage den Stammvater der letzteren als einen Bruder des Ahnherrn der Olmeken, Xicalanken und anderer Völker bezeichnet (Torquemada I, 12), deren Ankunft in Anahuac der vorhistorischen Zeit angehört.

Die Huasteken-Sprache (Huaxtecatl) ist der in Yucatan heimischen Maya-Sprache verwandt, wie von Vater (Mithrid. III, 3, 15) hervorgehoben und durch Gallatin (8) bestätigt worden ist. Hierauf gestützt, läßt Brasseur (I, 102) das Huasteka und Nahuatl beide vom Maya als der Sprache des ältesten Culturvolkes in America abstammen und Squier (a, 199) redet von einer Sprach- und Völkerfamilie der Huasteka, die in alter Zeit über Guatemala Chiapas und Yucatan verbreitet gewesen sei — Theorien die zu willkürlich gebildet sind um einer ernsten Prüfung Stand halten zu können. Sahagun (X, 29, 10) schreibt den Namen dieses Volkes Guaxteca oder Guesteca nach ihrem Lande Guestlan und fügt hinzu daß sie auch Toveio-

mes, Pantecas oder Panotecas, Bewohner von Panuco, genannt würden. Nach Tezozomoc (I, 182) hieß ihr Land Cuextlatlan (Cuetlachtlan auf Clavigero's Karte); es war die Küstengegend südlich von Cempoallan welche den Huasteken (Cuextecas) und Totonaken gehörte. Von B. Diaz (203) werden die Huasteken irrthümlich als Naguatecas bezeichnet, d. h. als Nahuatl-Volk, und scheinen nach dessen Angaben zum Theil auch aztekisch gesprochen zu haben, so bedeutend auch übrigens die Verschiedenheit beider Sprachen ist die schon Herrera (IV, 9, 5) hervorhebt. Neuerdings findet man sie in Panuco und Tampico, in der Umgegend von Valles und Tamiagua und südlich von dort angeführt (Villa-Señor I, 19, 21, II, 12). In zwei Dörfern von Panuco herrscht ihre Sprache ausschließlich (Lyon I, 62). Die alten Schriftsteller schildern sie als Menschen von höchster kriegerischer Tapferkeit, die ihren Kriegsgefangenen die Köpfe abschnitten und sie auf Pfählen aufpflanzten. Vielleicht haben nur ihre sägeförmig zugefeilten Zähne ihnen den Vorwurf des Cannibalismus zugezogen, zu welchem Gomara (182 f.) auch noch den eines ausgebreiteten Hanges zu unnatürlichen Lastern fügt. Möglich daß sich hierauf gründet was Brasseur (I, 400) über die religiöse Secte der Cuextecas sagt. Merkwürdiger Weise erwähnt Tezozomoc (I, 145 in der Kapitelüberschrift) nicht allein Huasteken am Südmeer, sondern bezeichnet (II, 125) sie auch als Bundesgenossen der Bewohner von Quetzaltepec das nach Tututepec hin (letzteres am Südmeer) liege. Es würde eine Verwechselung dieses Tututepec mit Totoltepec im Nordwesten von Mexico (s. Clavigero's Karte) zu vermuthen sein, wenn nicht von Sahagun (X, 29, 14) die Cuextecas einmal mit den Mixteken zusammengenannt würden und nicht eine Stadt Huaxtepec oder Huasttepec im Süden von Mexico unweit des Popocatepetl und eine gleichnamige andere im Südwesten nicht fern von der Küste sich fände, wozu noch weiter kommt daß jenes Quetzaltepec wahrscheinlich das Cuetzpaltepec ist das Clavigero's Karte nördlich von Huaxjacac angiebt. Jedenfalls reichten die Huasteken in alter Zeit viel weiter nach Süden hinab als späterhin und scheinen sich zwischen die Totonaken hineingeschoben zu haben. Diese interessante Thatsache geht weiter aus Folgendem hervor.

Die Totonaken, sagt Sahagun (X, 29, 9) in unklarer Weise, nennen sich Guastecas; indessen, fügt er hinzu, sind sie sprachlich sehr verschieden von den anderen Völkern, doch reden einige von ihnen

mexicanisch, Otomi oder Guasteca: demnach wären sie Huasteken und auch keine Huasteken. Eine Nachricht Tezozomoc's (I, 182) löst dieses Räthsel: die eigentlichen Bewohner des Landes Cuextlatlan oder Cuetlachtlan sind Totonaken, die Senatoren aber, unter denen wohl der Adel zu verstehen ist, werden als Huasteken, die Häuptlinge als Tlascalteken bezeichnet. Dieß bestätigt im Wesentlichen auch die Kunde welche Torquemada (III, 18) im Jahre 1600 über dieses Volk von einem seiner alten Häuptlinge erhielt: die Totonaken, erzählte dieser, seien zusammen mit den Xalpaneken und wie diese in 20 Familien von Chicomoztoc ausgegangen und nach Teotihuacan gekommen, wo sie die beiden großen Tempel der Sonne und des Mondes gebaut hätten; die Chichimeken, unter denen hier die Huasteken gemeint scheinen — denn diese werden bisweilen ausdrücklich als Chichimeken bezeichnet (Tezozomoc I, 320) — seien erst nach ihnen eingewandert, sie selbst aber ins Gebirge und nach Cempoala fortgezogen; die monarchische Herrschaft unter der sie standen, zerfiel, sie wurden theilweise den Chichimeken und später den Mexicanern unterthänig. Da ihre Hauptstadt Mizquihuacan hieß, sind sie wahrscheinlich die Mizquica welche Torquemada (II, 1) als einen der 9 mexicanischen Stämme nennt. B. Diaz (60, 36, 39 f.) unterscheidet zwar die Bewohner von Cempoal von den Totonaken im dortigen Gebirge (Gomara 319), wo sie 30 Dörfer inne hatten, doch folgt daraus nicht, daß die ersteren keine Totonaken gewesen wären; physisch und sprachlich von den Mexicanern verschieden, hatten sie sich damals erst kürzlich den siegreichen Waffen Montezuma's unterwerfen müssen und ließen sich daher leicht von Cortes zum Aufstand gegen diesen gewinnen. Indessen läßt sich schwer annehmen daß die Herrschaft der Mexicaner, wenn auch allerdings die des Montezuma über dieses Volk so neu war als es hiernach scheinen würde, da im Lande der Totonaken (nach Villa-Señor II, 8) die Dörfer lauter mexicanische Namen haben: die oben mitgetheilte Andeutung des Tezozomoc legt uns daher die Vermuthung nahe, daß dieses Volk, bevor es von Montezuma unterjocht wurde, den Tlascalteken dienstbar war. Vielleicht freilich schreiben sich die mexicanischen Namen auch nur daher, daß diese Gegenden wie so viele andere den Spaniern nur durch die Mexicaner bekannt geworden sind. Die Totonaken breiten sich südlich von Panuco über den Bezirk von Tlacolula aus und über die Umgegend von Guauchinango,

auch leben solche westlich von letzterer Stadt, nordöstlich von Jalapa (ebend. 8, 12 f.), und westlich von Jalapa in Zacatlan unweit Tlascala (Humboldt, N. Sp. II, 138). Brasseur (I, 161, 156), der unbegründete Sätze mit zweifelloser Sicherheit auszusprechen pflegt, macht sie zu einem Zweige der Otomies und nennt zugleich ihre Sprache dem Maya verwandt.

Die Otomies, deren einsilbige Sprache Veranlassung gegeben hat sie zu den Chinesen in nähere Beziehung zu bringen (vgl. darüber Pott, die Ungleichheit menschl. Rassen p. 252), nennen sich selbst Hiaihiu oder ñahñu Buschmann 1852 p. 624) und saßen im Gebirgslande, hauptsächlich im Norden, jedoch auch im Osten Südosten und Westen von Mexico. Ihr Gebiet begann 2 leguas von Azcapuzalco und erstreckte sich nördlich von da über Tepexic, Tula, Xilotepec, Chiapa (?), Xiquipilco, Actopan und Queretaro (Torquemada III, 21). Namentlich wird Xilotepec (nördlich von Tula auf Clavigero's Karte) häufig als einer ihrer Hauptorte angegeben, von wo sie sich bis in die Gebirge von Guanajuato ausdehnten (Tezozomoc 341, Herrera III, 4, 19, IV, 9, 5, VIII, 10, 22 u. A.). Westlich von Mexico lebten im Gebiete von Toluca außer den Ocuiltecas, die sprachlich von dem dortigen Hauptvolke, den Matlazincas verschieden waren, die Mazaoaques (Sahagun X, 29, 9) oder Mazahuas, welche nach Clavigero (II, 14) sich durch ihre Sprache als einen Zweig der Otomies ausweisen und höchst wahrscheinlich dasselbe Volk mit den weiterhin von ihm genannten Mazateken oder Mezoteken sind, die Torquemada (II, 8) nicht von den Otomies und Chichimeken unterscheidet. Cortes (75) und mit ihm übereinstimmend Herrera (IV, 9, 5) nennt die Otomies als die Hauptbevölkerung von Toluca und ihre Sprache als eine der vier Hauptsprachen von Mechoacan (ebend. III, 3, 9), für die neuere Zeit aber giebt Humboldt (N. Sp. II. 153) das Otomi in Valladolid und Villa-Señor (III, 11 f.) das Mazahua in Maravatio und Tlalpujahua an. Das Hauptland der Mazateken war Mazatlan, südöstlich von Tepeaca; ihre Sprache herrschte daher, wo sie Villa-Señor (IV, 7 u. 20) später angiebt, in Izcatlan, 12 leguas nördlich von Cuicatlan, und in Teutila, nordöstlich von Oaxaca höchst wahrscheinlich schon vor der spanischen Eroberung. Ferner redete das Landvolk der Umgegend von Tlascala die Otomi-Sprache, während in der Stadt selbst das Nahuatl die Sprache der Vornehmen war, in einem Quartiere

derselben aber Pinomex geredet wurde (Gomara 329, 334; Gage I, 85 wiederholt dieselbe Angabe, die für seine Zeit indessen schwerlich richtig ist): Herrera (II, 6, 12 u. 10, 31) bezeichnet daher die Otomies als das vorherrschende Volk im Gebiet von Tlascala und im Südosten von dort in Tepeaca. B. Diaz (64) gebraucht den merkwürdigen Ausdruck daß die Tlascalteken den Anfang des Krieges auf die Chontales estomies geschoben hätten, in denen wir leicht die Otomies erkennen. Chontalli bedeutet gleich Popoloca im Aztekischen einen Fremden oder Ausländer (Buschmann 1852 p. 739); Chontal heiße die rohe gemeine Sprache, lingua rustica sagt schon Herrera (IV, 8, 3). Wir dürfen daher wenn Chontales anderwärts z. B. in Tabasco (ebend. III, 7, 3) und in Huamelula westlich von Tehuantepec (Villa-Señor IV, 11 u. 18) angeführt werden, nicht etwa auf Otomies schließen, sondern wie in der früher (p. 27) erwähnten Aeußerung des D. de Loaysa nur auf Völker von unbestimmter nicht-mexicanischer Nationalität und geringer Cultur. Auch nach der spanischen Eroberung hat das Gebiet der Otomies keine bedeutenderen Veränderungen erfahren. Es reichte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Zumpango, 8 leguas nördlich von Mexico, nach Xilotepec und Queretaro, umfaßte den größten Theil von Guanajuato, namentlich S. Luis im Osten, Leon im Westen, Zelaya im Süden nebst S. Miguel el Grande und Salvatierra, endlich den südwestlichen Theil von S. Luis Potosi (Villa-Señor I, 15, 17, 26 ff., III, 3—9). Westlich von Mexico fanden sich Otomies in der Jurisdiction von Lerma, nordöstlich 60 leguas von der Hauptstadt entfernt in Guayacocotla und in der Umgegend von Guauchinango im Lande der Totonaken (ebend. I, 46, II, 8 u. 31) — dort scheinen die Mazateken zu ihnen zu gehören welche Alcedo (Art. Suyaltepeque) in der Provinz Jalapa angiebt —, endlich auch noch 8 leguas nordöstlich von Tepeaca (Villa-Señor II. 2). Im Wesentlichen dieselbe Vertheilung der Otomies giebt auch Mühlenpfordt (I, 208, II, 477) an.

Ihren Namen sollen die Otomies von ihrem Führer Oton haben. Sie hatten zwei Hauptgötter, Otontecutli, wahrscheinlich mit jenem Heros eine und dieselbe Person, und Yocipa, der obgleich der zweite, doch hauptsächlich verehrt wurde; man baute ihm eigenthümlich geformte Tempel von Stroh (Sahagun X, 29, 6). Menschenopfer gehörten nicht zum Cultus der Otomies, die Kriegsgefangenen aber

wurden von ihnen getödtet und verzehrt (Herrera III, 4, 19). Die ungünstigen Schilderungen die von ihrem schmutzigen Wesen, ihrer Dummheit und Rohheit gemacht werden, scheinen von Uebertreibung nicht frei zu sein: allerdings galten sie den übrigen Völkern sprüchwörtlich als Beispiel der Faulheit und Verschwendung, doch hatten sie ein ziemlich geordnetes Gemeinwesen, gingen gut gekleidet (Sahagun a. a. O.), und es wird ausdrücklich hervorgehoben daß sie zwar arme Gebirgsbewohner, aber keine Nomaden waren wie die eigentlichen Chichimeken (Garcia V, 3). Zu ihren hervorstechenden Eigenschaften gehörte namentlich ihre große Tapferkeit (son como los Tudescos que mueren y no huyen, Sahagun VIII, 7), und wahrscheinlich führten mit Beziehung auf diese, nicht um ihrer Abstammung willen, die Häuptlinge der zweiten Klasse am Hofe des Montezuma Ilhuicamina den Namen Otomies (Tezozomoc I, 187). Die alte Toltekenstadt Tula die sie inne hatten, hieß bei ihnen Mamheni (Vetancurt II, 1, 33).

Die einheimische Bevölkerung von Mechoacan erhielt von den Spaniern den Namen Tarasco (Herrera III, 3, 9), welcher von ihrem Gotte Taras hergenommen sein soll; sie hießen auch Quaochpanme von ihrer Sitte sich das Kopfhaar abzuscheren (Sahagun X, 29, 13). Nach Villa-Señor (I, 48, III, 6 f., 12, 16) leben neuerdings Tarascos in Tlalpujahua, in Zamora und von da bis zum Chapala See, erstrecken sich nach Süden bis gegen den Balsas-Fluß hinab, nach Norden in die Jurisdiction von Guanajuato und nordwestlich von dort nach Leon. Die Zaresco-Sprache welche Lyon (II, 72) in Tsinsunsan der alten Hauptstadt der Tarascos unweit Valladolid angiebt, ist wahrscheinlich das Tarasco welches (nach Buschmann 1852 p. 618) nicht-aztekischen Ursprunges ist; es sollen sich dort noch ungemischte Reste dieses Volkes finden. Daß die Tarasken mit den Mexicanern von einem Stamme seien (Tezozomoc I, 274), ist ein Irrthum der dadurch entstanden sein mag, daß ein Theil der Mexicaner, wie wir oben gesehen haben, bei ihrer Einwanderung von Nordwesten her in Mechoacan sitzen geblieben ist. Die Bewohner von Mechoacan werden stärker und schöner geschildert als die Mexicaner (Gomara 394). Es scheint dieß, dem Zusammenhange nach zu urtheilen, namentlich von den Teochichimeken zu gelten, die allein neben den Tarasken dort von Gomara, wie auch von Ixtlilxochitl (Hist.

II, 284) genannt werden. Daß wir aber unter den Teochichimeken hier, wie öfters auch anderwärts, Otomies zu verstehen haben, müssen wir deshalb vermuthen weil sich diese letzteren nicht allein ebenfalls unter den Völkern von Mechoacan aufgeführt finden, sondern auch von ihrer körperlichen Bildung dasselbe gilt (Gomara 432), was über die Teochichimeken von Mechoacan soeben bemerkt wurde: die vier angeblich dort geredeten Sprachen (Herrera a. a. O.): Chichimeca, Otomi, Tarasca, Mexicanisch, würden daher vielmehr auf drei zu beschränken sein (s. oben p. 27). Indessen könnten mit den Chichimeken allerdings auch die Pirinda-Indianer gemeint sein die Villa-Señor (III, 2) in Charo bei Valladolid angiebt (vgl. Vater, Mithrid. III, 3, 125). Die Culturstufe auf welcher die Tarasken standen, werden wir später näher zu bezeichnen Gelegenheit finden.

Jenseits des Gürtels den die Otomies um das Hauptland der Mexicaner bildeten, namentlich im Norden und Nordwesten von Mechoacan, lag das Land der sogenannten Chichimeken, der Nomaden- und Jägervölker, deren ethnographische Verhältnisse uns fast ganz unbekannt sind. Nach Zacatecas hin lebte das Volk der Cazcanes, in Guadalajara die Guachichiles und die Guamares, deren Sprachen von der mexicanischen verschieden waren. Die dortigen Eingeborenen werden als große kriegerische Leute mit vergifteten Pfeilen (Herrera IV, 9, 11 u. 13), die von Jalisco und nördlich von dort als Cannibalen und Götzendiener geschildert (Gomara 287). Die Guachichiles sind nach de la Marcha (bei Ternaux, Recueil de documents 1840 p. 182) mit den Bewohnern von Zacatecas identisch, wo die Spanier bei ihrem ersten Eindringen nomadisch lebende Jäger fanden (Torquemada III, 21). Ihr Name scheint mexicanisch und von der eigenthümlichen Weise auf die sie ihr Haar schnitten, hergenommen zu sein, wie aus folgenden Worten Sahagun's (IX, 16) hervorgeht: Al otro (dios) componian como hombre los cabellos cortados por media de la cabeza como lomo que llaman Quachichiquilli. Die Spanier hatten gegen sie im Jahre 1569 und um 1590 zu kämpfen (Torq. V, 22 u. 35). Alcedo (Art. Quachichiles) bezeichnet sie als Chichimeken die im Anfange des 17. Jahrhunderts bekehrt wurden: man siedelte Tlascalteken unter ihnen an und gründete mit ihnen S. Luis Potosi, S. Miguel de Mezquitic und Colotlan in Guadalajara. Cabeza de Vaca (545) fand auf seinen Irrfahrten von Florida

her im Norden von Culiacan (Culiazan) die Sprache eines Volkes das die Spanier Primahaitu nannten (que es como decir Vascongados, setzt er hinzu) in einer Ausdehnung von 400 leguas von Osten nach Westen. In neuerer Zeit nennt Villa-Señor (I, 18 f., III, 10) die Pames in der Sierra gorda bei Cadereita (Queretaro) und von da weiter nördlich im Gebirge bis in den Westen von Valles und in die Gegend von Guadalcazar, und die Mecos nördlich von Valles. 18 leguas westlich von Bolaños (Guadalajara) leben die Guichola-Indianer, die den Eskimos im Aeußeren sehr gleichen sollen, obschon sie nicht so dick und untersetzt sind wie diese, und allein von den dortigen Resten der eingeborenen Bevölkerung noch ihre eigene Sprache haben (Lyon I, 296, 321). Mühlenpfordt (I, 214 ff.), welcher eine möglichst vollständige Aufzählung dieser Völker gegeben hat, die wir hier unterlassen, nennt in Guanajuato und Zacatecas die Chichimekenvölker der Pamos, Capuces, Samues, Mayolias, Guamanes, Guachichiles, letztere auch in Jalisco, wo sie noch jetzt Bogen und Pfeile führen, die nur selten mit kupfernen Spitzen versehen sind, und manches Eigenthümliche in ihren Sitten bewahrt haben (ebend. II, 378). Die Völker von Durango und Cinaloa, Chihuahua Sonora und Neu Mexico behalten wir dem folgenden Abschnitt vor.

In Oaxaca führt Remesal (XI, 16) zehn Sprachen an: Mexicana, Zapoteca, Misteca, Negicha, Chinanteca, Mixi, Zoque, Guavis, Chontal, Cuycateca. Von der ersten und den beiden letzten ist schon die Rede gewesen; Negicha ist die Sprache der Zapoteken des Gebirges im Osten, Guavis reden die Fischer von Tehuantepec. Mühlenpfordt (II, 141 ff.), der 19 Völker mit meist ganz verschiedenen Sprachen in Oaxaca aufzählt, nennt die Zoques, die an den Grenzen von Chiapas wohnen und von dort nach Tabasco hinüberreichen (Herrera III, 7, 3, de Laet V, 30), nahe sprachverwandt zu den Mixes (Miges), welche von Buschmann (1852 p. 618) als ein nicht aztekisches Volk bezeichnet werden. Letztere lebten 20 leguas von der Hauptstadt des Landes entfernt (Herrera IV, 9, 7) und haben wahrscheinlich dem R. Mijes, einem Nebenfluß des Coazacoalco, den Namen gegeben, in dessen Nähe, nördlich von Nejapa, sie auch noch Villa-Señor (IV, 11 u. 21) anführt. Zwar nur 2000 Männer stark widerstanden sie doch wie die Zapoteken den Waffen Montezuma's.

Bei Herrera III, 3, 15) heißt es daß die Mixes Tehuantepec unterworfen gewesen seien. Die Hauptvölker des Landes waren die Mistteken oder Mixteken und Zapoteken.

Die Mixteca erstreckte sich von Acatlan am Rio Nasca bis nach Tututepec am Süd Meer (Villa-Señor II, 17 u. 22, Alcedo III, 475). Im gebirgigen Theil derselben (Misteca alta) herrschte eine andere Sprache als im Niederlande (Misteca baja), ja es soll in dem Reiche der Misteken sogar 13 verschiedene Sprachen gegeben haben (Herrera III, 3, 12 u. 14). Wahrscheinlich beruht es auf einem Irrthum daß bei Tezozomoc (III, 198) die Bewohner von Huaxaca selbst als Misteken angeredet werden, da das Thal von Oaxaca vielmehr der Hauptsitz der Zapoteken war. In späterer Zeit lebten allerdings beide Völker miteinander gemischt in geringer Entfernung von Oaxaca zusammen namentlich in nordwestlicher Richtung von dort; der Handel führte die Misteken aber auch im Südosten über jene Stadt hinaus nach Miahuatlan und weiter; wie in der Gegend von Tututepec ließen sie sich auch nördlich von Nejapa und selbst in Tehuantepec nieder (Villa-Señor IV, 2 f., 6, 11 f., 19). Die Zapoteken und Mixes, sagt Cortes (109) wohnen mitten inne zwischen Tehuantepec, Chinanta, Oaxaca und Guazacualco. Wo Chinantla zu suchen ist, der Sitz der Chinanteken auch in späterer Zeit (Villa-Señor II, 30), ergiebt sich aus der Angabe daß dort tägliche Kämpfe mit denen von Tustepec stattfanden (Cortes 69*): es lag im Nordosten von Oaxaca. B Diaz (208 ff., 219, 226) drückt sich zwar ziemlich unklar über das Gebiet der Zapoteken aus, doch geht aus seinen Worten wenigstens mit Bestimmtheit hervor, daß sie sich über ein großes Gebiet ausbreiteten: sie hatten außer Tutepec (Tututepec) und Tehuantepec, zwei miteinander verfeindeten Städten, Xaltepec inne, wo sie freilich zum Theil von den Chiapaneken unterjocht worden wa-

* Der spanische Herausgeber der Briefe Cortes (in den Historiadores primitivos de Ind.) macht darüber, wie es scheint, eine ebenso unrichtige Angabe als die Karte bei Koppe. Gomara (394) scheint zwar zu sagen daß Tustepec an der Küste des atlantischen Meeres gelegen habe, doch müssen seine Worte nicht nothwendig auf diese Weise gedeutet werden (Huatuxco, Tochtepec y otros lugares de la costa); dagegen ergiebt sich aus einer Stelle bei Sahagun (s. weiter unten das über den Handel von Mexico Gesagte) daß Tochtepec oder Tustepec höchst wahrscheinlich im Innern des Landes nördlich von Oaxaca lag, während aus der Erzählung bei Gomara (a. a. O.) zugleich hervorgeht daß es weiter als Guatusco von Mexico entfernt war (mehr als 90 leguas nach B. Diaz 174), aber nicht so weit als Coazacoalco.

ren; im Innern besaßen sie Guazpaltepec (Cuetzpaltepec am R. Alvarado auf Clavigero's Karte). Als ihre Hauptstadt wird Teozapotlan oder Zapotitlan genannt (Herrera III, 3, 14); sie gehören nach Einigen zu den ältesten Völkern von Anahuac und sollen schon mit den Olmeken und Xicalanken eingezogen sein (Echevarria I, 13). Villa-Señor giebt ihre Sitze noch in derselben Ausdehnung an wie die älteren Schriftsteller und liefert specielle Nachrichten über die Vertheilung der östlichen Zapoteken des Gebirges und der westlichen des Thales von Oaxaca, deren Sprachen völlig verschieden voneinander sind, obwohl sie von älteren Schriftstellern oft zusammengeworfen werden. Außerdem nennt er noch (IV, 7 und 16) im nördlichsten Theile von Oaxaca die Ixcateco- und die Chocho-Sprache, im östlichen aber, in der Jurisdiction von Teozaqualco die Chatino-Sprache. Brasseur's (III, 34 ff.) Angaben über diese Länder, größtentheils, wie es scheint, aus Burgoa genommen, sind in wesentlichen Punkten unrichtig: es soll in Oaxaca nur die vier Sprachen der Mixteken, Zapoteken, Mixi und Wabi geben, von denen die ersten drei einander sehr ähnlich und das Mixi dem Maya nahe verwandt sei; die Wabi (Guavis bei Remesal, s. oben), angeblich aus Nicaragua stammend und zu Schiffe nach Tehuantepec gekommen, sollen weit ins Innere vorgedrungen sein und Jalapa gegründet haben.

Die Eingeborenen von Mexico zeigen im Allgemeinen in ihrer physischen Bildung dieselben Charaktere als die von anderen Theilen der neuen Welt, namentlich kleine Stirn und schlichtes grobes schwarzes Haar, etwas vorstehende Backenknochen und starke Lippen. Ihre Hautfarbe ist weit dunkler als bei den Bewohnern der heißesten Länder von Süd America (Humboldt, N. Sp. I, 115 ff.). Gomara (440) giebt sie als lohfarbig an, Clavigero (I, 15) als olivenbraun, Löwenstern (174) nennt sie hell- bis dunkelbraun, Mühlenpfordt (I, 214) kupferig bis schwärzlich braun, Burkart (I, 49) röthlich, seltener schwärzlich braun. Die Statur ist untersetzt und mittelgroß, nach Clavigero häufiger über als unter mittelgroß. Kleine Stirn und flacher Hinterkopf gelten bei ihnen als Schönheit, und sie sorgen durch die Form der Wiege für die Abplattung des letzteren (Gomara). Humboldt (Ansichten der N. I, 66) bemerkt über die großen gebogenen Nasen und die zugespitzte Kopfform bei stark zurücklaufender Stirn die sich an allen mexicanischen Bildwerken finden, daß die erstere Ei-

genthümlichkeit vielleicht einer von den gegenwärtigen Bewohnern verschiedenen Raçe zugehöre, die andere aber für eine Schönheit gehalten worden sein möge. Einen sehr eigenthümlich comprimirten Schädel von der Insel de los Sacrificios, von ähnlicher Form wie die Masken von terra cotta aus den mexicanischen Teocallis hat Gosse (38) erwähnt. Die Schädel welche aus alten Gräbern von Otumba und Tacuba stammen, fand Morton (230) dem Typus der Inca-Peruaner zum Theil sehr ähnlich.* Mühlenpfordt bezeichnet die Kopfform der Mexicaner als eckig mit nur wenig gewölbtem Hinterhaupt und das Gewicht des Schädels gewöhnlich als verhältnißmäßig gering.

Obwohl die Stirn nur schmal ist, soll es ihr doch nicht an Wölbung fehlen (algo de hechura de martillo o navio sagt Torquemada XIV, 25). Der äußere Augenwinkel (Burkart sagt: der innere) ist etwas in die Höhe gezogen (Humboldt, Mühlenpfordt), eine Eigenthümlichkeit die in den nördlicheren Gegenden noch stärker hervortreten soll (Löwenstern); die starken Augenbrauen bilden einen wohl geformten Bogen, die Nase ist stumpf, doch kräftig entwickelt (Mühlenpf.), oft regelmäßig gebogen (Löwenstern), die Nasenlöcher weit geöffnet (Gomara), die Ohren groß, das Gesicht etwas breit mit ausgewirkten Zügen und kleinem Gesichtswinkel (Mühlenpfordt). Krauses Haar kommt bisweilen, doch selten vor (Gomara). Clavigero behauptet daß es früher grau werde und ausfalle als bei den Spaniern, während bei den meisten eingeborenen Völkern von Amerika sonst das Gegentheil stattfindet. Der Bart ist meist nur gering und der Körper gewöhnlich unbehaart, doch giebt es in beider Hinsicht Ausnahmen (Clavigero Append. V, 1, anders Brasseur I, 350 note). Ulloa fand 1540 an der Nordwestküste von Mexico einen alten Indianer mit einem fast bis auf die Kniee reichenden Barte (Herrera VI, 9, 10). Nach Humboldt (N. Sp. 120) besitzen besonders die Azteken und Otomis mehr Bart als die meisten anderen amerikanischen Stämme. Unter den südlichen Völkern zeichneten sich die Mixes in Oaxaca durch große Bärte aus (Herrera IV, 9, 7). Die Hände und Füße der Mexicaner sind klein, krumme Beine aber häufig

---

* Die Aehnlichkeit der mexicanischen Schädel mit denen der Inca-Peruaner wird von Morton besonders betont, doch ist sie, nach seinen Abbildungen zu urtheilen, nur eine ziemlich entfernte, und die mexicanischen Schädel sind untereinander zu verschieden um eine allgemeine Charakteristik zu gestatten.

(Löwenstern), der Gang und die Kniee etwas nach auswärts gerichtet (Mühlenpfordt). Ihre Singstimmen sind nach Gomara (453) schlecht.

Die Tolteken soll Ixtlilxochitl fast so weiß wie die Europäer nennen (Brasseur I, 282). Er sagt indessen nur (Relac. 326) von den toltekischen Königen daß sie von großer Statur, weiß und bärtig gewesen seien. Wie sich der Adel bei so vielen Völkern durch etwas hellere Hautfarbe auszeichnet, war dies auch in Mexico der Fall. Es wird dieß auch in späterer Zeit öfter erwähnt und fiel z. B. an Tecocoltzin (Ixtlilx., Cruautés 28) und Quauhtemotzin besonders auf (B. Diaz 191, Solis II, 375). Nach dem Vorstehenden wird man es kaum noch besonders merkwürdig finden daß die Culturheroen der toltekischen Völker als weiß und bärtig vorgestellt werden.

Die Huasteken hatten große Stirn, platten Kopf und feilten sich die Zähne spitzig (Sahagun X, 29, 10). Im Norden von Panuco lebten vorzüglich große und starke Menschen (Gomara 182).

Den Totonaken schreibt Sahagun (X, 29, 9) helle Farbe und hübsche Züge zu bei großem Gesicht und plattem Kopf; nach Gomara (314) dagegen waren die Bewohner von Cempoallan größer und häßlicher als die Mexikaner, letzteres besonders in Folge des voluminösen Lippen-, Nasen- und Ohrenschmuckes den sie trugen. Neuerdings hat Gratiolet (Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Paris I, 391) einen Totonaken-Schädel von reiner Raçe genau beschrieben. Er fand ihn im Ganzen dem vorhin erwähnten Schädel von Sacrificios sehr ähnlich, wenn man von der künstlichen Verunstaltung des letzteren absieht. Seine Länge beträgt 162, seine größte Breite (zwischen den Scheitelhöckern) 142 mm., bei einer Stirnbreite von nur 113 mm. Die Scheitel- und Schläfegegend ist demnach stark entwickelt; nach hinten ist der Schädel sehr merklich abgeplattet, die Mittellinie zeigt eine leichte Depression, das Hinterhaupt ist convex und vorspringend. Aus dem Gesichte tritt die Nase stark hervor, deren Wurzel eingedrückt ist, die Wangenbeine erheben sich nur wenig. Der Unterkiefer ist nicht massiv entwickelt, der Oberkiefer etwas prognathisch gebildet, doch stehen die Zähne senkrecht.

Die Otomies werden als die größten Leute von Anahuac geschildert und zeichneten sich im Aeußeren auch dadurch aus, daß sie den Kopf kahl schoren (Gomara 432).

An den Mistеken wie an den Mazateken fielen Mühlenpfordt (I, 214) die Köpfe als ungewöhnlich groß auf; auch bemerkt er, daß im alten Mitla im Lande der Zapoteken die Sitte geherrscht habe den Schädel vorn von unten nach oben zu comprimiren.

---

3. Von den drei verbündeten Reichen welche die Spanier in Mexico vorfanden, war das des Montezuma bei weitem das größte und die Uebermacht seines Herrschers über die von Tezcuco und Tlacopan so entschieden, daß er im Besitze der Oberanführung die ihm im Kriege zustand (Zurita 11), mit geringer Anstrengung seine Bundesgenossen zu bloßen Vasallen herabzudrücken vermocht haben würde. Er erschien den Spaniern als Alleinherrscher. Sie hatten auf ihrem Wege nach Mexico, mit Ausnahme des unabhängigen Tlascala, nur Länder durchzogen die ihm unterworfen waren und nur von ihm gehört; seine Herrschaft erstreckte sich von einem Meere bis zum anderen, über ein Gebiet von 200 leguas im Innern, Mechoacan Panuco und Tehuantepec wurden ihnen als die nächsten Länder bezeichnet die ihr nicht untergeben waren (Gomara 346 und nach ihm Herrera II, 7, 13). Indessen entsprach, wie wir schon bemerkt haben, die Macht über die Montezuma zu gebieten hatte, dem äußeren Umfang seines Reiches nicht, und selbst dieser erscheint bei genauerer Erwägung als minder bedeutend.

Allerdings dehnte sich das Reich bis an die Küste in der Gegend von Vera Cruz aus wo die Spanier landeten (Cortes 14), aber schon unweit Cempoal das von dort nur 4 leguas landeinwärts lag, werden Dörfer erwähnt, die wahrscheinlich von Totonaken bewohnt, dem Montezuma keinen Tribut zahlten (B. Diaz 53), und wir müssen vermuthen daß ein großer Theil der Gebirgsvölker, namentlich Totonaken und Otomies entweder von der mexicanischen Herrschaft factisch ganz unabhängig oder ihr doch nicht fest unterworfen war, da die rasch in die Ferne vorgedrungenen Eroberungen der Herrscher schwerlich erlaubt hatten sie zu fesseln. Hatte sich doch in großer Nähe Mechoacan im Westen und das kleine Tlascala im Osten unabhängig erhalten, dessen Gebiet sich nur 10 leguas von Norden nach Süden erstreckte und nur 15 von Osten nach Westen (Torquemada III,

16, Cortes giebt ihm 90 leguas im Umkreis). Daß die Schonung welche Tlascala von Seiten der Mexicaner erfahren haben sollte, eine bloße Fabel war, ergiebt sich vor Allem daraus, daß das benachbarte Huexocingo ebenfalls nicht zum mexicanischen Reiche gehörte und daher sogleich mit Tlascala auf die Seite der Spanier trat, als diese gegen Mexico vorrückten (B. Diaz 60, Gomara 335), Cholula aber seit Kurzem und zwar durch Geschenke von Montezuma gewonnen worden war (Cortes 21). Wenn nun weiter erzählt wird daß in den einzelnen Provinzen des Reiches und besonders an dessen Grenzen ständige Garnisonen gehalten wurden (B. Diaz 94), in dem späteren Almeria zwischen Tuzapan und Panuco, in der Gegend von Coazacoalco, das indessen selbst den Mexicanern nicht unterworfen war (ders. 104, Cortes 29), in Xicalanco nicht weit vom Tabasco-Flusse und in Zimatlan (Herrera III, 7, 3, de Laet V, 30), in Cinacantlan (Chiapa, Remesal V, 13), in Oaxaca (Herrera, Descr. c. 10) und anderwärts, so würde man doch sehr irren wenn man die zwischenliegenden Länder ohne Unterschied für feste mexicanische Besitzungen halten wollte: jene festen Plätze mit ständiger Besatzung scheinen vielmehr zum Theil vereinzelte Punkte gewesen zu sein, an denen sich die erobernden Azteken glücklich festgesetzt hatten, aber nicht ohne Anstrengung hielten. Dieß ergiebt sich aus Folgendem.

Panuco und die Huasteken sind, wie schon früher erwähnt, niemals von ihnen wirklich unterworfen worden. Queretaro wurde durch Montezuma I. (1445) besiegt und dort eine Grenzfestung gegen Mechoacan und die Chichimeken errichtet, welche bis kurze Zeit nach der Eroberung von Mexico in ungestörtem Besitze der nördlicheren Länder blieben (Espinosa I, 1 und 3 nach Siguenza). Im Nordwesten scheinen die unabhängigen Chichimeken und Otomies bis auf geringe Entfernung an die Hauptstadt herangetreten zu sein. Im Westen war Tlaximalojan die Grenze gegen Mechoacan, das sich nach Clavigero's Karte, welcher Humboldt's Angabe entnommen ist, vom Flusse von Zacatula bis zum Hafen Navidad und landeinwärts von den Gebirgen von Xala und Colima bis zum Lermafluß und Chapala See erstreckte, so daß allerdings die Herrschaft des Montezuma in ihrer größten Länge von Colima an der Küste bis nach Soconusco hinab reichte (Clavigero, Append. dissert. VII,1). Daß diese Linie ununterbrochen gewesen wäre, läßt sich indessen nicht nachweisen und wir können

dieß kaum voraussetzen, da die Mexicaner keine Seefahrer waren. Dazu kommt noch daß Herrera (III, 3, 11) von einem Herrscher von Tututepec am Südmeer erzählt der mit Montezuma mehrere Kriege führte und dessen Herrschaft von dort bis zum atlantischen Meere reichen sollte, daß die Zapoteken* so wenig als das tiefer im Inneren gelegene Chinantla den Mexicanern unterworfen waren (Cortes 69, B. Diaz 103), ja daß selbst das nähere Tepeaca, welches nicht als unterthänig sondern nur als verbündet gelten wollte, vollständig zu besiegen ihnen niemals gelungen war (Acosta VII, 21, Herrera II, 10, 31). Wenn es daher heißt daß sich Montezuma's Reich noch 60 leguas über den Fluß von Tabasco hinauserstreckt habe (Cortes 34), so ist dieß entweder bloße Uebertreibung oder nur so zu verstehen, daß ein isolirter Posten bis dahin vorgeschoben worden war. Ein kleinerer Theil von Chiapa war allerdings tributpflichtig; Ahuitzol hatte selbst Guatemala erobert, das seit 23 Jahren dem Herrscher von Mexico gehorchte, als P. de Alvarado (1522 ff.) dort eindrang (Remesal V, 13 u. I, 1), aber daß die Mexicaner eine befestigte oder weit ausgebreitete Macht in diesen Ländern besessen hätten, läßt sich nicht wohl annehmen. Torquemada (II, 81) erzählt zwar daß unter Montezuma sogar Nicaragua erobert worden sei, aber Clavigero (a. a. O.) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht daß er selbst anderwärts (III, 40) die aztekische Bevölkerung dieses Landes vielmehr von einer alten Kolonisirung desselben aus der Gegend von Soconusco ableite.

Das Reich von Tezcuco wäre nach Torquemada (II, 57, 83) ebenso groß gewesen als das von Mexico und hätte sich hauptsächlich nach Norden erstreckt, während das letztere sich vorzüglich nach Süden ausdehnte. Clavigero (a. a. O.) läßt es von Chalco im Süden bis zu den Huastecas im Norden und von Tlascala bis gegen Zumpango hinüber reichen, das von Tlacopan aber einerseits bis zur Grenze von Mechoacan, andererseits vom Thale von Toluca bis zu den Otomies. Die drei verbündeten Staaten wurden zusammen das Reich der Culhuas Aculhuas und Tepaneken genannt — diesen Namen legt Ixtlilxochitl (Hist. II, 236) dem Montezuma selbst in den Mund. Ihr Gebiet war gegen Tlascala und vermuthlich ebenso gegen andere Länder durch Grenzsteine bestimmt bezeichnet (B. Diaz 54).

* Die Macht ihres Herrschers Zaachilla hat Brasseur (III, 46 ff.) nach Burgoa geschildert, der allein über diese Länder einige Auskunft zu geben scheint.

Der Herrscher besaß unumschränkte Gewalt, denn er galt als Stellvertreter Gottes auf Erden. Die strenge und allgemeine Fügsamkeit in seinen Willen hat sich von Seiten des Volkes bei mehreren Gelegenheiten in unzweideutiger Weise gezeigt: auf einen Wink von Montezuma blieb Alles ruhig sogar als er selbst von Cortes gefangen gesetzt wurde, und mit der Eroberung der Hauptstadt hörte jeder Widerstand auf, nicht bloß weil die Großen des Reiches dort alle vereinigt waren, sondern auch weil mit dem Falle des Herrschers für die bis zum Aeußersten standhaft gebliebenen Mexicaner die Pflicht der Vertheidigung hinwegfiel. Revolutionen des Volkes waren — abgesehen von neu eroberten Ländern — fast unbekannt (Herrera III, 2, 18). Bei seiner Thronbesteigung schärfte der Herrscher dem Volke in einer Rede seine Pflichten ein (Sahagun bei Kingsborough V, 393), die Pflicht des Gehorsams aber verstand sich so sehr von selbst, daß sie sich darin nicht einmal erwähnt findet. Die Reden welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, theils um dem Herrscher den Ernst seines Berufes mit aller Strenge zu vergegenwärtigen, theils um die demüthige Anerkennung seiner Pflichten von ihm entgegenzunehmen, gehören zu dem Schönsten und Erhabensten was von den Azteken noch übrig ist und charakterisiren sehr bestimmt die Stellung welche er zum Volke einnahm: er steht vor diesem als das Bild und der Repräsentant der Gottheit, die durch seinen Mund redet, als die linke Hand derselben. „Ich bin deine Flöte," spricht er selbst zur Gottheit gewendet, „dein Mund und Gesicht, dein Ohr, deine Zähne und deine Nägel." Gieb mir deinen Willen kund, betet er zu ihr, blase mir deinen Hauch ein gleich Flöten, wie du dieß den früheren Regenten gethan hast; wie du ihnen Augen und Ohren geöffnet hast und den Mund um Gutes zu reden, so thue auch mir: ich übergebe mich ganz deiner Führung, denn ich bin blind, bin Nebel Staub und Unrath (Sahagun VI, c. 9 f., Zurita 32). Aus der Rede an den Herrscher (bei Sahagun) die ihm die schwere Verantwortung vorstellt welche er auf sich nimmt, und die möglichen Wechselfälle des Glückes vorhält, heben wir zur Charakteristik, nur den Wortreichthum beschränkend, Folgendes heraus.

Gnädig und demüthig empfange die welche geängstet und gedrückt dir nahen. Sprich und thue nichts in Leidenschaft. Höre ruhig und vollständig die Klagen und Berichte die an dich gerichtet werden.

Schneide dem Redenden nicht das Wort ab, denn du bist das Ebenbild Gottes und stellst seine Person dar, er ruht auf dir und gebraucht dich wie seine Flöte durch die er spricht und hört durch deine Ohren. Strafe niemand ohne Grund, denn die Gewalt zu strafen die du hast, ist von Gott, sie ist wie die Nägel und die Zähne Gottes um Gerechtigkeit zu üben. Uebe Gerechtigkeit, mag daran sich ärgern wer will, denn dieß ist Gottes Gebot. Unser Gott hat nicht dafür zu sorgen, denn er hat dieß in deine Hand gelegt. Sorge dafür, Herr, daß vor Gericht Alles geordnet und ohne Uebereilung vor sich geht und nichts aus Leidenschaft geschieht. Nie falle es dir ein zu sagen, ich bin Herr und werde thun was ich will, dieß bringt Verderben deiner Macht, es setzt dich in der Achtung der Menschen herab und verletzt die Majestät. Deine Würde und Macht sei dir kein Anlaß zu Stolz und Hochmuth, sie erinnere dich vielmehr an die Niedrigkeit aus der du emporgestiegen bist ohne dein Verdienst. Ergieb dich nicht dem Schlafe, nicht der Sorglosigkeit und sinnlicher Freude, nicht der Schwelgerei. Vergeude nicht den Schweiß und die Arbeit deiner Unterthanen. Die Gnade die dir Gott erwiesen hat, mißbrauche nicht zu unheiligen thörichten Zwecken. Herr, unser König, Gott sieht auf die Lenker der Staaten, und wenn sie fehlen, verspottet er sie und schweigt, denn er ist Gott und thut was er will und verspottet wen er will, denn uns Alle hält er in seiner Hand und schaukelt uns und lacht über uns, wenn wir von einer Seite zur anderen fallen.

Der Oberpriester sprach (nach Zurita 21): „Herr, sehet die Ehre die euch euere Vasallen erzeigt haben. Da ihr als Herrscher anerkannt seid, müßt ihr die größte Sorge für sie tragen, sie als euere Kinder betrachten, sie vor Leid schützen und die Kleinen nicht von den Großen drücken lassen. Ihr sehet hier die Häupter eueres Landes und aller euerer Vasallen, ihr seid ihr Vater und ihre Mutter und als solche müßt ihr sie schützen gegen Druck, denn Aller Augen ruhen auf euch. Ihr sollt befehlen und herrschen. Die Angelegenheiten des Kriegs müßt ihr mit der größten Sorgfalt behandeln, die Schuldigen überwachen und strafen, den Adel wie die Andern; die Aufrührer müßt ihr züchtigen. Der Dienst der Gottheit und ihres Tempels sei euere größte Sorge. Laßt nichts den Opfern mangeln, denn dadurch wird eueren Unternehmungen das Glück und euch selbst der Schutz der Gottheit gesichert werden."

Wer ein Amt hat und Anderen vorgesetzt ist, heißt es weiterhin bei Sahagun, ist deren Vater und Mutter, der Herrscher aber ist dieß in noch höherem Sinne als selbst der leibliche Vater und die leibliche Mutter. Die Zurückführung seiner Gewalt auf Gott tritt auch in dem folgenden Gebete des neuerwählten Herrschers hervor.

Gütiger Gott, du hast mir Gnade erzeigt. Es wäre Thorheit zu glauben daß dich mein Verdienst dazu bewogen hat die schwere Last der Regierung auf meine Schultern zu legen. Was soll ich von mir Armen sagen? Wie soll ich dein Volk regieren? Ich, der ich blind und taub bin und mich selbst nicht kenne noch mich regieren kann! Was ich verdiene ist im Staub zu wandeln und zu vermodern; ich selbst bedarf der Leitung. Du hast beschlossen mich der Welt zum Spotte hinzustellen, und so erfülle sich denn dein Wille. Vielleicht hast du mich nicht ganz gekannt, du hättest sonst wohl einem Besseren dieses Amt übertragen. Oder vielleicht ist es nur ein Traum was mir begegnet. O Gott, der du alle meine Gedanken weißt und alle Gaben austheilst, möge es dir gefallen deine Worte und deine Weisheit mir nicht zu verbergen. Ich weiß den Weg nicht den ich gehen soll. Verbirg mir dein Licht nicht und den Spiegel der mich leiten soll. Laß mich nicht in die Irre gehen, laß die ich führen soll durch mich nicht auf die Pfade des Wildes gerathen; schütze uns vor Krieg und Krankheit. O wie ungeschickt und unwissend bin ich! Was soll ich thun, wenn ich der Wollust verfalle und den Staat zu Grunde richte? Wenn ich durch Faulheit und Nachlässigkeit verderbe? Mein Gott, ich bitte dich, verlaß mich nicht, steige oft zu mir in mein armes Haus herab, ich werde hier deiner warten. Mit großem Durste harre ich und bitte flehend um dein Wort, welches du deinen alten Freunden und Erwählten eingehaucht hast, daß sie mit Rechtschaffenheit und Fleiß deinen Staat regierten, welcher der Stuhl deiner Majestät und Ehre ist, zu dessen Seite deine Räthe und Großen sitzen, die in deinem Namen reden und durch deren Mund du sprichst.

Der Herrscher sollte, wie hieraus hervorgeht, durch den Gedanken an die Hoheit seiner ihm von Gott selbst verliehenen und in dessen Namen zu führenden Würde weit mehr zu tiefer eigener Demuth und zu religiösem Ernste gestimmt werden als sich über das Volk durch die Wahl und Gnade Gottes erhoben fühlen. Sein Wille entschied endgültig Alles allein; ihm zur Seite standen aber nach Sahagun (bei

Kingsb. V, 425) zwei höchste Beamte, deren einer Pilli (im Tempel erzogen?) und für die Regierungsgeschäfte bestimmt war, während der andere im Kriege gebildet, für das Militärwesen zu sorgen hatte. Nach Acosta (VI, 25) und Herrera (III, 2, 19) war er in allen wichtigen Angelegenheiten an den hohen Rath gebunden der aus den in vier Klassen getheilten großen Würdenträgern des Reiches bestand, und er selbst mußte um zur Herrschaft gelangen zu können diesem Rathe angehört haben an dessen Spitze die vier Electoren (Kurfürsten) standen. Als Abzeichen seiner Würde trug er eine Art von Diadem oder Mitra, die vorn hoch zugespitzt, hinten niedriger war (Torquemada XI, 31, Clavigero VII, 8). Ueber die Theilung der Staatsgeschäfte sind wir nur unvollkommen unterrichtet: die Justiz, die Finanzen und das Heerwesen scheinen im Allgemeinen voneinander getrennt gewesen zu sein. Für jede große Stadt und deren Gebiet ernannte das Staatsoberhaupt einen Statthalter (Cihuacohuatl), welcher der Verwaltung und der Justiz zugleich vorstand und die höchste Instanz in Criminalfällen bildete (Torquemada XI, 25). In Tezcuco setzte Netzahualcoyotl vier Ministerien ein, deren jedem einer seiner Söhne präsidirte: eines für die Regierungsgeschäfte, ein anderes für Musik Poesie und Beredtsamkeit, das dritte für den Krieg, das vierte für die Finanzen (Ixtlilx., Rel. 455). Solange der König minderjährig, d. h. noch nicht 30 Jahre alt war, hatte er einen Vormund, der in Mexico von Tezcuco und Tlacopan aus bestellt wurde (nach Torq. XI, 27 war es der Vatersbruder) und lebenslänglich in einer höchst einflußreichen Stellung blieb. Dieselbe Bestimmung galt auch für den Adel (Zurita 44). Um ihre Macht zu befestigen verliehen namentlich die Könige der Acolhuen an ihre Verwandten kleine Herrschaften, deren es in Folge hiervon eine große Menge im Lande gab, wie aus Torquemada hervorgeht.

Es ist nicht unwahrscheinlich daß die Regierungsform bei den Mexicanern in alter Zeit aristokratisch war und erst später monarchisch wurde, und daß vielleicht alsdann zuerst das ganze Volk den König wählte, später aber (wie de Laet V, 9 sagt) der Adel allein, dessen Uebergewicht seit den Kämpfen gegen Maxtla entschieden war (s. oben p. 43). Ueber das Gesetz der Thronfolge lauten die Nachrichten äußerst verschieden, und es gelingt nur einigermaßen sie zu entwirren, wenn man im Auge behält daß die Succession in dem alten Acolhuen-Reiche

anders geordnet war als in dem viel jüngeren mexicanischen. In Tezcuco ging wie in Tlacopan der Thron auf den ältesten Sohn der legitimen oder vornehmsten Frau des Königs über (Torquemada II, 45, Clavigero VII, 9). Dieß war das älteste Herkommen und wird daher öfter als das Gewöhnliche und allgemein Verbreitete bezeichnet (Ixtlilx., Hist. II, 130, Torq. XI, 27, Zurita 12). In Mexico indessen war der Thron überhaupt nicht erblich im strengen Sinne. Der älteste Sohn hatte, wenn er zugleich auch von mütterlicher Seite einem der drei verbündeten Königshäuser angehörte, allerdings ein nahes Anrecht, doch stand er den Brüdern seines Vaters, und wenn diese älter als sein Vater waren, selbst deren Söhnen nach, so daß die Thronfolge zunächst auf den Vatersbruder und dann auf den ältesten Sohn des ältesten unter den Brüdern des Vaters überging (Zurita 18, Gomara 433 f.): daher wurde Tizoc erst auf den Thron erhoben als der Bruder Montezuma's I., dem die Krone (wie Tezozomoc I, 306 ihn sagen läßt) von Rechtswegen zukam, diese abgelehnt hatte. In Tezcuco soll nach Einigen (Ritos ant. 6) der Vatersbruder ebenfalls dem Sohne vorgegangen sein; in Mexico aber scheint man in der strengen Erblichkeit des Thrones überhaupt eine zu große Gefahr für den Staat gesehen zu haben um sie zu gestatten. Begabung und Charakter des Thronfolgers kamen mehr in Frage als jene erblichen Ansprüche: hatte er sich unfähig gezeigt oder ein Verbrechen begangen, war er ehrgeizig und eitel, so schloß man ihn von der Nachfolge aus. Dieß führte natürlich zu weitläufigen Verhandlungen über die Ansprüche und Talente der einzelnen Prätendenten; sie dauerten oft mehrere Tage (Zurita 19). Bisweilen bestimmte der Herrscher selbst den würdigsten unter seinen legitimen Söhnen oder Enkeln zu seinem Nachfolger, doch ist es zweifelhaft ob eine solche Anordnung für die Wähler bindend und ihre Wahl nur frei war, wie Zurita angiebt, wenn es jenem an Descendenten fehlte. Daß sie ganz unbeschränkt gewesen wäre wird nur von Sahagun (VIII, 18) behauptet; dem Herkommen nach hielt sie sich an die vorhin besprochene Successionsordnung, wich aber von ihr ab wo es das Staatsinteresse zu erheischen schien (Torq. XI, 27): Montezuma II. erhielt unter den 9 Söhnen Axayacatl's den Vorzug (Tezozomoc II, 72), Itzcoatl war nicht einmal ein legitimer Sohn, sondern von einer Sklavin geboren. Die Wahl wurde vollzogen durch die Großen des Reiches und von den Königen von Tez-

cuco und Tlacopan bestätigt (Zurita). Sahagun nennt als Wähler die bisherigen Räthe der Krone, Hauptleute und eine große Anzahl Vornehmer, welche dem neuen Herrscher unmittelbar auch vier seiner künftigen Räthe bestellten. Seit Itzcoatl gab es vier Electoren (Acosta VI, 24), die nach Clavigero (IV, 3, VII, 6) von dem versammelten Adel gewählt wurden; die beiden verbündeten Könige scheinen kein Wahlrecht, sondern nur die feierliche Bestätigung gehabt zu haben, welche sie schwerlich verweigern durften. Ebenso ging beim Adel die Erbfolge im Allgemeinen vom Vater auf den Sohn, jedoch unter Vorbehalt der Bestätigung von Seiten des Herrschers (Zurita 16); überhaupt erbte vom Vater zunächst der Sohn, bei tributpflichtigen Leuten gewöhnlich der älteste Sohn allein, dann der Bruder und der Neffe (Gomara 434, Clavigero VII, 13, vgl. Herrera II, 6, 17).

Der Erwählte begab sich in großer Prozession, doch fast unbekleidet in den Tempel des Huitzilopochtli. Dort wurde er vom Oberpriester ganz mit schwarzer Farbe bestrichen und mit dem heiligen Wasser einer gewissen Quelle besprengt (Torquemada XI, 28, Gomara 434), was man nicht als eine Salbung zum Könige, sondern nur als Demüthigung vor Gott und den Menschen, Buße und Reinigung wird verstehen dürfen. Darauf legte man ihm königliche Kleider und Rüstung an, versah Nase Lippen und Ohren mit Schmuck und vollzog die üblichen Räucherungen, zu denen man ihm selbst ein Rauchbecken in die Hand gab (Tezozomoc II, 72). Der Oberpriester stellte ihm in ernster langer Rede (S. dieselbe bei Zurita 21 und den vorhin daraus gegebenen Auszug) seine religiösen und politischen Pflichten vor, denen er in seiner Antwort genau nachzukommen gelobte.* Dann opferte der König mehrere Male in verschiedenen Tempeln, indem er sich Blut aus mehreren Körpertheilen zog und eigenhändig einige Wachteln schlachtete (Tezozomoc I, 306). Nachdem er die Huldigung des Adels und des versammelten Volkes im Hofe des Tempels entgegengenommen hatte, blieb er selbst noch vier Tage lang im Tem-

* Wenn es wahr ist, daß er, wie Gomara erzählt, bei dieser Gelegenheit schwören mußte die Sonne gehen, die Flüsse laufen zu machen und für die Fruchtbarkeit der Erde sorgen zu wollen, so kann dieß nur hyperbolisch von seiner Verwendung bei den Göttern um ihre Gunst und von dem mittelbaren Einfluß verstanden werden den man seiner Lebens- und Regierungsweise auf diese Dinge zuschrieb.

pel, fastend betend und opfernd, ganz mit religiösen Handlungen beschäftigt, zuletzt zog er in seinen Palast, wo die Feier mit glänzenden Festlichkeiten beschlossen wurde (Sahagun VIII, 18, Herrera III, 4, 15). In Tlascala Huexocinco und Cholula wurde das Staatsoberhaupt mit ähnlichen Ceremonien in seine Würde eingesetzt; in ersterer Stadt hatte sich der neue Herrscher vorher zu diesem Zwecke bisweilen sogar einem ein- oder zweijährigen schweren Tempeldienst mit harten Fasten, Nachtwachen und schmerzhaften Bußübungen zu unterziehen (Zurita 24 f.).

Von der beschriebenen Inauguration des Königs war die Krönung verschieden, die erst später und zwar durch den König von Tezcuco erfolgte. Zu dieser wurden nämlich seit Montezuma I. eine größere Anzahl von Gefangenen als Opfer erfordert: sie durch einen Kriegszug zu gewinnen war daher die erste Sorge des neu erwählten Herrschers (Acosta VI, 24).

Cholula und Huexocinco hatten gleich Tlascala, mit dem sie befreundet und stammverwandt waren, in älterer Zeit eine monarchische Regierung, wurden dann zu Republiken und standen zuletzt unter vier Fürsten (Torq. II, 70, 35, III, 19, XI, 24). In Tlascala hatten zwei Brüder die Herrschaft freiwillig unter sich getheilt; da aber später zu verschiedenen Zeiten noch zwei Parteien von Einwanderern hinzukamen, bildete sich eine Tetrarchie (ebend. III, 14 u. 16). Die Stadt war in vier Quartiere getheilt, deren jedes selbstständig von seinem Fürsten regiert wurde. Einer derselben wurde im Kriege zum Oberanführer ernannt (Cortes 18, Gomara 328). Sie verbten ihre Würde auf den ältesten Sohn der Hauptfrau, doch nur unter Zustimmung der drei übrigen Tetrarchen, sonst ging sie auf den Bruder oder einen anderen nahen Verwandten über; die Geschwister des Thronerben aber erhielten Häuser und Grundbesitz um standesgemäß leben zu können. Die Regierungsangelegenheiten blieben nächst den Fürsten selbst ganz in der Hand des Senates den der Adel bildete. Dieser allein erhielt die Aemter und besaß 30 Majorate, bei welchen dieselbe Succession stattfand wie für die Tetrarchen selbst (Torquemada XI, 22 f.) Indessen war auch dort der Adel nicht ausschließlich durch die Geburt bestimmt, sondern konnte durch Tapferkeit, politische Klugheit und Reichthum erworben werden (Herrera II, 6, 17).

Der König von Mechoacan, als dessen Hauptstadt gewöhnlich Tsinsonsan, von Gomara (394) Chincicila, von Torquemada (III, 29) aber Pazquaro bezeichnet wird — Tangapan nennt ihn Ixtlilxochitl (Hist. II, 284) Cazonzin, eigentlich Tangajuan Herrera (III, 3, 8) — stand nach Sahagun (X, 29, 13) dem Herrscher von Mexico nicht nach, dessen natürlicher Feind und alter Nebenbuhler er war (Gomara 394, 437). Er pflegte einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger zu wählen und dieser nahm, sobald dieß geschehen war, sogleich an der Regierung theil (Zurita 17, Torq. XI, 18). Von der Verfassung Mechoacan's, dessen Cultur Brasseur (III, 57) für sehr alt hält*, wissen wir nichts Näheres. Herrera (III, 3, 10) berichtet nur daß die tapfern Tarascos in tiefer Knechtschaft unter ihrem König gelebt hätten.

In Matlazinco standen bis zur Eroberung des Landes durch Axayacatl drei Männer von abgestufter Macht an der Spitze des Staates die einander nach der Reihe succedirten, und zwar konnte ein Sohn oder Bruder des höchstgestellten unter ihnen zuerst immer nur in den dritten Platz eintreten. Die Häuptlinge besaßen dort nur unveräußerliche Güter die sie für sich verwalten ließen oder verpachteten; alles übrige Land gehörte den Gemeinden (Zurita 389 und nach diesem Herrera III, 4, 18.)

Demnach bestand im alten Anahuac und bei den aztekischen Stämmen selbst eine ziemlich große Mannigfaltigkeit der politischen Verfassung, nur besitzen wir meist keine speciellere Kenntniß derselben, da sich die alten Berichterstatter fast ausschließlich mit dem Reiche des Montezuma zu beschäftigen pflegen. Ueber die Klassen und Verhältnisse des Adels, den Grundbesitz und zum Theil auch die Steuervertheilung denen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden, fehlt es unter ihnen sehr an Uebereinstimmung. Wir geben im Folgenden was uns nach sorgfältiger Vergleichung der Angaben und der Gewährsmänner von denen sie herrühren, das meiste Zutrauen zu verdienen scheint.

Zurita (46) und Herrera (III, 4, 15), der jenen ungenau copirt zu haben scheint, zählen nur drei Klassen des Adels auf, obgleich sie bemerken, es habe deren vier gegeben. In die erste die von beiden

* Er theilt a. a. O. einige historische Sagen des Landes aus einer spanischen Handschrift mit.

vielleicht als selbstverständlich hinweggelassen worden ist, gehörten nächst dem Könige die Großen des Reiches oder Reichsfürsten, zum großen Theile wahrscheinlich dem Königshause selbst angehörig, welche ihre Güter erb- und eigenthümlich besaßen, sie verkaufen oder auf ihnen Majorate stiften konnten, oft auch sie verpachteten (Torquemada XIV, 7, Zurita 253). Sie besaßen dreierlei Ländereien: eigentliches Herren-Land, Land das zu ihrem Palast gehörte und Land das sie einem bestimmten Stadtquartier oder einer bestimmten Gemeinde (Calpulli) verliehen hatten. Das Palast-Land war gegen eine sehr unbedeutende Abgabe denen zur Benutzung überwiesen welche die herrschaftlichen Paläste und Gärten in Ordnung zu halten hatten. Der Calpulli besaß sein Land als unveräußerliches Gesammteigenthum oder vielmehr nur als ein gemeinschaftliches Erblehen in der Art, daß beim Aussterben einer Familie ihr Antheil an Grund und Boden an eine andere Familie desselben Capulli übergehen mußte: wer diesen verließ, verlor sein Land wie jeder der das seinige 3 Jahre unbebaut liegen ließ. Unbebautes Land des Capulli durfte kein Fremder bestellen und selbst nur ausnahmsweise pachten, aber wer zum Capulli gehörte, erhielt Land von diesem wenn er besitzlos war, und vererbte es auf die gewöhnliche Weise. Die Vorsteher des Calpulli wurden durch Wahl bestellt, zu der jedoch wahrscheinlich die Bestätigung von Seiten des Lehnsherren hinzukommen mußte, und bildeten die dritte Adelsklasse; sie hatten die Bilder-Urkunden aufzubewahren, in denen die Eigenthümer und Grenzen der Ländereien dargestellt waren, die Register über die Vertheilung derselben zu führen und neue Verleihungen zu vollziehen wo es nöthig war. Die an die Scholle gefesselten Mitglieder des Calpulli hießen Macehuales (Ixtlil., Hist. I, 242, Zurita 50, 61). Nach Gomara (434) vererbte jedes Mitglied des Calpulli oder Gemeindeverbandes das ihm zugehörige Land auf seinen ältesten Sohn, der von da an die auf denselben haftenden Steuern zu zahlen und die Familie deren Haupt er wurde, zu ernähren hatte; fehlte es dem Verstorbenen an einem Sohn oder Neffen, so fiel die Erbschaft dem Vorsteher des Calpulli zu, der sie aber entfernten Verwandten desselben mit der Verpflichtung zu den entsprechenden Abgaben zu übertragen pflegte, oder es traten die Gemeindeglieder selbst in den erledigten Grundbesitz ein. Die zweite Klasse des Adels, die Tec Tecutzin oder Teutley, ging aus der freien Wahl des Herrschers her-

vor, welcher zur Belohnung des Verdienstes ihnen, jedoch nur auf Lebenszeit, Güter und ein bestimmtes Einkommen zuwies: ihre Untergebenen, die sonst weiter keine Abgaben zahlten, waren gegen sie zu persönlichen Diensten und zu Lieferungen an Naturalien verpflichtet (Zurita 46 ff.). Die Ländereien, welche diesem rein persönlichen Adel verliehen wurden, fielen nach ihrem Tode an die Krone zurück: es gab, bemerkt Clavigero (VII, 14), in Bezug hierauf unrichtig keine wahren Erblehen, da die Investitur alljährlich wiederholt werden mußte und der Adel nicht steuerfrei war. Daß man nämlich die Bedeutung der jährlichen Huldigungsfeste, bei welchen der niedere Adel dem Könige freiwillige Geschenke brachte die von ihm mit kostbaren Mänteln vergolten wurden (Zurita 240), in einer Erneuerung der Investitur zu suchen habe, ist mindestens unwahrscheinlich, da auch Kaufleute bei diesen Gelegenheiten prächtige Geschenke zu geben pflegten (Herrera III, 4, 17); daß aber der Adel mit einziger Ausnahme der zweiten Klasse (Zurita 221) keine Abgaben entrichtete, sondern an der Spitze seiner Vasallen nur Kriegsdienste that, scheint sicher zu stehen (ebend. 64, Torquemada II, 89, Herrera III, 4, 15). Die Pipiltzin endlich, die vierte Klasse des Adels, besaßen weder Güter noch Würden, waren aber von adeligem Blute und lebten abwechselnd stets in bestimmter Anzahl im Palaste des Herrschers und auf dessen Kosten um zu seinem Dienste bereit zu sein (Zurita a. a. O.).

Die einzelnen Adelsklassen hatten alle ihre besonderen Abzeichen. Um in die höchste derselben als vollberechtigtes Mitglied einzutreten, wurden außer hoher Geburt und Reichthum ein gewisses Alter und namentlich große Kriegsthaten erfordert, von denen die Befugniß Edelsteine und Schmuck zu tragen abhing (Zurita 20). Die Aufnahme unter den hohen Adel geschah in Tlascala Cholula und Huexocinco im Tempel des Camaxtle unter peinlichen religiösen Ceremonien und verlieh das Recht überall einen Schemel zum Sitzen mit sich zu führen und einen Diener hinter sich zu haben (Gomara 435, Torquemada XI, 29 f.).

Eroberte Länder pflegten fast ganz unter die drei verbündeten Könige vertheilt zu werden (Ixtlilx., Hist. I, 242); sie behielten aber meist ihre einheimischen Fürsten, das Volk blieb ungestört in seinen Sitten, nur hatte es von den Feldfrüchten Abgaben zu entrichten, Kriegsdienste zu thun (Zurita 67) und mußte sich stets die theilweise Einführung der

mexicanischen Sprache gefallen lassen (Herrera IV, 9, 5. III, 7, 3). Die Herren der unterworfenen Länder wurden angewiesen als Vasallen des Königs einige Monate hindurch in Mexico zu leben, von wo sie sich nur mit besonderer Erlaubniß entfernen durften unter Zurücklassung eines Sohnes oder Bruders (Cortes 33 f., Gomara 345, Torquemada II, 89). Sie gehörten dort zum hohen Adel der Residenz und dienten dazu den Glanz der Hofhaltung zu vermehren.

Wie wir es in einem Staate erwarten müssen der durch eine Reihe rasch aufeinander folgender Eroberungen groß geworden war, befand sich alles Landeigenthum fast ausschließlich in den Händen des Königs und des hohen Adels, denn auch der Grund und Boden des Calpulli war, wie gesagt, wahrscheinlich nicht Eigenthum, sondern nur Erblehen im Besitze des Volkes. Außer jenen scheint nur noch der Tempel Grundeigenthum gehabt zu haben: das ihm gehörige Land wurde theils verpachtet, theils von den Zöglingen des Tempels selbst bestellt, doch flossen dessen Einkünfte nur zum kleineren Theile aus dieser Quelle (Zurita 386).

Steuerpflichtig waren zuerst die Teccallec welche auf den Gütern des Verdienstadels saßen und nur diesem tributär waren, der (wie bemerkt) seinerseits in die königliche Kasse Steuer zahlte; ferner die Mitglieder des Calpulli (Calpullec, Plur. Chinancallec), die eigentlichen Landbauern, welche sowohl dem König als auch ihrem eigenen Häuptling Abgaben entrichteten — doch scheinen die letzteren mehr nur durch das Herkommen bestimmt gewesen zu sein —, auch waren sie zu persönlichen Leistungen verbunden. Die dritte Klasse der Steuerzahlenden waren die Kaufleute Künstler und Handwerker, die nur im Falle der Noth auch mit ihrer Person einstehen mußten, die vierte die an der Scholle haftenden Arbeiter auf fremdem Grund und Boden (Tlamaïtes oder Mayegues), welche gegen den König zum Kriegsdienst verbunden, sonst aber bloß ihrem Lehnsherrn zinspflichtig waren und Frohnen zu leisten hatten, der sie mit dem Lande auf dem sie saßen unter seine Kinder durch seinen letzten Willen beliebig vertheilen konnte (Zurita 221, vgl. Gomara 434). Die Eintragung in die Steuerliste erfolgte bei der Verheirathung (ebend. 135). Steuerfrei war außer dem größten Theile des Adels und den unverheiratheten Leuten Alles was zum Hofstaat gehörte bis auf die Diener der Hofbeamten herab, welche jedoch wechselten und daher zeitweise wieder in die Klasse der Steuerpflichtigen zurücktraten; ferner das ganze im Tempeldienst beschäftigte Personal,

die Wittwen und Waisen, Arbeitsunfähigen und Armen. In Hungerjahren und bei anderem allgemeinen Unglück wurden die Abgaben erlassen und der Noth so viel als möglich aus dem Staatsschatze abgeholfen (ebend. 231, 250, Herrera III, 4, 17 f.), wovon sich viele Beispiele berichtet finden.

Eine gewisse Humanität und Milde ist in diesen Einrichtungen unverkennbar, und wir lesen daher mit Verwunderung von der Ueberlastung mit Steuern und Frohnen unter welcher nach Gomara (346) Oviedo (XXXIII, 46) und Herrera (II, 7, 12) das Volk gelitten haben soll, bis es unter spanischer Herrschaft einige Erleichterung erhalten habe: den dritten Theil ihres gesammten Einkommens* habe die arbeitende Klasse steuern, dabei Kriegsdienste thun und durch Frohnen die herrschaftlichen Paläste bauen müssen. Geradezu Unglaubliches erzählt Torquemada (II, 89); das Volk habe von Allem was es besaß oder producirte ⅓ zu steuern gehabt, und die Pächter fremder Güter hätten nicht allein den Ertrag derselben abliefern, sondern außerdem auch noch Steuern zahlen müssen! Mag die Herrschaft des letzten einheimischen Königs allerdings drückend genug vom Volke empfunden worden sein, so war doch schwerlich dasselbe auch unter den früheren Regenten der Fall. Daß der Druck im Allgemeinen nicht so schwer war als er von den Spaniern meist geschildert worden ist, geht aus Folgendem hervor. Herrera selbst bemerkt (II, 7, 13, III, 4, 17) daß gewisse Gemeinden nicht neben den Steuern die sie zu zahlen hatten, sondern anstatt derselben zum Bau und zur Ausbesserung der königlichen Gebäude, zu Holz- und anderen Lieferungen verpflichtet waren, daß niemand an zwei Herren zugleich Abgaben zu entrichten hatte; Zurita (238 f.) aber hebt bestimmt hervor daß es nicht viel gewesen sei was der Einzelne zu zahlen gehabt habe, obwohl eroberte Länder stärker belastet waren. Wie hoch sich die Steuern beliefen wissen wir nicht, doch ist die Angabe daß sie ⅓ oder ¼ des Einkommens betragen hätten gewiß unrichtig, da sie überhaupt niemals auf den Kopf, sondern nur dörferweise, auf die einzelnen Stadtquartiere oder deren Ländereien, auch wohl auf eine gewisse Klasse von Handwerkern in einer Stadt ausgeschrieben waren (Zurita 236, 254), wie sogar Herrera in seiner zum Theil etwas gedankenlos angefertigten Compilation selbst

---

* Bei Gomara (451) heißt es: den vierten Theil.

mittheilt. Eine wesentliche Erleichterung bestand für die Besteuerten darin, daß jedes Land und jede Stadt nur ihre eigenen Boden- oder Arbeitsprodukte zu entrichten hatte: während z. B. einige Orte Baumwolle zu liefern hatten, war es anderen aufgegeben die gelieferte Baumwolle auf die vorgeschriebene Weise zu verarbeiten; das besteuerte Dorf oder Quartier aber hatte für den Gesammtbetrag der Steuer oder Leistung einzustehen und sich darein zu theilen. Bestand dieser in Produkten des Bodens, wie in den meisten Fällen, so waren gewisse Ländereien für die Aufbringung der Steuer bestimmt und diese wurden gemeinsam bebaut, ja es scheint daß der Ertrag dieser Ländereien, mochte er nun größer oder geringer ausfallen, als Abgabe in den königlichen Schatz floß (Zurita 252, vgl. 360), obwohl es auch Domänen gab (Tlalocamilli) von denen eine feste Rente gezahlt werden mußte (ebend. 229, 254). Die Angaben der Steuerlisten im codex Mendoza, welche neben den tributären Orten die Lieferzeit und die Art und Anzahl der zu liefernden Gegenstände bezeichnen, sind demnach wohl nur auf das Minimum oder auf das gewöhnliche Maaß der Steuer zu beziehen. Unter solchen Umständen können wir kaum glauben daß das Volk unter den einheimischen Regenten durch Abgaben schwer gedrückt gewesen sei, wenn auch zugegeben werden mag daß der vielfache Kriegsdienst den die kühne Eroberungspolitik der Herrscher forderte, eine erhebliche Last war — nur dürfte diese mit Rücksicht auf die verschiedenen Verhältnisse dem Drucke der Militärpflicht in manchen Staaten des modernen Europa schwerlich zu vergleichen sein.

Manche Orte hatten alle Monate, d. h. nach je 20 Tagen, andere nach je vier Monaten Steuern zu zahlen: man hatte so kurze Zwischenräume, damit der Staatsschatz allezeit gefüllt wäre, und jene Termine beziehen sich nur auf die Zahlung überhaupt, nicht auf die der einzelnen Contribuenten welche den auf sie fallenden Betrag in zwei oder drei Raten entrichteten, was sehr bereitwillig und ohne vorausgehende Mahnung zu geschehen pflegte. Da keine Familie ihren Wohnort änderte, blieb auch die Vertheilung der Steuern sich gleich (Zurita 247). Die Steuereinnehmer, welche einen Hakenstock und Fächer trugen, hatten die Steuern in die königlichen Magazine abzuliefern, wo Rechnung darüber geführt wurde (B. Diaz 40, Herrera II, 7, 13). Sie scheinen auf eine strenge Handhabung ihres Amtes angewiesen gewesen zu sein, da als Sklave verkauft oder geopfert werden sollte wer in Folge von

Faulheit die Zahlung unterließ (Torquemada XIV, 8.) Dagegen war der Einnehmer für Unterschlagung und Erpressung mit dem Tode und selbst seine Familie mit Strafe bedroht (Ixtlilx., Hist. I, 274). Ob trotzdem diese Verbrechen häufiger vorkamen, wissen wir nicht.

Von den eingehenden Steuern wurden die Hofhaltung, die Besoldung der Würdenträger und Beamten, deren jedem entsprechende Räume im Palaste angewiesen waren, und die Kosten des Kriegs bestritten (Zurita 228). Kaufleute und Handwerker steuerten nur für den Krieg (Herrera III, 4, 17), und wie die Einkünfte von gewissen Ländereien nur für eben diesen Zweck bestimmt waren (Torq. XIV, 7), so hatten die Steuerpflichtigen anderer Bezirke — es wird namentlich Tezcuco nebst 15 anderen größeren Städten und ihren Dependenzen genannt — nur für den Bau und die Bedürfnisse des Tempels zu sorgen (Zurita 386, Oviedo XXXIII, 51), wieder anderen lag, wie erwähnt, die Erhaltung der königlichen Paläste und Gärten ob: auf diese Weise scheint die Verwendung der Steuern und Leistungen größtentheils im voraus fest geregelt gewesen zu sein, und darin lag bei der mangelhaften Entwickelung des Verkehres und namentlich des Geldwesens ohne Zweifel auf der einen Seite eine wichtige Vereinfachung für die Verwaltung und auf der anderen, bei zweckmäßiger Vertheilung der Lasten, nicht minder eine wesentliche Erleichterung für die Besteuerten.

Nächst den gewöhnlichen Feldfrüchten, Mais Aji Bohnen und Baumwolle, wurden die Steuern entrichtet in Gold und edlen Steinen, Zeugen Gewändern und Federbüschen, Kakao Papier Waffen Bauholz u. s. f. An manchen Orten, und besonders in Mechoacan, waren die Armen angeblich, um doch etwas zu geben, wenigstens zu einem Tribut von ihrem eigenen Ungeziefer verpflichtet (Herrera II, 6, 17 und 8, 5), was von Brasseur (IV, 13 note) auf eine schädliche Art von Erdflöhen gedeutet wird. Nach Gallatin (120) wäre die Hauptstadt des Reiches von Abgaben frei gewesen; besser verbürgt ist daß an ihren Thoren Octroi erhoben wurde (Cortes 34).

Daß in Tezcuco und wohl auch anderwärts die Handwerker und Künstler jeder Art stets in einem bestimmten Quartiere zusammenwohnten (Ixtlilx., Rel. 455), erklärt sich leicht aus der besprochenen Art der Besteuerung. Wahrscheinlich war ihr Gewerbe erblich wie es der Stand der Kaufleute (Zurita 221), der Macehuales und des größten Theiles der Aristokratie ebenfalls war.

Ueber die Organisation des Gerichtswesens weichen die Berichte ebenfalls stark voneinander ab. In den Provinzen und kleineren Städten des Reiches gab es Richter welche unbedeutendere Streitsachen selbstständig zu entscheiden, die wichtigeren aber zu instruiren und an den höheren Gerichtshof in der Residenz abzugeben hatten (Zurita 106, Gomara 442, Torq. XI, 25 f.). Diese niederen Richter, welche wahrscheinlich von den durch das Volk selbst gewählten Centurionen, die über je hundert Familien gesetzt waren (Torq. XI, 12) unterschieden werden müssen, waren zugleich Kassenbeamte, sie hatten die eingegangenen Steuern in Empfang zu nehmen, und es gab außer ihnen in den großen Städten wo ein königlicher Statthalter residirte und diesem untergeordnet, ein aus drei Personen bestehendes Gericht, dessen Stellung und Befugnisse jedoch unklar sind (Torq. XI, 25 f.) * Das Reich von Mexico scheint wie das von Tezcuco in 6 große Gerichtssprengel getheilt gewesen zu sein, für deren jeden in der Hauptstadt des Reiches zwei Richter bestellt waren, die eine bestimmte Besoldung bezogen und im Palaste des Königs residirten (Zurita 95). Sie bildeten für alle bedeutenderen Angelegenheiten die erste Instanz und es konnte von ihnen an den höchsten Gerichtshof appellirt werden, welcher aus 12 oder 13 Personen bestand (Sahagun VIII, 17) und alle 80 Tage unter dem Vorsitze des Königs oder seines Stellvertreters auf zehn bis zwölf Tage versammelt wurde, daher selbst der verwickeltste Prozeß nicht länger als 80 Tage dauern konnte (ebend. 14, Zurita 100, Torq. II, 53, Herrera III, 4, 16, vgl. Vetancurt II, 2, 1). Die Richter, welche ihr Amt nicht vererbten, sondern vom Könige selbst mit großer Sorgfalt gewählt und bestellt wurden, hatten im Palaste, wo Bogen und Pfeil als das Symbol der richtenden Gerechtigkeit angebracht waren (Tezozomoc I, 185), den ganzen Tag über ihres Amtes zu warten bis zwei Stunden vor Sonnenuntergang; nur das Mittagessen, das sie ebenfalls dort einnahmen, unterbrach ihre Thätigkeit auf kurze Zeit (Ixtlilx., Hist. II, 81). Sie durften nicht das kleinste Geschenk annehmen; Bestechung, Nachlässigkeit, Parteilichkeit oder Trunk zogen ihnen drei scharfe Verweise, dann Entsetzung mit der beschimpfenden Strafe des Kahlscheerens oder selbst den Tod zu

* Prescott (I, 26 ff.) ist in der Darstellung des Gerichtswesens Clavigero (VII, 16) gefolgt der seinerseits sich in dieser Hinsicht zu ausschließlich an die angeführte Stelle bei Torquemada gehalten und diese überdieß auf eine Weise gedeutet hat welche sich schwerlich ganz rechtfertigen läßt.

(Ixtlilx., Hist. I, 274), wie dieß insbesondere unter Montezuma vorgekommen ist. Es scheint daß sie ihr Amt auf Lebenszeit erhielten, wenigstens war dieß mit den vier höchsten Richtern der Fall welche in Tepeaca vom Staatsoberhaupte aus dem Adel ernannt wurden (Herrera II, 10, 31). Eine Anzahl von Gerichtsdienern und Häschern stand ihnen zur Verfügung, und obgleich der Adel seine besondere Gerichtsbarkeit gehabt haben soll (Sahagun VIII, 14; Zurita stellt dieß in Abrede), so scheint für ihn bei gleichem Vergehen keine Milderung, sondern unter Montezuma wenigstens vielmehr eine Schärfung der Strafe eingetreten zu sein (Tezozomoc II, 210).

Es giebt viele Beispiele unerbittlich strenger Gerechtigkeit der mexicanischen Könige gegen hohe Würdenträger des Staats und selbst gegen ihre eigenen nächsten Verwandten (Zurita 107, Torq. XII, 15). Netzahualpilli ließ seine Gemahlin, die der Königsfamilie von Mexico angehörte, hinrichten, da sie sich grober Ausschweifungen schuldig gemacht und ihre Liebhaber hatte um's Leben bringen lassen (Ixtlilx., Hist. II, 65); dasselbe geschah, obgleich er selbst schwer darunter litt, zweien seiner Söhne, deren einer sich ohne seine Erlaubniß einen Palast gebaut hatte (ebend. 80, Torq. II, 65). Netzahualcoyotl, der sich oft verkleidet haben soll um sich sowohl von dem Gehorsam seiner Unterthanen gegen seine Gesetze als auch von ihrer Lage überhaupt persönlich zu überzeugen und zu helfen wo es nöthig war, zeigte dieselbe Strenge (Torq. II, 51 f.): sein einziger legitimer Sohn gerieth in Folge der Intriguen einer vornehmen Dame, die am dortigen Hofe öfters erwähnt werden, in den Verdacht des Hochverraths und wurde mit dem Tode bestraft, ebenso wie in Tlascala Xicotencatl seinen Sohn verurtheilt haben soll als sich dieser gegen die Spanier verschworen hatte (Ixtlilx., Hist. I, 308, B. Diaz 139). Nur einmal scheint jener sonst so gepriesene Fürst durch die Leidenschaft für die Braut eines Andern zu Hinterlist und Verrath hingerissen worden zu sein: er ließ jenen aus dem Wege räumen, was in solchen Fällen durch Erdrosseln mit einem Blumenkranze zu geschehen pflegte der wie zum Gruße dem unglücklichen Opfer übergeworfen wurde.

Die beiden Könige von Tezcuco, von welchen soeben die Rede war, haben eine großen Theil ihrer Thätigkeit der Gesetzgebung und Rechtspflege zugewendet: die Bestimmungen welche sie und ihre Vorfahren getroffen hatten, waren es hauptsächlich die auch den Königen von

Mexico und Tlacopan zur Richtschnur dienten (Zurita 94). Schwerlich ist es richtig daß es an geschriebenen Gesetzen fehlte und nur nach dem Herkommen entschieden wurde (Solis I, 369), da eine Art von pädagogischem Strafcodex noch jetzt existirt (cod. Mendoza pl. 59 ff.) und ein wesentlicher Theil des Gerichtsverfahrens selbst darin bestand die Prozeßacten in Bilderschrift anzufertigen: sie stellten den streitigen Gegenstand, die Parteien und die richterliche Entscheidung dar (Sahagun VIII, 14, Torq. XI, 26, Zurita). Der großen Offenheit Ehrlichkeit und Billigkeit die mit Ausschluß jeder Intrigue und Chikane in den Rechtsstreitigkeiten herrschten, wird rühmend gedacht. In Criminalfällen galt nur der Zeugenbeweis (Clavigero VII, 16), doch war dem Angeklagten auch ein Reinigungseid gestattet, bei welchem zuerst die Erde, dann die Zunge mit dem Finger von ihm berührt wurde (Gomara 442): man hegte dabei die Ueberzeugung daß die Götter den Meineidigen strafen würden. Wer zum Tode verurtheilt war, wurde in einen festen Käfig von Holz eingesperrt, den man in einem kleinen dunklen Hause bis zur Hinrichtung aufstellte (Sahagun VIII, 14, Torq. XI, 25). Auf bereits abgeurtheilte Sachen kamen die Richter nicht wieder zurück (Zurita).

Die Strafgesetze waren außerordentlich hart: auf allen schwereren Verbrechen stand die Todesstrafe, welche auf die verschiedenste Weise vollzogen wurde, bald mehr bald minder grausam, und namentlich bald mehr bald weniger entehrend je nachdem es nöthig schien sie noch zu verschärfen oder nicht; bisweilen stand sie z. B. für den Hochverräther in Verbindung mit dem Niederreißen seines Hauses und dem Verkauf seiner Familie in die Sklaverei (Ixtlilx., Hist. I, 264). Die Art der Hinrichtung war zum Theil auch nach dem Stande verschieden: die Vornehmen wurden erdrosselt (Torquemada II, 67). Sklaverei wird als Strafe öfter erwähnt: der Dieb wurde Sklave des Bestohlenen, doch, wie es scheint, nur dann wenn er keinen Ersatz zu leisten vermochte (Ixtlilx. a. a. O., Gomara 441, Herrera IV, 9, 8). Auch Verstümmelungen kamen vor, doch nur selten: dem Lügner — vielleicht ist insbesondere der falsche Zeuge vor Gericht darunter zu verstehen (Zurita 100) — wurde die Lippe durchstochen oder ein Stück derselben abgeschnitten (Vetancurt III, 3, 89). Netzahualcoyotl's Gesetze straften mit dem Tode den Mord, Menschenraub und Ehebruch, letzteren auch dann wenn der beleidigte Theil keine Anklage

deshalb erhob; ferner unnatürliche Laster, die jedoch sehr selten vorkamen (Zurita 107), Kuppelei und Zauberei, Aneignung fremden Grundes und Bodens und Verrückung der Grenzsteine, Verleumdung, Trunk und Ausschweifungen der Priester und unmittelbaren königlichen Diener (Ixtlilx., Rel. 387, Hist. I, 264). Selbst wer nur einige Maisähren von fremdem Felde sich aneignete, wurde am Leben gestraft, obwohl dem hungrigen Wanderer gestattet war sich satt zu essen. Insubordination des Soldaten, befehlswidriger Angriff auf den Feind, Entfernung von der Fahne, Raub fremder Beute wurden als Capitalverbrechen behandelt, nicht minder ein falscher Bericht an den König, Betrug des Vormundes und Verschwendung des väterlichen Vermögens (Torquemada XII, 5—7). Nach Gomara (442) waren auch künstlicher Abortus und Verkleidung des Mannes als Weib todeswürdige Verbrechen. Der Dieb mußte das Gestohlene nicht allein ersetzen, sondern noch außerdem an den Fiscus Buße zahlen, im Wiederholungsfalle oder bei erschwerenden Umständen erlitt er den Tod: Cortes (18) erzählt von einem solchen der an einer Estrade auf dem Markte aufgestellt und nach Ausrufung seines Verbrechens erschlagen wurde.

Mit auffallender Härte wurde gegen den Trunk verfahren, obschon die Volksmoral die Handlungen des Trunkenen nicht ihm selbst, sondern dem Gotte des Weines zurechnete (Sahagun I, 22). Zum Genuß geistiger Getränke, des Pulque insbesondere, bedurfte es einer Erlaubniß vom Häuptling oder Richter; er wurde nur als Arzneimittel und im höheren Alter, nach Torquemada (XIV, 10),* vom 50. Jahre an zugestanden, daher erst nach der Eroberung des Landes durch die Spanier das Laster der Trunksucht sich unter den Eingeborenen ausgebreitet hat. Daß ein gewisser Hang dazu sich bei ihnen schon in früherer Zeit zeigte, dürfen wir daraus schließen, daß die Rede des Herrschers bei Kingsborough (V, 393) vorzüglich dringend vom Trunke abmahnt. Nur bei großen Festen, Hochzeiten und dergl. wurde den mehr als dreißigjährigen Männern gestattet zwei Schalen Pulque zu trinken; auch wer besonders erschöpfende Arbeit zu thun hatte, erhielt diese Erlaubniß. Der Trunk war verabscheut; wer sich ihm hingab, wurde kahl geschoren, sein Haus niedergerissen und er ging jedes Amtes verlustig (Zurita 110, Gomara 441). Am Adel soll der Trunk selbst

* Der Erklärer des cod. Mendoza bei Kingsborough (V, 172) giebt das 70ste Jahr an.

beim ersten Male, am gemeinen Manne erst im Wiederholungsfalle mit dem Tode bestraft worden sein (Ixtlilx., Hist. I, 264).

Abgesehen von den Strafen ist uns der Geist der Gesetze nach denen die Mexicaner regiert wurden, nur wenig bekannt. In Rücksicht des Eherechtes ist es bemerkenswerth daß auch die Frau eine Scheidungsklage erheben konnte (Ixtlilx., Rel. 387), daß aber die Richter, ohne deren Spruch überhaupt keine Scheidung eintreten konnte, unter den uneinigen Ehegatten stets wieder Frieden zu stiften bemüht waren (Zurita 95), und die Scheidung, um sie nicht zu autorisiren, wenigstens nicht selbst aussprachen, auch wenn ihr Bemühen um die Wiederherstellung der Eintracht erfolglos blieb. Erst zur Zeit der spanischen Herrschaft sind die Ehen häufiger aufgelöst worden (Torquemada XIII, 15). Ehebruch wurde nicht an der Frau allein, sondern auch am Manne und, wie es scheint, an beiden mit gleicher Strenge gestraft (Gomara 440, Clavigero VII, 17). Obgleich auf Diebstahl und Verkauf eines fremden Kindes Sklaverei als Strafe stand, so durfte doch jeder, wie sich selbst, so auch seine eigenen Kinder verkaufen. Arme oder Faule, Spieler und Verschwender gaben ihre Freiheit gewöhnlich für 20 Mäntel hin, auch ausschweifende Frauen denen es an Geld fehlte, verkauften sich selbst (Ixtlilx. a. a. O., Gomara 441, Torquemada XIV, 16 f.). Es waren hierzu vier Zeugen erforderlich. Eins der eigenen Kinder einem Herren zum Dienst zu verkaufen, das man später bisweilen mit einem anderen vertauschte, entschloß man sich in drückender Noth, oder verpflichtete sich jenem einen Sklaven für immer zu stellen, so daß die Familienglieder abwechselnd diesen Dienst zu versehen hatten, der alsdann sogar erblich war (Torq.). Da indessen die Unfreiheit des Volkes in Folge dieser Einrichtung allzu sehr überhand nehmen mochte, wurde sie von Netzahualpilli abgeschafft. Wenn das Gesetz erlaubte das eigene Kind in fremde Dienstbarkeit hinzugeben, so scheint es darauf gerechnet zu haben daß die Festigkeit der Familienbande es nur in der äußersten Noth dahin kommen lassen würde von diesem Rechte Gebrauch zu machen, denn dem Herren war es nicht gestattet seinen Sklaven zu verkaufen um sich selbst dadurch vor Mangel zu schützen, und überhaupt erscheint jener Verkauf der eigenen Kinder erst dann im rechten Lichte, wenn man die Stellung berücksichtigt welche die Sklaven in Mexico einnahmen.

Allerdings wurden auf dem Markte Sklaven gleich anderen Waa-

ren feil geboten (B. Diaz 89), doch durfte dieß nur in gesetzlich bestimmten Fällen, insbesondere mit denjenigen geschehen welche unverbesserlich faul und widerspenstig, vergebens vor Zeugen deshalb vermahnt und dann nach Richterspruch mit dem Halsband versehen worden waren als Zeichen der Verkäuflichkeit. Waren sie schon mehrmals auf diese Weise verkauft worden, so durften sie selbst geopfert werden, doch kam dieß selten vor, weil zu den meisten Opfern vielmehr Kriegsgefangene erforderlich waren. Sogar diesen schlechten Sklaven aber wendete das Gesetz noch die Vergünstigung zu, daß sie bei Strafe der Sklaverei von niemand festgehalten werden durften, wenn sie auf der Flucht zum Palaste des Königs begriffen waren, und daß sie frei wurden wenn sie diesen wirklich erreichten (Gomara, Torq. a. a. OO.). Die Eingeborenen behandelten ihre Sklaven weit besser als die Spanier (Ritos 53). Sie waren mit Arbeit nicht schwer belastet, konnten im Allgemeinen nicht wider ihren Willen verkauft werden; manche von ihnen hatten selbst Vermögen und eigene Sklaven, waren nur zu bestimmten Diensten verpflichtet und wurden nach einiger Zeit wieder frei. Nicht selten erhielten sie auch beim Tode ihres Herren die Freiheit (Prescott). Ehen zwischen Freien und Sklaven waren nicht selten und nach einem neuen Gesetze Netzahualpilli's (Ixtlilx., Hist. II, 87) waren die Kinder der letzteren frei. Die Ermordung eines Sklaven wurde gleich jedem andern Mord mit dem Tode bestraft (Clavigero VII, 17). Daß der Verführer einer Sklavin selbst als Sklave dem Herrn derselben zugefallen wäre, leugnet Torquemada gegen Gomara, beide aber sind darüber einig daß es keine eigentliche, d. h. keine erbliche Schuldsklaverei gab, sondern diese erst von den Spaniern eingeführt worden ist, deren Herrschaft in so vieler Hinsicht auf die Eingeborenen weit härter gedrückt hat und weit inhumaner war als die der strengen einheimischen Regenten. Unter den drei Klassen von Sklaven die es in Mexico gegeben zu haben scheint, Kriegsgefangenen, verurtheilten Verbrechern und Schuldsklaven, mögen die letzteren die beste Stellung gehabt haben, daß aber die beiden anderen minder gut behandelt worden seien, haben wir keinen Grund anzunehmen.

Was wir sonst noch von den Rechtsverhältnissen und der Gesetzgebung der Mexicaner wissen, ist nur Weniges. Geld auf Zinsen auszuleihen war ihnen unbekannt (Zurita 121). Für die Armen wurde aus Staatsmitteln möglichst gesorgt, doch gab es Bettler — ein Uebel

das Cortes (21) von der Uebervölkerung des Landes herleitet, dessen meist sehr fleißiger Anbau gleichwohl dem Bedürfniß nicht vollkommen genügen könne. Wie für den Landbau sorgten die weisen Gesetze von Tezcuco auch für die Schonung der Wälder (Clavigero IV, 15), und so weit unsere Kenntniß reicht, läßt sich in ihnen durchgängig neben großer Strenge der strafenden Gerechtigkeit eine verständige Fürsorge für das Wohl des Volkes und eine gewisse Milde in der Behandlung desselben erkennen. Ein eigenthümlicher Zug derselben sind die Verbote des Luxus mit ihren ins Einzelne gehenden Bestimmungen, nach welchen z. B. der gemeine Mann sich nur irdenen Geschirres bedienen, nur Kleider von Henequen und keine Schuhe tragen durfte, während goldene Gefäße und kostbare Stoffe dem Adel, und auch diesem wieder in verschiedener Weise seinen einzelnen Abstufungen entsprechend vorbehalten blieben (Acosta VI, 26, Herrera III, 2, 19).

Vorzüglich war es Montezuma II. der diese Rangunterschiede möglichst weit ausbildete und streng festhielt, denn sie dienten den Zwecken seiner Eitelkeit. Religiöse Bigotterie, verbunden mit einer nur äußerlichen Demuth, und maaßlose Hoffahrt scheinen die Hauptzüge seines Charakters gewesen zu sein. Er war Priester bis er den Thron bestieg. Sobald er zur Herrschaft gelangt war, schloß er sich und seinen Hof ganz ab vom Volke: alle Hof- und Staatsämter übertrug er ausschließlich dem Adel, führte ein demüthigendes Ceremoniell ein, steigerte die Pracht und das Gepränge seiner Hofhaltung bis zum Uebermaaß und ließ sich fast wie einen Gott verehren. Der Adel allein hatte ihn zu bedienen: 600 Cavaliere, deren jeder wieder ein Gefolge von drei bis vier oder noch mehreren Personen hatte, versahen täglich diesen Dienst (Torquemada II, 69, Herrera III, 2, 14, Gomara 345). Zur Audienz mußte jeder ohne Unterschied vor ihm ohne Schuhe und in schlechten Kleidern erscheinen, es war verboten, dem Plebejer bei Todesstrafe, ihn anzusehen oder zu berühren, auch durfte man ihm nie den Rücken zukehren, und im Palaste war nur leise zu reden erlaubt (Torq. II, 88 f., Gomara 340, 342, B. Diaz 86, Acosta VII, 22). Verließ er diesen, so setzte er keinen Fuß auf den Boden, außer etwa wenn er verkleidet ausging um seine Beamten zu controliren, sondern ließ sich von hochgestellten Hofdienern auf einer Bahre tragen und führte den Herrscherstab mit sich der überall das Zeichen seiner Gegenwart war; auf diese Weise besuchte er auch von einer Leib-

wache umgeben seine Jagden, bei denen er jedoch nur den Zuschauer machte (B. Diaz 89, 99, Vetancurt II, 1, 182). Für jedes Staatsgeschäft hatte er einen besonderen Anzug, aber aller Kleider wie aller Geräthe bediente er sich nur einmal (Torq. XIV, 5, Gomara 342), daher er trotz des sonstigen Ueberflusses seiner Tafel, bei welcher er keine Gesellschaft hatte, nur von irdenem Geschirre zu speisen pflegte (ausführlich darüber Gomara a. a. O., Torq. II, 88 nach Sahagun, Herrera II, 7, 7). Von Allem was sein Land producirte, soll er genaue Nachahmungen in Gold besessen haben (Cortes 31). Die Pracht und der Glanz mit denen er sich umgab, sind so oft geschildert worden daß wir darüber kurz sein können. Es werden ihm zwar nur zwei rechtmäßige Frauen von fürstlichem Geblüte, aber 3000 Concubinen zugeschrieben, die ihm zur Auswahl aus dem ganzen Lande geliefert wurden und leicht Männer fanden wenn er sie entließ; künstliche Fehlgeburten sollen bei ihnen häufig gewesen sein (B. Diaz 86, Torq. II, 89). Netzahualpilli hatte nach Ixtlilxochitl (Hist. II, 35, 88) 2000 Weiber und von den 40 bevorzugten 144 Kinder, darunter 11 legitime; es war gewöhnlich daß die Könige und der hohe Adel ihre weiblichen Verwandten vom dritten Grade an als Concubinen annahmen. Bei solcher Ueppigkeit müssen wir bezweifeln daß der Freimuth von großer Wirkung war, mit welchem ein eigens dazu bestellter Redner alle 80 Tage vor der versammelten königlichen Familie die Handlungen und den Charakter des Königs selbst und seiner Angehörigen besprechen durfte und besprechen sollte (ebend. I, 259). Wie die vortrefflichen Staatsreden welche bei der Wahl und Inauguration des Königs gehalten wurden, bisweilen nur die Arbeit solcher Redner waren (Sahagun) und als Kunstleistungen die verdiente Bewunderung fanden, so ging auch bei anderen Gelegenheiten — und nicht blos in Mexico — der Erfolg solcher Vorträge nicht über den befriedigenden ästhetischen Eindruck hinaus den sie machten, und es mochte dem Mächtigen schon hoch angerechnet werden daß er sie sich wenigstens gefallen ließ.

Aus der Dienerschaar Montezuma's verdienen die Läufer hervorgehoben zu werden, welche einen Weg von 4—5 leguas bisweilen in einer Stunde zurückgelegt haben sollen, und mit Hülfe von Ablösungen, deren Stationen nur etwa 6 englische Meilen voneinander entfernt lagen, innerhalb 24 Stunden im Stande waren eine Botschaft

von der Küste bei Vera Cruz nach Mexico zu bringen (Gomara 313, Torq. XIV, 1, Clavigero VII, 12). Unter den Hofnarren die er sich hielt, sind die Jongleure bemerkenswerth wegen der außerordentlichen Geschicklichkeit die sie in ihren mit Händen und Füßen ausgeführten Kunststücken zeigten, und die Zwerge und Krüppel, die zum Theil einer absichtlichen Verstümmelung in der Kindheit ihre Aufnahme bei Hofe verdankt haben sollen (Solis I, 353). Von den Thieren die er in großen Menagerien hegen ließ, wurden nur die Vögel nutzbar gemacht; sie hielten sich in großen Gärten auf die ihre besonderen Teiche und Häuser hatten und waren so zahlreich, daß sie ein Dienstpersonal von 300 Menschen erforderten; man hielt sie der Federn wegen die zu Schilden und einer Menge von andern Gegenständen verarbeitet wurden; Raubvögel richtete man zur Jagd ab (Gomara 344, Torq. III, 25, Herrera II, 7, 9 f.). B. Diaz (88) versichert die Raubthiere seien zum Theil mit Menschenfleisch gefüttert worden.

Läßt man die vorstehenden Nachrichten über die Hofhaltung Montezuma's im Wesentlichen als richtig gelten, so erscheinen zwar die Angaben Clavigero's (IV, 15) über die Lieferungen welche der Palast erhielt, immer noch unglaublich, keineswegs aber die des Ixtlilxochitl (I, 240, vgl. jedoch ebend. II, 33 wo sie in abweichender Weise gemacht werden). Nach letzterem wurde der königliche Haushalt täglich versorgt mit 31 Fanegas (Centner) Mais, 3¾ Fanegas Bohnen, 400000 Maiskuchen, 4 Xiquipiles Cacao (à 8000 Cacaobohnen), 100 Hähnen, 20 Salzkuchen, 20 großen Körben Pfeffer und ebenso viel petil, 10 Körben Liebesäpfel und ebensoviel pepitas. Jährlich sollen 574000 Stücke Zeug zu feinen Kleidern an die Dienerschaft geschenkt worden sein. Die Hofhaltung Nezahualcoyotl's wird ebenfalls als sehr kostspielig beschrieben: 29 Ortschaften hatten die Lieferungen für sie zu stellen und mußten ein halbes Jahr dafür arbeiten (Torquemada II, 52). Zur Aufbewahrung solcher Vorräthe wurden große Räumlichkeiten erfordert und in noch weit größerem Maaßstabe war dieß in Rücksicht der Steuern der Fall, die von jenen Lieferungen für den Hof und dessen Unterhaltung verschieden, bei der in Mexico herrschenden Naturalwirthschaft, in ungeheuern Arsenalen und Magazinen aller Art niedergelegt wurden.

Der gewöhnliche Wohnpalast Montezuma's umschloß drei große Höfe, auf deren einem sich eine schöne Quelle befand, und hatte

20 Thüren die auf verschiedene Plätze und Straßen mündeten. Er war solid von Stein erbaut und enthielt außer vielen Sälen — darunter einen von 150' Länge und 50' Breite — gegen hundert Zimmer, die 25—30' lang, an den Wänden mit guten Steinen der verschiedensten Art und mit wohlriechenden Hölzern ausgelegt, mit Teppichen und Thierfiguren geschmückt waren und zum Theil Bäder enthielten die durch unterirdische Wasserleitungen versorgt wurden. Nur der Mangel an Nägeln und die schlechten Betten, welche bloß in Tragsesseln, mit Matten und Decken von Zeug belegt, bestanden oder Heu zur Unterlage hatten, fielen den Spaniern auf (Gomara 344, B. Diaz 84, Torq. III, 25, Herrera II, 7, 9). Noch großartiger beschreibt Ixtlilxochitl (Hist. I, 247) den Palast von Tezcuco: er war 1234 varas (à 3 Fuß) lang, 978 breit und mit einer 2 varas dicken Mauer umgeben die aus Luftbacksteinen mit Cement gebaut war, umfaßte zwei Höfe deren einer als Markt diente, während auf dem anderen die höchsten Gerichtshöfe neben einem ewig brennenden Feuer ihre Sitzungen hielten. Die Säle, meist 50 varas lang und etwas weniger breit (es gab solche die bequem mehr als 3000 Menschen faßten — Anonymus bei Ramusio III, 309), waren für die verschiedenen Ministerien bestimmt, andere dienten zur Aufnahme hoher Gäste, als Archive oder Magazine; das ganze Gebäude soll über 300 Gemächer enthalten haben. Außer einer Anzahl von Palästen in und außer der Hauptstadt besaß Montezuma noch eine Menge von Lustschlössern (Cortes 34), die großentheils mit ausgedehnten Gärten verbunden waren. Neben schönen Baumgruppen boten diese alle möglichen Zierblumen (Liste derselben bei Clavigero I, 6) in Menge dar, die Arzneipflanzen fehlten nicht, nur andere nutzbare Gewächse und namentlich die Gemüse waren daraus als zu gemein verbannt. Manche von ihnen waren mit künstlichen Felsenpartieen verziert und als Wild- und Jagdparks eingerichtet; in anderen gab es große Galerien und Teiche mit Fischen und Wasservögeln; einer derselben in Iztapalapan enthielt einen ausgemauerten Wasserbehälter von 1600 Schritten im Umfang, doch lassen die menschlichen Figuren die man in den Gärten aus Blumen und Blättern anlegte und die Beschreibung ihres sonstigen Schmuckes mehr auf geschmacklose Pracht als eigentlich schöne Ausstattung schließen (Cortes 24, Gomara 340, 345, Herrera II, 7, 4 f. u. 11, III, 1, 8, Ixtlilx., Hist. I, 300). Die schönsten und reichsten

Gärten dieser Art waren in Huastepec unweit Mexico und in Tetzcocinco (B. Diaz 161), obwohl der erstere nicht dem Montezuma, sondern dem Herren jener Stadt selbst gehörte. So wird öfter von Palästen erzählt die nicht königliches, sondern Privateigenthum großer Vasallen des Reiches waren, an Größe und Pracht aber den Besitzungen Montezuma's nur wenig nachgaben. Sämmtliche Spanier, etwa 400 an der Zahl, fanden mit ihrem ganzen Gefolge in ihnen Aufnahme, und Cortes selbst sagt bewundernd daß sie „in Europa nicht ihres Gleichen hätten." Als vorzüglich bewunderswerth hebt Solis (I, 356) das sogenannte Trauerhaus des Montezuma hervor, dessen ganze äußere Ausstattung einen äußerst düsteren Eindruck gemacht habe.

Die Stadt Mexico lag an dem Westende des salzigen See's von Tezcuco und zugleich auf der Ostseite eines kleineren und höher gelegenen Süßwasser-See's, welcher von jenem in seiner ganzen Länge durch einen Steindamm getrennt war und sich durch mehrere Kanäle in ihn ergoß. Auf allen Seiten von Wasser umgeben, das sich jedoch seit 1524 schnell zurückgezogen hat, so daß Mexico seitdem auf dem Lande liegt (Torq. III, 28), hatte es nur drei Zugänge, deren zwei von Norden und Süden über jenen Damm führten; der eine von ihnen war 1½, der andere 2 leguas lang bei einer Breite von etwa 30 Schritten, die für 8 bis 10 Reiter nebeneinander Raum ließ. Der dritte und kürzeste Zugang von Westen her scheint zugleich für die Wasserleitung gedient zu haben die von Chapoltepec herkam und in zwei gemauerten Röhren von 2 Schritten Breite und 1 Klafter Höhe bestand, obwohl die eine von ihnen allein mit Wasser gefüllt war, da die Benutzung der anderen nur eintrat, wenn jene gereinigt werden mußte (Cortes 24, 33, Anonymus bei Ramusio III, 309, Gomara 346 f., Torq. III, 23, Clavigero VII, 55, IX, 3, Herrera II, 7, 5). Ueberdieß war die Stadt wenigstens auf der Straße von Süden her durch eine zwei Klafter hohe Mauer geschützt die an beiden Seiten mit zwei Thoren, in der Mitte aber mit einer Brustwehr und zwei Thürmen versehen war; auch konnten die Straßen welche über die Dämme führten, durch Aufziehung von Zugbrücken gesperrt werden, ein Vertheidigungsmittel das auch vielen anderen von den Ortschaften zu Gebote stand, die über 50 an der Zahl, theils in jenen Seen theils an deren Rande erbaut waren (Gomara 340, 381).

Nach der geringsten Angabe zählte die Stadt Mexico 50000 Fa-

milien (vecinos, Oviedo XXXIII, 49) oder 60000 und darüber; meist werden ihr eben so viele Häuser zugeschrieben, in deren jedem von zwei bis sechs Familien gewohnt haben sollen (Anonymus, Gomara 346, Herrera II, 7, 13; nach B. Diaz 141 hätte Gomara die Einwohnerzahlen um mehr als das Fünffache übertrieben: die erste Angabe nähert sich der Wahrheit wohl mehr als die letzte). Die Anlage der Stadt war der von Venedig ähnlich; die meisten Straßen waren Wasserstraßen und mit vielen Brücken versehen, neben ihnen aber hatte man an den Häusern hin Wege für Fußgänger geführt. Auf letztere, die meist kaum für zwei Personen Raum gaben, mündete der Haupteingang der Häuser, während das Hinterhaus an welchem Gartenbeete von Gräben durchschnitten lagen, unmittelbar auf die Wasserseite stieß (Torquemada III, 23). Außerdem gab es auch Landwege, namentlich die ⅓ legua (Cortes 25 sagt ⅔ legua) lange Hauptstraße, welche zu den großen Plätzen führten wo die Tempel standen und die Märkte waren. Für die Gesundheit und Reinlichkeit der Stadt wurde trefflich gesorgt und es war streng verboten Unrath in die Kanäle zu werfen.

Außer Mexico selbst gab es eine große Menge anderer bedeutender Städte (Zusammenstellung bei Clavigero, Append. VII, 2). Tezcuco auf der Ostseite des nach ihm benannten See's, wäre nach Gomara (376) ebenso groß als Mexico selbst gewesen, wenigstens stand es in der Pracht seiner Bauten ihm nicht nach (Torq. III, 27), und Cortes erzählt von einer großen Anzahl von Orten in der nächsten Umgebung des See's die 3—5000 Einwohner (d. h. Familien) hatten. Tlascala nennt er (18) viel größer und in jeder Hinsicht weit besser versorgt als Granada, Tzimpantzinco soll 20000, Cholula doppelt so viele Häuser gehabt haben (Gomara 331, 337, Las Casas Beschr. 28). Von gleicher Größe waren Huexocinco und Tepeaca (Torq. III, 20), doch wurden sie von Xochimilco noch an Einwohnerzahl übertroffen (Clavigero). Ferner lagen im Gebiete von Oaxaca sehr bedeutende Orte (Cortes 51), und wie Mechoacan fand Nuño de Guzman auch Guadalajara meist sehr stark bevölkert; es hatte Städte von 6000 Häusern und daüber (Oviedo XXXIV, 5 f.). Mag auch manche Uebertreibung in diesen Angaben mit untergelaufen sein, daß es eine Menge wirklich bedeutender Städte gab und das Land eine dichte Bevölkerung hatte, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Die Bauart der Häuser war in Mexico sehr verschieden, zunächst nach dem Rang und Reichthum der Bewohner: die Vornehmen hatten Häuser die aus Mauersteinen mit Kalk sehr solid gebaut und zum Theil zweistockig waren (Torquemada III, 23), die gemeinen Leute nur solche von Luftbacksteinen und Erde. Da die Häuser überdieß meist durch Wasser voneinander getrennt waren, vermochten die Eroberer nicht die Stadt durch Feuer zu zerstören (B. Diaz 130, 179). Iztapalapan das zur Hälfte im Wasser lag, war nach Cortes' Urtheil (24) so gut gebaut wie die besten Städte in Spanien und seine Häuser, abgesehen von Luxusgegenständen, vortrefflich ausgestattet. Die steinernen Gebäude hatten zwar meist nur kleine niedrige Zimmer, waren aber zum Theil so umfangreich daß sie bis zu fünf Höfen umschlossen, die von großen Galerien umgeben auf erhöhten Terrassen lagen wo die Adoratorien standen. Dieser Terrassenbau scheint namentlich in den Küstengegenden aus Gesundheitsrücksichten allgemein gewöhnlich gewesen zu sein (Cortes 9 f., Gomara 317, Anonymus bei Ramusio III, 304, 309). Die Außenwände waren in manchen Städten mit Gyps oder Kalk beworfen, die Dächer platt und bisweilen so groß daß 30 Reiter zu einem Turniere darauf Platz gehabt haben würden. Die Häuser der ärmeren Klasse waren mit Gras oder Blättern gedeckt, klein und oft überfüllt (Gomara 346). Daß man aus Furcht vor Erdbeben meist einstockig gebaut habe (Chevalier 18), wird nirgends erwähnt. Nach Herrera (III, 4, 8) hätten die Mexicaner Steine in größere Höhe nur über einen Damm von aufgeschütteter Erde hinweg zu heben vermocht, wogegen Clavigero (VII, 53) der Ansicht ist daß man sich eines solchen Anwurfes an die Grundmauer zu diesem Zwecke nur in der Mixteca bedient habe. Die Straßen von Tlascala waren eng und krumm, die Häuser hatten weder Thüren noch Fenster, sondern anstatt der ersteren nur eine Matte, an welcher ein Metallstück, eine Schnur von Muscheln und Anderes dergl. so befestigt war, daß ein Geräusch entstand wenn jemand sie hinwegnahm um einzutreten; doch wohnte der aus 60 Familien bestehende Adel der Stadt in sehr schönen Palästen (Herrera II, 6, 12 und 17, Torq. XII, 5), die Armen dagegen lebten zum Theil selbst in unterirdischen Räumen (B. Diaz 56). Bei den Totonaken, deren Cultur der mexicanischen nur wenig nachgestanden zu haben scheint (Sahagun X, 29, 9), herrschte dieselbe Bauart; Cempoallan besaß einen

großen mit einer Mauer umgebenen Platz der mit Frauenglas belegt war und auf dessen einer Seite sich einer Reihe von Wohnungen gegenüber 6 oder 7 einzeln stehende Thürme befanden (Gomara 317). In Guadalajara bestanden die Häuser aus Luftbacksteinen und hatten platte Dächer (Oviedo XXXIV, 7), in Tututepec waren sie wie in Mechoacan (Sahagun X, 29, 13) meist nur von Stroh, besaßen aber zum Theil große Räume (B. Diaz 211), wogegen sie im Gebiete von Oaxaca besseres Mauerwerk hatten als sonst irgendwo (Cortes 51). Nach Dupaix (2me expéd. p. 45) ist es sicher daß in jenen Gegenden auch gebrannte Backsteine als Baumaterial verwendet wurden. Die neuere ärmliche Bauart der eingeborenen Mexicaner findet sich bei Mühlenpfordt (I, 223) beschrieben.

Die bedeutendsten Bauten der Mexicaner waren ihre Tempel, von denen wir später zu reden haben werden. Daß sie sich auf Wasserbaukunst verstanden, geht schon aus der Lage ihrer Hauptstadt hervor, die auf mehrere kleine Inseln gegründet war. Da es dort vielfach an festem Boden fehlte, mußte größeren Häusern eine Unterlage von starkem Balkenwerk gegeben werden (Clavigero VII, 53). Um den Ueberschwemmungen zu begegnen denen die Hauptstadt ausgesetzt war, wurden Dämme von großen Dimensionen angelegt; der bedeutendste von diesen, 39400′ lang und 65′ breit, von beiden Seiten mit Palisaden eingeschlossen, wurde von Montezuma I. errichtet und später von Ahuitzol noch vergrößert. Die Reste desselben sind noch jetzt sichtbar (Mühlenpfordt II, 255). Die große Wasserleitung von Chapoltepec haben wir schon erwähnt; eine noch größere von 30 englischen Meilen Länge wurde nebst den ungeheuern für sie erforderlichen Brücken um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Leitung des Franciscaners Franc. Tembleque in Cempoallan von den Eingeborenen gebaut (Clavigero VII, 55). Brücken construirten sie nicht, wie Brasseur (III, 632) sagt, am gewöhnlichsten von Stein, sondern aus Lianen, aber mit Unrecht hat Clavigero (Append. VI, 3) überhaupt in Abrede gestellt daß es dergleichen gegeben habe. Unweit Los Reyes finden sich zwei Brücken die aus unregelmäßig gestalteten, aber genau aufeinander gepaßten und mit Kalk verbundenen Steinen bestehen; an den 4 Ecken sind ungefähr 40′ hohe Obelisken von eigenthümlicher Form aufgestellt. Im Dorfe Chihuitlan sieht man eine steinerne Brücke mit einem Bogengewölbe, das von zwei aneinander gelegten krummlinig

ausgeschnittenen großen Steinen gebildet wird (Dupaix 2me exp. pl. 68, 3me exp. pl. 6). Auf den mexicanischen Seen wurde die Verbindung durch eine große Menge von Kähnen hergestellt die ziemlich roh, ohne Segel und nur aus einem Stücke gearbeitet waren (Gomara 347, 452); außerdem führte von Mexico nach Tezcuco, wie Solis (I, 317) erzählt, eine etwa 20′ breite gepflasterte Kunststraße deren Steine mit Kalk verbunden waren. Wenn eigentlicher Gewölbebau den Mexicanern bekannt war, wie Clavigero (a. a. O.) aus den Ruinen von Tezcuco, der Form der Schwitzbäder und dem von Valades gegebenen Bilde eines kleinen Tempels schließen zu dürfen glaubt, so war er, wie an der erwähnten Brücke, jedenfalls doch nur in schwachen Anfängen vorhanden: insbesondere zeigt er sich, wie es scheint, an dem unterirdischen Bau von Xochicalco und den unterirdischen Gängen der tumuli von Monte Alvan, westlich von Antequera (Dupaix 1re expéd. pl. 32, 2me exp. pl. 22 et 27).

Wie der Hausbau wurde auch die Bodencultur durch den gänzlichen Mangel an Zug- und Lastthieren sehr erschwert. Die Dienste der letzteren mußten durchgängig Menschen, die Tlamama oder Tlameme versehen, deren gewöhnliche Belastung 60 Pfund für einen Tagemarsch von drei deutschen Meilen betrug (Clavigero VII, 40). Desto größeres Lob verdient der schon von Cortes (18, 21) hervorgehobene Fleiß mit welchem der Landbau betrieben wurde: nicht leicht sah man ein Stück Land unbenutzt, Männer und Weiber nahmen mit ihrer ganzen Familie an der Feldarbeit theil, und außer dem hohen Adel gab es niemand der nicht den Acker gebauet hätte (Torquemada XIII, 31); auf seinen Ertrag war die Subsistenz des Volkes fast ausschließlich begründet. Nach Humboldt (Neu Spanien I, 7) wäre der Fluß Santiago die Grenze der Ackerbauvölker von Mexico und Mechoacan gegen die Chichimeken und Otomies gewesen; indessen scheinen die letzteren, wie wir oben bemerkt haben, wenigstens zum Theil ebenfalls Landbau getrieben zu haben, andererseits aber fehlte derselbe schon im Süden jenes Flusses in den Küstenländern von Jalisco, deren Bewohner nur von Fischen, wildwachsenden Früchten u. dergl. sich nährten (B. Diaz 292). Wie sorgfältig in Mexico der Boden benutzt wurde und wie viele Mühe man sich mit dem Feldbau gab, darauf weisen namentlich die Chinampas oder schwimmenden Gemüsefelder hin, die etwa 100 Meter lang und 5—6 breit auf einem Ge-

flechte von Weiden und Wurzeln angelegt waren und mit langen Stangen nach Bedürfniß auf dem Wasser hin- und hergeschoben werden konnten (Clavigero VII, 27, Humboldt, N. Sp. II, 78). Auf dem Lande wurden die Felder mit Steinmauern oder Aloezäunen umgeben und wo es nöthig war, mit Gräben zu künstlicher Bewässerung versehen (Gomara 373). Als Werkzeug bediente man sich zu diesen Arbeiten nächst der kupfernen Axt zum Niederlegen des Holzwerkes in verschiedenen Gegenden verschiedener Geräthe, vorzüglich aber eines spitzigen Stockes um Löcher in die Erde zu stechen in die man die Maiskörner fallen ließ.

Unter den Nutzpflanzen der Mexicaner (S. darüber Humboldt, N. Sp. III, z. A.) waren Mais und Baumwolle die wichtigsten, nächstdem Bananen und Manioc, dann Bohnen, Kürbisse, Cacao, Capiscum (Aji) und die Aloe oder Agave (Mayuey, in Cinaloa Mezcal genannt — Alcedo), die besonders wegen des vielseitigen Gebrauches interessant ist den man von ihr machte, denn außer Speise und Trank lieferte sie Kleidung und Papier, Stricke Zwirn und Nadeln.* Der Mais wurde mit etwas Kalk in Wasser gekocht, dann die Schale abgestreift und gestoßen oder, wie noch neuerdings geschieht (Mühlenpfordt I, 225), auf einer geneigten Steinplatte mit einer oben und unten zugespitzten Walze zu Mehl gerieben und in einer Pfanne zu den Tortillas verbacken, deren Bereitung die Spanier von den Eingeborenen gelernt haben, zu Grütze (Atolle) verarbeitet oder mit mancherlei Zuthaten versehen um daraus verschiedene schmackhafte Gerichte zu gewinnen (Näheres bei Clavigero VII, 64, de Laet VII, 3 u. A., vgl. Mühlenpf. I, 218). Unter den Speisen ist besonders bemerkenswerth die schlammige käseartige Substanz welche die Mexicaner aus dem See auffischten (B. Diaz 190), und die von Brasseur (III, 641) als beliebtes Gericht angeführte Paste von Fliegeneiern die mit Salpeter gekocht werden. Im Essen waren die Mexicaner von jeher mäßig; weniger als ein halbes Kilogramm von ihrem Manioc-

* Namentlich in den nördlicheren Gegenden des Landes bis nach Sonora hin gewinnt man noch jetzt aus dem Mayuey nächst dem berauschenden Getränke, das dort Mezcal heißt, viele wichtige Produkte: die Fasern liefern ein grobes Gewebe (Kaffeesack), die großen Blätter werden zur Dachung verwendet, die zarteren rollt man zu Kugeln zusammen um sie dann zu zerstoßen und daraus ein Surrogat für die Seife zu erhalten, die Wurzeln aus denen man den Mezcal bereitet, werden von Indianern und weißen Mexicanern auch gebacken und gegessen (Bartlett I, 290.)

oder Cassavebrod genügt ihnen für den Tag (Humboldt a. a. O. 29). Ihre Nahrung war in alter Zeit wie jetzt überwiegend vegetabilisch, Fleisch aßen sie fast nur bei festlichen Gelegenheiten, doch hatten sie Truthühner Wachteln und anderes Geflügel in sehr großer Menge (Torquemada XIV, 14). Außerdem waren Kaninchen und fette Hunde eine beliebte Speise. Die Bereitung des Pulque (Octli; das Wort Pulque ist araucanisch — Clavigero), des gegohrnen Saftes der Agave, ist oft beschrieben worden (B. Diaz 154, Humboldt, N. Sp. III, 97, Brantz Mayer II, 59 nach Ward u. A.). Neben demselben hatten sie andere berauschende Getränke die sie aus Mais und Honig, Zuckerrohr oder Manioc gewannen (Gomara 441, Humboldt a. a. O. I, 122). Aus Cacaomehl und Wasser bereiteten sie, bisweilen mit der Zuthat von etwas Honig, einen kalten Trank, den jedoch nur die Vornehmen genossen; als warmes Getränk war der Cacao zwar in Guatemala gewöhnlich, in Mexico wurde er es erst im Laufe des 16. Jahrhunderts (Torquemada XIV, 10, 14, 42). Zucker lieferten ihnen der Mais und die Agave, die Bienen Honig (Gomara 349), Salz der See dessen Wasser sie durch Kochen verdunsteten. Letzteres machte einen wichtigen Handelsartikel aus, namentlich waren Tepeaca und Tlascala von Mexico dadurch abhängig, daß beiden das Salz und letzterem auch die Baumwolle mangelte (Herrera II, 10, 31, Gomara 340, 332). Zu den berauschenden Mitteln gehörte auch der Tabak, dessen zusammengerollte Blätter aus Röhren von Silber Holz oder Schilf geraucht wurden und zwar so, daß man die Nase zuzuhalten und den Rauch hinunterzuschlucken pflegte. Neben dem Rauchen, das späterhin bei den Eingeborenen mehr abgekommen ist, war auch das Schnupfen des Tabaks verbreitet (Clavigero VII, 69, Humboldt a. a. O. III, 134).

Beim Essen herrschte Reinlichkeit: man gebrauchte dabei Tücher für Mund und Hände und pflegte sich beide sowohl vor als nach der Mahlzeit zu waschen (Anonymus bei Ramusio III, 306; Sahagun VI, 22). Zum Reinigen der Kleider bediente man sich der Wurzel des Seifenbaumes und des Fleisches einer gewissen Frucht, dagegen wurden zur Beleuchtung weder Wachs noch Oel, bisweilen aber Fackeln oder auch Leuchtkäfer verwendet (Gomara 440, Clavigero VII, 70, 68). Ueberhaupt waren die häuslichen Bequemlichkeiten in älterer wie in neuerer Zeit nur gering: wenige irdene und hölzerne Geräthe, Kür-

bisschalen und Matten genügten; die Speisen wurden vor niedrigen Sitzen auf Tücher gestellt, doch scheint die Kohlpfanne zum Wärmen derselben eine Erfindung der Eingeborenen zu sein (Brasseur III, 645) und die Spanier sollen manche Kochkünste von ihnen gelernt und nach Europa verpflanzt haben (Solis I, 362).

Die Männer waren mit einem Schurz und einem großen viereckigen Tuche bekleidet das auf der Schulter befestigt oder vorn zugebunden wurde, die Weiber trugen einen oder mehrere Unterröcke die bis auf die Füße herabreichten und darüber eine Art von Hemd. Sandalen aus den Fasern der Agave hatten nur die Männer, die Vornehmen Schuhe von demselben Material oder von Baumwolle. Für den Winter gab es auch Federmäntel (Anonymus bei Ramusio III, 305, Gomara 440, Vetancurt II, 2, 26, Clavigero VII, 66). In Guadalajara war die Tracht wenigstens der Weiber dieselbe wie in Mexico (Oviedo XXXIV, 7). Von Cholula bemerkt B. Diaz (73) daß Baumwollenkleider von derselben Art getragen worden seien wie von den Zapoteken. Sahagun (VIII, 8, 12, 15) hat ausführlich von der Kleidung und dem Putze vornehmer Herren und Damen, so wie von der Kriegsrüstung der ersteren gehandelt (vgl. auch die im cod. Vaticanus 3738 und bei Humboldt, Ansichten der C., abgebildeten Trachten, woselbst sich auch Montezuma's gewöhnliche Hauskleidung dargestellt findet). Unter dem Putze sind besonders die Blumen hervorzuheben, die sowohl zu diesem Zwecke als auch zu dem der Opfergabe in Mexico in großer Menge gezogen wurden. Neuerdings kleiden sich die Eingeborenen in selbstgewebte Baumwollenstoffe oder Leder: ein bei den Azteken gewöhnlich blau und weiß gestreiftes Hemd das bis unter das Knie reicht und mit einem Gürtel gebunden wird, ist oft das einzige Kleidungsstück, oft auch kommt noch ein kurzes Beinkleid von Ziegenleder oder Baumwolle bei den Männern hinzu; auf dem Kopfe tragen sie große Filzhüte, seltener Strohhüte. Gegen Kälte und Regen schützen sie sich durch ein wollenes Tuch, das in der Mitte ein Loch hat um den Kopf durchzustecken und zugleich als Bettdecke zu dienen pflegt; die Weiber sind mit einem Hemde bekleidet und schlagen eine viereckige, meist baumwollene Decke um die Hüften (Mühlenpfordt I, 220).

Der Hausbau und alle Handwerke die nicht großes Talent, vielfache Uebung oder besondre Werkzeuge erforderten, verstand jedermann

(Zurita 183), doch scheint man die Theilung der Arbeit nicht vernachlässigt zu haben: in Tlascala nennt Gomara (334) Goldschmiede und Federarbeiter, Töpfer und Barbiere. Manche Orte zeichneten sich durch ihre Industrie, andere durch ihre Handelsthätigkeit aus: in Azcapuzalco lebten hauptsächlich Gold- und Silberarbeiter (B. Diaz 158), Tlascala trieb vorzüglich Landbau und Handel (Cortes 18, Torq. II, 70). In Cholula herrschten Handel und Gewerbfleiß vor, man fertigte dort treffliche Arbeiten in Gold und guten Steinen, der kriegerische Sinn war nur gering (ebend. 71, Oviedo XXXIII, 45); dagegen waren die Bewohner der Hauptstadt selbst dem Handel abgeneigt, zu dessen Mittelpunkt sie Tlatelolco machten sobald sie es sich unterworfen hatten, um sich selbst ganz dem Kriegshandwerk zu widmen (Tezozomoc I, 245).

Gesponnen wurde auf der Spindel die sich in einer durchbohrten Schüssel drehte (Abbildung bei Ramirez no. 37). Die gewebten Baumwollenzeuge, welche nebst dem Salz die Hauptartikel der Märkte in Mexico ausmachten, waren zum Theil so fein wie Seide und nur durch das Gefühl von dieser zu unterscheiden (Gomara 348, Cortes 31). Außer Baumwollenzeugen, in die bisweilen auch Federn eingewebt wurden, fertigte man auch Zeuge von Kaninchen- und Hasenhaar und von Magueyfäden. Das Töpfergeschirr wurde zwar nicht glasirt, aber man verstand es mit Farben zu bemalen die dem Wasser auf die Dauer widerstanden (Torquemada XVII, 1, Vetancurt II, 2, 23 f.).

Die Märkte, deren größter in Mexico 60—100000, in Tlascala 30000 Menschen gefaßt haben soll, boten alle fünf Tage das Schauspiel eines außerordentlich lebendigen, bis in die benachbarten Straßen ausgedehnten Verkehrs, zugleich aber auch einer streng geregelten Ordnung dar (Cortes 32, Gomara 348 f., 334, Sahagun IV, Append.). Täglich versammelten sich dort 20—25000 Menschen und an Markttagen doppelt so viele (Anonymus bei Ramusio III, 309). Jede Waare und jedes Geschäft hatten auf dem Markte ihren bestimmten Platz, jeder Verkäufer zahlte ein gewisses Standgeld, die Längen- und Hohlmaaße nach denen verkauft wurde, unterlagen der Controle dazu bestellter Beamten, und in einem besonderen Hause saß ein Gericht das die beim Handel entstehenden Streitigkeiten zu entscheiden hatte. Auf dem Markte stand auch, 30 Schritte breit und 2½ Klaftern hoch,

eine viereckige gemauerte Bühne auf welcher theatralische Spiele aufgeführt wurden. Daß die Mexicaner die Waage kannten und im Handel gebrauchten, was Clavigero (VII, 36) gegen Gomara (451) angenommen hat, scheint sich, wie Brasseur (III, 629) bemerkt, allerdings aus einer Stelle bei Sahagun (X, 16) zu ergeben.* Daß aber die Zapoteken die Waage und das Gewicht mit einheimischen Wörtern bezeichnen, beruht wahrscheinlich nur auf einem Mißverständniß (vgl. Prescott II, 185). Der Tauschhandel herrschte vor; man pflegte nicht dabei zu sprechen, sondern gab nur durch das Gesicht seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem Angebot des Anderen kund (Torquemada XIV, 23). Die Stelle des Geldes vertraten am gewöhnlichsten Cacaobohnen, die noch jetzt die Scheidemünze des Landes sind (Humboldt, N. Sp. III, 122); sie wurden zu diesem Zwecke in Säcke zu 24000 Stück (d. i. zu 3 Xiquipilli) gefüllt, doch fand fast nur die weniger nahrhafte größere Sorte des Cacao diese Verwendung (Clavigero, Append. VI, 1). Ferner dienten Stücke Baumwollenzeug und Goldstaub in Gänsekiele eingeschlossen als Tauschmittel, anderwärts 3—4 Finger breite Stücke Kupfer von der Form eines T oder kleine Zinnplatten (Torquemada XIV, 14, Cortes 111). Brasseur (III, 628) bemerkt daß Sahagun ohne weiteren Zusatz überdieß „Adler" erwähnt deren man sich auf diese Weise bediente, und daß wohl auch die Goldziegeln mit denen Montezuma seine Verluste im Spiel an die Spanier bezahlte, als eine Art von Geld zu betrachten seien.

Den Reichthum des Marktes hat Cortes (32) beredt geschildert, zugleich mit Rücksicht auf den Gewerbfleiß der Bewohner. Es gab dort rohe und behauene Steine, an der Sonne und am Feuer getrocknete Backsteine, bearbeitetes und unbearbeitetes Holz von verschiedenen Arten. Diese und andere umfangreichere Gegenstände blieben in den Kähnen auf dem Wasser. An Lebensmitteln jeder Gattung, die nicht bloß auf den drei Märkten von Mexico sondern auf jedem freien Platze feilgehalten wurden (Herrera II, 7, 15) und in besonderen Häusern unmittelbar zum Essen bereit standen, war Ueberfluß. Cortes nennt außer dem Mais und einer Menge von verschiedenen Gemüsen Kräu-

* Die betreffenden Worte lauten: El que rescata plata... sabe el valor del oro y plata conforme al peso y quilates... y en el pesar no defrauda, antes pone mas que quita en el peso.

tern und Früchten, namentlich viele Arten von Geflügel, Kaninchen, Wildpret und gemästete Hunde, Vogeleier, Fische, Maisbrod, eine große Anzahl fertig zubereiteter mannigfaltiger Gerichte und Backwerk, Zucker, Honig und süße Getränke aus dem Saft des Maises und des Maguey. Es fehlte nicht an den verschiedensten Arten von Töpfergeschirr, Kohlen und Kohlenbecken, gegerbten und ungegerbten Wildhäuten, Matten in großer Auswahl, Vogelbälgen besonders von Raubvögeln, die noch ihre Federn und Klauen, Kopf und Schnabel hatten. Ferner bot der Markt alle möglichen Medicinalpflanzen und in besonderen Läden fertige Arzneitränke Salben und Pflaster dar. Lastträger standen in Menge bereit und Barbiere um Bäder zurecht zu machen oder den Kopf zu rasiren. Von den vortrefflichen Malerfarben die sich dort fanden, waren manche den Spaniern unbekannt (Gomara 348). Ohne Zweifel war darunter eine der hauptsächlichsten die Cochenille, deren Cultur in Mexico sehr alt und besonders in Oaxaca sehr ausgedehnt war (Humboldt, N. Sp. III, 150). B. Diaz (89) erwähnt außerdem als Marktwaaren noch Tabak und Papier, Messer von Feuerstein, Zwirn, Cacao, Menschenkoth zum Gerben und Sklaven. Von Metallen fanden sich Gold und Silber, Kupfer Blei und Zinn auf dem Markte, theils in rohem Zustande theils zu mancherlei Schmuck geformt, nebst anderen künstlichen und kostbaren Arbeiten von edlen Steinen, Knochen, Muscheln und Federn. Eisen und Quecksilber waren den Mexicanern wahrscheinlich ganz unbekannt, obwohl sie Zinnober und gelben Ocker als Malerfarben benutzten; Messing, das nur von Cortes angeführt wird, fehlte ihnen wohl auch. Dagegen hatten sie Bronze.

Der Handel spielte in Mexico eine große Rolle und war sehr ausgebreitet. Wesentlich gefördert wurde er ohne Zweifel dadurch, daß die mexicanische Sprache in vielen und weit entlegenen Ländern theils heimisch war theils wenigstens verstanden wurde. Schon unter Montezuma I. erstreckte er sich bis nach Tabasco und Tehuantepec (Tezozomoc I, 189, II, 25). Cortes (127, 140) erzählt von einem starken und reichen Handel mit Cacao, Baumwolle, Sklaven und anderen Artikeln, der von der Laguna de Terminos bis an die Küste des Südmeeres und bis nach Nito und Trujillo in Honduras reichte, und noch im 17. Jahrhundert gab es eingeborene Kaufleute in der Mixteca die mit 30—40 Maulthieren reisten und ein Vermögen bis zu 15000

Ducaten besaßen (Gage II, 63). Zu dieser Entwickelung des Handels hat vor Allem beigetragen daß der Kaufmannsstand hochgeehrt war und manche Vorrechte genoß um des politischen Nutzens willen den er gewährte: Kaufleute dienten vielfach als Spione und Auskunftspersonen über fremde Länder und wurden öfters sogar selbst auf Eroberungen ausgeschickt, wenn man nicht vorzog Soldaten als Händler zu verkleiden, denn sie pflegten in größeren Karavanen zu reisen. Sie nannten sich Pochtecas, von Pochtlan, einem Orte der Mixteca, welcher einer ihrer Hauptsitze gewesen zu sein scheint,* und hießen als Adel des von ihnen eroberten Landes wo sie sich niederließen, Pipilti, woraus wir wohl schließen dürfen (s. ob. p. 77) daß ein Theil dieser Kaufleute aus unbegüterten Adeligen bestand die in der Ferne ihr Glück suchten (Sahagun I, 19, IX, 2 f.). Solange sie auf Reisen waren, führten die Ihrigen zu Hause ein ascetisches Leben und thaten Buße um die Gunst der Götter ihnen zu gewinnen (Torquemada XIV, 27). Sie nahmen von der Hauptstadt gewöhnlich zunächst ihren Weg nach Tochtepec, das dem Folgenden gemäß nördlich von Oaxaca im Innern des Landes gelegen haben muß. Von hier an verkleideten sie sich und legten zum Schutz vor Gefahr die Tracht des Landes an das sie besuchen wollten, denn sie gingen nun entweder nach Coazacoalco hin, oder wendeten sich zu den Misteken und Zapoteken und zogen in dieser Richtung weiter bis nach Xoconochco (Soconusco, Sahagun IX, 4 ff.). Unterwegs trugen sie als Bild des Gottes Yiacatecutli der ihren Stand beschützte, einen Stock den sie sehr in Ehren hielten und nach glücklicher Rückkehr von der Reise im Tempel aufstellten. Waren sie zu größerem Reichthum gelangt, so gaben sie glänzende Gastmähler bei denen bisweilen unter weitläufigen Feierlichkeiten ein ihrem Schutzgotte gleich geschmückter Sklave geopfert und von den Gästen verzehrt wurde. Außer Yiacatecutli verehrten sie hauptsächlich noch Xiuhtecutli, den Gott des Feuers. Sie hatten ihre besonderen Cultushandlungen und Begräbnißceremonien und standen unter einer eigenen Gerichtsbarkeit; die Beamten des Marktes gehörten ihrem Stande an (Sahagun a. a. O.).

Unter den Kunstprodukten der Mexicaner verdient zunächst die Bearbeitung und die Verwendung der Metalle eine genauere Aufmerk-

* S. die Karte bei Clavigero. Sahagun sagt Pochtlan sei der Name des ersten von ihnen gewesen (IX, 3, vgl. jedoch ebend. 14).

samkeit. Die Anstalten zum Bergbau welche man in Mechoacan gefunden hat, wo treffliche Arbeiten in Holz und in Kupfer ausgeführt wurden (Herrera III, 3, 9 u. Descr. c., 10), waren von sehr primitiver Art und beschränkten sich auf das Ausschmelzen des Metalles unmittelbar aus dem Berge selbst (Villa-Señor III, 13). Die Azteken waren hierin weiter: sie verstanden Galerien zu ziehen und Schachte zur Communication wie zur Lüftung anzulegen; die Mixteken und Zapoteken hatten Goldwäschereien (Humboldt, N. Sp. IV, 4). Tasco, 30 Stunden südwestlich, und Pachuca, 24 Stunden nördlich von der Hauptstadt, werden als die ältesten Silberminen bezeichnet (Sartorius 338). Das zerkleinerte Erz wurde, wie Sahagun erzählt, mit drei verschiedenen Arten von Kräutern gemischt und dann in Oefen geschmolzen; die Abbildung eines mexicanischen Goldschmiedes (S. Ewbank bei Schoolcraft IV, 448) zeigt diesen vor einem oben verengten Ofen sitzend mit dem Schmelztigel in der Hand und durch ein Rohr blasend. Das Handwerkszeug scheint mangelhaft genug gewesen zu sein. Mit hölzernen Keilen wurden Steine gebrochen, ein großer hölzerner Hammer genügte um durch einen geschickt geführten Schlag Messer und Schwertklingen aus Obsidian (iztli) zu gewinnen (Gomara 440, Torquemada XVII, 1). Dieses durchsichtige und spröde vulkanische Glas ist von verschiedenen Farben und Härten, das grünschwarze am härtesten: man bediente sich desselben vorzugsweise um Holz zu behauen und zu schnitzen; nächstdem gebrauchte man dazu Werkzeuge von Kupfer, das mit Gold, Silber oder Zinn versetzt einen größeren Härtegrad erhielt und in dieser Mischung zu Aexten Bohrern und Meiseln verarbeitet wurde. Die meisten ihrer Aexte von Bronze enthalten 9—10 % Zinn (Ramicez no. 21). Diese Legirungen, in Rücksicht deren Humboldt (N. Sp. IV, 11) zweifelte ob sie von den Azteken künstlich hergestellt oder in der Natur vorgefunden worden seien, dienten ihnen zur Bearbeitung der härtesten Gesteine, wie Basaltporphyr Grünstein u. a. Außerdem arbeiteten sie mit Steinmeiseln. Smaragde und andere Edelsteine bohrten sie mit Hülfe von Kieselpulver wie Torquemada (XIII, 34) erzählt, während Herrera (II, 7, 11) nur von einer gewissen Flüssigkeit spricht die sie zu Hülfe genommen hätten um mit Obsidianspitzen Holz und die härtesten Steine zu durchbohren. Sartorius (337) ist der Ansicht daß sie auch die damals in Europa noch unbekannte Amalgamation verstan-

den, wie sie auch noch jetzt künstliche Figuren aus Gold- und Silberamalgam bilden und dann das Quecksilber verflüchtigen. Es ist dieß um so wahrscheinlicher, da der Amalgamationsprozeß in Mexico (1557) obwohl von einem Spanier erfunden worden sein soll, und würde erklären auf welche Weise die Eingeborenen manche von den Kunstwerken herzustellen vermochten die den europäischen Goldschmieden jener Zeit ein ungelöstes Räthsel blieben. Cortes (111) bemerkt selbst daß nach der Eroberung die Künste und bewunderten Kunstprodukte der Eingeborenen schnell verschwanden, und dieser rasche und vollständige Verfall läßt nur geringen Zweifel darüber daß der verspäteten Aufmerksamkeit europäischer Beobachter Vieles und Wichtiges auf diesem Felde entgangen ist. Die Goldarbeiterkunst hat man späterhin den Eingeborenen ganz verboten (Brasseur IV, 727), und überhaupt die einheimischen Künste zu unterdrücken gesucht; indessen zeigte sich das große mechanische Talent der Mexicaner unter Anderem auch darin, daß sie die ihnen unbekannten Handwerke welche die Spanier mitbrachten, schnell erlernten, und sogar oft heimlich diesen absahen was sie zu verbergen strebten (Torquemada XVII, 2). Nur Nachahmungstalent, aber keine Erfindungskraft ihnen zuzusprechen erklärt Clavigero (I, 15) mit Recht ausdrücklich für einen Irrthum.

Die kunstvollen Goldsachen welche die Spanier in Mexico theils geschenkt erhielten theils raubten, sind oft mit Bewunderung beschrieben worden, namentlich von Gomara (184, 298 f., 313, 322 f., 348), P. Martyr (358) Sahagun (XII, 4) und Herrera (II, 7, 15). Letzterer bezeichnet sie sämmtlich als gegossen, da die Mexicaner nicht zu löthen verstanden hätten; Vieles wurde auch nur gehämmert (Sahagun XII, 15). Die Künstler welche diese Dinge herstellten — Weiber machten keine Arbeiten dieser Art, bemerkt Herrera (II, 7 2) gegen Gomara — führten vorzugsweise den Namen Tulteca. Der Guß wurde in Formen von sehr hartem Thon ausgeführt (S. Ramirez no. 4); die Mixteken und Zapoteken gebrauchten auch solche von Kohle (Brasseur III, 31). Aehnliche Kunstwerke herzustellen ging über die Kräfte der damaligen Goldarbeiter in Europa, und wenn sich ihnen nach P. Martyr's Urtheil wahre Schönheit nicht zuschreiben ließ, so sagt er doch über die Arbeit: si quid unquam honoris humana ingenia in hujusmodi artibus sunt adepta, principatum jure merito ista consequentur. Viele dieser Schätze sollen nach Gomara, dessen

Aussage P. Martyr (336) und Oviedo (XVII, 13) bestätigen, von Grijalva (1518) in Tabasco erworben worden sein, B. Diaz (12) versichert aber daß dieß nicht dort, sondern erst weiter westlich in der Gegend der Insel Sacrificios geschehen sei, wohin Montezuma Kundschafter nach den Spaniern abgeschickt habe, und hiermit stimmt Cortes (7) insofern überein als er vielmehr über den Mangel an Kostbarkeiten klagt den er in Tabasco gefunden habe. Es gab Gefäße der verschiedensten Art, darunter Kessel mit beweglichem Henkel, Spiegel, Schellen, Ohrgehänge und Kopfputz theils von feinem Golde theils nur vergoldet oder mit Goldblech überzogen; Masken Thierköpfe und Götzenbilder mit eingelegtem Gold, Perlen, kostbaren Steinen und Mosaiken verziert; mancherlei Thiergestalten, namentlich Frösche, kleine Adler und dergl. mit ähnlichem Schmuck versehen; alle zur Rüstung eines Mannes erforderlichen Stücke von Gold (vgl. Cortes 90), andere Rüstungen mit Goldblech überzogen. Als Geschenk sendete Montezuma später an Cortes einen goldenen Mond auf einer silbernen Scheibe und eine goldene Sonne, 10 Palmen breit und 30 Palmen hoch, mit Laubwerk und Thierfiguren in Relief verziert. In Gold und bunten Federn wurden selbst Schmetterlinge, Bäume, Blumen abgebildet und achteckige Teller gegossen deren Viertel abwechselnd aus Gold und aus Silber bestanden ohne gelöthet zu sein, wie man auch Fische hatte deren Schuppen regelmäßig abwechselnd aus dem einen und dem andern Metalle gebildet waren; vorzügliche Bewunderung aber erregten die Papageien deren Zunge Kopf und Flügel sich bewegten, und die gegossenen Affen die mit beweglichen Gliedern versehen an der Spindel spannen oder einen Apfel aßen.

Von den öfter gerühmten Holzschnitzereien der Mexicaner ist natürlicher Weise nur noch sehr Weniges übrig. Dupaix (II, pl. 62) hat zwei Trommeln von Tlascala abgebildet, deren eine die Form eines auf dem Bauche liegenden Menschen hat; Gesicht und Kopfschmuck sind von sorgfältiger Arbeit, an den Füßen sieht man Sandalen mit Riemen befestigt. Mehr ist von den Arbeiten in Stein zu sagen. Auch die härtesten Steinarten wußten sie trefflich zu behandeln; wir besitzen noch Werke von ihnen in Basalt, Lava, Obsidian, Jaspis, Porphyr, Nephrit u. a. (Dupaix, Notes p. 36 f.). Die Basaltbüste der Priesterin welche Humboldt abgebildet hat, gehört zu den bekanntesten; nächst dieser die häufig wiederkehrende Darstellung des Quetzalcoatl,

„der schön gefiederten Schlange“ (quetzalli „schöne Feder“ war ein Liebkosungswort), eine aufgerollte, mit Laubwerk oder vielmehr wohl mit Federn reich und zart verzierte Schlange, die bisweilen mit einem Menschenhaupte versehen ist (Dupaix II, pl. 61, Kingsborough IV, Samml. von Latour Allard no. 6 und 11, Ramirez 32). Wenig kunstvoll, aber interessant wegen ihrer häufigen Wiederholung in Basalt, Marmor, Alabaster, Serpentin, terra cotta und anderem Material, ist eine nur 0,32 Meter hohe sitzende Figur mit übereinander geschlagenen Armen (Ramirez 2). Zu dem Vorzüglichsten gehören durch Reinheit und Charakteristik des Stiles ein paar trefflich gearbeitete Köpfe und eine menschenähnliche Gestalt (no. 8, 11 und 12 der Samml. Latour Allard) deren Kopf halb Pferd halb Eber ist. Der Kopf und die Jaspismaske von Cholula bei Dupaix (I, pl. 13, 15) scheinen dem beigegebenen Texte zufolge ihre ideale Form erst dem Zeichner zu verdanken; der halb menschliche Kopf aus Tepeaca (ebend. I, pl. 2) zeigt, abgesehen von dem monströsen Munde, ebenfalls schöne Dimensionen; die Augensterne sind deutlich und rein dargestellt. * Die Steinmaske von grünlichem Nephrit (jade, ebend. II, 65) ist eine der schönsten Skulpturen die man gefunden hat. Ferner heben wir hervor die in Stein gearbeiteten Todtenköpfe, die steinernen Becken (8′ 4″ und 13′ im Umfang) von Cuitlahuac, innen und außen mit sehr hübschen Reliefs verziert, und den trefflich gearbeiteten, nach unten sich erweiternden viereckigen Deckelkasten von grauem Stein (ebend. II, pl. 6, 9 f., I, pl. 25). Bekannter ist der sog. Opferstein von Basaltporphyr mit der Darstellung von Siegern und Besiegten auf seinem breiten Rande, der von Humboldt und Gama verschieden erklärt, neuerdings aber erst von Ramirez (no. 26) wahrscheinlich richtig als ein vom König Tizoc aufgestelltes Votivmonument gedeutet worden ist. Die Aehnlichkeit welche Brantz Mayer (I, 114) zwischen dem daran befindlichen Bildwerke mit einem anderen zu finden geglaubt hat das Stephens in Yucatan gesehen habe, scheint nur auf einer Verwechselung der planche supplément. III et IV bei Dupaix zu beruhen, die beide aus Humboldt's Werk entlehnt sind. In Chapoltepec, wo

---

* Der bis unter das Gesicht herabreichende Kopfputz von der Form einer abgestumpften Pyramide an no. 5 der mexicanischen Skulpturen des British Museum (bei Kingsborough IV) gleicht sehr dem einer in Guatusco gefundenen Büste bei Dupaix (I, pl. 10, vgl. II, pl. 17).

die Fürstengruft der mexicanischen Könige deren Bilder und die Darstellung ihrer Thaten aufbewahrte (Tezozomoc I, 294, II, 206) sah man noch zu Torquemada's (XIII, 34) Zeit zwei in den Felsen gehauene Bilder, welche Montezuma's Vater und Onkel in voller Rüstung und mit ihrem Federschmuck darstellten, so zart und nett gearbeitet daß man es kaum für Stein halten konnte; das eine war von gigantischen Dimensionen, das andere kleiner. Zur Seite führte eine Treppe auf die Spitze des Berges wo ein Tempel stand (Oviedo XXXIII, 49) *

Wie vortrefflich die Mexicaner das Schleifen und Poliren der härtesten Steine verstanden, zeigen insbesondere die ausgezeichnet schönen Masken von Serpentin und Obsidian (Ramirez 40), der durchsichtige mandelförmige Agat von 2″ Länge bei Dupaix (I, pl. 17), die Spiegel, durchbohrten Kugeln und Streitäxte von Obsidian (Burkart I, 125), und die unbegreifliche Arbeit an dem in Mechoacan gefundenen nach außen und innen gekrümmten cylindrischen Ringe aus demselben Material, dessen Dicke noch kein Millimeter beträgt (Humboldt, Vues 297, pl. 66).

Es verdient Beachtung daß sich, wie Dupaix hervorhebt, an den Bildwerken der Mexicaner nirgends obscöne Dinge finden. Höchst bemerkenswerth ist ferner daß die Masken und Vasenbilder des Museums von Mexico die namentlich in der mexicanischen Bilderschrift hervortretenden Habichtsnasen und kleinen Stirnen durchaus nicht in auffallender und bestimmt ausgeprägter Weise zu zeigen scheinen, und im Hinblick auf das Beste was von mexicanischer Kunst bis jetzt bekannt ist, bedürfen wir nur in geringem Maaße noch der entschuldigenden Motivirung welche Humboldt (a. a. O. 215) für die incorrecte Darstellung der menschlichen Gestalt und die geringen Fortschritte der Kunst bei ihnen überhaupt gegeben hat. In der Malerei mögen sie allerdings weniger geleistet haben; der Gebrauch derselben zur Schrift scheint, wie Clavigero (VII, 49) bemerkt und Humboldt (Ansichten der N. II, 17 f.) weiter ausgeführt hat, den Geschmack abgestumpft und an das Häßliche gewöhnt zu haben. Auch späterhin liebten sie diese Kunst nicht: zwar gab es Maler die 5 pesos täglich verdienen konnten, sie

* Oviedo schreibt offenbar irrthümlich Tapustepeque statt Chapultepec. Gama (80), der diese Reliefs für Axayacatl und Montezuma selbst erklärt, fügt hinzu daß sie noch im 18. Jahrh. existirten.

trieben aber lieber bequemere Arbeit; Thiere malten sie gut, Menschen dagegen schlecht (Torquemada XIII, 34). Treuer sind sie ihrer alten Kunst geblieben Bilder aus Federmosaiken Blättern und Blumen herzustellen; besonders lieferten sie gelungene Kopien von Gemälden in Muscheln oder Federn (Clavigero VII, 52). Vorzüglich feine Federmosaiken zu fertigen lernten sie nach Sahagun (IX, 19) erst seit der Eroberung der südlich gelegenen Länder unter Ahuitzol, doch stand diese viel bewunderte Kunst auch bei den Tarascos in Mechoacan in älterer und neuerer Zeit auf einer hohen Stufe (Torquemada XVII, 1, Clavigero I, 13, Beltrami II, 52), und man erzählt Außerordentliches von der Sorgfalt und Feinheit mit welcher sie getrieben wurde.

Die einheimischen Monumente sind bekanntlich bei weitem zum größten Theile dem blinden Eifer der systematisch zerstörenden Spanier erlegen, wie dieß die Berichte der Eroberer selbst vielfach bezeugen. Am stärksten wurde natürlich die Hauptstadt des Reiches und ihre nächste Umgebung hiervon betroffen. Eine Uebersicht über die noch vorhandenen mexicanischen Alterthümer hat Brantz Mayer außer seinem Buche auch bei Schoolcraft (VI) und in den Smithsonian Contribetions (IX) gegeben, über die Bauten besonders Mühlenpfordt (II, 87 ff., vgl. Gama II, 82 nota); von Gama (II, 80 ff.) werden die ihm selbst bekannt gewordenen Alterthümer, hauptsächlich Darstellungen von Göttern beschrieben. Wir müssen uns hier darauf beschränken das Wichtigste herauszuheben.

Die Ruinen des Palastes von Tezcuco, der aus 4—5′ langen und 2½—3′ dicken Basaltsteinen terrassenförmig gebaut und 300′ lang gewesen sein soll, dienten noch neuerdings als Steinbruch für Neubauten (Bullock 386). 3 englische Meilen östlich von dort liegt auf einem Hügel, der sonst von Bauwerken aller Art und von Gärten bedeckt gewesen zu sein scheint, in einer Höhe von 80—100′ das sog. „Bad Montezuma's", das seinen Namen von einem großen Porphyrbassin hat zu welchem Stufen hinabführen. In seiner Mitte ist eine gefaßte Quelle und am Rande der Fassung ein Sitz zu sehen. Die gegen 2′ weite Wasserleitung mit etwa 10″ dicker Röhre welche zu dem Becken führt, ist theils über den künstlich geebneten Hügel theils über hohe Erdaufwürfe 12—15 engl. Meilen weit fortgesetzt. Auch an der Seite des Hügels findet sich noch ein großes Wasserreservoir (ebend. 390,

W. Thompson 143 ff., Brantz Mayer II, 276, welcher letztere ebend. 282 ein Fragment eines ornamentirten Pfeilers von Otumba beschreibt). Von den beiden Pyramiden von Teotihuacan, 1$^1/_2$ leguas von Otumba, gewöhnlich „Haus der Sonne" und „Haus des Mondes" genannt, ist die größere an der Basis 208 Meter lang bei einer senkrechten Höhe von 55 Meter. Beide sind genau nach den Himmelsgegenden orientirt und bestehen im Innern ganz aus einer Mischung von Thon mit kleinen Steinen; die äußere Bedeckung bildet eine dicke Lage von porösem Mandelstein mit Kalküberzug. Von den vier Terrassen, zu denen eine Treppe hinaufführte, sind nur noch drei erkennbar. Auf ihren Seitenflächen genau senkrecht stehen parallele Reihen von mehreren Hunderten kleiner, nur 9—10 Meter hoher Pyramiden (Humboldt, N. Sp. II, 59 ff.), welche von W. Thompson (140) vielmehr für Reste von Straßen einer großen Ruinenstadt erklärt werden. Letzterer fügt hinzu daß „das Haus des Mondes" auf der Südseite ungefähr in der Mitte der Höhe einen Eingang habe, von welchem steinerne Stufen in's Innere zu einem Brunnen hinabführen. Brantz Mayer (II, 280) spricht nur von zwei etwa 15' tiefen Hohlräumen die sich darin finden. Auf der Höhe dieser Pyramide hat man 3' dickes Mauerwerk von 47' Länge und 14' Breite entdeckt; auf der größeren dagegen ist nichts dieser Art zu sehen, wohl aber lagen Austerschalen und porzellanähnliche Scherben dort umher (Bullock 411 ff.).

Die Pyramide von Cholula ist von ähnlichem Bau, aus abwechselnden Lagen von ungebrannten Ziegeln und von Thon aufgeführt und nach den Himmelsgegenden orientirt. Sie besteht ebenfalls aus 4 Absätzen, ihre Maaße sind: 45 Meter senkrechte Höhe, 439 Meter Länge der Basis, 4200 Quadratmeter Oberfläche der Plattform (Brantz Mayer II, 230 macht darüber andere Angaben). B. Diaz erzählt daß 120 Stufen hinaufführten. Im Inneren des ersten Absatzes hat man einst ein viereckiges Todtenhaus mit zwei Leichen, mehreren Basaltidolen und künstlich gearbeiteten Gefäßen gefunden. Der Hohlraum im Innern wurde, da der Gewölbebau unbekannt war, dadurch gewonnen, daß man die Ziegeln immer eine über die andere etwas vorspringend übereinander legte (Humboldt, Ansichten der N. I, 37, 42, N. Sp. II, 132).

Auf der Insel Sacrificios haben sich alte Gräber und schöne Thongeschirre, Idole und eine Alabastervase gefunden, beim Cerro de

Estillero, etwa 30 engl. Meilen von Jalapa (Misantla), Reste einer großen Stadt und ein Platz der von einer mit Mörtel gebauten Mauer umfaßt wird und in dessen Mitte eine Pyramide von 3 Absätzen steht, welche 80′ Höhe und 40′ auf 49′ Basis hat. Weiter östlich, 3½ engl. Meilen von Puente nacional, sieht man eine Pyramide von höchst eigenthümlich gestalteter Grundfläche mit einspringenden Winkeln und krummen Linien. Sie ist aus Sand Kalk und großen Steinen erbaut und hat einen Eingang auf der Westseite (Brantz Mayer II, 200, Smithsonian Contrib. IX, 18, vgl. namentlich Museo Mejicano II, 465). Die Ruinen des Partido de jalacingo welche sehr bedeutend sein sollen, sind noch nicht näher untersucht (Mühlenpfordt).

Eines der interessantesten Monumente ist die Pyramide von Papantla. Sie hat 7 Absätze welche alle unter demselben Winkel aufgesetzt sind, und in einen Fries von Sandstein endigten der mit Schlangen Krokodilen und anderem Schmuck versehen war (Brantz M. II, 197), und ist ganz aus behauenen Prophyrquadern von außerordentlicher Größe erbaut die mit einem sehr feinen Mörtel verbunden sind. Eine Haupttreppe von 57 Stufen geht bis hinauf, zwei kleinere neben ihr führen nur bis zu zwei Nischen auf dem sechsten Absatze. Die Grundfläche von 25 Meter Seite ist genau quadratisch, die senkrechte Höhe des Bauwerkes beträgt ungefähr 18 Meter. Vorzüglich merkwürdig sind an ihm die 378 kleinen Nischen die darauf (außer den schon erwähnten) in symmetrischer Vertheilung angebracht sind, nämlich 12 derselben in der Mitte der Treppe und 366 auf den vier Seitenflächen. Da das gewöhnliche mexicanische Jahr 365, das Schaltjahr 378 Tage hatte, vermuthet Marquez, dessen Beschreibung Humboldt (N. Sp. II, 178, Ansichten der C. I, 35) wiedergegeben hat, daß sie die Kalenderzeichen für die Tage des Jahres enthielten. In der Nähe stehen Ruinen einer ausgebreiteten Stadt. Auch verdient es Beachtung daß die Ornamente eines dort gefundenen Steines nur denen gleichen sollen welche in Oaxaca vorkommen. Die Ueberreste von Tusapan befinden sich 15 leguas weiter westlich: eine einstockige Pyramide welche einen viereckigen Thurm trägt; Menschen und Thierbilder liegen umher, deren Arbeit jedoch nicht besonders gut ist (Brantz Mayer, Nebel).

Der meilenweit ausgebreiteten Trümmerfelder in der Gegend von

Panuco und Tamaulipas und des dort gefundenen steinernen Reliefs eines Mannes in weitem Gewande haben wir oben (p. 23) schon gedacht. In Panuco selbst fand Lyon (I, 54 ff.) die Straßen mit alten irdenen Scherben bedeckt. Oft werden von den Wasserläufen dort ganze Gefäße ausgewaschen. In der Nähe sieht man 30—40′ hohe Erdhügel; Pfeilspitzen von Obsidian, kleine Thonfiguren wie sie noch jetzt von den dortigen Indianern als Amulete getragen werden, finden sich häufig (Brantz Mayer II, 194 nach Norman). Unter den bis jetzt im südlichen Tamaulipas entdeckten Alterthümern, die zu genauerer Untersuchung auffordern, sind die bedeutendsten: eine riesenhafte Schildkröte mit einem Menschenhaupte und zwei Köpfe in Relief, der eine von schöner Arbeit in dunkelrothem Sandstein, der andere besonders insofern auffallend als seine Züge denen der mexicanischen Indianer durchaus nicht gleichen (ebend. 207). Uhde (98) spricht auch von Tempelruinen in dieser Gegend.

Unter 22° 56′ 14″ n. B. und 0° 59′ westlich von Mexico, 12 leguas südwestlich von Zacatecas stehen unter dem Namen Los Edificios bekannt, die Reste einer alten Stadt, deren gerade gepflasterte Straßen, 13—14′ breit, zum Theil von einem kreisförmigen Platze ausgehen. Das Mauerwerk ist von unbehauenen Steinen die mit schwarzer Erde und Gras verbunden sind; nur eine einzige bearbeitete Steinplatte mit den Umrissen eines Fußes und einer Hand hat sich dort gefunden. In dem östlichen Gebäude, das 138′ auf 100′ mißt, stehen 11 gut erhaltene 18′ hohe runde Steinpfeiler, in dem westlichen, dessen Größe 232′ auf 194′ beträgt, in der Mitte ein gemauertes Becken zu welchem vier breite Treppen hinabführen, und in dessen Mitte wieder eine kleine Pyramide. Ueber terrassenförmige Erhöhungen steigt man zu einem ähnlichen viereckigen Gebäude mit zwei Pyramiden auf; auch sonst finden sich noch pyramidalische Baureste in der Nähe, deren größter eine Basis von 54′ Länge hat (Burkart II, 97 ff., Lyon I, 225 ff.), und das Vorherrschen dieser Form läßt mit Wahrscheinlichkeit auf ein aztekisches Volk als deren Urheber schließen, obwohl wir keine Veranlassung haben mit Clavigero das mythische Chicomoztoc hierher zu verlegen. Die Ruinen von Quiotepec, 32 leguas nördlich von Oajaca, sind nach den Angaben des Museo Mejicano (III, 329, woselbst Abbildungen derselben) in Rücksicht des Baustiles den eben beschriebenen von Zacatecas ähnlich (Brantz Mayer).

Löwenstern (276 ff., J. R. G. S. XI, 104), welcher weiter im Süden in geringer Entfernung von Guadalajara Pyramiden entdeckt hat, deren bedeutendste die von Tepatitlan ist, glaubt bloß alle diejenigen Bauwerke dieser Art welche aus thoniger Erde und Kies bestehen und nicht massiv, sondern nur einfach in natürliche Hügel eingeschnitten sind (die von Teotihuacan, Tepatitlan, Xochicalco und Remedios in der Nähe von Mexico selbst) auf die Azteken zurückführen zu müssen, und macht darauf aufmerksam daß die Pyramiden im Osten des Landes nach dem atlantischen Meere hin aus behauenen Steinen gebaut und wahrscheinlich älter sind. Indessen macht die Pyramide von Cholula in Rücksicht des Baumateriales eine bemerkenswerthe Ausnahme, und die Tradition bezeichnet gerade diese Stadt als eines der ältesten Heiligthümer der Tolteken. Daß die Denkmäler von Papantla und weiter nördlich ebensowenig als die in Oaxaca erst von den Azteken herrühren können, ergiebt sich mit größerer Sicherheit aus ihrer Lage, denn die Macht der Azteken hat diese Gegenden erst in später Zeit erreicht und sich kaum jemals in ihnen vollkommen befestigt. Auch Lenoir (bei Dupaix II, 16) und Andere haben verschiedene Epochen der mexicanischen Kunst, namentlich der Baukunst unterscheiden wollen, doch fehlt es bis jetzt diesen Versuchen an genügender Begründung. Je nach der Größe und Art der zu Gebote stehenden Mittel, den Fähigkeiten der Künstler und den verschiedenen Zwecken ihrer Arbeit pflegen in derselben Zeit Werke von sehr verschiedenen Graden der Vollkommenheit geschaffen zu werden, und schon aus diesem Grunde fallen bei dem Mangel anderer Anhaltspunkte die Bestimmungen selbst nur ihres relativen Alters meist sehr willkürlich aus. Wo aber vollends wie in den mexicanischen Ländern die Arbeiten einer Reihe von verschiedenen Völkern vorliegen deren gegenseitige Verhältnisse und Einflüsse fast ganz unbekannt sind, kann man nur in wenigen Fällen wagen bestimmt zu unterscheiden was dem einen und was dem andern zugehört, was älteren und was jüngeren Ursprunges ist.

Das Monument von Xochicalco südwestlich von Cuernavaca scheint ein Tempel und zugleich eine Festung gewesen zu sein. Es liegt auf einem Basaltkegel dem man durch Kunst eine regelmäßige Form gegeben hat, und ist von Prophyr erbaut, eine 117 Meter hohe Pyramide in 5 Absätzen von je 20 Meter, das Ganze mit einem tiefen Graben umgeben. Oben auf der Plattform, die 86 Meter lang, 70 breit,

und von einer über 2 Meter hohen Brustwehr umgeben ist, steht in der Mitte eine zweite Pyramide von etwa 20 Meter Höhe in 5 Absätzen, doch ohne Spur einer Treppe daran. Unten an der ersten Terrasse des Hügels findet sich ein Loch durch das man in unterirdische Gänge gelangt und durch diese in einen Saal (Plan dieser Räumlichkeiten bei Dupaix I, pl. 32), dessen Decke von zwei Pfeilern getragen wird und an dessen Ende sich eine verticale Röhre (cataratta) von konischer Form zur Communication mit den oberen Räumen befindet. Der Fußboden der Gänge, mit Kalkmörtel belegt und mit Zinnober angestrichen, besteht wie die Decken und Wände aus behauenen Steinen und Kalk. Das Aeußere der Pyramide, die ihren Namen „Haus der Blumen" schwerlich mit Recht führt, ist geschmackvoll verziert mit wasserspeienden Krokodillköpfen und menschlichen Gestalten die mit gekreuzten Beinen sitzen (Marquez 14 ff., Humboldt, Ansichten der C. I, 50, N. Sp. II, 63).

Unterirdische Gemächer ähnlicher Art, deren Eingang ebenfalls am Fuße einer aus behauenen Steinen gebauten Pyramide liegt, finden sich weiter im Südosten an der Grenze von Oaxaca beim Dorfe Chila (Dupaix II, pl. 18), und das Monument von Guatusco, unweit des R. Blanco in Vera Cruz, dem das unvollkommnere von S. Antonio im nördlichen Oaxaca in der Anlage sehr gleicht, besteht wie das von Xochicalco aus zwei aufeinander gesetzten abgestumpften Pyramiden (ebend. I, pl. 9): über die 3 Absätze der unteren Pyramide führt eine große breite Treppe an der Westseite zu einem Oberbau, dessen Außenwände oben mit runden Figuren reihenförmig verziert sind; er ist ganz aus Kalk und Steinen gebaut, hat unten einen großen auf drei Pfeilern stehenden Saal und im oberen Stockwerk zwei Gemächer. Außerdem sind in dieser Gegend noch die Pyramide von Teapantepec (Tanepantla?) östlich von Tepeaca und die alten Festungswerke von Tepexe südlich von Puebla zu nennen (ebend. I, pl. 3, III, pl. 1).

Die Denkmäler im Lande der Zapoteken, denen sich die zuletzt beschriebenen nähern, zeigen mehrere Eigenthümlichkeiten durch die sie sich von den mexicanischen unterscheiden. Kegelförmige tumuli sind häufig, deren Gestalt an die runden Tempel des Gottes Quetzalcoatl und daher an toltekischen Ursprung denken läßt; sie werden meist ganz oder doch fast ganz von ausgemauerten unterirdischen Gängen

durchsetzt, welche 3′ oder 6′ breit und 12′ oder 9′ hoch sind. Die Tempelpyramiden, z. B. die im Westen von Tehuantepec, werden auf breiten Treppen und meist von mehreren Seiten erstiegen, und eine Annäherung an die runde Form findet sich an manchen derselben wenigstens dadurch angebahnt, daß der Querdurchschnitt der zwischen den großen Treppen liegenden Ecken ein Trapez mit zwei abgerundeten Seiten darstellt (Dupaix III, pl. 22 ff., III, pl. 3 ff.). Diese Bauten bestehen durchgängig, wie es scheint, aus solidem Mauerwerk mit Kalk. Unter den gefundenen Bildwerken zeigt ein Basrelief (ebend. II, pl. 50) Gesichter von gutmüthigerem, minder strengem Ausdruck als bei den Mexicanern gewöhnlich ist, Arme und Hände sind sehr nachlässig behandelt; zwei der dargestellten Personen haben Bärte. Die dortigen Idole (die von Tanguitlan ebend. II, pl. 20) weichen von den mexicanischen ab: die Menschengestalt ist an cylindrischen, drei- oder viereckig prismatischen Steinblöcken nur noch angedeutet, obwohl Hände und Füße bei manchen von guter Arbeit sind. Sie haben hinten ein seitliches Loch, wahrscheinlich um sie an einem Faden aufzuhängen, und sind nur 2—3″ hoch. Die zapotekischen Figuren sind im Allgemeinen plumper dicker und fetter als die mexicanischen, Augen Nasen und Ohren oft ganz phantastisch gebildet und verschnörkelt wie in einem über und über tättowirten Gesichte, auch findet sich grotesker Kopfputz der sich weit nach den Seiten ausdehnt, und hier und da fratzenhafte Bewegungen. Indessen fehlt es nicht ganz an Skulpturen von wohlgefälligeren Formen (Dupaix II, pl. 41); die Zerrbilder sind wahrscheinlich typische Götzen, zum Theil wohl auch phantastische Verzierungen von Geräthen Gefäßen u. dergl., und die Architektur wie die Ornamente des Palastes von Mitla (Miguitlan, südöstlich von Oaxaca) scheinen nach Humboldt's Urtheil (Ans. d. C. I, 66) vielmehr dafür zu sprechen daß die Künste in diesem Lande auf einer noch höheren Stufe standen als in Mexico selbst. Bemerkenswerth unter den zapotekischen Alterthümern ist außerdem namentlich noch eine ankerförmige Axt aus gegossenem, nicht gehämmertem Kupfer. Die vielen künstlichen Hügel bei Zachila enthalten meist Idole und Menschenknochen. (Dupaix).

Die sogenannten Gräberpaläste von Mitla zeigen nach Brantz Mayer (II, 215) einige Aehnlichkeit mit den von Stephens auf seiner zweiten Reise in Yucatan untersuchten Bauwerken: jedenfalls haben wir weitere Aufschlüsse über den Zusammenhang und

die alte Geschichte der mittelamerikanischen Völker hauptsächlich von einer genaueren Erforschung ihrer Denkmäler zu erwarten. Die Ruinen von Mitla sollen aus zwei Gruppen bestehen, deren jede von vier Gebäuden gebildet wird welche einen Hof einschließen (Tempsky 250). Es finden sich dort einzelne Bausteine von ungeheuern Dimensionen: Glennie giebt einen solchen von 18′ 8″, 4′ 10″ und 3′ 6″ an (Brantz Mayer). Die Mauern des 40 Meter langen Hauptgebäudes, eines langen Saales mit drei durch Pilaster voneinander getrennten Thüren, zu denen man über eine große Treppe gelangt, steigen schief auf nach auswärts und sind außen in 9 Felder abgetheilt, deren Ornamentirung in erhabener Arbeit mit äußerst zierlichen Labyrinthen à la grecque durch eine Mosaik von rechtwinklig zugeschnittenen länglichen Steinen gebildet wird. Diese Steine messen 7″, 1″ und 2⅛″, stehen mit ihrer Längsrichtung senkrecht auf die Mauer (Tempsky) und sind durch einen außerordentlich festen Mörtel verbunden. Die Innenwände des Saales waren mit Kalk und einem glänzenden Roth von Eisenoxyd überzogen, der Fußboden mit einer Mischung von Kalk und Sand (Dupaix II, zu pl. 29 ff.), von den vielen Stuckarbeiten aber, die Torquemada's wahrheitsgetreue Beschreibung (III, 29) dort erwähnt, ist nichts mehr zu sehen. Das Interessanteste sind die in dem Saale stehenden 6 Prophyrsäulen von 3—4′ Dicke und 5,8 Meter Höhe, ohne Capitäl und oben etwas verjüngt (Humboldt, N. Sp. II, 165, Vues 270). Decke und Fußboden der kleineren Bauten die hinter dem Hauptgebäude liegen, waren von Holzwerk. Die unterirdischen Gemächer welche sich finden, mögen als Begräbnißplätze gedient haben (Dupaix, Beschreibung nach Burgoa bei Brasseur III, 25). In der Nähe liegt ein großer Felsen, dessen Benutzung als Festung sich aus zwei auf ihm erbauten Mauern ergiebt (Dupaix II, pl. 45 f.). In der Umgegend soll es auch noch andere Baureste geben; eine halbe englische Meile weiter westlich hat man eine große dunkelrothe Porphyrsäule entdeckt (Brantz M. in Smithson. Contrib. IX, vgl. über die Ruinen von Oaxaca Museo Mejicano I, 401, III, 135). Die Eingeborenen verkaufen kleine Idole von Thon oder Sandstein mit platten Köpfen, die aus den Palästen von Mitla stammen sollen (Tempsky 254).

Wie die Ausbreitung ihrer Herrschaft und ihres Glaubens der Zweck war den die Spanier in Amerika vor Allem verfolgten, so hatten es vor ihnen auch die Azteken als ihren Beruf angesehen alle ihnen bekannten Länder sich selbst und ihrem Gotte Huitzilopochtli zu unterwerfen: Krieg und Religion waren ihr eigentliches Lebenselement. Sie bekämpften andere Völker nicht selten um ihnen ihre Religion aufzudringen und strebten im Kriege mehr danach Gefangene zu machen die sie ihren Göttern opfern könnten — diese wieder freizulassen wurde als Tempelraub mit dem Tode gestraft — als den Feind zu vernichten (Gomara 442 f.). Der neuerwählte König mußte, wie wir oben bemerkt haben, vor seiner Krönung für die Erbeutung von Kriegsgefangenen zum Opfer sorgen. Die Priester zogen dem ausrückenden Heere voran mit ihren Götterbildern auf dem Rücken, sie mußten ein neues Feuer anmachen und das Zeichen geben zum Angriff (Sahagun VIII, 17); dem Kriegsgotte, den die Mexicaner vor allen andern verehrten, und den Schutzgöttern des zu bekriegenden Landes wurden vor dem Auszuge Opfer gebracht (Clavigero VII, 25); nach errungenem Siege baute man zum Andenken und zum Danke besondere Tempel die den Namen eines der überwundenen Orte erhielten und von Eingeborenen desselben bedient wurden (Gama II, 66), und schon äußerlich trat in dem Bau und der Anlage ihrer Tempel, welche im Falle der Noth zugleich als Festungen dienen konnten, die innige Verbindung hervor in welcher Krieg und Gottesdienst bei ihnen standen.

Daher kann es nicht befremden daß die persönliche Tapferkeit ihnen als die erste Tugend des Herrschers galt. Seine Kriegsthaten wurden hoch gefeiert, aber er mußte auch den auszeichnenden Schmuck von Federn und guten Steinen gleich jedem Anderen sich selbst verdienen (Torquemada XIV, 4) und eine glänzende Laufbahn als Feldherr gab nächst dem Rechte der Geburt immer die sicherste Anwartschaft auf den Thron. Netzahualcoyotl erschlug mit eigener Hand im Felde 12 feindliche Häuptlinge (Ixtlilxochitl, Rel. 408), Axayacatl und Netzahualpilli wurden lahm von einer im Kriege erhaltenen Schenkelwunde (Torq. II, 59 und 61). Vom 15. Jahre an wurden die Söhne des Adels im Kriegswesen unterwiesen und rückten vom 20. Jahre selbst mit aus um die Ehrenzeichen und Ehrennamen zu erwerben, die in strenger Abstufung dem Grade des Verdienstes entsprechend nach Beendigung des Kampfes feierlich verliehen wurden. Rang und Stand hin-

gen hiervon vor Allem ab: es heißt sogar daß die jungen Adeligen zuerst nur als gemeine Lastträger hätten mitziehen müssen (Solis I, 372), und selbst nach den Orten aus denen die gemachten Gefangenen herstammten, waren die Ehren verschieden die sie dem Sieger eintrugen, denn man schätzte die Tapferkeit des einen Ortes höher als die des anderen (Sahagun VIII, 20 f., Torquemada XIV, 5). Die verschiedenen Grade wurden durch die Farbe der Kleidung und der Federbüsche, den Schmuck in Ohren Nase und Lippen bezeichnet, und selbst die Priester nahmen an diesen Ehren theil (S. die bildliche Laufbahn des Kriegers im cod. Mendoza bei Kingsborough I, pl. 65 f., Tezozomoc I, 129, 317 und oben p. 77). Montezuma II. stiftete mehrere militärische Orden mit besonderen Abzeichen (Acosta VI, 26). Nach Clavigero (VII, 21) gab es deren drei: Fürsten Adler und Tiger; Solis (I, 373) nennt Adler Tiger und Löwen, deren Bilder am Halsband getragen worden seien zur Auszeichnung. Beweise von Tapferkeit, selbst vom geringsten Sklaven gegeben, wurden mit hohen Ehren belohnt (Anonymus bei Ramusio III, 305), vor Allem aber verlangte man sie vom Adel: ein Kriegsgefangener der nach Hause entfloh, hatte als Feigling den Tod zu erleiden, wenn er ein Vornehmer, erhielt aber Lob, wenn er ein Gemeiner war; dagegen wurde die Leibwache welche einem Adeligen beigegeben war, am Leben gestraft, wenn sie ihn hatte in Gefangenschaft gerathen lassen (Ixtlilx., Hist. I, 264, Torq. XIV, 3). Von dem Krieger der im Kampfe fiel, glaubte man daß ihm im anderen Leben die höchste Seligkeit zutheil werde.

So war Alles in Mexico auf Kriegstüchtigkeit berechnet; der Feldherr selbst trug in der Schlacht die Standarte. Das Heer floh, wenn diese mit ihm fiel; daher gelang es Cortes auf solche Weise die Schlacht von Otumba persönlich zu entscheiden (B. Diaz 137, Gomara 442). Die Kühnheit Einzelner ging so weit, daß sie selbst Waffen und Rüstung verschmähend, fast unbekleidet sich in den Kampf wagten (Kingsborough V, 202). Bei der Eroberung des Landes durch die Spanier zeigte sich das ganze Volk von dem gleichen Geiste der Tapferkeit beseelt: Pferde und Feuerwaffen hörten auf sie zu schrecken, sobald sie einige Erfahrungen an ihnen gemacht hatten, sie hielten ihnen mehrere Stunden im Kampfe Stand und wiederholten ihre Massenangriffe, so daß Cortes z. B. vor Tlascala mehrere bedeutende Schlachten zu liefern hatte. Der durch Hungersnoth und Krankheiten auf's Aeußerste erschöpften

Hauptstadt bot er vergebens Frieden an, er erhielt keine oder eine höhnische Antwort, und es blieb ihm nur übrig sie gänzlich zu zerstören um sich in ihren Besitz zu setzen; die geschossenen Breschen wurden regelmäßig über Nacht wieder geschlossen, und selbst geschlagen machten die Eingeborenen häufig einen geordneten Rückzug. Sie hatten erklärt daß sie zufrieden sein würden wenn für tausend ihrer Krieger auch nur ein Spanier fiele, und es fehlte wenig daß dieß wörtlich in Erfüllung ging, denn man kann den Verlust an Menschenleben den sie bei der fünfundsiebzigtägigen Belagerung erlitten, etwa auf 200000 schätzen.

Die Waffen der Mexicaner waren Schleudern und Lanzen, theils gabelförmig gespaltene die mit Hülfe eines Strickes oder Riemens geschleudert, theils solche die an den Seiten mit Obsidian-Messern besetzt waren und aus der Hand geworfen wurden; dann Schwerter in Form eines mit einer Handhabe versehenen Stockes in welchen auf beiden Seiten eine Reihe solcher Messer mit ausgezeichnet haltbarem Leim eingefügt waren; sie schnitten nach B. Diaz (87) selbst besser als die Spanischen Schwerter, wurden aber nach kurzem Gebrauche schartig. Ferner führten sie Keulen, Bogen und Pfeile, doch waren letztere niemals vergiftet; zur Vertheidigung Schilde mit Baumwolle und Federn dick überzogen, die sie zusammengerollt unter dem Arme tragen konnten. Die Rüstung bestand in zwei Finger dick gefütterten Baumwollenwämsen oder Federkleidern, die bei den Vornehmen mit Gold oder Silber überzogen waren, Arm- und Beinschienen und hölzernen Sturmhauben denen man die Gestalt von Thierköpfen gab (ebend. 70, Anonymus a. a. O., Gomara 345). Außerdem trug jeder Soldat im Felde einen Stein zum Mahlen des Mehles bei sich, einen Kochtopf und eine Matte (Vetancurt II, 2, 5). Gleich gute Ausrüstung und dieselbe Tapferkeit wie in Mexico fand N. de Guzman in Mechoacan (Ramusio III, 338).

Wie jede Stadt ihr Wappen gehabt zu haben scheint, das Bild oder Sinnbild ihres Namens — für Mexico war es der auf dem Cactusstrauch sitzende Adler —, so hatte auch Montezuma selbst ein solches das am Thore seines Palastes und auf den Feldzeichen seines Heeres angebracht war: ein adlerähnliches Thier das einen Tiger gepackt hatte oder nach anderer Angabe ein fabelhaftes Thier das halb Adler halb Tiger war (Gomara 344, Herrera II, 7, 9). Die Standarte von Tlascala zeigte einen goldenen Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, und

jede Abtheilung des mexicanischen Heeres hatte ihr besonderes Feldzeichen (B. Diaz 57, Anonymus). Auch an Muschelhörnern, Trommeln, Trompeten fehlte es nicht die zum Signalisiren gebraucht wurden (Gomara 328, 442); in größerer Ferne gab man Signale mit Rauchsäulen die man aufsteigen ließ (Cortes 61). Der anonyme Eroberer giebt dem Heere das Zeugniß daß es sehr gut aussah und in trefflicher Ordnung aufmarschirte; eine Abtheilung war weiß und roth, eine andere blau und gelb uniformirt u. s. f., doch scheinen sich die einzelnen Truppentheile nicht leicht in der Schlacht nach einem gemeinsamen Plane bewegt zu haben, wenn sie auch bisweilen combinirte Angriffe auf den Feind an mehreren Punkten zugleich machten (Prescott III, 113), und der von dem Könige entworfene Feldzugsplan von dem Sahagun (VIII, 17) spricht, mag sich nur auf die allgemeinsten Dispositionen bezogen haben. Die Heere waren nach Xiquipilli zu 8000 Mann eingetheilt und sollen eine Stärke von 200000 erreicht haben (Tezozomoc I, 171), doch sind hierbei wahrscheinlich auch die Weiber hinzugerechnet, welche häufig mitzogen um das nöthige Brod zu backen (Gomara 399). Besser war die Einrichtung daß es eine Art von Vorbereitungsdienst gab; man theilte nämlich junge Leute gedienten Kriegern im Felde zur Begleitung zu (Tezozomoc).

Vergehen Einzelner gegen die Angehörigen eines anderen Landes, wenn sie ungesühnt blieben, besonders auch Plünderung oder Ermordung von Kaufleuten oder Gesandten führten gewöhnlich zum Krieg; nicht selten wurde er aber auch durch schimpfliche Anforderungen von Seiten Mexico's an andere Staaten provocirt, von denen es unberechtigter Weise Tribut und Bundesgenossenschaft verlangte. Gesandte, die im Allgemeinen auch vom Feinde heilig gehalten und mit vielen Förmlichkeiten empfangen zu werden pflegten (Herrera II, 6, 4), forderten zunächst Genugthuung für geschehene Beleidigung und Tribut als Sühne. Eine zweite Gesandtschaft und ebenso eine dritte (sie wurden nach Clavigero VII, 25 beziehungsweise an den Herrscher des Landes, den Adel und das Volk geschickt) gaben dann noch 20 Tage Frist zur Unterwerfung (Ixtlilx., Hist. I, 269), zu welcher namentlich Aufnahme der mexicanischen Götter von Seiten des fremden Volkes in seine Tempel gehört haben soll (Vetancurt II, 2, 12). Wurde auf der Weigerung bestanden, so erfolgte die Kriegserklärung, welche durch Uebersendung von Schilden und baumwollenen Mänteln geschah (Zurita 118 ff.).

Die große Rolle welche die Kaufleute als Kundschafter gewöhnlich bei kriegerischen Unternehmungen spielten, haben wir oben schon erwähnt. Offene Feldschlachten, für die sogar gewisse begrenzte Plätze vorzugsweise bestimmt waren (Gomara 442), gaben die Entscheidung; aber auch Einzelkämpfe zwischen hervorragenden Häuptlingen der feindlichen Parteien waren während des Krieges nicht selten (Prescott III, 32, 153). Die Herausforderung dazu geschah dadurch daß Einer dem Andern Waffen darreichte, das Haupt des Gegners salbte und wie das eines Todten mit Federn schmückte (Clavigero III, 20). Auf den Angriff mit Schleuder und Lanze folgte das Handgemenge, Bogen und Pfeil wurden erst gegen den fliehenden Feind gebraucht (Vetancurt II, 2, 14). Ueberstürzung beim ersten Angriff brachte das mexicanische Heer häufig in allgemeine Verwirrung, doch lernten namentlich die Bundesgenossen der Spanier von diesen in kurzer Zeit bessere Ordnung und Disciplin halten. Nächtliche Ueberfälle wurden nicht leicht und erst im Kampfe gegen die Spanier unternommen. Das Skalpiren der anderen Nordamerikaner war ihnen fremd; dagegen machten sie wie diese immer große Anstrengungen dafür ihre Verwundeten und Todten dem Feinde zu entreißen. Wie man mit eroberten Ländern verfuhr, ist schon früher (p. 77) angegeben worden.

Unter den Festungswerken des Landes nennt die Eroberungsgeschichte zunächst die von einem Berge zum andern reichende 1½ Klafter hohe Mauer welche den Weg nach Tlascala sperrte. Sie war von Stein mit sehr festem Mörtel erbaut und mit einem tiefen Graben versehen, 6 englische Meilen lang und 20′ dick, hatte einen gewundenen Eingang der nur 10 Schritte breit war, trug oben eine Brustwehr und stand noch im 17. Jahrhundert (Cortes 15, B. Diaz 55, Gomara 326, Solis II, 180, Clavigero VII, 26). Quauhquechollan (Huacacholla, Guacachula) nicht weit von Tepeaca war durch seine natürliche Lage auf einem felsigen Berge und durch zwei parallele Flüsse geschützt die vorbeiflossen, besaß aber auch eine 14′ breite und nach außen 4 Klafter hohe Mauer mit einer Brustwehr die nur vier enge Auswege durch dreifach gewundene Gänge hatte (Cortes 50, Gomara 373, Herrera II, 10, 16, Clavigero IX, 28). Auch Yzucan und Quaunahuac waren sehr stark befestigt (Herrera III, 1, 8). Die Hauptstadt von Mechoacan hatte einen Wall aus Holzwerk von 1 Klafter Dicke und 2 Klafter Höhe (ebend. III, 3, 3.).

Einem Erobervolke wie die Mexicaner waren, das kriegerische Ehren über Alles schätzte, ist man geneigt ein heftiges und leidenschaftliches Temperament zuzuschreiben. Sie werden aber vielmehr als langsam in ihren Bewegungen, als schweigsam und ernst, außerordentlich beharrlich und geduldig, auch Vorwürfen und Beleidigungen gegenüber, und im höchsten Grade friedfertig geschildert: erst die unter den Spaniern aufgewachsenen sollen zu streiten gelernt haben (Clavigero I, 15, Zurita 24, Torquemada XVII, 10). Humboldt (N. Sp. I, 137) bemerkt daß selbst Musik und Tanz ohne Fröhlichkeit bei ihnen seien und in der ersteren meist ein melancholischer und klagender Ton herrsche; aber freilich werden wir die Ursache hiervon wohl ebenso wie die ihrer großen Genügsamkeit und ihrer Unlust zu Arbeit und Erwerb (Torquemada), wohl richtiger in dem langen und schweren Drucke suchen unter dem sie gelebt haben als in ihrem Temperamente selbst. Den schwermüthigen Zug den sie in ihrem Wesen haben, erklärt wenigstens Sartorius (97) für einen bloßen Schein, da sie im Grunde vielmehr recht fröhliche Menschen seien. Daß es ihnen an innerer Lebhaftigkeit nicht fehlt, zeigt vor Allem, wie schon Las Casas und Andere bemerkt haben (Prescott I, 267 note), ihre äußerst beredte Geberdensprache. Auch die Menge von Spielen, Tänzen, Gesängen und belustigenden Kunststücken die sie trieben, legt davon Zeugniß ab (Acosta VI, 28, Sahagun VIII, 10, Clavigero VII, 46). Von diesen letzteren können wir nur einige hier berühren.

Eines der beliebtesten und wichtigsten war das Ballspiel,* zu welchem man sich eines sehr elastischen Balles von Ulli-Harz bediente der nicht mit der Hand, sondern nur mit dem Rücken oder der Hüfte berührt werden durfte. In dem dazu bestimmten länglich viereckigen Saal der sich nach oben erweiterte und auf den Seiten höher als an der Fronte war, kam es darauf an den Ball so zu treffen, daß er durch eines der Löcher flog welche an zwei Stellen wie in Mühlsteinen in der Höhe angebracht waren. Im Ballhause waren die Bilder der beiden Götter des Spieles aufgestellt und der Sieger hatte demjenigen von ihnen zu opfern der ihn begünstigt hatte. Ehe das Haus in Gebrauch genommen werden konnte, mußte es die Weihe durch den Priester erhalten (Gomara 343, Torquemada XIV, 12, Herrera II, 7, 8),

* Nach Clavigero, der es etwas anders beschreibt als Torquemada, scheint es verschiedene Arten desselben gegeben zu haben.

der Ausgang des Spieles wurde als eine Art Gottesurtheil und das Spiel selbst daher als eine ernsthafte und wichtige Angelegenheit betrachtet (Torq. II, 77, 59). Um so mehr erscheint es als sträflicher Leichtsinn daß König Axayacatl einst sein Reich, oder wenigstens den See und Markt seiner Hauptstadt (Ixtlilx., Hist. II, 16), dem Herren von Xochimilco dabei als Einsatz anbot: der König unterlag, dem Sieger aber kostete es in der Folge das Leben, daß er nicht zu rechter Zeit zu verlieren verstanden hatte. — Unter den athletischen Spielen, Seiltänzer- und Jongleurkünsten gehört das Fliegespiel, bei welchem sich Männer in Vögel verkleidet von der Spitze eines hohen Pfostens an Seilen herabließen um mit deren Hülfe sich um jenen in der Luft herumzuschwingen, zu denen welche die größte Geschicklichkeit erforderten (Näheres darüber bei Torquemada X, 38, Abbildung bei Clavigero I, pl. 17).

Die Vornehmen hielten sich nicht allein Tänzer und Sänger, sondern auch Leute denen die Erfindung der aufzuführenden Tänze und Spiele oblag (Torq. XIV, 11). Jene bestanden in graziösen Touren welche von einem Vortänzer geleitet und mit Liedern zum Preise des Sieges, der Thaten ihrer Könige, oder mit Gesängen von lustigem Inhalt bisweilen in responsorischer Form begleitet wurden; auch gab es Tänze die man in Thiermasken aufführte und die Zahl der Theilnehmer stieg bisweilen bis zu Tausenden (Herrera II, 7, 8). Es waren pantomimische Spiele in denen Reden und Gesänge — unter letzteren soll es auch gereimte gegeben haben — miteinander abwechselten, und sie dienten nur dem geselligen Vergnügen (Gomara 343). Acosta (a. a. O.) erzählt namentlich von Possenspielen, in denen verschiedene Thiere, Kranke, Krüppel u. dergl. auftraten. In späterer Zeit setzte man theatralische Vorstellungen an ihre Stelle zu denen der Stoff aus der biblischen Geschichte genommen wurde. Die ausführliche Beschreibung derselben in den Ritos antiguos (35 ff.) zeigt daß man viele Mühe auf sie wendete und keine Kosten scheute (vgl. auch Clavigero VII, 43, Brasseur III, 674).

Sowohl in den dienstlichen Verhältnissen als auch im Verkehr des täglichen Lebens fand Cortes (34) bei den Mexicanern so ziemlich dasselbe Benehmen und dieselbe Lebensart wie in Spanien, mit Ausnahme einiger eigenthümlichen Sitten, wie z. B. des Verbrennens von Weihrauch bei ehrfurchtsvoller Begrüßung wie sie zunächst den Göt-

tern, dann auch Gesandten und großen Herren (Clavigero VI, 20), den siegreich zurückkehrenden Kriegern (Tezozomoc) und den Spaniern selbst bei ihrer Ankunft zutheil wurde (Gomara 312). Indessen mußte sowohl dieß wie die Weise des freundlichen Grußes durch einen dargereichten Blumenstrauß, welche Ixtlilxochitl öfter erwähnt, ihnen leicht verständlich sein, während der Gebrauch seine volle Unterwürfigkeit durch Bedeckthalten des Kopfes zu bezeigen (Solis I, 105) für sie allerdings befremdender sein mußte.

Von Seiten ihres moralischen Charakters schildert Clavigero (I, 15) die Mexicaner als freigebig ohne Eigennutz und sehr dankbar; träge und indolent, sagt er, könne man sie nicht nennen, doch giebt er selbst zu daß Fleiß Muth und Ehrgefühl bei ihnen geschwunden seien in Folge des Druckes der Verhältnisse. Denselben Einfluß erkennt man leicht in den Charaktereigenschaften die Sartorius (100) ihnen beilegt: Mißtrauen Verschlossenheit und berechnendes Wesen nicht bloß den Weißen gegenüber, sondern auch untereinander; sie bauen sich abgelegen und verborgen an, vermeiden es ihren Namen zu nennen und geben keine Auskunft über Andere. Sie haben ohne Zweifel seit der Zerstörung ihrer einheimischen Cultur durch die Spanier in sittlicher und intellectueller Hinsicht sich sehr wesentlich verändert. Die Lebensansicht im Ganzen und den sittlichen Maßstab der Lebensverhältnisse die ihnen in früherer Zeit eigen waren, glauben wir nicht besser charakterisiren zu können als durch die Mittheilung einer der Reden welche nach Sahagun (bei Kingsb. V, 426) als ein Vermächtniß der Weisheit der Vorzeit, als die goldenen Worte ihrer Ahnen von ihnen bezeichnet wurden, „die ein vollkommneres Leben in dieser Welt führten." Die Gründe welche es unmöglich machen sie für erdichtet oder im Wesentlichen gefälscht zu halten habe ich anderwärts entwickelt (Sybel's Histor. Ztsch. VI, 79).* Die Rede eines Vaters aus den

* „Wenn Gallatin", sagte ich dort, „an den Reden Anstoß genommen hat die von Sahagun und Torquemada mitgetheilt werden, weil sie wegen der Reinheit ihrer Moral und Religiosität unmöglich für ächt mexicanisch gehalten werden könnten, so hat er wohl übersehen daß Torquemada selbst sich durch sie an die Bibel und insbesondere an Paulus erinnert findet, daß er hinzufügt, wie auch die Christen über diese Dinge nichts Besseres zu sagen wüßten, und wie sowohl die Dominicaner als auch die Franciscaner und Augustiner deshalb diesen Gegenstand mehrfach untersucht, alle aber gleiche Berichte über denselben gegeben hätten (Torq. IX, 23, XIII, 28). Dieses Zeugniß wiegt schwer bei der bekannten Eifersucht und Feindschaft der beiden ersten der genannten Orden untereinander, und es erscheint als vollkommen zuverlässig, wenn man be-

höheren Ständen an seine Tochter (Sahagun VI, 18) lautet folgendermaßen.

„Meine Tochter, mir theuer wie Gold, wie eine kostbare Feder, von mir entsprossen und erzeugt, mein Blut und mein Ebenbild, höre mit Aufmerksamkeit was ich dir sagen will, denn du bist jetzt erwachsen. Unser Gott der überall und der Schöpfer unserer aller ist, hat dir Vernunft gegeben um zu denken, und im Besitze derselben vermagst du jetzt die Dinge dieser Welt zu verstehen und zu erkennen daß in ihnen keine wahre Freude und Ruhe zu finden ist, sondern nur Mühe Trauer und Last, Elend und Armuth in Menge . . . Merke wohl auf, meine Tochter, diese Welt ist schlimm und voll Plage, es giebt in ihr keine Freude ohne Leid, wie das Sprüchwort sagt das von den Alten stammt, die es uns überliefert haben, damit niemand sich einem Uebermaaß von Kummer hingebe. Unser Gott hat uns die Gabe des Lachens und den Schlaf, er hat uns Essen und Trinken gegeben um uns damit zu erhalten. Er hat uns den Fortpflanzungstrieb gegeben um uns zu vermehren. Dieß Alles gewährt uns eine kurze Lust, damit wir nicht in beständiger Trauer leben. Es ist der Lauf der Welt daß einige Freuden mit vielen Mühen und Plagen gemischt sind im Leben, doch denkt niemand an den Tod, man achtet nur auf das Gegenwärtige, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich Häuser zu bauen, sich zu verheirathen . . .“

„Bis jetzt, meine Tochter, hast du das Leben durchträumt, nun bist du erwacht. Sieh und höre jetzt selbst daß das Leben so ist wie ich dir gesagt habe. Ich bitte Gott daß du viele Tage leben mögest. Du mußt aber wissen wie du leben, welchen Weg du gehen sollst, denn siehe, meine Tochter, meine Taube, der Weg des Lebens ist sehr schwer. Bedenke daß du aus edlem Geschlechte bist, daß deine längst verstorbenen Ahnen Fürsten waren, daß sie dieses Reich gegründet und der Würde die sie bekleideten Ruhm und Ehre gebracht haben. Du

---

denkt daß gerade die Mönche welche jene Reden mittheilen, sich keine Gelegenheit entgehen lassen um zu zeigen wie diese elenden Heiden, die sie bekehren wollen und die sie nie besser, sondern nur oft schlechter darstellen als sie wirklich waren, in Allem was sie denken thun und treiben nur durch die Künste des Teufels verblendet und der ewigen Verdammniß entgegengeführt worden seien. Konnte es diesen Mönchen wohl in den Sinn kommen, solche Reden zu erdichten und den Heiden in den Mund zu legen als deren eigene Lebensansicht? Und wenn sie selbst es nicht thaten, wer hätte diesen Betrug begangen und die Missionäre getäuscht?“

bist von edlem Blute, meine Tochter, betrachte und achte dich als eine Edle: auch da du klein warst, warst du kostbar wie ein Edelstein. Beherzige es wohl daß deine Geburt edel ist, denn du bist kein Kind mehr und mußt die Kinderspiele lassen. Entehre dich nie, mache dir selbst keine Schande, beschimpfe nicht deine edlen Ahnen, thue nichts Gemeines. Dieß ist die Vorschrift nach der du dich im Leben zu richten hast.

„Du bist ein Weib. Bedenke was du als solches zu thun hast: Tag und Nacht laß nicht ab vom Gebet und Seufzen zu dem unsichtbaren körperlosen Gott. Rufe ihn an und wirf dich auf die Knie vor ihm und kreuze die Arme,* rufe zu ihm aus deinem Herzen. Er wird dich hören und sich deiner erbarmen, er wird dir geben was dir gut ist und was du verdienst. Und wenn dir vor Anbeginn der Welt Unglück beschieden war und du unter einem unglücklichen Stern geboren bist, so wird Gott es bessern auf dein Gebet und deine Buße . . . Bleibe nicht faul in deinem Bette, stehe auf, kehre fleißig, wasche den Mund der Götter und zünde ihnen Weihrauch an. Dann gehe an deine häuslichen Geschäfte, bereite Cacao, mahle Mais, spinne und webe und lerne die feineren Speisen wohl bereiten, wie sie für die Herren bestimmt sind. So wirst du Ehre und Liebe und Reichthum erwerben, wen dir auch Gott zur Ehe geben mag. Wende allen Fleiß auf die Erlernung der weiblichen Arbeiten, auf das Spinnen und Weben, das Malen und Färben. Unterlaß es nicht aus Nachlässigkeit, denn jetzt da du jung bist, ist die Zeit dazu, jetzt ist dein Verstand dazu offen und geschickt, und dein Herz gleicht einem glänzenden Edelsteine, da es noch rein von jeder Sünde ist. Wir, deine Eltern, haben dich gezeugt nach Gottes Willen und Ordnung, der gewollt hat daß die Menschen sich mehren. Solange wir noch leben und ehe uns Gott abruft, mußt du, meine innig geliebte Tochter, dieß Alles wissen, damit du nach unserem Tode in Ehren leben könnest. Kräuter zu suchen, Holz zu sammeln, Salz feil zu halten an den Ecken der Straßen ist kein Geschäft für dich. Vielleicht wird ein Mann dir seine Neigung schenken und dich zur Ehe begehren, und wenn du dann nicht geschickt in allen weiblichen Arbeiten bist, wird man nicht uns den Vorwurf ma-

* Daher Ausdrücke wie: y te pongas en cruz, puesta en cruz, von der Stellung der Betenden. Indessen pflegten die Mexicaner nach Torquemada (VI, 46) nicht wie es oben im Text heißt, zum Beten niederzuknieen, sondern sich niederzukauern.

chen daß wir dich nichts lehrten? Und wenn wir dann vielleicht schon todt sind, wird man uns verwünschen und dich schelten und du wirst selbst Schuld daran sein. Wenn du aber tüchtig bist, wird kein Tadel auf dich fallen, du wirst Lob und Ehre ernten wie der Krieger für tapfere Thaten, und man wird uns Ehre und Segenswünsche geben. Wenn du aber schlecht wirst, wird man dich mißhandeln und steinigen. Welcher von diesen beiden Fällen eintreten wird, weiß nur Gott.

„Gieb wohl acht, meine Tochter, auf meine Rede. Hüte dich daß du deine Ahnen nicht entehrst, daß du nicht Schmutz und Staub unter ihre Bilder säest, die ihre ruhmwürdigen Thaten bezeichnen. Hüte dich vor Ausschweifungen. Hüte dich dich in den Koth zu werfen, und wenn es dahin kommen sollte, besser wäre es du stürbest sogleich. Wenn dich Einer zur Ehe begehrt, weise ihn nicht zurück, schätze den Willen unseres Gottes nicht gering, denn dieser ist es der ihn sendet. Wenn du auch unsere Tochter und aus edlem Geschlechte bist, überhebe dich dessen nicht, denn du beleidigest damit Gott und er wird zulassen daß du in Schande und Schmach verfällst durch schlechten Lebenswandel, und man wird deiner spotten. Wähle nicht unter den Männern wie man einen Mantel wählt den man auf dem Markte kaufen will. Nimm den der um dich wirbt, ziehe nicht den schöneren vor und verliebe dich nicht mit Leidenschaft. Laß dich nicht von den Männern betrügen, gieb dich dem nicht hin den du nicht kennst, und überhaupt keinem außer dem der dich zur Ehe verlangt; harre aus bei ihm, verlasse ihn nicht bis zum Tode, auch wenn er dich verlassen will, auch wenn er ein armer Landmann oder Beamter ist oder ein gemeiner Mann. Auch wenn er nichts zu leben hat, verlasse und verachte ihn nicht, denn Gott der Herr ist mächtig für euch zu sorgen, denn er weiß alle Dinge und ist gnädig wem er will. Dieß, meine Tochter, ist meine Lehre. Ich habe vor Gott hiermit meine Pflicht erfüllt, und wenn du sie vergissest, ist es deine Schuld. O, meine geliebte Tochter, meine Taube, sei glücklich, unser Gott schütze dich!"

Die Mutter stellt in einer ähnlichen Rede der Tochter ihre ganze Liebe vor. Sie legt ihr eindringlich ans Herz, sie solle sich nicht zu sehr putzen, aber auch nicht zu wenig auf Kleidung und Schmuck halten und sich nicht vernachlässigen, und giebt ihr ausführliche Rathschläge über Haltung und Gang, Rede und Betragen, aus denen hervorgeht daß Anstand und Bescheidenheit, gefälliges Entgegenkommen

neben einer gewissen Zurückhaltung im alten Mexico am Weibe ebenso hochgeschätzt wurden als bei uns. Das Mädchen wird ermahnt sich nicht das Gesicht zu malen wie die Koketten thun und nicht auf die Worte zu achten die sie auf der Straße höre. Keuschheit wird mit den dringendsten Worten der liebenden Mutter eingeschärft, „denn Unkeuschheit stürzt dich ins Unglück, verdirbt das Glück der Ehe, bringt dir Schande und deinen Eltern — und bedenke, meine Tochter, daß wenn auch niemand dich sieht und dein Gatte es auch nicht erfährt, doch Gott es sieht der überall gegenwärtig ist und dich strafen wird."

Diese Reden wurden auswendig gelernt und erbten von Geschlecht zu Geschlecht fort. Sie waren verschieden nach dem Stande der Eltern und dem künftigen Berufe der Kinder angemessen (Torquemada XIII, 36). Die Lebensansicht welche in ihnen niedergelegt ist, zeigt von tiefem Ernste: „die Welt ist voll Täuschungen und Lügen," heißt es in der Ermahnung des Sohnes zur Frömmigkeit und Gottesfurcht, „in ihr ist keine Wahrheit, Alles zieht sie herab und verfolgt es mit ihrem Spott." Alles in ihnen legt ein unverwerfliches Zeugniß ab von einer höheren gesellschaftlichen Bildung und milden Sitten, es findet sich nichts dem wir unsere Zustimmung und unser Lob versagen müßten. Es mag sein daß in Mexico (wie bei uns) die Praxis des gemeinen Lebens von den Lehren der Weisheit ziemlich weit abwich, deren erhabene Wahrheit man bewunderte und den Kindern ins Herz zu prägen bemüht war, aber dieß reicht nicht hin die bisher allgemein verbreitete Ansicht zu begründen daß es den Mexicanern trotz bedeutender Fortschritte in äußerer materieller Cultur, an wahrer Civilisation, an geistiger und sittlicher Entwicklung gefehlt habe. Von entscheidendem Gewichte in dieser Hinsicht scheint uns der Umstand, daß Religion und Moral bei ihnen in der innigsten Verbindung standen, wie aus den mitgetheilten Reden hervorgeht, denn es giebt kaum ein zuverlässigeres Kennzeichen und ein sichereres Maaß für die Civilisationshöhe eines Volkes als den Grad in welchem die Forderungen reiner Sittlichkeit von seiner Religion unterstützt werden und mit den religiösen Lehren selbst verflochten sind (vgl. ob. I, 456 ff.). Nur durch die massenhaften Menschenopfer und den an sie sich knüpfenden Cannibalismus die in Mexico gebräuchlich waren, scheinen die Azteken unzweideutig als rohe Barbaren gestempelt zu werden — die Azteken, denn ihren Lehrern und Vorgängern, den Tolteken wird zwar ein blutiger

Cultus dieser Art nicht gänzlich abgesprochen, aber doch nur in beschränktem Maaße zugeschrieben, und der Reformator Quetzalcoatl soll denselben bei ihnen gänzlich abgeschafft haben, wie wir weiter unten noch erwähnen werden. Haben wir auf die Tolteken, wie manche der vorhin gegebenen Andeutungen vermuthen lassen, auch die Lebensansicht und Lebensweisheit zurückzuführen die in jenen Reden enthalten ist,* so erscheinen uns auch hier wieder die Azteken als der letzte Sprößling und Erbe einer bewundernswerthen Civilisation, die von ihnen ebensowenig fortgebildet als geschaffen, vielmehr nur unvollkommen angeeignet, unter ihrer Hand einem raschen Verfalle entgegengegangen und mit barbarischen Elementen von ihnen versetzt worden ist.

Zur Erläuterung der nahen Beziehung welche zwischen der Religion und Sittlichkeit bei den Mexicanern stattfand, haben wir insbesondere noch das Sündenbekenntniß zu erwähnen, das jeder einmal in seinem Leben dem Priester abzulegen hatte (Sahagun I, 12 und bei Kingsborough V, 367 ff.). Unschuldig, rein wie Gold und ein glänzender Edelstein ist nach der Ansicht der Mexicaner der Mensch aus der Hand des Quetzalcoatl hervorgegangen. Durch seinen eigenen Willen, der indessen nicht vollkommen frei ist, sondern unter dem Einfluß des Gestirnes steht unter welchem er geboren ist, beschmutzt sich der Mensch mit der Sünde. Beichtet er Alles ehrlich und offen — „Gott sieht das Herz und die Gedanken aller Sterblichen" —, und verspricht er fortan nicht mehr zu sündigen, so erhält er Verzeihung: die klare Quelle des göttlichen Mitleids wäscht den Schmutz der Sünde von ihm ab, er wird dadurch neu geboren und fängt ein neues Leben an. Zur Betheuerung seiner Wahrhaftigkeit und an Eides statt berührte der Beichtende vorher mit der Hand die Erde und führte sie dann zum Munde;** auch entkleidete er sich zum Zeichen daß er jede Verhüllung ablege. Der Priester wendete sich nach gehörter Beichte mit einer Rede an den Gott Tezcatlipoca und empfahl dem Sünder nächst Reue und Besserung Fasten, Blutziehen aus den Gliedern und andere religiöse

* Daraus erklärt sich zugleich daß der Menschenopfer in ihnen fast gar nicht gedacht wird, was sicherlich nicht der Fall sein würde, wenn sie ganz von den Azteken selbst herrührten; in dem Gebet vor dem Kriege (bei Kingsborough V, 356) und in dem sogleich näher zu besprechenden Sündenbekenntniß der Mexicaner ist indessen allerdings von ihnen die Rede.

** Nach Ixtlilxochitl (Hist. II, 215) war diese Ceremonie eine ehrfurchtsvolle Weise der Begrüßung.

Handlungen, die Opferung eines Sklaven, Wohlthätigkeit gegen Arme und Kranke. Durch den Vollzug der auferlegten schweren Büßungen entging das Vergehen auch der bürgerlichen Strafe mit der es bedroht war; damit aber kein Mißbrauch mit dieser Einrichtung getrieben werde, bestand zugleich das Gesetz daß jeder nur einmal im Leben beichten konnte, was daher erst in höherem Alter zu geschehen pflegte: Sünden welche nach ertheilter Absolution begangen wurden, mußten ohne Vergebung bleiben. Die Misteken pflegten in Krankheitsfällen eine ähnliche Beichte abzulegen (Sahagun bei Kingsb. V, 371).

Die Frauen der Mexicaner nahmen zwar eine untergeordnete und abhängige, mehr dienende Stellung ein, ohne jedoch unterdrückt zu sein. Sie wurden im Allgemeinen sanft und milde behandelt, nahmen an den öffentlichen Festlichkeiten theil, man verlangte aber von ihnen, besonders in den höheren Ständen, ein eingezogenes Leben in ihren Gemächern und große Zurückhaltung; die Mädchen blieben bis zu ihrer Verheirathung fast ganz im Hause, wo sie mit großer Strenge zu Fleiß und Sittsamkeit angehalten wurden, und auf der Straße gingen sie gesenkten Blickes (Zurita 124 ff., Herrera III, 4, 16).

Die Monogamie war im Princip anerkannt; es war, wenn nicht Staatsgesetz, doch die Lehre der Weisen: Gott hat gewollt daß ein Weib einem Manne und ein Mann einem Weibe angehöre (Sahagun bei Kingsb. V, 428). Mehrere Weiber hatten überhaupt nur die Reichen und Vornehmen (Franc. di Bologna bei Ternaux, Voy., Rel. et Mém. rel. à la conq. du Mex. 1838 p. 210) und unter diesen galt nur eine als legitim. So war es auch bei den Chichimeken, Mazateken und Otomies. Die Ehe mit Verwandten des ersten Grades, auch die zwischen Stiefeltern und Stiefkindern war bei Todesstrafe verboten; in Mechoacan dagegen kam es öfter vor daß ein Mann mit Mutter und Tochter zugleich verheirathet war (Gomara 439, Torquemada XII, 4, XIII, 7). Bei den Misteken, deren Sitten denen der Zapoteken und Mexicaner sonst sehr ähnlich waren, gab es keine verbotenen Ehen und der Herrscher pflegte sogar eine seiner Verwandten zu heirathen (Herrera III, 3, 12). Starb der Mann, so war in Mexico sein Bruder der natürliche Vormund der Wittwe und nahm sie zur Ehe oder sorgte doch für sie und ihre Kinder wie für seine eigenen, und überhaupt hatten Stiefeltern die volle elterliche Gewalt über ihre Stiefkinder (Sahagun X, 1 f.).

Grijalva hatte an der Küste die Frauen und Mädchen keusch und zurückhaltend gefunden (P. Martyr 338), und wenn es in Cempoallan und anderwärts vorgekommen ist, wie erzählt wird, daß die befreundeten Eingeborenen den Spaniern Mädchen gaben, so müssen wir billig bezweifeln ob sie dieß aus eigenem Antrieb thaten und ob jene einer geachteten Klasse der Bevölkerung angehörten. In Mexico gab es allerdings öffentliche Dirnen; Bezahlung erhielten diese zwar nicht, aber gleichwohl lebten sie in Verachtung. Manche von ihnen zogen mit dem Heere und suchten im Kampfe den Tod aus Verzweiflung. Kuppelei und Päderastie, welche letztere B. Diaz (309) im heißen Küstenlande als häufig angiebt, waren nicht allein verabscheut, sondern wurden auch streng bestraft (Torquemada X, 35, XII, 2 u. 4, XIV, 16). Selbst der Verführer einer Sklavin wurde Sklave ihres Herren, wenn sie während ihrer Schwangerschaft starb. Liebschaften vor der Ehe waren gesetzlich nicht verboten, galten aber für unehrenhaft und wurden bei Mädchen von Stande von den Eltern nicht geduldet, da man auf die Reinheit der Braut streng zu halten pflegte; im Falle der Schwangerschaft war der Mann verbunden seine Geliebte entweder für immer zu verlassen oder zu heirathen (Acosta V, 26, Torq. XII, 3, Vetancurt II, 3, 85). Concubinate wurden verborgen gehalten. Es kam wohl vor daß zwei Leute heimlich zusammenlebten und erst später die Eltern um ihre Einwilligung baten, die alsdann nicht leicht verweigert wurde, aber ohne Erlaubniß der Eltern zu heirathen wurde als sehr schimpflich angesehen (Zurita 114, 132, Torq. XIII, 5). In Tlascala wurden die jungen Leute welche den Tempeldienst versahen, wenn sie über 20 Jahre alt waren und nicht heirathen wollten, der beschimpfenden Strafe des Kahlscherens unterworfen und ausgestoßen (Vetancurt II, 3, 54), sei es daß man sie dann im Verdachte von Ausschweifungen hatte oder solchen durch diesen indirecten Zwang zur Ehe vorbeugen wollte, und die an den Sohn gerichtete Ermahnung beschränkte sich nicht darauf ihm Keuschheit überhaupt zur Pflicht zu machen, sondern empfahl ihm auch in der Ehe eine gewisse Enthaltsamkeit (Sahagun bei Kingsb. V, 429).

Die Brautwerbung geschah von Seiten der Eltern durch eine Matrone welche an die Eltern des Mädchens geschickt wurde, von diesen aber bei der ersten Anfrage stets eine abschlägliche oder ausweichende Antwort erhielt. Bei Gelegenheit der Bewerbung verständigte man

sich über die Mitgabe (Zurita 114, Sahagun VI, 23, Torquemada XIII, 5). Waren zwei Bewerber da und diese aufeinander eifersüchtig, so konnte die Entscheidung zwischen ihnen durch eine Art von Duell herbeigeführt werden (Torq. XII, 15). Die Eltern der Braut erhielten zwar Geschenke, doch läßt sich die Ehe der Mexicaner nicht als wirklicher Kauf bezeichnen. War man in der Sache selbst einig, so wurden die Astrologen um einen glücklichen Tag befragt: an diesem nahm man die Ceremonie vor, welche damit begann daß die Brautleute einander beräucherten, wohl zum Zeichen gegenseitiger Achtung und Liebe. Darauf wurden sie zusammen auf eine Matte an den Herd des Hauses niedergesetzt und aßen mit einander, die Hauptsache aber war daß der dazu bestimmte Priester, welcher eine feierliche Ermahnungsrede zu halten hatte, ihre Kleider zusammenband. Hierauf hatte das junge Paar vier Tage zu fasten und ganz zurückgezogen im Hause zu leben, nur mit gottesdienstlichen Handlungen, Räucherungen und Blutentziehungen beschäftigt. Nach Ablauf dieser Zeit brachte ihnen der Priester zwei neue Matten und dann erst wurde die Ehe vollzogen (Gomara 439, Sahagun VI, 23, Torq. XIII, 5 f., bildliche Darstellung im codex Mendoza pl. 62). Nach Veitia wurden jene Ceremonien zum Theil im Tempel verrichtet (vgl. Ixtlilx., Rel. 340), wo der Priester ein Tuch über die Brautleute legte auf welchem ein Skelet abgebildet war; erst in späterer Zeit aber ist die rohere Sitte aufgekommen das Brauthemd festlich umherzuführen (Anm. zu Zurita 114). Bei den Misteken schnitt man den Brautleuten eine Locke ab, sie gaben sich die Hände und das Mädchen würde vom Manne eine Strecke weit auf dem Rücken fortgetragen. Anderwärts herrschten noch andere Gebräuche (Torq. XIII, 5). Solche Feierlichkeiten fanden natürlicher Weise nur statt bei der Verheirathung mit der legitimen oder Hauptfrau, welche auch nur wegen Bosheit Schmutz oder Unfruchtbarkeit verstoßen werden konnte (Gomara 440). Der Mann welcher seine ehebrecherische Frau der gesetzlichen Strafe durch Steinigung (Abbildung im codex Tellerianus) entzog und sie wieder bei sich aufnahm, wurde streng gestraft (Torquemada XII, 4). Im Falle der Scheidung wurde das Vermögen von Mann und Frau getrennt und jener erhielt die Söhne, dieser folgten die Töchter (Acosta V, 26).

Der Eintritt der Schwangerschaft bei der Neuvermählten wurde

mit einem Feste gefeiert, und die dabei üblichen Reden warnten sie das ihr bevorstehende Glück nicht ihrem eigenen Verdienste zuzuschreiben und sich nicht zum Stolze darauf hinreißen zu lassen, denn nur Gottes Gnade sei es der sie es zu verdanken habe. Die Frau antwortete darauf in entsprechendem Tone. Bei einem späteren Feste wurde ihr unter ähnlichen Reden eine Hebamme bestellt (Sahagun VI, 24 ff.), von der sie gebadet wurde und mancherlei Rathschläge erhielt. Die Frau welche im ersten Wochenbett starb, wurde verehrt wie eine Heilige; man begrub sie im Tempel einer bestimmten Göttin und glaubte daß ihre Seele nicht in die Unterwelt, sondern nach Westen ins Haus der Sonne eingehe; ihr Haar und ihre Finger galten als Talisman für den Krieger, ihr linker Vorderarm als Zaubermittel um Menschen in einen todtenähnlichen Schlaf zu versenken, daher die Leiche stets Gefahr lief dieser Theile beraubt zu werden (ebend. 29, IV, 31, Torquemada XIV, 22).

Das Verfahren welches man mit den Neugeborenen beobachtete, hat vielfach die Aufmerksamkeit erregt. Die abgeschnittene Nabelschnur wurde am Herde begraben und darauf das Kind von der Hebamme gewaschen: es wurde der Göttin des Wassers dargeboten und diese gebeten allen geistigen und leiblichen Schmutz von ihm zu nehmen den es von seinen Eltern überkommen habe, sein Herz zu reinigen und ihm ein gutes und vollkommenes Leben zu verleihen. Ometecuhtli und Omecihuatl, welche das Kind in dem obersten Himmel geschaffen, wurden in dieser Rede angerufen, und die Sonne als „der Vater alles Lebendigen“ und die Erde als „die Mutter unserer aller“ gebeten das Kind in ihren Schutz zu nehmen. Darauf folgten die Glückwünsche der Freunde und das Ueberreichen von Geschenken an Eltern und Verwandte; Alles unter vielen feierlichen Reden, in denen es unter Anderem hieß: Richtet euere Worte an den überall gegenwärtigen Gott; er ist der Vater, der Schöpfer, der Herr dieses Kindes; seinen Willen wissen wir nicht, wissen nicht ob er es uns lassen wird . . . Solche und ähnliche Gedanken treten überall hauptsächlich hervor (Sahagun VI, 31 ff., Torq. XIII, 16, Clavigero VI, 37). Das Nächste war dann daß die Astrologen dem Kinde die Nativität zu stellen hatten. Die „Taufe“ und Namengebung — der christlichen ebenso ähnlich als unähnlich, wie Prescott treffend bemerkt — wurde entweder sogleich vorgenommen oder um einige Tage verschoben, damit sie auf einen glücklichen

Tag falle. Der Neugeborene wurde dabei an manchen Orten mit den Worten begrüßt: „du bist in die Welt gekommen um zu leiden: leide geduldig und schweige!“ (Gomara 437) Die Feierlichkeit selbst bestand darin, daß die Hebamme mit dem Gesichte nach Westen gekehrt unter ähnlichen Reden wie die früheren Mund und Brust, darauf auch den Kopf des Kindes mit Wasser benetzte, das alle Sünde wie alles ihm beschiedene Uebel und Unglück von ihm nehmen sollte. Diese Ceremonie geschah im Hofe des Hauses bei Fackelschein, dem Kinde, das man viermal zum Himmel erhob, bot man dabei die Embleme seines Standes und Geschlechts dar (Bogen und Pfeil oder Handwerkszeug, dem Mädchen Spindel Weberschiffchen und Besen), welche dann den Göttern geweiht wurden, und drei andere Kinder nannten es bei dem ihnen von der Mutter bezeichneten Namen, der von seinem Geburtstage selbst oder einem andern zufälligen Ereigniß hergenommen war. Bei seiner späteren Darstellung im Tempel wurde ihm ein zweiter, und den Söhnen des hohen Adels zur Bezeichnung ihrer Würde noch ein dritter Name gegeben. Ein großer Taufschmauß beschloß das Fest (Sahagun VI, 36 ff., Erklär. zu cod. Mendoza, Torq. XIII, 19 ff. Ritos ant. 22, Acosta V, 26, Gomara 438, Zurita 188). Duran erzählt gleich Acosta daß der Priester dem Kinde, wenn es von der Mutter mit Geschenken in den Tempel gebracht wurde, einen kleinen Schnitt in das Ohr und die Vorhaut machte (Brasseur III, 526). Hatte dieß nur die Bedeutung eines ersten Blutopfers welches das Kind den Göttern gab, und daher keine Aehnlichkeit mit der Beschneidung, so sollen dagegen die Totonaken am 28. oder 29. Tage nach der Geburt allerdings etwas der Art vorgenommen haben (Torq. VI, 48).

Alle Mütter, die Königin nicht ausgeschlossen, nährten ihre Kinder selbst. Die Entwöhnung trat gegen das dritte oder vierte Jahr ein und wurde ebenfalls mit einem religiösen Feste gefeiert (Torquemada XIII, 24, Gomara 438, Vetancurt II, 3, 69 f.). Die Söhne der Vornehmen blieben (nach Sahagun VIII, 20) bis zum 6. oder 7. Jahre im Hause bei der Mutter, erhielten alsdann einen oder mehrere mit Sorgfalt gewählte Gesellschafter und wurden mit 10 bis 12 Jahren den Priestern zur Erziehung im Tempel übergeben, was nach Gomara (438) und Zurita (123) schon im 5., nach Cortes (33) im 7. oder 8., nach dem Erklärer des cod. Mendoza erst im

15. Lebensjahre geschehen wäre. Torquemada (IX, 11 ff.) giebt an daß vom 6. bis 9. Jahre alle Kinder zum Unterricht in den Tempel geschickt, aber nur die der höheren Stände zu Hülfeleistungen im Tempeldienst zugelassen worden seien. Die Zöglinge dieser Schulen wurden äußerst streng gehalten, durften den Tempel nicht verlassen, wurden an schwere Arbeit und schlechte Kost gewöhnt, mußten Mühe und Entbehrungen ertragen lernen, fasten beten und ascetisch leben, und schwere Strafen drohten jeder Uebertretung. Der Unterricht in den Tempelschulen erstreckte sich auf geistliche und weltliche Dinge, und nach Vollendung desselben wurden die Zöglinge mit einer Vermahnung vom Priester entlassen um fortan eine selbstständige Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen (Sahagun III, Append. 5 ff., VI, 39 f., Acosta VI, 27, Anonymus bei Ramusio III, 306, Torq. IX, 11—13, Herrera III, 2, 19, vgl. die Bilder des codex Mendoza pl. 63). Auch die Mädchen erhielten zum Theil eine ähnliche klösterliche Erziehung im Tempel. Sie mußten dazu schon 40 Tage nach ihrer Geburt dem Priester angemeldet werden; wie die Knaben hatten sie mancherlei Dienste für die Bedürfnisse des Tempels zu leisten und wurden zu einem streng religiösen Leben angehalten. Ihre Entlassung geschah erst wenn sie sich verheirathen sollten; manche von ihnen traten auch nur auf ein oder zwei Jahre in den Tempel ein um dann zu heirathen (Vetancurt II, 3, 61 ff.). Außer jenen Klosterschulen im Tempel gab es Militärschulen, in denen die künftigen Krieger herangebildet wurden, so daß jeder junge Mann von Stande entweder, wie wir sagen können, eine gelehrte oder eine militärische Erziehung erhielt (Zurita 131, Erkl. des cod. Mendoza). Netzahualcoyotl hat dafür Sorge getragen diese Anstalten für die Berufsbildung noch zu vervielfältigen und weiter zu entwickeln (Ixtlilxochitl, Rel. I, 386).

Die Bilder des codex Mendoza welche Erziehung und Unterricht betreffen (pl. 59—61 u. 71, ausführlich besprochen von Clavigero VII, 2), stellen dar wie viel die Kinder vom 3. Jahre an täglich zu essen bekommen und was ihnen gelehrt werden sollte; von 4—6 Jahren haben sie kleine Lasten zu tragen und geringe Hülfen zu leisten, das auf dem Markte Verschüttete aufzulesen u. dergl. Mit 7 Jahren lernt der Knabe mit dem Netze fischen, das Mädchen spinnen u. s. f., mit 13—14 Jahren holt der Knabe Holz und Rohr im Kahne und

fährt auf den Fischfang aus, das Mädchen kehrt, reibt Mehl, bäckt Tortillas und webt. Die Söhne der Handwerker wurden von ihren Vätern in dem Gewerbe unterrichtet. Stechen mit Magueydornen und Schläge, Peitschen mit Nesseln und Räuchern mit Aji in Nase und Augen waren die gewöhnlichen Strafen des Ungehorsams; dem Lügner wurde die Lippe gespalten. Die Mädchen, auch die aus den höheren Ständen, hielt man mit gleicher Strenge zu ausdauerndem Fleiß und zur Reinlichkeit an. Ihren Vater sprachen sie nur selten; wünschte sie dieser zu sehen, so wurden sie von der Erzieherin zu ihm geführt, doch nur um in tiefer Demuth und stillschweigend anzuhören was dieser ihnen zu sagen hatte (Zurita 127, Torq. XIII, 28 u. 30). Auch die geselligen Formen und die Höflichkeit blieben in der Erziehung nicht unberücksichtigt: außer trefflichen moralischen Lehren die der Vater dem Sohne gab, ermahnte er ihn auch niemand bei der Hand oder am Kleid zu fassen, weil dieß zudringlich sei, mit gesenktem Haupte zu essen und damit nicht vor Anderen fertig zu werden, nicht geschwätzig zu sein, zu klatschen oder die Leute miteinander zu verhetzen (Zurita 136). Daß die Lehren über Kleidung und äußeres Benehmen in der Rede der Mutter an die Tochter noch stärker und breiter in den Vordergrund treten, wird man nur natürlich, und darum Prescott's (III, 373) Urtheil zu hart finden der darin „eine eigenthümliche Mischung von Einfalt und kindischem Wesen mit erhabener Moral" erblickt.

Wie man auch über die Mexicaner urtheilen möge, man wird zugeben müssen daß ihre große Sorgfalt und wohlüberlegte Strenge in der Erziehung der Jugend nicht bloß verbietet sie für „Barbaren" zu erklären, sondern auch nicht erlaubt ihnen eben nur einen schwachen Anfang zu wahrer Civilisation zuzugestehen.

Zu demselben Resultate führt eine nähere Betrachtung ihrer Religion. In den von Sahagun aufgezeichneten Gebeten wird das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in einer Weise aufgefaßt, gegen welche wenig einzuwenden sein dürfte. Vom Herrscher bis zur Hebamme herab bekennen die zu einem bestimmten Amte Erwählten stets ihre Unwürdigkeit dazu in Demuth. „Wer bin ich," spricht der König, „daß du mich aus dem Staube hervorgezogen und unter deine Geliebten und Erwählten gestellt hast . . . Es ist nicht mein Verdienst daß du mir diese Gnade erweisen wolltest . . . Da es aber dein Wille

ist, so geschehe dein Wort." „Dein Auge und Ohr durchdringt Stein und Holz," heißt es in einem anderen Gebete; „die Menschen sind dir ein Schauspiel über das du lachst und an dem du dich freuest." „Wir sind vor dir wie ein wenig Rauch und Nebel der aus der Erde aufsteigt." „Unsere Wege und Werke stehen nicht sowohl in unserer Hand als in der Hand dessen der uns bewegt, durch dessen Kraft wir leben, von dessen Willen wir abhängen." Anderwärts wird ein ergreifendes Bild der Armuth und des Elendes der Menschen entworfen und in tiefster Demuth Gott um Barmherzigkeit und Mittheilung seiner Gaben angefleht (Kingsborough V, 376, 359 ff., 353).

In allen diesen Gebeten und Reden wird auffallender Weise fast nur von dem höchsten allgegenwärtigen Gotte und Weltregierer (Tezcatlipoca) gesprochen; die übrigen Götter finden sich zwar erwähnt, treten aber stark zurück, ganz so als ob ein reinerer religiöser Glaube der alten Weisen, von denen die Reden herstammen, dem späteren polytheistischen Volksglauben der Azteken gegenübergestanden hätte; denn schwerlich richtig ist Gallatin's (210) Vermuthung daß uns nur eine Ueberarbeitung der Originale vorliege die unter christlichem Einflusse entstanden sei, da spanische Mönche unmöglich geneigt sein konnten den Eingeborenen reinere religiöse Vorstellungen anzudichten als sie wirklich bei ihnen fanden. Ebenso wenig Glauben verdient wohl die Angabe Zurita's (136), es sei in der Uebersetzung der Name des wahren Gottes an die Stelle der einheimischen Götter getreten. Daß eine solche Vertauschung, deren Absicht kaum begreiflich sein würde, stattgefunden habe, ist vorzüglich deshalb unwahrscheinlich, weil es den Mexicanern keineswegs an dem Begriffe des höchsten Gottes fehlte. Sie nannten ihn Tloque Nahuaque, der Alles in sich hat, die Ursache aller Dinge, und Ipalnemoani, der durch den wir leben, und führten den Glauben an dieses allumfassende und allbelebende Wesen auf die Tolteken zurück (Torquemada VI, 8, Clavigero VI, 1). Er wurde als unsichtbar und körperlos vorgestellt, obwohl man mit dem Namen Homeyoca den besonderen Ort bezeichnet haben soll wo er sich aufhielt (Spiegazione bei Kingsborough V, 161), und erhielt keine Opfer, weil man glaubte daß er keine wolle (ebend. 135). Wenn er, wie die letztere Stelle besagt, Tonacateotle genannt wurde und also zunächst Sonnengott war (vgl. oben p. 16), so würde sich daraus die früher schon von Torquemada (VI, 16) ausgesprochene Ansicht

Gama's (I, 89) wenigstens für die alte Zeit als richtig ergeben, daß die Hauptgottheit der Mexicaner (Tolteken) die Sonne war oder vielmehr unter dem Bilde der Sonne vorgestellt wurde. Dieß scheint von vielen Seiten bestätigt zu werden.

Die Mexicaner nannten sich nicht etwa Söhne des Huitzilopochtli oder des Tezcatlipoca, sondern Söhne der Sonne (Tezozomoc II, 69 u. A.), ihre Zeitrechnung richtete sich nach dem Sonnenlaufe und ihre religiösen Feste, vor Allem das „der Sonne in ihren vier Bewegungen", standen zu diesem in nächster Beziehung (Gama I, 89, II, 59). An jedem Morgen wurde die Sonne in den Tempeln mit Gebet und Hornsignalen begrüßt und ihr Wachtelopfer dargebracht; dasselbe geschah auch zu bestimmten anderen Zeiten des Tages und der Nacht (Sahagun II, Append., Torq. IX, 34); bei ihrem Aufgang sprachen sie: die Sonne beginnt ihr Werk, was wird diesen Tag geschehen? beim Untergang: die Sonne hat ihr Werk vollendet (Sahagun VII, 1). Eine solche tägliche Verehrung scheint, außer von Seiten der Priester und Tempeldiener der einzelnen Götter, sonst keiner Gottheit zu theil geworden zu sein. Zwar hatten die Mexicaner eine wenig sinnreiche Sage über die Entstehung von Sonne und Mond (ebend. VII, 2), aber es wurde gleichwohl die Suprematie der ersteren über die übrigen Götter bestimmt anerkannt: als sich in Teutiocan die Götter versammelt hatten, sprachen sie: wer soll die Welt regieren? und als die Sonne erschien, starben sie alle; auch wird das Feuer vom Priester als „der älteste Gott, als Vater und Mutter der Götter" angeredet (ebend. III, 1, I, 12), und Quetzalcoatl ausdrücklich erst als geschaffen durch den Hauch des Tonacateotle bezeichnet (Kingsborough V, 135, 184).

Der weise König von Tezcuco Netzahualcoyotl erklärte Tloque Nahuaque in seinen Poesien für den einzigen wahren Gott und Schöpfer der Welt, und verwarf alle übrigen die, wie er sagte, nur aus Furcht verehrt würden; zwar nannte er poetisch die Sonne seinen Vater und die Erde seine Mutter, doch leugnete er ausdrücklich daß Sonne und Mond göttliche Wesen seien. Dem „unbekannten Gotte und Schöpfer" zu dem er betete, baute er eine Tempelpyramide mit einem Thurme von neun Stockwerken, der kein Idol enthielt und dessen goldenes Dach mit Sternen verziert war (Ixtlilxochitl, Rel. 409, 454, Hist. I, 327, 353, Prescott I, 173 f.). Nur Blumen und Wohlgerüche, nicht blutige Opfer durften ihm dargebracht werden. So große

Bewunderung Netzahualcoytl um dieses reineren Glaubens willen verdient, so war er doch schwerlich der Urheber, sondern vielmehr nur der Wiederhersteller desselben, da sowohl der Name und Begriff des höchsten Gottes als auch die Verehrung desselben unter dem Bilde der Sonne auf die Tolteken zurückgeführt wird, denen Veitia außerdem auch eine Verehrung des Mondes als des Weibes und der Sterne als Schwestern der Sonne zuschreibt.

Der, wie es scheint, plan- und systemlose Polytheismus der späteren Azteken, welcher nach Gallatin's Urtheil (352) weder metaphysisch noch poetisch bedeutsam ist, steht zu der Reinheit jener alten Lehre in einem solchen Gegensatze, daß Prescott's Vermuthung (I, 51), die Religion der Mexicaner sei zwei (wenn nicht mehreren) verschiedenen Quellen entsprungen, dadurch sehr wahrscheinlich wird. Zunächst mag bei den Tolteken selbst der reinere Glaube auf die Blüthezeit ihrer Macht, vielleicht sogar nur auf ihre Weisen beschränkt geblieben sein, denn sie verehrten ebenfalls viele Götter. Ihre einzelnen Stämme scheinen ihre besonderen Nationalgötter gehabt zu haben (Tetzcatlipoca, Quetzalcoatl) die später nach eingetretener Mischung derselben nebeneinander fortbestanden, während andere Götter, wie z. B. Tlaloc, ihnen gemeinsam gewesen sein mögen (S. oben p. 17 und 19); die Azteken aber als der zuletzt gekommene und uns allein näher bekannte Toltekenstamm, eigneten sich von ihren Nachbarn und Vorgängern in deren Dienstbarkeit sie anfangs lebten und deren Cultur sie in sich aufnahmen, auch die Götter an welche sie im Lande vorfanden, und fügten diesen ihren eigenen Nationalgott Huitzilopochtli hinzu, dessen Cultus mit der fortschreitenden Entwickelung ihrer Macht zu immer wachsendem Ansehen gelangte. Die Planlosigkeit und Verworrenheit der mexicanischen Götterlehre erklärt sich auf diese Weise einfach und natürlich genug; jeder Versuch sie zu systematisiren verbindet willkürlich miteinander was verschiedenen Zeiten und Völkern angehört. Dieß gilt auch von Ternaux's sonst ganz sinnreicher Ansicht; welche Tezcatlipoca zum höchsten Gott und Schöpfer macht und diesem untergeordnet einen Cultus der 4 Elemente nachzuweisen sucht (Xiuhteuctli, Tlaloc, Quetzalcoatl, Centeotl: Feuer, Wasser, Luft, Erde), denen als Symbole nach der Reihe die 4 Kalenderzeichen: Feuerstein, Rohr, Kaninchen, Haus, entsprechen (Echevarria I, 5); denn Centeotl ist Hauptgottheit der Totonaken, die drei anderen Götter zu coordiniren ist ebenfalls unstatthaft,

und die besten Quellen geben überhaupt nicht vier, sondern zwölf oder dreizehn Hauptgötter an. Verzichten wir also vielmehr auf alle Systematik und versuchen wir nur die Stellung und Bedeutung der einzelnen Götter richtig zu erfassen.

Der höchste Gott Tezcatlipoca, „glänzender Spiegel", ist, wenn nicht mit Tloque Nahuaque identisch, doch später mit ihm identificirt worden und ganz in dessen Stelle eingetreten: er wird in den Gebeten der Priester als unsichtbar und unberührbar bezeichnet wie die Nacht und die Luft (Sahagun bei Kingsb. V, 349) und heißt daher auch Yoalliehecatl (ders. X, 29, 5); er ist die Seele der Welt, selbst ungeschaffen, ewig jung und allmächtig: Moyocayatzin, der thut was er will, Titlacahua, dessen Diener wir sind (Torquemada VI, 15, 20). Seine Embleme (Feuer, Fluß, Pfeile, Schlange) bezeichnen ihn als den Schöpfer der 4 Elemente (Spiegazione bei Kingsborough V, 164). Die bildliche Darstellung desselben bleibt sich nicht gleich: bald hat er ein Menschengesicht bald einen Adlerschnabel, bald Flügel an den Armen bald Krallen statt der Hände (cod. Vatic. 3738). Die Attribute der Götter drückten ihre Kräfte und Thaten aus, und wie sie nach diesen oft eine Menge verschiedener Namen hatten, wurden sie auch verschieden aufgefaßt und dargestellt (Gama I, 40); bisweilen erhielten sie auch Attribute verwandter Götter, daher der erklärende Text der Bilderschriften bisweilen die Götterfiguren unrichtig deutet (Gallatin 338, 351). Clavigero und Ternaux beschreiben die äußere Darstellung der Hauptgötter ausführlich. Tezcatlipoca's Bild war aus glänzend schwarzem Stein gearbeitet. Vorzüglich bemerkenswerth erschienen an ihm die doppelten Augen, der Spiegel den er nebst 4 Pfeilen in der Rechten führte und die gemalte Rauchwolke vor seinem Ohre; die ersteren drückten seine Allgegenwart und Allwissenheit aus — Alles was in der Welt geschieht durchdringt er mit seinem Blick und sieht es in seinem Spiegel; die Pfeile bezeichneten seine Strafgerechtigkeit — er schickt Krankheiten Dürrung und Hungersnoth die sündigen Menschen zu züchtigen; aber er vergiebt auch dem reuigen Sünder, dessen Bitten um Verzeihung (sie werden durch die Rauchwolke vor dem Ohre dargestellt) sich an ihn wenden (Acosta V, 9, Sahagun III, 2, Herrera III, 2, 15, Gama II, 97). Er ist der Gott der Reue und Sündenvergebung, vertritt als höchster Gott zugleich das Princip der Sittlichkeit und giebt dadurch ein lebendiges Zeugniß für die Thatsache

daß den Mexicanern die wichtigsten Elemente wahrer Civilisation nicht fremd geblieben sind. Bei dem Feste des Tezcatlipoca im Monat Toxcatl wurde allgemeine Buße gethan und ein Sündenbekenntniß von allgemeiner Form abgelegt; die Uebelthäter zitterten, Entdeckung fürchtend, wenn der dem Gotte geweihte Jüngling welcher diesen vorstellte und zum Opfer bestimmt war, nach den 4 Himmelsgegenden gewendet, die Flöte bließ: die Sklaven wurden bei dieser Gelegenheit mit Milde und Wohlwollen behandelt und ihnen alle Strafen erlassen die sie verwirkt hatten — so wollte es der Gott (Acosta V, 28, Torquemada X, 14, 8). Der große Haupttempel in Tezcuco (vielleicht der von Netzahualcoyotl erbaute?) war dem Tezcatlipoca geweiht, und an jedem Kreuzwege war in einer Laube für ihn ein Stuhl aufgestellt (Torq. III, 27, VI, 20).

Daß Quetzalcoatl ursprünglich Mensch war, ein Priester in Tula der unter den Tolteken als religiöser Reformator auftrat, von den Anhängern des Tezcatlipoca aber vertrieben wurde, haben wir schon früher gezeigt. Das Erstere ergiebt sich schon daraus daß er allein unter allen Göttern, trotz seiner hohen Stellung — er findet sich hier und da sogar als Weltschöpfer bezeichnet — als Mensch dargestellt wurde (Sahagun I, 5), wenn auch bisweilen mit einem Vogelkopfe um ihn als Gott der Luft dadurch kenntlich zu machen (Acosta V, 9, Kingsb. V, 135), und daß die Sage ihn als Menschen von einer Jungfrau auf übernatürliche Weise geboren werden läßt (ebend. 167, Torq. VI, 45). Sein Verschwinden an der Meeresküste in der Gegend von Coazacoalco scheint den Glauben an sein ewiges Fortleben und seine einstige Wiederkehr bei seinen Anhängern veranlaßt zu haben (Gomara 432), und vielleicht wurde er wegen eben dieses geheimnißvollen Entweichens zum Gotte der Luft erklärt. Die Schiffe der Spanier hielten die Mexicaner anfangs für die Tempel die der zurückkehrende Gott auf seinem Rücken trage und die Spanier selbst für seine Söhne (ebend. 313, 341, Cortes 25, Herrera II, 7, 6 u. A.). Als Reformator des Cultus wollte er daß nur Thiere und Früchte, keine Menschen geopfert würden — der Ursprung der Menschenopfer scheint demnach in sehr alte Zeit zurückzugehen —, und führte das Fasten und Blutziehen aus Zunge und Ohren als Cultushandlung ein, aus der Zunge, wie es heißt, um die Menschen der Lüge zu entwöhnen (Sahagun III, 3, Gomara 337, 432, 438); überhaupt suchte er überall Frieden und Eintracht

herzustellen und war von mildem liebreichem Wesen. Ferner wird ihm die Verbesserung der Jahresrechnung zugeschrieben, und die Kunst Steine zu schneiden und Gold und Silber in Formen zu gießen auf ihn zurückgeführt (Torquemada VI, 24). Die Hauptorte seines Cultus waren diejenigen welche den Quetzalcoatl zugleich als ihren Gründer betrachteten, wie namentlich Cholula; sie zeichneten sich vorzüglich durch künstlerische und Handelsthätigkeit aus: er wurde dort hauptsächlich als Gott des Handels verehrt (Acosta V, 9, Herrera III, 2, 15). Cholula, das nach B. Diaz (77) über hundert, nach Gomara (337) so viele Tempel hatte als Tage im Jahre sind, war der Mittelpunkt dieses Cultus und als solcher so berühmt, daß selbst die Könige von Mexico öfters dahin wallfahrteten um dem Quetzalcoatl ihre Verehrung zu beweisen (Torq. II, 76). Sein größter Tempel, nach Gomara (448) der größte in Neu Spanien überhaupt, war aus Stein und Luftziegeln erbaut, weit über 40 Klafter hoch und hatte mehr als ¼ legua im Umfang (Torq. III, 19). Nach der großen Fluth, erzählt die Sage, war in Cholula eine große Pyramide erbaut worden, der Zorn der Götter aber gegen die übermüthigen Sterblichen hatte sie durch Blitz zerstört (Ritos 34, Spiegazione bei Kingsborough V, 172). Die Tempel des Quetzalcoatl wichen im Aeußeren von denen anderer Götter dadurch ab, daß sie rund waren, d. h. sie hatten keine terrassenartigen Absätze, sondern die Form eines abgestumpften Kegels, den man in gewundenen Gängen erstieg, in Mexico selbst stand ein solcher dessen Eingang die Gestalt eines furchtbaren Schlangenrachens hatte (Ritos 19, Torq. VIII, 11, Herrera II, 7, 17): Quetzalcoatl nämlich heißt „die schön gefiederte Schlange". Seine Priester trugen, gleich ihm selbst und ebenfalls abweichend von den übrigen, weiße Baumwollenkleider.

Tlaloc bezeichnete die Sage als den ältesten Gott des Landes. Schon die Aculhuas sollen, als sie nach Mexico einwanderten, auf einem Berge in der Gegend von Tezcuco die Statue dieses Gottes von weißem Bimsstein vorgefunden haben (Torq. VI, 23). Er ist der Gott des Wassers und daher der Fruchtbarkeit: in seiner Wohnung, dem irdischen Paradiese auf dem Gipfel der Berge, hält er die Wolken zurück und läßt Dürrung auf der Erde entstehen oder läßt sie sich über diese ergießen und sie befruchten (Sahagun I, 4, VI, 8, VII, 6). Da das Wetter von den Bergen kommt, wo die Wassergötter ihren Sitz haben

— denn es wird häufig von ihnen auch in der Mehrzahl gesprochen — leitete man von ihnen auch die Krankheiten her die man durch die Witterung, vorzüglich durch Kälte verursacht glaubte: Opfer von Papier und Wein vor einem vom Priester gemachten Bilde des Gottes, das er dann enthauptete und mit sich nahm, wurden gebracht um Heilung zu erlangen (ebend. I, 21). Außerdem mag auch die häufige Wassersnoth welche Mexico zu leiden hatte, zu der hohen Verehrung beigetragen haben welche Tlaloc dort genoß. Er hatte die Farbe des Wassers, grün und blau, und führte einen schlangenförmigen Blitz von Gold (Torq. VI, 37). Als Gott der Fruchtbarkeit der Felder trug er eine Harzkugel die mit vielen Sämereien besetzt war, und Quetzalcoatl hieß als Gott des Windes sein Gesandter. Bei den Tlascalteken vertrat die hochverehrte Göttin Chalchihuitlycue oder Matlalcueye, die auch Tlaloc's Schwester genannt wird (Sahagun I, 11), seine Stelle (Torq. VI, 23).

Daß Huitzilopochtli gleich Quetzalcoatl nur vergötterter Mensch und Anführer der nach Anahuac einwandernden Azteken ist, haben wir oben (p. 33) nachzuweisen gesucht. Er ist demnach einer der jüngsten Götter, drängte aber durch sein wachsendes Ansehen in späterer Zeit die übrigen stark zurück. Nur aus diesem Uebergewicht das er als Nationalgott des herrschenden Stammes erlangte, ist es erklärlich daß man ihn als „Tag und Nacht, Erde und Wasser, Himmel und Erde" anreden konnte (Tezozomoc I, 285); seinem Wesen nach war er nur ein particulärer Gott, nämlich Gott des Krieges, denn er war es dem die Azteken ihre Eroberungen verdankten. Erst spätere Uebertreibung seiner Verehrer hat ihn gleich Tezcatlipoca zu einem rein geistigen allwissenden Wesen machen wollen und ihm deshalb ebenfalls Spiegelaugen beigelegt; die Sage läßt vielmehr wie Quetzalcoatl als Menschen geboren werden von einem Weibe, das ihn auf übernatürliche Weise empfing (Sahagun III, 1, Torq. VI, 21, 37; über seine Attribute und seine äußere Darstellung überhaupt Sahagun I, 1, Acosta V, 9). * Als Anführer des Toltekenstammes der Mezitzin hieß er auch Mexitli (Ixtlilx., Rel. 354, 401, Torq. III, 23), welchen Toribio Motolinia (Coleccion 67) wohl unrichtig mit Tezcatlipoca identificirt

* Das 1790 auf dem großen Platze von Mexico gefundene furchtbare steinerne Idol von 9' Höhe und 5½' Breite (Humboldt, Vues pl. 29, Brantz Mayer I, 108) stellt wahrscheinlich die Gefährtin des Huitzilopochtli, Teoyaomiqui, dar (Gama I, 36).

hat. Der von Tezozomoc (II, 29) erwähnte Kriegsgott Maltetco ist wahrscheinlich nicht von ihm verschieden, dagegen war Paynal oder Painalton d. i. „schnell, plötzlich“ (Clavigero VI, 6) ein anderer Kriegsgott, den man anzurufen pflegte wenn man, wie bei Ueberfällen, in Bedrängniß gerieth und rascher Hülfe bedurfte (Torq. VI, 22).

Camaxtle war Hauptgottheit der Teochichimeken (Otomies) und insofern er durch sein Orakel ihnen auf der Wanderung den Weg wieß, dem Huitzilopochtli analog, doch schwerlich mit diesem oder gar mit Quetzalcoatl identisch, wie Torquemada (III, 9, X, 31) angiebt. Mit letzterem stand er nur insofern in Beziehung, als bei dem großen nur alle 4 Jahre gefeierten Feste das man in Tlascala und Huexocinco dem Camaxtle, in Cholula dem Quetzalcoatl gab, der erstere Gott durch Priester des andern mit dessen Kleidern bekleidet wurde und ebenso umgekehrt (Gomara 447 f.), womit vielleicht eine spätere Verschmelzung beider ursprünglich verschiedenen Götter angedeutet werden soll, obwohl der Unterschied blieb daß der eine Gott Menschenopfer erhielt, der andere nicht. Alle drei Städte sollten von Quetzalcoatl gegründet sein (Gomara 432); dieser scheint es nach seiner Vertreibung aus Tula demnach vorgezogen zu haben sich mit den alteinheimischen Göttern dieser Gegenden lieber in ein friedliches Verhältniß zu setzen als sie zu bekämpfen. Camaxtle nämlich — Herrera (II, 10, 31) nennt ihn Camaztleque — der außer den genannten Orten auch in Chalco, Tepeaca und Zacatula als höchster Gott verehrt wurde (Tezozomoc I, 91, 135, 352, Ritos 32), war identisch mit Mixcoatl (Gomara 334), dem einzigen Gotte der Chichimeken von dem sie ein Bild machten (Sahagun bei Kingsb. V, 371) und zwar ein menschliches mit Pfeilen in der Hand (so erzählt Torq. VI, 37 von Camaxtle), da ihm als Gott der Jagd Bogen und Pfeil heilig waren (ebend. VIII, 12). Nach Sahagun (X, 29, 13) wäre der Gott Taras, dem die Tarascos keine Menschen, sondern nur Thiere opferten, von Mixcoatl nicht verschieden. Letzterer hatte auch in Mexico selbst einen Tempel und es wurden ihm dort jährlich zwei Feste gefeiert.

Centeotl, „das Weib oder die Mutter der Sonne“, war die Göttin der Erde und des Maises, die Ceres der Mexicaner, und wurde hauptsächlich von den Totonaken verehrt, die ihr keine Menschenopfer, sondern nur kleine Thiere, Vögel Kaninchen u. dergl. darbrachten (Torq. VI, 25, VIII, 6); die Mexicaner dagegen vergossen dem Wesen

dieser milden Gottheit zuwider, auch bei ihrem Cultus Menschenblut (ebend. IX, 13). Der Widerspruch welchen Gama (II, 102 nota) in dieser Hinsicht bei Torquemada zu finden glaubte, ist nicht vorhanden, und schon Clavigero (VI, 5) hat dieß richtiger aufgefaßt.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich von selbst weshalb die mexicanische Götterlehre systemlos war und sein mußte, denn in Mexico wurden nicht allein ältere und neuere Götter verschiedener Toltekenstämme nebeneinander verehrt, sondern es waren zu ihnen auch noch die Götter stammfremder, aber altverbündeter und in den Staatsverband aufgenommener Völker hinzugetreten. Anders freilich verfuhr man mit den Göttern der in späterer Zeit eroberten Länder: sie wurden in einem besonderen Gefängniß in dem großen Tempel der Hauptstadt eingeschlossen gehalten (Sahagun II, Append.). Die zwölf oder wohl vielmehr dreizehn oberen Götter der Mexicaner bildeten jedenfalls kein geschlossenes eng verbundenes Ganze, und es ist daher von keinem großen Belang daß sich weder bei Sahagun (I, 13) noch bei Clavigero (VI, 2) oder anderwärts (vgl. Gallatin 349 f.) ihre Namen vollständig und bestimmt angegeben finden; am ersten würden sie sich wohl aus der Beschreibung der religiösen Feste (Sahagun II, Torq. X) ermitteln lassen, da sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen läßt daß jeder der oberen Götter besonders gefeiert wurde.

Ometeuctli und Omecihuatl, auch Citlalatonac und Citlalicue genannt, waren eine männliche und eine weibliche Gottheit, die über den elf Himmeln lebten und von dort die Welt regierten. Sie scheinen nicht der Götterwelt der alten Tolteken, sondern erst den späteren Chichimeken und Azteken anzugehören, da in den albernen und verworrenen Sagen welche sich an sie knüpfen (über die Entstehung von 1600 niedern Göttern, der Sonne und des Menschen) der Ort Chicomoztoc und als der erste Mensch Iztac Mixcoatl erwähnt werden (Torq. VI, 19, 41 ff., vgl. I, 12, Humboldt, Vues 317). Von Tezozomoc (I, 337) wird Ometeuctli als Gott der Kaufleute bezeichnet. Verschieden von Omecihuatl scheint Teteoynnan oder Toci, die Mutter aller Götter, und Cihuacohuatl, „das Weib-Schlange“, die Mutter des Menschengeschlechts, gewesen zu sein (Torq. VI, 31, Sahagun I, 6). Wenn von einer Mutter der Götter die Rede ist, so verträgt sich dieß freilich schlecht damit daß man sich Tezcatlipoca überhaupt ungeschaffen dachte, aber solche Widersprüche können da nicht befremden wo die ein=

zelnen Städte verschiedene Sagen über die Schöpfung der Welt und des Menschen hatten (Torquemada a. a. O., die der Misteken bei Garcia V, 4), wo die Namen der Götter wie ihre Idole und Tempel und viele Einzelheiten des Cultus von Ort zu Ort bisweilen verschieden waren (Gomara 445 ff., B. Diaz 92), und Alles darauf hinwies daß das was wir mit einem Worte als das Religionswesen der Mexicaner zu bezeichnen uns gewöhnt haben, aus einem Zusammenfluß von Elementen entsprungen ist die sowohl zeitlich als auch national aus weit verschiedenen Quellen stammen.

Aus der Menge der mexicanischen Götter, die Gomara (444) in runder Summe auf 2000 angiebt, heben wir nur hervor: Xiuhteuctli, den Gott des Feuers, und Yiacateuctli, den Gott der Kaufleute, als dessen Symbol letztere die Stöcke ansahen welche sie auf Reisen führten; diese banden sie Abends zusammen und brachten ihnen Opfer dar (Sahagun IX, 5 f., Torq. VI, 28). Omacatl wurde bei Gastmälern und Hochzeiten aus dem Tempel geholt und aufgestellt, außer ihm aber gab es noch 400 Götter des Weines und der Trunkenheit, aus deren Gegenwart man sich das so äußerst mannigfaltige und verschiedenartige Gebaren der Berauschten erklärte (Torq. VI, 29, X, 5, Gama II, 92). Tlazolteotl war die Göttin der Fleischeslust und Unzucht (Sahagun I, 12); von Phallusdienst findet sich indessen, wie Humboldt (Ans. der C. II, 66) bemerkt, bei den Mexicanern keine Spur. Gleich den Kaufleuten hatten die Goldarbeiter Steinschneider Mattenflechter Jäger und Fischer ihre eigenen Götter; jede Kunst, jedes Handwerk, jedes Geschäft überhaupt, wie Essen und Trinken, Heilen und Zaubern stand unter einem besonderen Schutzherren. Der Unterwelt, Mictlan, im Innern der Erde gelegen, gebot Mictlanteuctli, dessen Tempel Tlalxicco „der Nabel der Erde" hieß (Torq. VIII, 12), und sein Weib Mictlancihuatl; Tezozomoc (II, 219) nennt ihn Huecmac. Unter den Sternen wurde besonders die Venus* verehrt, welche Einigen für älter als die Sonne galt und selbst Menschenopfer erhielt (Kingsb. V, 140, Sahagun II, Append.). Man schrieb ihr vorzüglich großen Einfluß auf die

* Sie hieß nach Humboldt (Vues 283) „der Stern der raucht". Da sich indessen bei Kingsborough (V, 155) das Ereigniß „daß ein Stern rauchte" vielmehr als etwas Außergewöhnliches mit Erdbeben zusammen angeführt findet, ist es wohl richtiger darunter mit Sahagun (VII, 4) vielmehr Kometen zu verstehen, worauf auch der Ausdruck selbst unmittelbar hinweist.

Schicksale der Menschen zu (Gomara 446). Auch den Kalenderzeichen standen besondere Götter vor und mehrere derselben die für besonders wichtig und glücklich galten, hatten ihre eigenen Tempel (Torq. VIII, 13, Gama II, 104, 107 f.). Es gab ferner Laren und Penaten, welche Tepictoton hießen: bei einigen Völkern hatten die Herrscher deren sechs in ihrer Wohnung, der Adel vier, die gemeinen Leute zwei (Torq. VI, 34). Auch der Thiercultus der Mexicaner soll sehr ausgedehnt gewesen sein und sich bis auf den Frosch als Gott des Fischfanges, auf Schmetterlinge und Ungeziefer erstreckt haben (Ritos 21, Gomara 444, Torq. VI, 16). Ein Grab das ein unbekanntes Thier enthielt, hat man 1790 in Mexico mit dem Kalenderstein zugleich gefunden (Gama I, 12). Die Schlange welche auf mexicanischen Monumenten häufig vorkommt* und deren Verehrung namentlich B. Diaz (158) erwähnt, ist vermuthlich nur Symbol des Gottes Quetzalcoatl. Der Cultus des Kreuzes den die Christen mit Verwunderung bei den Mexicanern fanden — ein solches von Holz war z. B. auf der großen alten Tempelpyramide von Cholula aufgepflanzt (Echevarria I, 20) — galt dem Gotte des Regens und der Fruchtbarkeit (Tlaloc?): das Kreuz selbst nannte man deshalb „den Baum der Nahrung oder des Lebens" (Ixtlilxochitl I, 5, II, 204).

Da Alles was in der Welt geschah nach dem Glauben der Mexicaner unter der Obhut gewisser Götter stand, unterschieden sie natürlicher Weise gute und böse Gottheiten: die Gesandten von Tlascala richteten nach Chimalpain an Cortes die Worte: „wenn du ein grausamer Gott bist, so trinke das Blut dieser Sklaven; bist du ein guter Gott, so nimm diese Federn und diesen Weihrauch" (Ixtlilx. II, 189 note), und B. Diaz (54, 58), selbst einer der Conquistadoren, bemerkt naiv, die Mexicaner welche die Spanier als teules (Götter) bezeichneten, hätten unter diesen vorzugsweise böse Geister (cosas malas como demonios) verstanden. Für das böse Princip hatten sie zwar den besonderen Namen Tlacatecolototl** „vernünftige Eule," doch scheint der Gegensatz zwischen dem guten und bösen Princip in ihrer Religion keine hervorragende Stelle eingenommen zu haben.

* Dieß ist das Einzige was sich auf Phallusdienst deuten lassen würde, da unter den 20 verschiedenen Zeichen welche den einzelnen Körpertheilen entsprechen (cod. Vatic. 3738 und Erkl. bei Kingsb. V, 197 zu Tafel 75), die Schlange das Symbol des Zeugungsgliedes ist.

** In einer von Kendall (II, 418) erzählten Sage spielt dieses Wesen eine große Rolle als Berggeist des Cofre de Perote.

Der ungeheuern Menge von Göttern entsprach die der Idole und Adoratorien. Die einzelnen Stadtviertel und Straßen hatten ihre Götzenbilder, auch bei ihrer Schlafstätte und an der Hausthür stellten die Mexicaner Altäre mit Idolen auf (B. Diaz 309, Vetancurt II, 3, 21). Letztere waren von Stein Holz oder Lehm, auch wohl von Gold oder anderem Metall, mit guten Steinen verziert (Ritos 21, Clavigero VI, 8), und hatten die mannigfaltigsten Gestalten: Männer und Weiber, Thierfiguren der verschiedensten Art; manche derselben übertrafen durch phantastische Ungeheuerlichkeit der Composition Alles was unsere Phantasie zu schaffen vermag (S. Borgian Ms. bei Kingsb. III). Die großen Götzenbilder waren bisweilen auch hohl um auf der hinteren Seite den Orakel gebenden Priester in sich aufzunehmen (Davila Pad. I, 24). In der Hauptstadt giebt Solis (I, 349) die Anzahl der Tempel (teocalli d. i. Gotteshaus) gegen 2000 an; mag dieß aber auch übertrieben sein, so war sie doch jedenfalls außerordentlich groß denn in einem nicht weiter bekannten Orte von 3000 Häusern, in Izcuzan, sollen nach Gomara (373) deren hundert gestanden haben; auch an den Ufern der Flüsse, auf Bergen, am Wege und in den Feldern waren Tempel und Kapellen erbaut (Torq. VIII, 9).

Die gewöhnliche Anlage der Tempel war die, daß innerhalb eines Tempelhofes, dessen 4 Thore nach den Himmelsgegenden orientirt waren und gewöhnlich auf die Hauptstraßen der Stadt mündeten, eine Anzahl abgestumpfter Stufen-Pyramiden stand, welche mit der Fronte nach Westen gerichtet, auf der Ostseite je nach ihrer Größe eine oder zwei Kapellen von mehreren Stockwerken trugen. Diese Kapellen oder Thürme waren nur dem Oberpriester zugänglich, da sie die Idole und Altäre enthielten, vor welchen letzteren gewöhnlich in einem steinernen Becken ein ewiges Feuer brannte (Ritos 33, Anonymus bei Ramusio III, 307, Torq. VIII, 9).

Der große Tempel in Mexico selbst hatte im Wesentlichen dieselbe Einrichtung. Er findet sich abgebildet bei Ramusio (a. a. O.), Kircher (Oedipus Aegyptiacus), Clavigero; die Zeichnung bei Brantz Mayer (I, 38) aber ist zum Theil aus der Phantasie hergestellt. Die genaueste ältere Beschreibung ist von Franc. Hernandez; Nieremberg (Hist. naturae maxime peregrinae. Antverp. 1635, VIII, 22 ff.) hat sie in der Uebersetzung, Sahagun (II, Append. bei Kingsb. VII) im Original gegeben. — Der Hof hielt 200 Klaf-

ter im Gevierte (Hernandez) und war mit einer 8′ hohen Mauer umgeben, welche nischenförmige Bastionen trug und die Schlangen-Mauer hieß, weil sie mit Schlangen in Reliefarbeit verziert war (Acosta V, 13). Dem Haupteingang im Westen gegenüber befand sich die große Schädelpyramide* auf einer Plattform zu welcher 30 Stufen führten; sie bestand aus einem großen Gerüst von Stangen mit vielen Tausenden von Schädeln geopferter Menschen (Andr. de Tapia will deren 136000 gerechnet haben), und zu beiden Seiten desselben waren kleine Thürme angebracht, in deren Wänden man ebenfalls Schädel eingemauert sah (Acosta ebend., Gomara 350; etwas abweichende Angaben macht Vetancurt II, 3, 32). Die Schädel der Geopferten pflegten auch sonst zusammengereiht und neben den Tempeln aufgestellt zu werden (Ritos 29). Jedes seiner vier Thore war befestigt, oben mit einem Waffenmagazine versehen und mit einem Götterbilde geschmückt; die Garnison des Tempels betrug in Kriegszeiten 10000 Mann (Anonymus bei Ram. III, 309, Gomara, Acosta). An der inneren Seite der Mauer standen, den ganzen Hof umgebend die kleinen Häuser, in denen der Adel und die Beamten alle 20 Tage ihre viertägigen Fasten und Nachtwachen abhielten (Hernandez). In dem Hofe, der ganz mit glatten Steinplatten gepflastert war, so daß die Pferde leicht darauf stürzten (B. Diaz 130), befanden sich 78 verschiedene Bauwerke, darunter über 20, nach Anderen sogar über 40 Tempelpyramiden. Die größte derselben von fünf Absätzen hatte unten eine Seitenlänge von 360′ oben von 70′, und es führte nur an der Nordwestecke eine Treppe von 113 Stufen so hinauf,** daß man auf jedem der vier unteren Absätze die Pyramide erst ganz umkreisen mußte ehe man den folgenden ersteigen konnte. Oben waren zwei Kapellen von drei Stockwerken erbaut, die neben Kriegsbedarf und Waffen (Ixtlilx., Hist. I, 259) je einen 5 Palmen hohen Altar mit einem großen Götzenbild enthielten, vor dem auf einem Opfersteine außerhalb der Kapelle geopfert wurde. Der Tempel selbst war dem Huitzilopochtli und dem Tlacahuepancuexcotzin, d. i. Tlaloc, geweiht, deren Bilder dort aufgestellt waren (Hernan-

* Merkwürdiger Weise sagt Hernandez gar nichts von dieser Schädelpyramide am Eingang des Tempels, sondern erwähnt nur innerhalb der großen Tempelmauer mehrere ähnliche Schädelstätten, die jedoch von weit geringerem Umfange waren.

** Andere Tempel hatten Treppen auf mehreren Seiten (Gomara 349).

dez, Ixtlilx., Acosta V, 9; B. Diaz 90, Gomara 350, Herrera II, 7, 18 und selbst Gama II, 73 geben unrichtig Tezcatlipoca statt Tlaloc an, Torquemada VIII, 11 vgl. 16 hat widersprechende Nachrichten). Ueber das dritte aus allen Arten von Sämereien geformte Idol welches nur zeitweise oben auf der Höhe des Tempels stand (B. Diaz 90, Gomara 350), werden wir später zu reden haben. Von den übrigen Gebäuden innerhalb des großen Hofes heben wir nur einige heraus. Dem Haupttempel zunächst stand der für die Wassergötter (Tlaloques); auch Quetzalcoatl, Mixcoatl und Tlamazincatl, der Gott der Matlazincas, hatten dort besondere Tempel; dem Tezcatlipoca gehörte das „Haus der Spiegel," dessen Wände ganz aus Spiegeln bestanden; eine andere Pyramide war dem Herrscher, wieder eine andere den Großen des Reiches zur Verrichtung ihres Gottesdienstes bestimmt. Ferner lagen dort die Priesterwohnungen und Erziehungshäuser für die Jugend, über 400 Säle (nach Ixtlilxochitl), da das gesammte hier wohnende Dienstpersonal der Tempel über 5000 Menschen betrug, für welche große Vorräthe von Lebensmitteln und Holz aufgespeichert werden mußten; was davon übrig blieb erhielten Arme und Kranke, für die es besondere Hospitäler gab (Torq. VIII, 20). Cortes (33) beschreibt dort ein vorzüglich großes Gebäude dessen Zimmer Säle und Corridore mit Stukatur schön verziert waren; es hatte 40 kleine Thürme welche dem hohen Adel zum Begräbniß dienten (vgl. Gomara 349). Waffenmagazine, Häuser voll Magueydornen die zum Blutziehen gedient hatten, solche zur Aufbewahrung abgezogener Menschenhäute, ein anderes zur Aufnahme fremder Gäste des Königes, ein Haus zum Ballspiel, ein solches zum Unterricht auf musikalischen Instrumenten fanden sich dort. Auch an Quellen und Teichen zum Baden fehlte es nicht, in deren einem sich diejenigen wuschen welche Buße gethan hatten, und auf einem freien Platze stand ein großer runder Stein über 1 vara hoch, oben ringsum mit Laubwerk in Relief geziert und durchbohrt wie ein Mühlstein (Hernandez, Torq. VIII, 11 ff.); wo manchen Gefangenen erlaubt wurde, an einem Fuße oder um den Leib (Sahagun II, 2) gefesselt, sich mit einem Schwert ohne Schneide d. i. mit einem Stocke zu vertheidigen (Anonymus bei Ramusio III, 305, Torq. VIII, 15, Tezozomoc I, 155, 270). Wurde der Kämpfer besiegt, so fiel er als Opfer, überwand er aber 6 oder (nach Andern) 7 Gegner, so

wurde er frei und erhielt all sein Eigenthum zurück (Ternaux, Recueil de pièces rel. à la conq. du Mex. 1838 p. 61 f., Clavigero VI, 19). Nach der gewöhnlichen Auffassung wurde dieser Kampf nur als Auszeichnung der Tapferkeit einem Gefangenen gestattet, nach Sahagun (II, 20 f.) gehörte er bei einigen Festen namentlich als Schlußfeierlichkeit (Torq. X, 10) vielmehr zum Ritus, wurde aber von dem dazu Erkorenen bisweilen zurückgewiesen.

In Mechoacan wo Tucapacha als Hauptgottheit verehrt wurde, scheinen Tempel Cultus und Mythologie denen von Mexico sehr ähnlich gewesen sein (N. de Guzman bei Ramusio III, 336, Herrera III, 3, 10). Von den Misteken und Zapoteken, bei denen die Priester fast eine unbeschränkte Gewalt hatten, gilt dieß in geringerem Grade: die ersteren benannten das Feuer und die Gottheit mit demselben Worte (ñuhu, Brasseur III, 17 ff. nach Burgoa), doch verehrten sie in den heiligen Höhlen wo sie ihren Cultus ausübten auch andere Götter, wie z. B. den des Wassers unter dem Bild einer Säule (Davila Pad. II, 90).

Die Priester, über deren Abstufungen und Amtsverrichtungen Sahagun II, Append.) und Torquemada (IX, 3 ff.) ausführlich gehandelt haben, bildeten in Mexico eine sehr zahlreiche Körperschaft die von großem Einfluß selbst auf die Staatsgeschäfte war: kein Krieg wurde ohne ihre Zustimmung unternommen. Ihr Ansehn war so groß daß auch Mitglieder der königlichen Familie häufig in den Priesterstand eintraten; die gelehrtesten und gebildetsten Männer zählten zu ihnen. Nach Torquemada standen unter dem Oberpriester (Teoteuctli), dessen Abzeichen eine baumwollene Quaste auf der Brust war, zunächst die Hueyteupixques und unter diesen die Teupixques; Sahagun (III, Append. c. 9) dagegen berichtet daß es zwei an Rang einander gleiche Oberpriester gab, deren einer dem Huitzilopochtli diente, der andere dem Tlaloc, daß diese beiden vom König und Adel nur nach Verdienst und Würdigkeit frei gewählt wurden aus allen denen welche die drei niederen Priestergrade bereits durchlaufen hatten, und den Namen Quequetzalcoa (Quetzalcoatl?) führten. Letzteres ist schwerlich richtig, obwohl es allerdings gewöhnlich war daß die Oberpriester großentheils nach den Göttern benannt wurden denen sie dienten (Sahagun bei Kingsb. V, 386) und bei manchen Gelegenheiten sogar in der Kleidung und dem Schmucke dieser Götter selbst erschienen

(Tezozomoc I, 386). Acosta (V, 14) und nach ihm Herrera (III, 2, 15) erzählen daß der Priester des Huitzilopochtli stets einer bestimmten Familie angehört und seine Würde von seinem Vorgänger ererbt habe, die Priester der anderen Götter aber durch Wahl bestellt worden seien. Neben ihnen gab es (nach Clavigero VI, 16) auch Priesterinnen und eine große Menge anderer Tempeldiener und Beamten· Schatzmeister, Lehrer verschiedener Art u. s. f. (Torq. IX, 6, 10 ff.).

Wie die Tempelgebäude, so machten auch die Priester auf die Spanier durch ihr Aeußeres einen höchst widrigen Eindruck: jene waren dick mit Blut beschmiert, von Rauch geschwärzt und voll ekelhaften Leichengeruches, diese trugen langes verwirrtes Haar, das weder gekämmt noch geschnitten werden durfte, lange Nägel, färbten sich alle Morgen schwarz und rieben sich mit Ocker ein, den sie indessen später wieder abwuschen (B. Diaz 67, Oviedo XXXIII, 49, Torq. IX, 28), daher sie in der Bilderschrift stets an ihrer grau-schwarzen Farbe kenntlich sind. Die Salbe mit der sie sich den Kopf bestrichen, schützte sie, wie man glaubte, gegen alle Gefahr; sie diente auch als Arzneimittel und wurde den Göttern als Speise vorgesetzt (Acosta V, 26, vgl. Torq. IX, 7, Clavigero VI, 14). Ueber einem weißen Kleide trugen sie einen Mantel der auf der rechten Schulter befestigt war (Gomara 443; über das Priesterwesen bei den Totonaken und Misteken vgl. auch Torq. IX, 7 u. 28).

Die Priester hatten die Opfer darzubringen, zu verschiedenen Zeiten des Tages und der Nacht zu räuchern und Musik zu machen, die Tempel reinigen zu lassen und zu schmücken und vor Allem die Sterne zu beobachten (Tezozomoc II, 189); sie trieben die Wahrsagekunst, stellten die Nativität und sorgten für den Kalender, waren Lehrer der Jugend, malten und bewahrten die Bilderschriften religiösen Inhaltes in deren Verständniß sie allein eingeweiht waren (bildliche Darstellung ihrer Geschäfte im cod. Mendoza pl. 64). Manche derselben blieben ehelos und durften keinen Umgang mit Weibern haben; alle waren von ernstem und strengem Benehmen und lebten äußerst mäßig und enthaltsam (Gomara, Oviedo a. a. OO., Torq. IX, 5). Das Blutziehen, namentlich aus den Ohren und Lippen, der Zunge und den Geschlechtstheilen, welches durch Magueystacheln oder Rohrstücke geschah die man durch Haut und Fleisch stieß, wurde von den jungen Priestern besonders weit getrieben (Ritos 28), und hatte die Bedeu-

tung einer Buße und Peinigung an dem Körpertheil mit welchem gesündigt worden war oder welcher einer solchen Ascetik am meisten zu bedürfen schien (Herrera II, 6, 16). Die harten achtzigtägigen Fasten der Priester bei etwas Salz Maisbrod und Wasser, welche alljährlich wiederkehrten, werden als höchst anstrengend beschrieben; ähnliche Fasten mit vielen Nachtwachen verbunden traten vor hohen Festen ein; nur im Sitzen wenige Stunden zu schlafen war alsdann gestattet, und wer der Regel zuwider einschlief, wurde mit Magueystacheln gestochen (Ritos 28, 32, Sahagun II, Append.).

Räucherungen mit Copal gingen allen Cultushandlungen voraus; sie geschahen regelmäßig beim Auf- und Untergang der Sonne, um Mittag und Mitternacht, und wurden stets mit Pfeifen und Muschelhörnern signalisirt (Acosta V, 14, Torq. IX, 34 vgl. Gama II, 120). B. Diaz (90) erwähnt unter den Musikinstrumenten im Tempel eine große Trommel, die man über 2 leguas weit hörte und bei Ramirez findet sich außer einer solchen die mit 4 Metallplatten versehen, 4 verschiedene Töne gab, ein der Klarinette ähnliches Instrument abgebildet; indessen war sowohl die Musik beim Cultus, zu dem sie wesentlich gehörte, als auch die Tafelmusik Montezumas nur schlecht, und der Gesang, der allerdings nicht fehlte (wie Gomara 342 und Herrera II, 7, 7 angeben), bewegte sich stets nur im Unisono (Torquemada II, 88). Manche heiligen Handlungen, besonders das Räuchern, wurden nach den vier Himmelsgegenden hin verrichtet (Acosta V, 28, Sahagun II, Append.). Der Betende, welcher nicht eine knieende, sondern eine kauernde Stellung annahm (Torq. VI, 46), wendete sich wie der Opfernde nach Osten, daher die Zugänge zu den Tempeln gewöhnlich, obwohl nicht allgemein, auf der Westseite lagen (Gomara 349). Vor dem Genuß von Speise und Trank wurde immer etwas davon auf den Rand des Herdes oder Hausaltares niedergelegt. Speise brachte man vorzüglich den Hausgöttern dar. Ferner wurden Thiere geopfert, besonders viele Wachteln und andere Vögel, Kleider, Mais und Maiskuchen, Bohnen, Blumen (Gomara 444, Sahagun II, Append.), Wein von Maguey oder Mais, die Erstlinge des Getreides, sobald es aufgegangen war, wenn es die Frucht ansetzte und bei der Ernte (Torq. VII, 9 f., VIII, 21), Ulli-Harz das man auf Papier tröpfte, und Copal (Ritos 26). Die Chichimeken welche weder Idole noch Tempel noch Priester hatten, sollen nur un-

blutige Opfer gekannt haben die in Blumen und Früchten bestanden. Die Azteken, bei denen Fasten und schmerzhaftes Blutlassen theils als Büßung theils zur Vorbereitung auf religiöse Feste sehr häufig und allgemein waren, boten auch das Blut das sie sich selbst entzogen auf Papier gestrichen ihren Göttern dar, oder besprengten diese damit (Ritos 23, Gomara 446), oder rieben es sich selbst an die Schläfe und hingen die Stacheln mit denen sie sich gestochen hatten im Hofe des Tempels auf (Acosta V, 17). Den Tempel zu kehren, das heilige Feuer zu unterhalten, Fasten und Nachtwachen, Enthaltsamkeit und Selbstpeinigung waren nächst den Opfern die gewöhnlichsten gottesdienstlichen Handlungen. Wer von Krankheit genaß, ließ den Gott der ihm geholfen auf Papier malen, verbrannte dieses und begrub dessen Asche im Hofe. Auch Gelübde um die Erfüllung einer an die Götter gerichteten Bitte zu erlangen, waren häufig (Sahagun II, App.). Ihr höchster Schwur, dem man stets Glauben schenkte, bestand in den Worten: „Sieht mich nicht unser Gott?", und sowohl bei diesen Worten wie beim Herausgehen aus ihrem Hause und in der Nähe heiliger Orte „aßen sie Erde," d. h. sie berührten diese und führten die Hand dann zum Munde (ebend., Torq. XIII, 27); auch bezeigten sie den Göttern ihre Demuth indem sie sich Erde auf den Kopf legten (Acosta V, 24). Zu feierlicher Betheuerung bedienten sie sich bisweilen auch der Worte: „beim Leben der Sonne und unserer Herrin der Erde" (Sahagun).

Daß die Mexicaner ein tief religiöses Volk waren und in ihrem Gottesdienst, so Schweres er auch oft von ihnen forderte, große Gewissenhaftigkeit und Hingebung bewiesen, ist nach dem Vorstehenden unbestreitbar, und schon Cortes (10) hat es anerkannt. Außer den Priestern, insbesondere den mit der Aufzeichnung der Geschichte beschäftigten der Centeotl (Torq. IX, 8), gab es auch gewisse religiöse Orden deren Mitglieder sich durch ein streng mönchisch ascetisches Leben auszeichneten. Sie wohnten in einer Art von Kloster zusammen; manche dieser Religiosen lebten in Armuth und Keuschheit und durften sich erbetteln was sie brauchten (Acosta V, 16); in Teohuacan gab es vier Asceten, welche vier Jahre lang vorzüglich schwere religiöse Uebungen machten, dafür aber auch als Heilige und Vertraute der Götter in ganz besonderem Ansehn standen und gleich Orakeln befragt wurden (Torq. IX, 9). Ferner hatte man einen dem Tezcat-

lipoca geweihten Orden für Jünglinge und Mädchen, einen anderen von noch größerer Strenge der dem Quetzalcoatl heilig war, ebenfalls für beide Geschlechter, und schon in den ersten Lebensjahren pflegten die Eltern ihre Kinder zum Eintritt in denselben zu bestimmen (ebend. 30 f.). Manche dieser Asceten und Büßer steckten sich täglich mehrere Rohrstücke durch die Wunden die sie sich geschlagen hatten und sollen es bisweilen bis auf 60 gebracht haben, was natürlich für äußerst verdienstlich galt (Clavigero VI, 22). Indessen pflegte man sich einem solchen Leben und (nach Clavigero VI, 16) zum Theil selbst dem Priesteramte nicht für immer, sondern nur auf eine bestimmte Zeit zu widmen. So blieben auch die Mädchen in den für sie bestimmten Häusern beim Tempel, wo sie zwei weibliche Idole, Göttinnen der Ehe, verehrten (B. Diaz 92) meist nur bis zu ihrer Verheirathung (Sahagun II, App.), oft auch nur ein oder zwei Jahre lang. Sie widmeten sich während dieser Zeit dem Tempeldienst und führten ein strenges Leben, was sowohl für ehrenvoll als auch für glückbringend galt (Ritos 29). Die niederen Dienste, Brod backen u. dergl. scheinen sie nicht verrichtet zu haben (Vetancurt II, 3, 35); Spinnen und Weben waren nächst religiösen Handlungen ihre Hauptaufgabe (Gomara 438); sie standen unter strenger weiblicher Aufsicht und Unkeuschheit wurde an ihnen sogar mit dem Tode bestraft, nur an hohen Festen erhielten sie Fleischkost (Torq. IX, 14), mußten Nachts aufstehen um Gebete Büßungen und andern Tempeldienst zu verrichten, und fasteten jeden vierten Tag bei Wasser und Brod (Tezozomoc I, 392, Garcia IV, 19, 4). Nach Herrera (III, 2, 15) mußten die Tempeljungfrauen einem bestimmten Stadtviertel angehören; ihre Anzahl betrug ungefähr 40 (Tezozomoc) und sie waren ganz weiß gekleidet.

Die religiösen Feste der Mexicaner und ihre ausführliche Beschreibung (bei Sahagun II, Torq. X, 10 ff., Brasseur III, 502 ff., vgl. die bildliche Darstellung des cod. Vatic. 3738 und Tellerianus) sind fast durchgängig nur wenig lehrreich, da die Bedeutung der einzelnen Cultushandlungen die dabei vorgenommen wurden, für uns meist völlig dunkel ist. Wir beschränken uns daher in dieser Hinsicht auf wenige Bemerkungen.

Einer der hervorstechendsten Züge, der nur dem letzten Feste im Jahre fehlte (Clavigero VI, 35), und selbst diesem nicht wenn es

ein Schaltjahr war (Torq. X, 30), waren die Menschenopfer. Bestimmte Spuren derselben fanden die Spanier zuerst auf der Insel Sacrificios, wo neben einem männlichen Idole das Bild eines Löwen stand der mit einem Kanale für das abfließende Opferblut durchbohrt war (P. Martyr 337), dann an jener ganzen Küste (Cortes 10). Minder ausgebreitet waren sie bei den Totonaken (S. ob. p. 144 und Prescott I, 308). Die Misteken brachten Menschenopfer nur bei vorzüglich wichtigen Gelegenheiten (Brasseur III, 17 ff. nach Burgoa); daß sie in Mechoacan ebenso üblich waren wie in Mexico und daß dort namentlich beim Tode des Herrschers Freie und Sklaven, besonders aber Weiber geopfert wurden, ist hinreichend beglaubigt (N. de Guzman bei Ramusio III, 332, Gomara 437, gegen Clavigero II, 13). In Tezcuco scheinen sie seltener gewesen zu sein als in Mexico selbst; der dortige König Netzahualcoyotl verabscheute sie, vermochte sie jedoch nicht abzuschaffen, sondern nur auf die Sklaven und Kriegsgefangenen zu beschränken (Ixtlilx., Hist. I, 323, 353, Torquemada II, 56). Da die letzteren ohnehin ganz vorzugsweise von ihnen betroffen wurden, — nach Herrera (II, 7, 12) wären sie nebst verurtheilten Verbrechern die einzigen Opfer gewesen — konnte Montezuma sie gegen Cortes mit den Worten entschuldigen: „wir haben das Recht unsere Feinde im Kriege zu tödten wie ihr es auch thut; warum ist es also Unrecht, wenn wir die ohnehin zum Tode Verurtheilten zu Ehren unserer Götter tödten?" (Clavigero, Append. VIII). Daß sie ein wesentliches Mittel gewesen seien um sich gefährlicher Feinde zu entledigen oder gar eine politische Nothwendigkeit (Br. Mayer I, 106, 112) ist entschieden unrichtig; dagegen haben sie in älterer Zeit sehr erfolgreich dazu gedient Feinde in Schrecken zu setzen (Torq. II, 10 vgl. oben p. 45). Der letzte Grund derselben liegt aber wahrscheinlich darin daß man glaubte das Herz der Menschen als Sitz des Lebens und hauptsächlich das Blut sei den Göttern eine angenehme Speise, und da die Mexicaner selbst sich nicht scheuten ihr Leben den Göttern darzubieten wenn diese es verlangten (Ternaux, Recueil de pièces rel. à la conq. du Mex. p. 85 f., Davila Pad. I, 25) — auch um tiefer Ehrenkränkung oder Pflichtverletzung zu entgehen, haben manche ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht (Beispiel bei Clavigero III, 15, IV, 13) —, brachten sie um so bereitwilliger ihre und ihrer Götter Feinde diesen zum Opfer dar.

Gewiß unrichtig ist daß die Menschenopfer erst in dem Kriege Montezuma's I. gegen Chalco ihren Anfang genommen hätten (Kingsborough V, 151; Herrera III, 2, 13 vgl. ebend. 11 widerspricht sich selbst in dieser Hinsicht ebenso wie Tezozomoc I, 151 vgl. 191). In ältere Zeit und noch vor die Gründung der Hauptstadt Tenochtitlan im Jahre 1325 setzen Acosta (VII, 5) und Torquemada (II, 2, VII, 17) ihren Ursprung; ein noch höheres Alterthum schreibt ihnen Gallatin (142) zu. Da eine Sage (bei Torq. VI, 41 ff.) ihre erste Einrichtung auf die Götter selbst zurückführt und von Quetzalcoatl behauptet daß er sie abgeschafft habe (S. oben 141), so mag es zwar sein daß die Azteken bei ihrer Einwanderung nach Mexico sie erst in diesem Lande einführten (Torquemada nach Fr. A. de Olmos), aber die wahrscheinlichste Ansicht ist die Brasseur's (I, 187), daß sie von ihnen nur erneuert wurden, ihr Ursprung aber in der ältesten, jedenfalls in vorhistorischer Zeit zu suchen ist. Bei keinem der mexicanischen Völker früherer oder späterer Zeit scheint auch nur annähernd eine so große und mit dem Fortgange der Eroberungen noch wachsende Ausbreitung derselben vorgekommen zu sein wie bei den Azteken, und hauptsächlich aus diesem Grunde werden wir schwerlich irre gehen wenn wir annehmen daß die letzteren die toltekische Cultur die sie in sich aufgenommen hatten, nicht fortgebildet, sondern vielmehr nur einem raschen Verfalle entgegengeführt haben.

Die Anzahl der Menschenopfer welche im ganzen mexicanischen Reiche in letzter Zeit alljährlich fielen, hat der Bischoff Zumarraga auf 20000 geschätzt (Torq. VII, 21); in der Hauptstadt selbst und den Orten welche an den Seen lagen, belief sie sich nach Angabe der Mönche auf mehr als 2500 (B. Diaz 309). Nach Oviedo (XXXIII, 45) hätte Montezuma jährlich über 5000 Menschen den Göttern schlachten lassen; bei dem großen Feste des Camaxtle in Tlascala fanden 800 solche Opfer statt (Ritos 31) und der zweite Monat des Jahres Tlacaxipehualiztli war wegen der vielen Menschenopfer die dem Gotte der Silberarbeiter, Xipe, gebracht wurden, von der Schlaflosigkeit der Menschen benannt (Torq. X, 34). Eine mehrjährige Dürrung die einen Theil der Bevölkerung nach Nicaragua auszuwandern genöthigt hatte, führte zu vermehrten Opfern dieser Art für Tlaloc (Gomara 445); die Einweihung des Haupttempels von Mexico (19. Febr. 1487 nach Gama) durch Ahuitzotl, welcher nebst den

Großen des Reiches mit eigener Hand dabei thätig war (Tezozomoc I, 390), soll nach Torquemada (II, 63, VIII, 22) 62344, nach Fr. Toribio Motolinia (Coleccion 68) und Ixtlilxochitl (Hist. II, 48) sogar 80400 Menschen das Leben gekostet haben. Von massenhaften Menschenopfern an den einzelnen jährlichen Festen ist zwar bei Sahagun und Torquemada nur selten (öfter bei Gomara 444 ff.) die Rede, häufig aber von einzelnen oder einer bestimmten kleineren Anzahl derselben. Die Uebertreibungen welche zum Theil in den vorstehenden Angaben liegen auf ihr rechtes Maaß zurückzuführen, fehlt es uns an hinreichend beglaubigten Thatsachen auf die wir uns stützen könnten; nur im Allgemeinen läßt sich sagen daß die kleinsten der angeführten Zahlen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Das gewöhnliche Verfahren bestand darin, daß das Opfer auf den in der Mitte etwas gewölbten Opferstein gelegt und von 5 Priestern am Kopf, den Armen und Beinen gehalten wurde, während der Oberpriester (Papa, Topilzin), der dabei stets den Namen des Gottes führte (Clavigero) die Brust rasch aufschnitt und das Herz herausriß; dieses wurde meist der Sonne, bei gewissen Gelegenheiten dem Monde (Acosta V, 29) dargereicht, damit die Schwelle der Kapelle berührt und die Lippen des Idoles gerieben, oder man warf es nur in ein Becken, das am Altare stand; die alten Priester durften es verzehren oder es wurde verbrannt und die Asche desselben aufbewahrt (Ritos 24, Gomara 446, Acosta V, 20, Sahagun II, 2, Torq. VII, 19, Clavigero VI, 18). Die dabei thätigen Priester hatten sich Gesicht und Hände geschwärzt und stürzten die Leiche die Tempeltreppe hinab unter die Menge, die zu beiden Seiten des Tempels nach Osten gewendet stand, Männer und Weiber getrennt, und mit Beten beschäftigt (Herrera II, 7, 17) des Festmahles harrte das ihr der Herr der geopferten Kriegsgefangenen zu geben pflegte. War das Opfer der Sklave eines Privatmannes, so wurde es nicht hinabgeworfen, sondern nach Hause getragen und dort verzehrt (Torq.). Von den Otomies wird sogar behauptet daß sie das Fleisch auf dem Markte verkauft hätten. Man dachte gar nicht daran das Verzehren von Menschenfleisch zu verheimlichen: die Mexicaner warfen den Spaniern vor daß ihr Fleisch bitter schmecke (B. Diaz 188). Daß man den geopferten Menschen die Haut abzog, die entweder ausgestopft und im Tem-

pel aufgehängt oder einem angesehenen Manne umgelegt wurde der in dieser Kleidung tanzte (Gomara 444, Ritos 24), war nur bei gewissen Festen, doch schon in früher Zeit gebräuchlich (Torq. VII, 18, 20). Der Gott Xipetotec (Xipe? vgl. Torq. X, 11), der gewisse Krankheiten schickte und vorzugsweise auf diese Art gefeiert wurde, war selbst mit einer Menschenhaut bekleidet (Sahagun I, 18). Außer dem Schlachten des Opfers kamen bei besonderen Gelegenheiten auch andere Todesarten vor: Ertränken, Lebendigschinden, Verbrennen, Verhungernlassen (Ritos 25, Torq. X, 10 f., 30). Beim Feste des Xiuhteuctli wurden Sklaven ins Feuer geworfen und wenn sie halb verbrannt waren, wieder herausgezogen und geschlachtet (Sahagun II, 10, 29, Torq. X, 22). Kinder wurden bei mehreren Gelegenheiten und, wie es scheint, immer dem Tlaloc geopfert: ein Knabe und ein Mädchen aus edlem Geschlechte wurden ins Wasser versenkt, wenn die Saat aufging; war sie größer geworden, so mußten vier Kinder den Hungertod in einer Höhle sterben (Torq. VII, 21, X, 10, 12). Verkauf von Kindern zum Zwecke des Opfers soll häufig gewesen sein (Herrera II, 6, 16).

Befremdend ist es daß bei vielen Festen nicht bloß, wie erwähnt, der Opferpriester, sondern auch das Opfer selbst die Kleidung des Gottes trug und diesen vorstellte: die Priester erhielten alljährlich einen Sklaven um ihn als lebendiges Bild ihres Gottes aufzuputzen umherzuführen und verehren zu lassen, ehe sie ihn opferten (Gomara 444, Acosta V, 21, 29). Namentlich geschah dieß mit dem jungen Menschen der für das Fest des Tezcatlipoca bestimmt war: man unterrichtete ihn sorgfältig darüber wie er sich zu benehmen habe, lehrte ihn das Flötenspiel und gab ihm 20 Tage vor seinem Tode vier junge Mädchen zur Gesellschaft. Beim Ersteigen des Tempels unmittelbar vor dem Opfer zerbrach er eine Flöte auf jeder Stufe (Sahagun II, 5, 24). Die zum Opfer ausersehenen Gefangenen wurden in Käfigen gehalten und förmlich gemästet oder man ließ ihnen wenigstens alles Wohlleben zutheil werden (B. Diaz 71, 78, Acosta V, 10).

Zur Feier der Feste gehörte nächst Musik Gesang und Tanz, bei welchem streng darüber gewacht wurde daß nichts Unanständiges vorkam (Sahagun II, 24, 27), ein reicher Schmuck mit Laubwerk und Blumen, den die Mexicaner vorzüglich liebten. Bei manchen Festen war Trunkenheit nicht nur erlaubt, sondern auch herkömmlich für Alt

und Jung, Männer und Weiber, und man berauschte sich außer mit Getränken auch durch den Genuß gewisser Schwämme (ebend. 38, Ritos 17); vorzüglich reich geschmaust und getrunken wurde bei dem Feste im zwölften Monate das der Rückkehr der Götter galt, welche man einige Zeit hinweggegangen und nun zurückkommend glaubte, an der Spitze des Zuges den ewig jung bleibenden Tezcatlipoca, die bejahrteren ihm folgend (Sahagun II, 12, Torq. IX, 27, X, 24). Zu der Zeit wo die Vorräthe an Lebensmitteln knapper wurden, trat ein Fest ein, das mit einer allgemeinen acht Tage lang dauernden Speisung der Armen begann, bei welcher jedoch jeder von ihnen nur eine Portion erhalten durfte (Sahag. II, 27, Torq. X, 19). Auffallend ist daß die Wassergötter (Tlaloques) die meisten, nämlich vier jährliche Feste hatten, im 1., 3., 6. und 16. Monat (Torq. X, 10, 12, 17, 28). Der letzte oder zwanzigste Tag jedes Monates war Opfertag (Gomara 444), das größte Fest im Jahre aber lag am Schlusse desselben; es wurden bei dieser Gelegenheit den Kindern Ohren und Lippen durchbohrt und ihnen Lehrer bestimmt, man hielt eine große Jagd, löschte die alten Feuer und zündete neues an (Torq. X, 30). Die achttägigen allgemeinen Fasten, welche nach Gomara (446) stets dabei gehalten wurden, fanden nach Sahagun (IV, Append.) vielmehr nur alle 8 Jahre statt. Am Ende der Periode von 52 Jahren wurde selbst das heilige Feuer ausgelöscht, nachdem man alle Hausgötter und Mahlsteine in's Wasser geworfen, die Geräthe zerbrochen oder, wie die Häuser, sorgfältig gereinigt hatte. Die Priester führten das Volk in feierlichem Zuge auf einen Berg bei Iztacpalapan 2 leguas von Mexico (Gomara 447; Sahagun VII, 10 f. sagt „bei Vixchatlan", worunter wohl Huexotla oder Ajotla zu verstehen ist); die Furcht vor gespenstischen Ungeheuern und dem Untergang der Welt hielt Alles in Spannung, und mit Angst sah man um Mitternacht der Anzündung des neuen Feuers durch die Priester entgegen. Sie geschah (nach Torq. X, 33) auf der Brust eines Gefangenen, der verbrannt wurde sobald dieser Zweck erreicht war. Die Freude war dann allgemein, da man darin eine Bürgschaft dafür sah, daß die Götter den Menschen ein neues Säculum schenkten. Dieses Fest führte den Namen Toxiuhmolpia, „Bindung der Jahre".*

---

* Wir haben früher (III, 208 u. 219) darauf hingewiesen daß die Natchez, deren Königsfamilie sich das Geschlecht der Sonne nannte, und die Creek in Florida ein „Fest der ersten Früchte" hatten, bei welchem ebenfalls die Anzün-

Für das Hauptfest des Huitzilopochtli im 15. Mon. des Jahres wurde von den Tempeljungfrauen (Acosta V, 24) ein großes Bild dieses Gottes (nach Torq. X, 27 auch ein solches des Tlacahuepan oder Tlaloc) aus Sämereien und Kinderblut gemacht durch dessen Berührung man Vergebung der Sünden erhielt (Gomara 350, Torq. VI, 38). Am Tage des Festes holte dann ein Priester in der Kleidung des Quetzalcoatl den Kriegsgott Paynalton und brachte ihn nach einer langen Prozession, die durch bestimmte benachbarte Orte ging, zu Huitzilopochtli. Nach vollbrachten Menschenopfern schoß er einen Pfeil auf das Bild ab und theilte die einzelnen Stücke desselben — der König erhielt das Herz — unter das Volk aus. Wer davon mitaß, verpflichtete sich dadurch gegen Huitzilopochtli zu gewissen-Diensten Geschenken und Bußübungen (Sahagun III, 1). Das bei diesem Feste geweihete Wasser tranken die Heerführer bevor sie in's Feld zogen (Torq. VI, 48). „Das Fleisch Gottes“ zu essen (Herrera III, 2, 17) war in derselben Weise beim Feste des Huitzilopochtli im 5. Monat, bei dem der Tlaloques im 16. (Torq. X, 16, 28), beim Feste des Gottes Omacatl und einigen anderen Gelegenheiten gewöhnlich (Sahagun I, 15, II, 16), und es ist nicht zu leugnen daß diese Feier mit der christlichen Communion nach Form und Zweck eine mehr als bloß oberflächliche Aehnlichkeit hatte. In manchen Gegenden unterwarf sich der Oberpriester 9—10 Monate langen Fasten und Kasteiungen und nahm die Sünden des Volkes auf sich (Torq. IX, 25). Die Totonaken opferten alle 3 Jahre 3 Kinder, aus deren Blut mit Ulliharz vermischt sie kleine Kuchen machten welche sie „das Brod unseres Lebens“ nannten (ebend. VI, 48).

Die Ansicht der Mexicaner von der Natur ist allerdings nicht so gespensterhaft wie bei Völkern die auf einer tieferen Stufe der Entwickelung stehen geblieben sind, aber mit mythologischen Elementen ist sie gleichwohl reichlich versetzt und abergläubische Vorstellungen der mannigfaltigsten Art haben in ihr einen weiten Spielraum.

Interessant, aber leider sehr verwirrt sind die Nachrichten über die mexicanische Lehre von den Weltaltern. Das Ende des fünften Weltalters, dem sie selbst anzugehören glaubten, fürchteten die Mexicaner bei

dung des neuen Feuers durch einen weiß gekleideten Priester geschah und die aufgehende Sonne ängstlich erwartet wurde. Die dabei herrschende Vorstellung einer Reinigung von Sünde und der Genuß eines geweihten Getränkes durch den man größere Tapferkeit zu erlangen hoffte, finden ebenfalls bei den Mexicanern eine genaue Parallele.

jedem ihrer Säcularfeste; die vier ersten lagen hinter ihnen. Diese waren je nach dem Elemente benannt das in ihnen vorherrschte und einem jeden den Untergang bereitete. Die Ordnung und Dauer derselben wird sehr verschieden angegeben, nur darin bleiben sich die Berichte größtentheils gleich, daß im Weltalter des Wassers die Menschen (vielleicht sind vielmehr die lebenden Wesen überhaupt zu verstehen) sich, wenn auch nur in geringer Anzahl, entweder in einem hölzernen Hause retteten oder in Fische verwandelt wurden, daß im Weltalter der Luft viele Affen ankamen, die nach Einigen verwandelte Menschen waren, daß die Menschen in dem des Feuers da die Sonne still stand, nur durch Verwandlung in Vögel dem Untergange entflohen, und daß das Weltalter der Erde welches durch Erdbeben sein Ende erreichte, das der Riesen war (Ixtlilx., Rel. 321 und Hist. I, 2 ff.,* Gomara 431, Gama I, 94, Humboldt, Vues 204). Die richtige Reihenfolge scheint von Ixtlilxochitl (Rel. 321) gegeben worden zu sein, mit welchem der Erklärer des cod. Vatic. 3738 (bei Kingsb. V, 164 ff.), der cod. Chimalpopoca bei Brasseur (I, 426) und selbst Humboldt übereinstimmt, wenn man nämlich die von ihm gegebene Reihe gerade umkehrt, was bei der Lesung der mexicanischen Bilderschrift (S. unten) keine wesentliche Veränderung ausmacht. Man erhält alsdann folgende Ordnung der Weltalter: Wasser, Luft, Feuer, Erde, und findet sich dadurch auf die Vermuthung geführt, daß in dieser Lehre eine alte Kosmogonie verborgen sei** welche sich die Fische zuerst, nach diesen die vierfüßigen Thiere (Affen), dann die Vögel und zuletzt ein Geschlecht von Riesen entstanden dachte, auf welches das jetzige Menschengeschlecht gefolgt wäre. Darin daß das Wasser die erste Stelle einnimmt, stimmen alle älteren Quellen überein, und außer Humboldt setzt nur Gama die Erde zuerst, auf die er Luft, Feuer, Wasser folgen läßt. Boturini nennt (nach Echevarria I, 4) an erster Stelle das Wasser, dann Erde, Luft, Feuer (wie Ixtlilx., Hist. I, 2), bei Gomara finden sich

* An dieser Stelle werden nur vier Weltalter, nicht fünf unterschieden. Gomara's Bericht über diesen Gegenstand bezeichnet Echevarria (I, 4) als unrichtig welcher seinerseits mittheilt, die Lehre von den Weltaltern sei auf einem Congreß von Astrologen festgestellt worden.

** Brasseur (III, 495) giebt nach seinem cod. Chinalpopoca eine andere kosmogonische Lehre: unter dem Zeichen Tochtli (Kaninchen), heißt es, wurde die Erde geschaffen, unter dem Zeichen Acatl (Rohr) der Himmel, unter dem Zeichen Tecpatl (Feuerstein) die Thiere, der Mensch aber wurde aus Asche gebildet und belebt am 7. Tage, Ehecatl.

die Plätze der beiden letzten, in gewissen Bilderschriften dagegen (nach Echevarria) die von Erde und Luft miteinander vertauscht, und diese letztere Folge (Wasser, Luft, Erde, Feuer) soll der Reihe entsprechen, welche die vier Elemente nach der Ansicht der Mexicaner von unten nach oben ihrem Werthe gemäß bilden, daher im mexicanischen Kalender die Zeichen: Rohr, Kaninchen, Haus, Feuerstein, welche nach der Reihe die Symbole von Wasser, Luft, Erde und Feuer sind (S. oben p. 139), in gerade umgekehrter Ordnung auftreten. Daß am Ende eines jeden Weltalters mit dem Menschengeschlechte auch die Sonne untergegangen sei (Prescott I, 56), wird nicht berichtet, und darf schwerlich daraus gefolgert werden daß die Mexicaner den Ausdruck „Sonne des Wassers" u. s. f. statt „Weltalter des Wassers" gebrauchen. Bemerkenswerth ist aber noch daß Gomara erzählt, am Anfange des gegenwärtigen fünften Weltalters seien auch die alten Götter gestorben und neue an deren Stelle getreten.

Die Sage von der großen Fluth und von Coxcox, dem Noah der Mexicaner, welcher auf dem Berge Colhuacan (Culiacan?) landete (Clavigero VI, 1) stand mit jener Lehre von den Weltaltern wahrscheinlich in Verbindung. Die bildliche Darstellung derselben die Gemelli Careri zuerst publicirt hat, zeigt einen Vogel auf einem Baume welcher an 15 Menschen Zungen austheilt, da diese nach der großen Fluth stumm geboren waren: die Aehnlichkeit mit der biblischen Erzählung beschränkt sich also auf die Rettung eines Menschenpaares im Kahne der auf einem Berge sitzen blieb; Ixtlilxochitl, (Rel. 321) spricht nicht einmal von einem Menschenpaare, sondern von einigen wenigen, Echevarria (I, 2) von acht Menschen die dem Tode entgangen wären: von einem Paare zu reden war den christlichen Berichterstattern natürlich geläufiger. Eine ähnliche Sage wie die von Mexico gab es in Mechoacan (Herrera III, 3, 10), bei den Tlascalteken Misteken und Zapoteken (Humboldt, Vues 226 f.).

Daß die Mexicaner aus den Sternen die Schicksale der Menschen lasen, haben wir oben schon berührt. In späterer Zeit war vorzüglich der König Netzahualpilli als Astrolog berühmt; er soll die Ankunft weißer bärtiger Menschen von Osten her vorausgesagt haben (Torq. II, 64). Der sog. Priesterkalender,* welcher aus 20×13 Tagen be-

* Die bildliche Darstellung desselben im cod. Tellerianus und Vaticanus 3738 stimmt vielfach, doch nicht durchgängig zusammen.

stand, die nach je 20 mit den Zahlen von 1 bis 13 verbundenen Zeichen immer fortgezählt wurden (S. unten), während über je 13 Tage stets eines der Zeichen regierte, diente nicht der Zeitrechnung, sondern war nur von astrologischer Bedeutung: Glück und Unglück der Tage und insbesondere die Nativität hing von diesen Zeichen ab, die in dem Tonalamatl, „dem Buche des Schicksals," enthalten waren (Sahagun IV, z. A., Torq. X, 37), doch konnte die Gunst derselben ebenso von dem Gottlosen verscherzt, wie deren Ungunst von dem Frommen zum Besseren gewendet werden, obgleich im Allgemeinen der Glaube herrschte, daß manche Menschen zu Feiglingen, Trunkenbolden, Räubern u. s. f. geboren würden. Die vier letzten Zeichen jedes Monates, das zehnte bis dreizehnte, galten stets für glücklich, auch in dem des Quetzalcoatl welcher sonst nur aus mehr oder minder unglücklichen Tagen bestand, während der ganze dem Huitzilopochtli geweihte Monat nur Glückstage hatte. Der dritte Monatstag war glücklich, der neunte durchgängig unglücklich; daneben gab es auch indifferente Tage (Sahagun IV, 1, 8, 11, 13 f., 21). Auch die Zahlen von 1 bis 7 hatten eine mystische Bedeutung und dienten astrologischen und anderen Zwecken ähnlicher Art (Gama II, 136).

Von übler Vorbedeutung war es ein wildes Thier brüllen und gewisse Vögel singen oder schreien zu hören; Axtschläge des Nachts, ein über den Weg laufendes Wiesel, unter Umständen auch Ameisen, Frösche, Mäuse, zeigten Schlimmes an. Eine Eule, der Götterbote der Unterwelt, die sich auf das Haus setzte, ließ den Tod eines seiner Bewohner, eine Zwillingsgeburt den Tod von Vater oder Mutter voraussehen, daher von Zwillingskindern oft eines getödtet wurde. Weinten die Kinder viel welche geopfert werden sollten, so deutete dieß auf starke Regen, begegnete ein Wassersüchtiger einem Festzuge, so hatte man trocknes Wetter zu erwarten (Sahagun V, 1, 4 f., II, 20, Ritos 60, Torq. VI, 48). Außer vielen Thieren wurden Omina vom Knacken des Feuers, von Erdbeben und Sonnenfinsternissen hergenommen, bei denen man reichliche Blutentziehungen vornahm (Gomara 447) und Menschen mit weißem Gesicht und Haar (Albinos?) opferte (Sahagun VII, 1). Gespenster, deren Gestalt Tezcatlipoca oft annahm, brachten nur dem Furchtsamen Unglück; den Tapfern der sich ihnen stellte und sie überwand, beschenkten sie mit einem Talisman (Sahagun V, 3, 11 f.). Auch an Blumen knüpfte sich mancherlei Aberglaube. Verschütteten

Mais nicht aufzusammeln war gefährlich, denn dieser beklagte sich bei der Gottheit über Mißachtung. Unerlaubte Liebesverhältnisse werden von den Mäusen verrathen die stets darum wissen und dann Matten und Geräthe benagen. Wird über ein Kind hinweggeschritten, so wächst es nicht mehr; trinkt der jüngere Bruder vor dem älteren, so begegnet ihm dasselbe. Wer den Mahlstein beleckt dem fallen die Zähne aus. Ein gewechselter Zahn muß in ein Mauseloch gelegt werden, sonst wachsen die Zähne nicht wieder. Wer niest, von dem wird Uebles geredet hinter seinem Rücken. Vorzüglich vieler Aberglaube, den wir anzuführen unterlassen, knüpfte sich wie überall so auch bei den Mexicanern an den Zustand der Schwangerschaft (ebend. Append.).

Das Meiste von diesem Aberglauben ist sehr unschuldig, manches hat sogar, wie man sieht, einen verständigen Zweck. Den Priestern schrieb man (nach Oviedo XXXIII, 45) eine Art von Zaubermacht zu, so daß ihr Wille und Ausspruch einen Menschen sogar um das Leben zu bringen vermöchte. Sonst scheint man sich mit Zauberei nur wenig abgegeben zu haben. Wenn jemand Fieber hatte, machte man einen kleinen Hund von Mehlteig und setzte ihn auf einen Magueystrauch, in dem Glauben daß der erste Vorübergehende das Uebel mit sich nehme. Wenn jemand etwas verlor, abwesend oder krank war, sah man unter gewissen Ceremonien in ein Gefäß mit Wasser und erblickte darin den Ort wo das Verlorene sich befand, sah den Abwesenden lebendig oder todt, den Kranken sterbend oder genesend. Auch Mais zu werfen um den Ausgang einer Krankheit zu erfahren war ein gewöhnliches Mittel (Ritos 60, Torq. VI, 48).

Nur die Otomies glaubten daß die Seele mit dem Leibe zugleich sterbe, die Mexicaner nahmen ein anderes Leben, ein Paradies für die guten Menschen an und eine Art von Hölle, Unterwelt (Mictlan) zur Strafe für die Bösen (Torq. VI, 45, 47, Sahagun bei Kingsb. V, 427); indessen richtete sich das Schicksal der Menschen im Jenseits keineswegs nach ihrer Moralität allein: den Vornehmen wurden höhere Genüsse zutheil als den gemeinen Leuten (ebend. 357), jene wurden nach dem Glauben der Tlascalteken in glänzende Wolken, schöne Vögel und edle Steine, diese in häßliche verwandelt (Torq. a. a. O.). Ferner kamen die an Krankheit Gestorbenen, nachdem sie nach einiger Zeit auf der Erde umhergewandert waren und dann einen Fluß passirt hatten, in die Unterwelt, vor deren Herren sie mit gewissen Geschenken zu er-

scheinen hatten (Sahagun III, App. 1). Auch die Vornehmen hatten dieses Schicksal, daher es von König Ahuitzotl, der an einer Körperverletzung starb, heißt daß er in die neunte Unterwelt hinabgestiegen sei (Tezozomoc II, 68): es gab nämlich Abtheilungen derselben, in deren einer (nach Gama I, 44) die Seelen ganz vernichtet wurden. Nur die Aussätzigen Gichtbrüchigen und Wassersüchtigen theilten nicht das Loos der anderen Kranken, sondern kamen wie die vom Blitz Erschlagenen und Ertrunkenen zu den Tlaloques in „das irdische Paradies" (Tlalocan), die im Kriege Gefallenen oder in Feindeshand Umgekommenen aber, die im Wochenbett gestorbenen Frauen und nach Gomara (436) auch die im Tempel Geopferten gelangten an einen Ort noch größerer Glückseligkeit, nämlich in den Himmel zur Sonne (Sahagun III, Append. 2 f., VI, 29, Torq. XIII, 48). Die kleinen Kinder welche starben, genossen die besondere Liebe der Götter, sie kamen nach dem Tode zu einem Baume von dem stets Milch herabträufelte oder wurden zu Mittelspersonen zwischen der Götter- und Menschenwelt bestellt (Sahag. bei Kingsb. V, 427, Spiegazione ebend. V, 163). Das irdische Paradies lag im Osten, die Unterwelt im Norden, die Wohnung der Sonne und der Göttinnen Cioapipilti setzte man in den fernen Westen, den Sitz der Götter Vitznaoa in den Süden (Sahagun VII, 5, vgl. VI, 29). Auch die Seelen der Thiere galten nach Clavigero (VI, 1) den Mexicanern für unsterblich.

Der Todte wurde mit vielen Papierschnitzeln behängt, man goß ihm etwas Wasser auf den Kopf und kleidete ihn gleich dem Gotte der sein Leben vorzüglich geleitet zu haben schien oder durch den er gestorben war, den Krieger wie Huitzilopochtli, einen Ertrunkenen wie Tlaloc (Sahagun III, Append., Gomara 436). Die Papierschnitzel erhielt er zum Schutz gegen die Gefahren des Weges der ihm bevorstand, denn er hatte aneinander schlagende Berge, eine Schlange, ein Krokodil u. A. dergl. zu passiren; auch einen Hund schlachtete man der ihn begleiten sollte und gab ihm Wasser zum Trunke mit (Torq. XIII, 47). Die gewöhnlichste Weise des Begräbnisses war die Beerdigung: der Todte wurde in einem ausgemauerten Grabe auf einen Stuhl gesetzt und ihm Schwert und Schild, der Frau Rocken und Spindel in die Hand gegeben, und etwas Speise und Trank nebst dem werthvollsten Eigenthume hinzugefügt (Anonymus bei Ramusio III, 310). Gemeinsame Begräbnisse scheint es nicht gegeben zu haben; das Grab wurde im

Hause, im Hofe eines Tempels oder in deren Umgebung gemacht, auch wohl auf Bergen wo geopfert wurde (Herrera II, 7, 17, III, 2, 18). Beerdigt wurden insbesondere diejenigen welche in Folge ihrer Todesart in das irdische Paradies gelangten; andere (nach Gomara die Vornehmeren) verbrannte man und begrub dann die Asche in einem Topfe mit einem Edelstein (Torq. XIII, 47 f.) oder stellte sie im Tempel auf (Acosta V, 8). Nach 20, dann immer nach 4 mal 20 Tagen und am Jahrestage des Todes wurde die Klage um den Todten erneuert und diesem eine Gabe dargebracht; nach Ablauf von 4 Jahren aber stellte man dieß ein (Ritos 20). Auch die Chichimeken und Otomies verbrannten ihre Todten, die Misteken Zapoteken und Mixes begruben sie mit den Füßen nach Osten, nahmen aber die Gebeine wieder aus der Erde und stellten sie in Krügen in den Höfen der Tempel auf (Kingsborough V, 130, vgl. 193).

Die Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten mit welchen die im Kriege Gefallenen, die Großen des Reiches und die Anführer des Heeres bestattet wurden, hat Tezozomoc (I, 289 vgl. II, 147) gegeben. Der vornehme Todte wurde am vierten oder fünften Tage in 15 bis 20 feine Tücher eingewickelt und kostbar geschmückt. Er erhielt eine gemalte Maske, die Kleidung des Gottes dem er im Leben hauptsächlich gedient hatte, wurde auf ihn gelegt; dann fand die Verbrennung statt. Weiber und Sklaven folgten ihm in den Tod und diese am vierten Tage dargebrachten Menschenopfer wurden am zwanzigsten, vierzigsten und achtzigsten Tage wiederholt. Seine Asche legte man mit Idolen und zwei Haarlocken, deren eine ihm schon bei der Geburt abgeschnitten worden war, zusammen in ein Kästchen auf welchem sein Bild zu sehen war und brachte vor diesem einige Zeit lang Gaben dar (Torq. XIII, 45, Acosta V, 8). Das Leichenbegängniß des Königs, bei dessen Erkrankung das Idol des Gottes dem er vorzugsweise diente, Tezcatlipoca oder Huitzilopochtli, eine Maske erhielt oder mit einem Schleier bedeckt wurde, fand im Wesentlichen auf dieselbe Weise statt. Die Menschenopfer dabei stiegen manchmal bis zu 200 (Gomara 436, ausführlich Ixtlilxochitl, Rel. 369 f.). In älterer Zeit verbrannte man nur eine Puppe die den verstorbenen König darstellte, später die Leiche selbst, und hielt zur Trauer achtzigtägige Fasten (Tezozomoc I, 303, II, 70). Die Lade mit der Asche desselben auf welcher ein gut gearbeitetes Bild von ihm stand, wurde zur Seite des Altars des Tezcatlipoca aufgestellt, wie

überhaupt die Kapellen der Tempel dazu dienten die Asche der vornehmen Todten aufzunehmen (Ixtlilx. a. a. O. und Hist. I, 147, Herrera II, 7, 17, vgl. oben p. 149). Daß die Leiche nach Entfernung der Eingeweide auf eine gewisse Weise einbalsamirt wurde, kam nur selten vor (Clavigero II, 11, VI, 40). Vorzüglich groß war die Pracht und die Anzahl der Menschenopfer beim Tode des Königs von Mechoacan (Näheres bei Torq. XIII, 46).

Die Leistungen der mexicanischen Völker sind in mehr als einer Hinsicht so bedeutend, daß es einer einigermaßen unbefangenen Betrachtung nicht möglich ist ihre geistigen Fähigkeiten gering anzuschlagen. Von älteren Schriftstellern hat, um von früher schon angeführten Zeugnissen abzusehen, namentlich Acosta (VI, 1) diese Ansicht ausgesprochen, unter den späteren Clavigero (I, 15, Append. V, 2), einer der genauesten Kenner ihres Lebens und Wesens, sich dahin erklärt daß ihre Begabung selbst für abstracte Wissenschaften nicht schlechter sei als die der Europäer, und an ihrer Sprache nachgewiesen (VII, 41, Append. VI, 6, note) daß es ihnen an abstracten Begriffen durchaus nicht mangelte. Ferner hat der Vicekönig Mendoza (1537) die Fortschritte sehr günstig beurtheilt welche die eingeborenen Zöglinge des neu gestifteten Collegiums in wissenschaftlichen Studien, namentlich im Lateinischen und in der Grammatik, machten (Coleccion 134), und der Bischoff Jul. Garces von Tlascala in einem Briefe an Papst Paul III. die große Lernfähigkeit der Kinder in jeder Art des Unterrichts gerühmt, und zu zeigen gesucht daß alle gegentheiligen Behauptungen nur entweder von der Herrschsucht und Habsucht ihrer Unterdrücker oder von der Faulheit derer eingegeben seien die sie bekehren sollten (Davila Padilla I, 43). Auch Humboldt (N. Sp. I, 136) bemerkt daß die Eingeborenen leicht lernen, richtig und gesund räsonniren und sogar eine gewisse Neigung zu Subtilitäten zeigen; daß er höhere Beweglichkeit und Schöpferkraft des Geistes ihnen abspricht, wird man mit Rücksicht auf die Schicksale, unter denen sie seit der Eroberung des Landes durch die Spanier gelitten haben, erklärlich finden.

Die Culturstufe auf welcher die Azteken standen, schätzt Prescott (I, 45) etwa derjenigen gleich zu welcher die Sachsen unter Alfred gelangt waren, doch fügt er hinzu (185) daß Tezcuco unter seinem großen König Netzahualcoyotl einen glücklichen Anfang zu wahrer Civilisation gemacht hatte und daß sich das Volk bildungsfähig genug zeigte um

unter günstigen Verhältnissen einen unbegrenzten Fortschritt auf dieser Bahn erwarten zu lassen, womit freilich schwer zu vereinigen ist daß Mexico's Fall im Interesse der Civilisation gelegen habe, weil die dort gebräuchlichen Menschenopfer und der Cannibalismus auf eine tiefe innere Verwilderung neben äußerer Cultur hinweise. Tezcuco, die älteste Residenz und seit früher Zeit ein Sitz der Tolteken (Ixtlilx., Rel. 367), welche wahrscheinlich die eigentlichen Schöpfer und Träger aller höheren Bildung in diesem Lande waren, stand unter seinen letzten einheimischen Fürsten in dieser Hinsicht entschieden höher als Mexico selbst, es war der eigentliche Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften und zeichnete sich besonders auch durch die Reinheit der Sprache aus welche dort geredet wurde (Torq. III, 27). Netzahualcoyotl, von dessen Weisheit Gerechtigkeit Wohlthätigkeit und Wohlwollen viele einzelne Züge erzählt werden (Ixtlilx., H. I, 332) — den bei seinem Regierungsantritt bezwungenen Empörern verzieh er mit den königlichen Worten: „ein König straft, aber er rächt sich nicht" — Netzahualcoyotl und kaum in geringerem Grade sein Sohn Netzahualpilli (Ixtlilx., Rel. 409 f.) pflegte die Poesie Musik und Beredtsamkeit, die Geschichtschreibung Astrologie und Wahrsagekunst an seinem Hofe mit aller Sorgfalt, stiftete besondere gelehrte Gesellschaften die sich nur diesen Studien widmen sollten, richtete Schulen zur Vorbereitung auf sie ein (Torq. II, 41) und gab sogar durch seine eigenen Leistungen ein hervorragendes Beispiel. Er soll 60 Hymnen zu Ehren der Götter, eine Elegie auf die Zerstörung von Azcapuzalco und eine andere auf die Unbeständigkeit menschlicher Größe und menschlichen Glückes gedichtet haben. Erfüllt von dem Gefühl der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes prophezeit er selbst den Fall seines Reiches in poetischer Sprache mit gut gewählten Bildern (Ixtlilx. I, 360 ff., vgl. Prescott I, 175, Brasseur III, 292, 673). Die beiden Hymnen von ihm welche Boturini im Original besaß, sollen zu Cortes' Zeit in römischen Charakteren aufgeschrieben und von Ixtlilxochitl, Netzahualcoyotl's Großneffen, in spanische Verse übersetzt worden sein (Humboldt, Vues 319) — was natürlich ein sicheres Urtheil über den Werth und die Authenticität der auf uns gekommenen Schriftstücke unmöglich macht, um so mehr als Echevarria (Discurso prelim.) versichert daß viele der späteren Sprache ganz fremde Wörter in den Gesängen des Netzahualcoyotl vorkämen. Eine dieser Hymnen, deren spanischer und französischer Text sich

bei Ixtlilxochitl (Cruautés p. 302, vgl. Prescott III, 376) findet, hat schwerlich jenen König, sondern einen christlichen Azteken der späteren Zeit zum Verfasser, wie sich nicht allein aus der Art ergiebt auf welche in den letzten Versen von dem Leben nach dem Tode gesprochen wird, sondern besonders auch daraus daß im 13ten Verse Netzahualcoyotl angeredet und an ihn die Worte gerichtet werden: „Höre meinen Gesang und meine Leier, die deinen Beifall zu erwerben strebt". Der Gesang, welcher auf des Königs Lebensansicht eingeht, wird demnach als vor ihm, nicht als von ihm selbst gesungen gedacht. Einige elegante altmexicanische Verse hat, wie Clavigero (VII, 42, note 2) bemerkt, P. Orazio Carocci in seiner Grammatik der mexicanischen Sprache mitgetheilt.

In den früher theilweise von uns mitgetheilten Reden herrscht öfters eine so eindringliche wahrhafte Beredtsamkeit, daß wir weitere Beweise für die Blüthe dieser Kunst im alten Mexico nicht anführen zu müssen glauben. Wir verweisen nur noch auf ein Beispiel dieser Art bei Zurita (189), auf die Rede eines Häuptlings von Tezcuco welche zur Annahme des Christenthums bewegen soll, und ohne Zweifel bedeutend besser ist als eine große Anzahl ähnlicher Versuche unserer Missionäre. Die Bilder welche in der Rede der Mexicaner gebraucht werden, sind natürlicher Weise bisweilen nicht nach unserem Geschmacke, aber sie sind äußerst treffend, der Ausdruck steigert sich nicht selten zum Ergreifenden und Erhabenen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen daß man im Ganzen nach diesen Proben auch über die Geschmacksbildung der Eingeborenen nur günstig urtheilen kann.

Aus Sahagun (VI, 22, 41 f.) fügen wir hier als nicht uninteressant nur noch ein paar Sprüchwörter und Kinderräthsel der Mexicaner bei, die zum Theil an Bekanntes erinnern und wohl kaum alle von einheimischem Ursprung sind. Die Gerechten werden für die Sünder bezahlen (müssen). Der Tropfen höhlt den Stein. Ein Wolf im Schafskleide. Er hat den Balken im Auge und sieht ihn nicht. Er ist nach Wolle gegangen und geschoren wiedergekommen. Was geht durch's Thal und schleppt die Eingeweide nach? Die Nähnadel. In was geht man von drei Seiten hinein und kommt von einer heraus? Das Hemd.

Von den mexicanischen Bilderschriften die sich erhalten haben, sind einige auf Hirschhäute gemalt, wie der öfter angeführte vaticanische Codex, andere auf Baumwollenzeug oder auf Metl-Papier, das man

in Mexico bis zu 3 Meter lang und 2 Meter breit machte (Humboldt, Ans. d. C. II, 15, I, 70). Dieses Papier aus den Fasern der Aloe gleicht dünner geschmeidiger Pappe und wurde theils gerollt, theils wie ein Tuch zusammengelegt; man hatte aber auch noch andere Arten von Papier, namentlich solches das aus den Fasern einer Palme bereitet wurde (Clavigero VII, 48). Der Papierverbrauch war sehr bedeutend in Mexico: Montezuma ließ sich jährlich 10000 Ballen liefern. Die kleinen Zwischenräume des Pflanzenbastes aus welchem man Papier machte, wurden mit Harz ausgefüllt, oder man weichte ihn auf, dehnte ihn aus und überstrich ihn mit Gyps, so daß man darauf schreiben und dann das Geschriebene wieder auslöschen konnte. Bei großen Einkäufen auf dem Markte pflegten sich die Eingeborenen solcher Tafeln zum Rechnen zu bedienen (P. Martyr 354), auch hatten sie häufig kleine Bücher von Papier im Hause um in ihnen die Zeit und merkwürdige Ereignisse mit Zeichen zu notiren (B. Diaz 309): wir müssen daraus auf eine ausgebreitete Kenntniß einer gewissen Art von Bilderschrift und auf einen ziemlich allgemeinen Gebrauch derselben in Mexico schließen. Die Bücher bestanden nicht aus einzelnen Blättern, sondern aus langen Streifen die in quadratische Blätter zusammengelegt und mit ihren Enden an ein paar Holztafeln angeheftet waren, so daß sie zusammengefaltet unseren Büchern ganz glichen (P. Martyr a. a. O.). Diese Streifen waren oft 60—70′ lang und die einzelne Seite 100—150 Quadratzoll groß (Humboldt, N. Sp. I, 131). Die auf Baumwollenzeug (algodon y engrudo) gemalten Bilder wurden mit Oel (Firniß) bestrichen um sie vor Feuchtigkeit zu schützen (Gomara 324, 349); auch diese Bilderschriften faltete oder rollte man zusammen; außerdem gab es auch solche auf Holz und Stein (ebend. 429).

Dem Inhalte nach hatten die Mexicaner fünf Arten von Büchern (Ritos 4); die einen betrafen die Zeitrechnung, stellten den Kalender dar und dienten als historische Annalen, andere enthielten den Festkalender, gaben die Opfertage an, die Gottheiten denen sie heilig waren und den Ritus welchen man zu beobachten hatte; die dritte Klasse von Büchern bezog sich auf Traumdeutungen, Wahrsagekunst und Astrologie, die vierte auf die Nativität und die Namengebung, die fünfte beschäftigte sich mit den Heirathsgebräuchen. Indessen sind hiermit die Gegenstände nicht erschöpft von denen wir wissen daß sie von den Mexicanern in Bilderschrift aufgezeichnet wurden, denn wir besitzen noch mexicanische

Tributregister, Prozeßstücke und Genealogieen in bildlicher Darstellung, einige Malereien kosmogonischen Inhalts, einen pädagogischen und, wenn auch nur fragmentarisch, einen bürgerlichen Strafcodex.

Gomara (432) giebt an daß die Bilderschrift der Mexicaner von der der Aculhuas verschieden gewesen sei, ohne jedoch näher zu erläutern worin diese Verschiedenheit bestanden habe. Alle bis jetzt bekannten und von Kingsborough wiedergegebenen mexicanischen Handschriften bis auf zwei, den Berliner Codex welchen Humboldt selbst von Mexico mitgebracht hat und den Dresdner über den wir später noch zu reden haben werden, enthalten die bekannten mexicanischen Zeichen für die Tage und Jahre: Gallatin (306) hat daraus geschlossen daß sie sämmtlich mexicanischen Ursprunges seien. Diese Folgerung ist indessen unsicher, denn nicht allein finden sich unter ihnen in der Darstellungsweise Anordnung und Ausführung beträchtliche Unterschiede, sondern wir wissen auch daß außer den Mexicanern auch die Aculhuas, Misteken (Brasseur III, 17 ff. nach Burgoa) und andere Völker im Besitze von ähnlichen Büchern waren, und daß sich alle wahrscheinlich derselben Zeitrechnung wie jene bedienten. Unter den Bilderschriften bei Kingsborough hat der Codex welcher Boturini's Namen trägt, durchgängig nur schwarze Bilder, ist aber wohl sicher aztekischen Ursprungs. Mit geringerer Zuversicht läßt sich dieß von den Bodley'schen Handschriften behaupten, welche in ihren Hauptcharakteren einander ähnlich sind und dem Laud'schen Codex am nächsten stehen, während sie sich zugleich durch ein eigenthümliches oft wiederkehrendes Zeichen, durch die zum Theil abweichende Gestalt der Waffen (Aexte, Schwerter) und die größere Seltenheit des aztekischen Federschmuckes von den übrigen aztekischen Bilderschriften (cod. Vatic. und cod. Mendoza) unterscheiden, denen namentlich das Laud'sche Manuscript ferner zu stehen scheint. Die Anzahl der Farben mit denen sie gemalt sind ist wahrscheinlich nicht wesentlich, da deren Identität oft nicht genau festgehalten wird. Dasselbe gilt wohl auch von der Abtheilung der Zeilen durch rothe Striche, welche bisweilen horizontal bisweilen vertical gerichtet sind. Bemerkenswerther ist daß in dem Bodley'schen Manuscript von 20 Blättern das Opfer des Blutziehens aus den eigenen Gliedern gar nicht, wohl aber das Räuchern (fol. 13) vorkommt. Auch der Codex von Bologna, an welchem die 7mal 13 kleinen Rechtecke auffallen in denen die Bilder der ersten beiden Tafeln stehen, weicht von an-

deren aztekischen Malereien nicht unerheblich ab, ohne sich jedoch in wesentlichen Punkten den hieroglyphischen Zeichen von Copan zu nähern.

Ueber die Richtung in welcher die Bilderschrift zu lesen sei, gehen die Ansichten auseinander: Acosta (VI, 8) sagt, sie laufe senkrecht von unten nach oben, Gama (I, 16), sie gehe immer von rechts nach links, Humboldt (Vues 132) nimmt beides an und Gallatin (308 ff.), der zugleich die Ordnung der einzelnen Blätter in mehreren Handschriften umkehren zu müssen glaubt, stimmt ihm darin bei, bezeichnet aber die gerade umgekehrte Richtung des Lesens für einen Theil des Borgia-Manuscriptes als die richtige. Clavigero (VII, 49) macht noch andere Angaben. Sicheren Aufschluß hierüber gewährt die Wiener Handschrift: in dieser nämlich finden sich 11 verschiedene Symbole welche regelmäßig zusammen vorkommen, obwohl in verschiedener Anordnung (Tafel 5, 10 ff.), und von diesen steht in einem Falle der eine Theil rechts unten auf dem Blatte und der andere Theil links unten auf dem folgenden Blatte. Da überdieß jedes Blatt in zwei Columnen gespalten, die Spaltung aber oben nicht durchgeführt ist, so daß man jedenfalls von unten nach oben, dann in horizontaler Richtung und dann wieder von oben nach unten lesen mußte, so ergiebt sich daß man links unten anfing und rechts unten aufhörte — vorausgesetzt daß die Reihenfolge der einzelnen Blätter nicht etwa selbst umgekehrt werden muß. Ferner kommen Seiten von vier Columnen, aber stets mit abwechselnd bald oben bald unten nicht ganz durchgeführter Spaltung vor, welche sich nur durch doppeltes Auf- und Absteigen lesen lassen, endlich findet sich dieselbe Eintheilung der Seite auch in horizontaler Richtung anstatt in verticaler, so daß von links unten nach rechts, dann auf der nächst höheren Zeile wieder nach links (*βουστροφηδόν*) u. s. f. gelesen wurde. Allerdings scheint man bisweilen auch in der Richtung von rechts nach links das Lesen angefangen zu haben, es ging aber, wie sich aus dem Vorstehenden ergiebt, stets von unten aus, stets abwechselnd in entgegengesetzter Bewegung, dabei aber entweder senkrecht oder horizontal.

Daß die Mexicaner in älterer Zeit auch Quipos (Knotenschnüre) hatten als Hülfsmittel des Gedächtnisses für wichtige Ereignisse, bezeichnet Clavigero (VII, 49) als zweifelhaft und Prescott (I, 89 note) wohl mit Recht als unwahrscheinlich. Boturini will solche noch bei den Tlascalteken in Gebrauch gefunden haben (Humboldt,

Ans. d. C. II, 20), doch ist wenig glaublich daß sie, wenn man sich ihrer dort überhaupt jemals bediente, nicht durch die Bilderschrift verdrängt worden sein sollten.

Die naturhistorischen Kenntnisse der Mexicaner müssen wenigstens auf manchen Gebieten ziemlich bedeutend gewesen sein, denn Fr. Hernandez den Philipp II. nach Neu Spanien schickte um sich über die Naturgeschichte des Landes zu unterrichten, machte seine Studien hauptsächlich an der Hand der Eingeborenen (Clavigero VII, 59). Aus seinem Werke, das nur auszugsweise veröffentlicht worden ist, hat Nieremberg (Hist. naturae maxime peregrinae. Antverp. 1635) vielfach geschöpft. Ueber die vielen verschiedenen Heilmittel deren sich die Eingeborenen bedienten, und das Heilverfahren das sie beobachteten, hat Sahagun (X, 28) ausführlich gehandelt. Knochenbrüche wurden von ihnen sorgfältig geschient und mit aufgelegten Kräutern behandelt, die Ränder von Hautwunden mit einem Menschenhaar zusammengenäht. Daneben mögen auch mancherlei abergläubische Kuren im Schwange gegangen sein; wenigstens erzählt der Erklärer des cod. Vaticanus (bei Kingsb. V, 197) daß sich die Maßregeln der Aerzte nach dem symbolischen Zeichen zu richten pflegten, welches dem leidenden Organe entsprach.

Unter allen Leistungen der Mexicaner auf geistigem Gebiet hat von jeher ihre Zeitrechnung, die allgemein als ein Werk der Tolteken gilt (vgl. Gama I, 13), die größte Bewunderung erregt, und nur ein neuerer Schriftsteller (Kottenkamp I, 210) ist, offenbar aus Unkenntniß der Sache darüber ganz anderer Meinung gewesen, „da eine höchst einfache Rechnung wie die der Zeit (bei den Mexicanern) durch ein nothwendig verwirrendes Verfahren ersetzt sei." Am ausführlichsten und genauesten haben über den mexicanischen Kalender Gama und Gallatin gehandelt.

Das bürgerliche Jahr, Tonalpohualli „Rechnung der Sonne," war ein Sonnenjahr von 18 Monaten zu je 20 und 5 überschüssigen Tagen, welche letzteren nemotemi (leer, unnütz) hießen, und zwar Feiertage, eine Zeit allgemeinen Nichtsthuns, aber nicht von festlicher Bedeutung waren: wer an einem derselben geboren war, galt für unglücklich (Acosta VI, 2, Gomara 446). Daneben bestand zwar das oben (p. 163 f.) schon berührte Priesterjahr von 20mal 13 Tagen, welches Metzlapohualli „Rechnung des Mondes" hieß, aber außer die-

sem Namen und dem des Monates selbst (Meztli bezeichnet zugleich den Mond und den Monat) weist nichts darauf hin daß die Mexicaner jemals nach dem Mondlauf gerechnet hätten — Echevarria allein (I, 4) schreibt ihnen und wohl nur vermuthungsweise Mondmonate von 26 Tagen in alter Zeit zu. Nur in der Bezeichnung und Zählung der Tage des Jahres blieb jene Eintheilung nach 20mal 13 Tagen bestehen und wir dürfen deshalb wohl annehmen daß sie in früherer Zeit allerdings die wirkliche Grundlage der Zeitrechnung gebildet hat. Die Tage eines jeden Monates waren nämlich nach 20 Zeichen benannt;* wollte man aber einen bestimmten Tag im Jahre angeben, so nannte man nicht etwa den Namen eines dieser Zeichen und den des Monates, wie dieß uns am einfachsten und natürlichsten scheinen würde, sondern fügte zu dem Namen des Zeichens eine Zahl hinzu die zwischen 1 und 13 lag: die 20 Tage des ersten Monates wurden so bezeichnet daß zuerst die Zahlen von 1—13 und dann die von 1—7 zu den 20 Namen der Tage successiv hinzutraten, die des zweiten so, daß die Zahlen von 8 bis 13, dann die von 1—13 und zu den letzten derselben wieder die Zahl 1 hinzugesetzt wurde u. s. f. Da aber diese Bezeichnung nur für 20mal 13 Tage ausreichte ohne daß eine Zweideutigkeit entstand, fügte man zu jener Verbindung des Namens mit einer Zahl immer noch den Namen eines der sogenannten 9 Nachtgefährten hinzu welche ebenfalls in regelmäßiger Reihenfolge das ganze Jahr hindurch abwechselten. Die große Rolle welche bei dieser Bezeichnung die Zahl 13 spielte, beruhte nach Siguenza darauf daß es 13 obere Götter gab (Clavigero VI, 25); wenn aber manche Berichterstatter (z. B. Gomara 429) von einer dreizehntägigen Woche sprechen welche die Mexicaner gehabt hätten, so ist dieser Ausdruck insofern nicht passend als die dreizehntägige Periode nur für den Priester- und Festkalender, nicht aber für das bürgerliche Jahr und die Zeitrechnung selbst von Bedeutung war. Dagegen bestanden die zwanzigtägigen Monate des bürgerlichen Jahres aus 4 Wochen von

---

* Diese sind: Cipactli, Seeungeheuer; Ehecatl, Wind; Calli, Haus; Cuetzpalin, Eidechse; Cohuatl, Schlange; Miquiztli, Tod; Mazatl, Reh; Tochtli, Kaninchen; Atl, Wasser; Itzcuintli, Hund; Ozomatli, Affe; Malinalli, Grasbüschel; Acatl, Rohr; Ocelotl, Tiger; Quauhtli, Adler; Cozcaquauhtli, ein anderer Vogel; Ollin, Bewegung der Sonne; Tecpatl, Feuerstein; Quiahuitl, Regen; Xochitl, Blume. Man ist indessen nicht einig darüber ob die Monate jedes Jahres mit Cipactli begannen (vgl. Gallatin 67).

je 5 Tagen und an jedem fünften Tage, auf welchen eines der Zeichen: Kaninchen, Rohr, Feuerstein oder Haus fiel, wurde Markt gehalten.

52 solcher Wochen oder 52mal 5 Tage füllten nun allerdings ein Priesterjahr von 20mal 13 Tagen gerade aus. Da aber das bürgerliche Jahr aus (18. 20 + 5) Tagen bestand, die nach der Rechnung der Priester als (28. 13 + 1) Tage gezählt wurden, so behielten diese in jedem bürgerlichen Jahre einen Tag übrig und erst nach Ablauf von 13 Jahren konnte das Ende einer ihrer dreizehntägigen Perioden mit dem Ende des bürgerlichen Jahres zusammenfallen. Wenn nun die religiösen Feste, wie man erwarten sollte, durch den Priesterkalender unveränderlich geordnet gewesen wären, der nur 20mal 13 Tage umfaßte, so verstände sich von selbst daß sie sich innerhalb des bürgerlichen Jahres nicht etwa wie Echevarria sagt (I, 5 u. 11) nur um wenige Tage verschoben hätten, sondern abwechselnd auf sehr verschiedene Jahreszeiten gefallen wären. Sahagun behauptet indessen daß die Feste der Mexicaner theils beweglich theils unbeweglich gewesen seien, während Gama (II, 56) sie sämmtlich für unbeweglich erklärt, was nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß ihre Feier vielmehr durchgängig nach dem bürgerlichen Jahr geregelt war. Für die letztere Annahme spricht die Beschreibung derselben bei Torquemada (X, 10 ff.) insofern, als sie für jedes einzelne Fest einen bestimmten Monat des Sonnenjahres angiebt in den es gefallen sei.* Wenn außerdem hier und da auch noch von einem Gerichtskalender und einem Ackerbaukalender die Rede ist, so hat man darunter keine verschiedene Zeitrechnung, sondern nur Zusammenstellungen der Gerichts- und Audienz-

* Die Namen dieser 18 Monate, welche theils nach regelmäßig wiederkehrenden Naturerscheinungen theils nach gottesdienstlichen Handlungen benannt sind, waren nach Torquemada folgende: Atlacahualco, Wassermangel, oder Quahuitlehua, Ausschlagen der Pflanzen; Tlacaxipehualiztli, Schlaflosigkeit der Menschen (wegen der vielen Menschenopfer); Tozozontli, kleine Wache (der Priester); Hueytozoztli, große Wache; Toxcatl, mildere Witterung; Etzalqualitztli, von dem Brei benannt der gegessen wurde; Tecuhilhuitontli, kleineres Fest des Herren; Hueytecuhilhuitl, großes Fest des Herren; Tlaxuchimaco, Vertheilung der Blumen, oder bei den Tlascalteken Hueymiccaylhuitl, großes Todtenfest; Xocotlhuetzi, Ende der Früchte; Uchpaniztli, Kehrmonat; Teutleco, Ankunft der Götter; Tepeilhuitl, Fest der Berge; Quecholli, nach einem Zugvogel benannt; Panquetzalitzli, Aufpflanzung der Fahnen; Atemutzli, Regenfall; Tititl, drückende Zeit; Izcalli, Auferstehung (Anfang des Frühlings). Humboldt (Vues 132), der mit Gama den Monat Tititl für den ersten des Jahres hält, führt einige andere Namen, und bisweilen mehrere als synonym an. Vgl. auch Clavigero I, 457 ff.

tage, der ländlichen Geschäfte u. dergl. mit beigefügter Zeitangabe zu verstehen.

Die Jahre, deren 4mal 13 eine Periode und 2mal 52 ein Säculum ausmachten, wurden durch die Zahlen 1—13 in Verbindung mit den Zeichen: Kaninchen, Rohr, Feuerstein und Haus* gezählt, so daß das erste Jahr als 1 Kaninchen, das zweite als 2 Rohr . . ., das fünfte als 5 Kaninchen . . ., das vierzehnte als 1 Rohr, das fünfzehnte als 2 Feuerstein u. s. f. gezählt wurden bis zu 52. Das Jahr der Gründung von Tenochtitlan wurde z. B. angegeben als nahui xiuhmolpilli ome calli d. i. 4 Perioden, 2 Haus. Beginnt nun die Aera der Azteken, wie Gama (I, 19) lehrt, mit dem Jahre 1091 und fiel diese erste „Bindung der Jahre“ auf das Zeichen ome acatl, 2 Rohr, so erhält man: 1090 + 4. 52 + 27 = 1325. Die 52jährige Periode stellten die Mexicaner durch einen Kreis mit dem Sonnenbilde dar, welcher in einen grünen blauen rothen und gelben Quadranten getheilt war, deren jeder in je 13 auf die angegebene Weise bezeichnete Theile zerfiel (Abbildung bei Clavigero I, 296, vgl. Acosta VI, 2, Solis I, 376), und man verzeichnete bei jeder dieser Abtheilungen auf einem größeren Kreise in Bilderschrift die wichtigsten Ereignisse des entsprechenden Jahres.

Um ihre Jahresrechnung von 365 Tagen in Uebereinstimmung mit dem Laufe der Sonne zu bringen, schalteten die Mexicaner nach übereinstimmender Angabe aller alten Berichterstatter nach Ablauf einer Periode von 52 Jahren 13 Tage ein; nur Gama (I, 23, 53), dessen genauen Studien wir fast alle Aufklärung des mexicanischen Kalenderwesens verdanken, behauptet daß alle 52 Jahre vielmehr 12½ Tage eingeschaltet worden seien, und zwar so, daß man die Tage der einen 52jährigen Periode von Mitternacht, die der folgenden Periode aber von Mittag an gezählt habe. Im ersten Falle würde, wie Humboldt (Vues 184) bemerkt, das mexicanische Jahr = 365,25 Tage, im zweiten = 365,240 Tage sein, welche Jahreslänge (nach Laplace's Bemerkung) noch genauer wäre als die von Hipparch angegebene. Diese Genauigkeit ist um so befremdender und (wir müssen hinzusetzen) verdächtiger, da Gama selbst (II, 115) eigentliche mathematische

* Diese Zeichen waren zugleich auch die Symbole der vier Jahreszeiten, der Solstitien und Aequinoctien (Humboldt, Vues 175) und, wie wir schon früher bemerkt haben, der vier Elemente.

Kenntnisse den Mexicanern abspricht, und der Meinung ist daß sie zu ihrer Zeiteintheilung und Zeitrechnung nur auf praktischem Wege durch lange fortgesetzte Beobachtungen gelangten. Es scheint kaum zulässig anzunehmen daß sie hinreichend scharfer Beobachtungen fähig waren um ein solches Resultat zu erreichen. Gama stützt seine Behauptung auf die von ihm berechnete Sonnenfinsterniß des Jahres 1477, doch bekämpft Gallatin (80) wohl mit Recht die Statthaftigkeit der Folgerung. Die Stelle aus Acosta auf die er sich beruft, ist offenbar ungenau im Ausdruck* und erlaubt deshalb nicht mit Gama zu schließen daß das neue Feuer bisweilen am Tage angezündet worden sei, zumal da Sahagun und Torquemada ganz bestimmt sagen, daß dieß immer um Mitternacht geschah. Es bleibt daher nur übrig eine abwechselnde Einschaltung von bald 12 bald 13 Tagen oder besser nur eine solche von 13 Tagen anzunehmen.

Ueber die Hülfsmittel deren sich die Mexicaner zu ihren astronomischen Beobachtungen bedienten wissen wir nur äußerst Weniges. Sie corrigirten nach Gama (I, 51) ihr bürgerliches Jahr nach der Culmination der Sonne zur Zeit des Wintersolstitiums. Die von Nebel an der Pyramide von Xochicalco gefundene verticale Röhre die von oben in einen dunkeln unterirdischen Raum führte (vgl. Rohrbach in Ausland 1857 p. 1123), scheint zu Beobachtungen des Durchganges der Sonne durch das Zenith gedient zu haben. Der Kalenderstein, 4½ varas lang und breit und 1 vara dick, war genau horizontal gestellt und nach den Himmelsgegenden orientirt. An mehreren Stellen seines Randes sind Löcher, welche zur Aufstellung von Gnomonen dienten, deren je zwei einander correspondirende durch einen Faden verbunden wurden. Diese Einrichtung und die Art auf welche sie benutzt wurde, folgert wenigstens Gama (I, 104 ff.) aus dem was er in Chapultepec gefunden und aus eigener Beobachtung beschrieben hat. Er sah nämlich dort auf einem horizontal geebneten Stein drei Pfeile abgebildet, deren Spitzen einander unter gleichen Winkeln schnitten und nach Osten wiesen, und zwar so, daß die beiden äußersten Pfeile die Solstitialpunkte, der mittlere aber den Aequinoctialpunkt bezeichneten. Quer durch die Pfeile war eine kleine Linie gezogen die genau von Norden nach Süden gerichtet war und auf zwei Löcher zeigte die in zwei

* Die Worte lauten: sacaban el dia que amanecia para principio de otro siglo, lumbre nueva.

anderen, zu beiden Seiten des ersten Steines stehenden Steinen angebracht waren, so daß der Schatten eines von einem Loche zum andern gespannten Fadens zur Mittagszeit auf jene Linie fallen mußte. Dieß war also ein Instrument durch das die Mexicaner den wahren Ost- und Westpunkt, die wahre Mittagszeit, die Solstitien und Aequinoctien zu bestimmen vermochten; zugleich diente es als eine Sonnenuhr welche die Tageszeiten angab (vgl. Gama II, 111 ff.), und da die Beobachtung der Mittagszeit nur für Mexico selbst gültig war, konnte sie auf keiner bloßen Tradition beruhen, sondern mußte mit dem dazu erforderlichen Instrument am Orte und von den Azteken selbst angestellt werden. Daß der Tag wie die Nacht in je 8 Theile getheilt wurde, hat Gama (121) mit Wahrscheinlichkeit aus der Einrichtung der Sonnenuhr geschlossen.

Der Anfang des mexicanischen Jahres wird sehr verschieden angegeben und bald in den Januar oder Februar bald in den März oder April gesetzt (Sahagun VII, z. E., Gama I, 46); Torquemada (X, 10) setzt ihn auf den 1., Sahagun (II, 1) auf den 2. Februar, Herrera (III, 2, 18) auf den 23., Acosta (VI, 2) auf den 26. Februar (vgl. auch Brasseur III, 465, 475 note). Am wahrscheinlichsten richtig ist Gama's (I, 52) Angabe, nach welcher das erste Jahr der 52jährigen Periode mit dem 9. Januar begann, das fünfte mit dem 8., das neunte mit dem 7. Januar u. s. f., da die Mexicaner wegen der erst nach 52 Jahren vorgenommenen Einschaltung alle 4 Jahre im Vergleich mit unserer Rechnung einen Tag verloren, so daß das letzte Jahr ihrer Periode am 27. December anfing, und wenn man die 5 nemotemi oder unnützen Tage in Abzug bringt, mit dem Wintersolstitium am 21. December als dem letzten Tage der ganzen Periode zu Ende ging. Auf diesen folgten die 5 nemotemi, auf deren letzten die früher besprochene angstvolle Feierlichkeit der Anzündung des neuen Feuers fiel; dann kamen die 13 Schalttage, welche Freuden- und Feiertage waren, aber zu keinem der beiden Jahre die sie verbanden, gerechnet wurden: und nun begann am 9. Januar das neue Jahr und die neue Periode, wie dieß zum letzten Male im Jahre 1506 stattgefunden hat (Clavigero V, 10).

Die Tolteken sollen wie wir alle 4 Jahre einen Tag eingeschaltet, die Azteken aber dieß auf die eben bezeichnete Weise geändert haben (Clavigero VI, 26). Bei allen Völkern von Anahuac bestand die-

selbe Zeitrechnung, doch gab es Verschiedenheiten in Nebendingen: die Zählung der Jahre innerhalb der Periode wurde von den Tolteken mit Tecpatl (Feuerstein), in Teotihuacan mit Calli (Haus), in Tezcuco mit Acatl (Rohr), von den Azteken in Mexico aber mit Tochtli (Kaninchen) angefangen (Gama I, 16). In Tlascala führten der 1. u. 2., 9., 10. u. 13. Monat des Jahres andere Namen als in Mexico und es scheinen in denselben dort auch andere Feste gefeiert worden zu sein (Vetancurt II, 2, 35 ff.). Bei den Mixteken und Zapoteken soll der Anfang des Jahres später gefallen sein als bei den Mexicanern, nämlich auf den 16. März (Spiegaz. bei Kingsb. V, 190). In Oaxaca Chiapa und Soconusco traten an die Stelle der Namen „Feuerstein, Haus, Kaninchen, Rohr" die anderen: Votan, Lambat, Been, Chinax; wieder andere Namen hatte man statt derselben in Mechoacan, und eine eben solche Verschiedenheit fand in der Bezeichnung der Monatstage statt (Echevarria I, 11, Humboldt, Vues 307).

Daß die wahre Ursache der Sonnenfinsterniß den Mexicanern bekannt gewesen sei, hält Humboldt (Vues 282) und nach ihm Prescott (I, 110) wegen der Darstellung für wahrscheinlich die von ihr in der Bilderschrift gegeben zu werden pflegt und wegen gewisser Festgebräuche (?). Läßt nun zwar die bei ihm selbst (pl. 56) gegebene Abbildung keinen Zweifel darüber daß sie die Projection einer Scheibe auf eine andere zeigen soll, so erlaubt doch die des cod. Tellerianus (bei Kingsb. pl. 15, 22 und sonst) kaum einen solchen Schluß, da hier in den beiden aufeinander projicirten Bildern die man für Sonne und Mond halten kann, ein Kreisausschnitt fehlt, als ob angedeutet werden solle daß die Sonne aufgezehrt werde, und es überdieß als zweifelhaft erscheint ob das zweite Bild den Mond vorstelle. Die bildliche Darstellung der Sonnenfinsterniß bleibt sich indessen nicht gleich (Kingsb. VI, 142 note). Von den Mondfinsternissen, die man daraus erklärte daß die Sonne den Mond auffresse, nahmen die Mexicaner keine weitere Notiz (ebend. V, 154).

Die Cultur des alten Mexico mit deren Schilderung wir bis dahin beschäftigt gewesen sind, hat man lange Zeit von auswärts herleiten zu müssen geglaubt, da man gewohnt war die Amerikaner selbst für unfähig zu solchen Leistungen aus eigener Kraft zu halten, und

es schien leicht die Keime höherer Bildung, wenn sie aus Asien gekommen waren, von Mexico bis nach Peru hinab gelangen zu lassen. Hat man sich nun zwar in neuerer Zeit genöthigt gesehen die früher allgemein angenommene Einwanderung der Amerikaner aus Asien aufzugeben, so blieb doch eine Menge interessanter Vergleichungspunkte zwischen den Culturvölkern beider Erdtheile bestehen, die eine nähere Untersuchung verdienten, und vorzüglich von Humboldt mit großer Sorgfalt verfolgt worden sind. Die Lehre der Mexicaner von den Weltaltern, ihre Bilderschrift, ihre Bauwerke und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen schienen ihm zu dem Beweise des Ursprunges ihrer Cultur aus Asien hinzureichen. Der Werth der allerdings vorhandenen Analogien läßt sich jedoch schwerlich so hoch anschlagen und einer unbefangenen Betrachtung der Sache dürfte es leicht als das äußerste Zugeständniß erscheinen welches sich in dieser Hinsicht machen läßt, daß „eine geringe Anzahl von Individnen aus der gebildeten Priesterkaste" eines ostasiatischen Culturlandes vielleicht den Anstoß zu „großen Veränderungen" in dem Culturzustande des westlichen Amerika gegeben hat (Humboldt, Ans. d. Nat. I, 214). Wir wollen hier nicht auf die Prüfung der sämmtlichen Einzelheiten eingehen aus denen man einen alten Verkehr zwischen Ost-Asien und West-Amerika hat schließen wollen, da das Meiste davon sehr wenig beweiskräftig ist, sondern uns nur an die Hauptsachen halten.

De Guignes (Mém. de l'acad. des inscr. XXVIII, 505) hatte aus dem Nan-szu, der „Geschichte des Südens" der Chinesen, zu erweisen gesucht daß diese schon im 5. Jahrhundert (458) mit Amerika bekannt gewesen seien. Seine von Klaproth (N. Ann. des voy. 1831) bekämpfte Ansicht haben neuerdings Paravey (L'Amérique sous le nom de Fou-Sang citée dans les annales de la Chine. Paris 1844) und Neumann (im Ausland 1845) vertheidigt. Die Beschreibung welche das chinesische Buch von dem Land Fusang giebt, ist der Deutung auf Amerika im Ganzen wenig günstig. Die Angabe über die Lage desselben würde sich zwar auf dieses beziehen lassen, aber was sonst von demselben erzählt wird, ist zum Theil vag und fabelhaft, ein anderer Theil desselben paßt nicht auf Amerika und ein dritter entscheidet wenigstens nichts zu seinen Gunsten: es giebt dort Pferde Ochsen und Hirsche die als Zugthiere benutzt werden, von den Hirschkühen wird Milch und Butter gewonnen, Waffen und Krieg sind dort

unbekannt; die Eingeborenen fertigen Zeuge aus Pflanzenfasern, besitzen keine Häuser von Stein, sondern nur solche von Holz, haben Schriftzeichen und Papier das aus der Rinde eines Baumes gemacht ist, bedienen sich von Metallen nur des Kupfers, nicht des Eisens. Die angebliche Einführung des Buddhismus in Fusang verträgt sich schlecht mit den Menschenopfern die, wie wir gesehen haben, bei den mexicanischen Völkern seit alter Zeit in Gebrauch gewesen sind, und die Hirschkuh welche auf dem chinesischen Bilde von einem bärtigen Eingeborenen jenes Landes gemolken wird, ist gefleckt dargestellt, was nach Castelnau's (IV, 249) Bemerkung ebenfalls nicht auf Amerika, sondern auf Japan zu deuten scheint.

Man hat ferner auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen daß die Sage der amerikanischen Culturvölker und insbesondere die der Mexicaner und Muiscas (Chibchas), weiße Männer mit langen Bärten als die Urheber der höheren Bildung nenne welche sich in alter Zeit bei ihnen Bahn gebrochen hat. Obgleich Humboldt (Vues p. XV) bemerkt daß chronologische Gründe verbieten an eine Abstammung jener Männer aus Europa zu denken, das damals selbst noch nicht civilisirt war, neigt sich Brasseur doch der Ansicht zu die Keime der hohen mittelamerikanischen Cultur von dort herzuleiten. Ist es überhaupt sehr gewagt auf jene Angabe einen Schluß dieser Art zu gründen, da in ihr nur ausgesprochen scheint daß die Mexicaner hellere Menschen als sie selbst waren für die Begründer ihrer Cultur galten, und daß langer Bart, der bei ihnen etwas Ungewöhnliches war, für sie etwas Imponirendes und Ehrfurcht Erweckendes hatte, so läßt sich gewiß noch weniger daraus auf Ost-Asien schließen, da dort gelbe Menschen wohnen, deren Bart meist nur gering ist. Im Codex Vaticanus 3738 findet sich Quetzalcoatl als grauschwarz und unbärtig dargestellt gleich anderen mexicanischen Priestern. Dagegen bemerkt Ixtlilxochitl (Relac. 326) ausdrücklich die Könige der Tolteken seien von großer Statur, weiß und bärtig gewesen, was indessen nur wenig auffallend ist, da namentlich die Azteken und Otomis sich durch stärkeren Bart vor den übrigen Indianern auszeichnen (Humboldt, Neu Sp. I, 120).

Bei weitem das Wichtigste von Allem was sich für den Ursprung der mexicanischen Cultur aus Asien anführen läßt, ist die theilweise Uebereinstimmung zwischen den mexicanischen Namen der Monatstage

und denen der Thierkreiszeichen bei den Mandschu-Tataren Japanern und Tibetanern. Die letzteren, deren 12 sind, heißen: Maus (Wasser), Ochse, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Bock, Affe, Vogel, Hund, Schwein; der Monatstage aber sind bei den Mexicanern 20 und unter ihren Namen finden sich: Wasser, Seeungeheuer, Ozelotl, Hase, Schlange, Affe, Vogel, Hund, von denen Humboldt (Vues 152) nachzuweisen gesucht hat daß sie mit den Zeichen 1—4, 6, 9—11 jener Reihe zusammenfallen. Die Uebereinstimmung ist indessen zweifelhaft für das erste und zweite Zeichen und der Vogel kommt unter den mexicanischen Namen der Monatstage doppelt vor, einmal als Adler, dann als eine andere Gattung. Die Ordnung der Zeichen ist im mexicanischen Kalender eine andere als bei jenen asiatischen Völkern. Daß die Mexicaner mit den angeführten Namen jemals Sternbilder die in der Sonnenbahn lagen benannt, und einen Thierkreis wie die Asiaten gehabt hätten, findet sich nirgends angedeutet. Die toltekischen Namen der Monatstage aber die in Chiapa und Soconusco gebräuchlich waren, wichen nach Boturini's Angabe von den mexicanischen durchaus ab (Humboldt a. a. O. 307). Man würde demnach geneigt sein die Uebereinstimmung für bloß zufällig zu halten, wenn nicht die Namen jener Thierkreiszeichen wahrscheinlich aus denen der Mondhäuser bei den Hindus entsprungen wären und sich unter diesen letzteren außer Mahara (ein Seeungeheuer), Schlange, Affe und Hundeschwanz, auch die Zeichen: Rohr, Messer Sonnenbahn (Fußspuren des Vischnu) und Haus fänden, welche ebenfalls unter den Monatstagen der Mexicaner vorkommen.

Daß der mexicanische Kalender unter asiatischem Einfluß entstanden sei, wird man hiernach als einigermaßen wahrscheinlich anerkennen müssen, und erst dadurch erhalten die übrigen Analogien zwischen den Völkern beider Welttheile einen gewissen Werth, namentlich die Bezeichnung der Jahre und Tage durch die Verbindung je zweier Reihen von Zeichen miteinander, wie sie bei den Japanern Chinesen und Tibetern zur Zählung der Jahre üblich ist (Humboldt, Vues 149), die Lehre von den Weltaltern, deren die Mexicaner 5 annehmen, während die Hindu's und Tibeter deren nur 4 haben, und die Sage von der großen Fluth, in welcher freilich Gallatin, der sonst die Tradition so geringschätzt, sonderbarer Weise eine historische Erinnerung erkennen zu müssen geglaubt hat. Unbefangener und gesunder ist sein

Räsonnement, wenn er geltend macht (p. 184 ff.) daß man den Mexicanern wenigstens die einheimische Vervollkommnung ihrer astronomischen Kenntnisse und ihrer Zeitrechnung werde zugestehen müssen, daß ihr System der Intercalation eine allmäliche einheimische Verbesserung des Kalenders vermuthen lasse und daß der Mangel der Buchstabenschrift, der Eisenbearbeitung und der Cerealien nicht wohl gestatte ihre Cultur als von Asien her eingewandert zu betrachten. Auch daß das Hirtenleben und die Milch als Nahrungsmittel den Amerikanern fehlte, stellt sie den Asiaten ferner. Im Vergleich mit diesen wichtigen und durchgreifenden Unterschieden in der ganzen Lebensweise läßt sich Uebereinstimmungen in den Ehegebräuchen, dem Priesterwesen, klösterlichen Einrichtungen u. dergl. (vgl. Prescott III, 343) zumal da sie verschiedenen asiatischen Völkern entnommen sind, gar kein Gewicht mehr beilegen. Dasselbe gilt von dem ohnehin in Mexico zweifelhaften Gebrauche der Quipos, welcher den Chinesen in alter Zeit eigen (vgl. Humboldt, Ans. d. C. II, 20), sich in Peru ausgebildet gefunden hat. Wäre es Najera (Transactt. Americ. philos. soc., V new series) gelungen die Verwandtschaft des einsilbigen Otomi mit dem Chinesischen zu beweisen, was freilich von den Sprachforschern nicht zugegeben wird (vgl. Pott, d. Ungleichheit menschl. Rassen 252), so dürfte man den culturhistorischen Zusammenhang beider Erdtheile als erwiesen betrachten, während freilich so vereinzelte Analogien wie die des mexicanischen Wortes teotl mit dem griechischen θεός, des mittelamerikanischen Votan mit Odin und dergleichen kaum nennenswerth sind.

Nichts ist geeigneter die Irrgänge erkennen zu lassen in welche man bei der Verfolgung solcher Analogien so leicht geräth als die Bemerkung daß Aegypten ebenso wie Ost-Asien eine Reihe von Parallelen darbietet, ja daß in Mexico sogar eine Menge von Erscheinungen vorkommen welche christlichen Völkern entnommen zu sein scheinen könnten. Der Kopfputz der Isisbilder, die Bilderschrift, die 5 Ergänzungstage des Jahres und der Pyramidenbau bieten sich zur Vergleichung in der ersteren Hinsicht dar (Humboldt, Ans. d. C. I, 8); die Tempelpyramiden beider Länder aber, die man oft einander sehr ähnlich hat finden wollen, unterscheiden sich nicht allein in Rücksicht der Zwecke denen sie zu dienen bestimmt waren (ebend. 42 ff.), sondern auch durch ihre äußere Gestalt im Einzelnen, größtentheils auch durch das Mate-

rial aus dem sie erbaut waren (S. Löwenstern 272, Rohrbach im Ausland 1857 p. 1123, vgl. auch Prescott III, 359 ff.). Einen christlichen Anschein hat bei den alten Mexicanern vorzüglich die Ceremonie der Abwaschung welche sie mit den Neugeborenen vornahmen, die Vertheilung und der Genuß des aus Maismehl gekneteten Götterbildes, das reuige Sündenbekenntniß beim Priester, die klösterlichen Einrichtungen für Männer und Weiber, die Tradition von der Zerstörung der alten Pyramide von Cholula durch den Zorn der Götter und mehreres Andere (Humboldt, Ans. d. C. II, 42). In allen ihren Hauptzügen steht aber die mexicanische Cultur vielmehr so eigenthümlich und selbstständig da, daß man Prescott's Endurtheil (III, 369) beistimmen muß: höchstens an die Einführung einzelner Culturelemente aus Asien im fernen Alterthum läßt sich denken, nicht an eine Verpflanzung asiatischer Bildung in größerem Umfange nach Amerika. Auch dafür daß in Amerika die Cultur von Norden nach Süden, von Mexico nach Peru gewandert sei, fehlt es an thatsächlichen Belegen.* Neben manchen Aehnlichkeiten an denen es nirgends ganz mangelt, finden sich wesentliche Verschiedenheiten. Man kennt bis jetzt keine bestimmten Spuren eines alten Zusammenhanges zwischen beiden Ländern und hat keinen Grund die Cultur des einen von ihnen für jünger zu halten als die des anderen; sollten sie aber in beiden aus Asien her stammen, so würde (wie Gallatin treffend bemerkt hat) schon die Verschiedenheit der peruanischen Zeitrechnung von der mexicanischen zu der Annahme nöthigen daß sie verschiedenen auswärtigen Völkern ihren Ursprung verdanke.

Die unmittelbaren Folgen der Eroberung von Neu Spanien waren für die Eingeborenen von höchst trauriger Art. Die alten spanischen Berichte selbst erzählen vielfach von der Noth jeder Art in die sie geriethen und den massenhaften Verlusten an Menschenleben die das Land erlitt. Cortes verfuhr noch mit einer gewissen Milde oder wenigstens ohne unnöthige Grausamkeit, dagegen tragen die Thaten P. de Alvarado's in Mexico und Guatemala wie die N. de Guzman's in Mechoacan (neuerdings von Brasseur IV, 630 ff. und 733 ff. ge-

* Das von Kottenkamp (I, 56) hierüber Beigebrachte ist von geringem Belange.

schildert) den Stempel empörender Unmenschlichkeit. Mag es sein daß die Mexicaner von Montezuma schwer gedrückt, seiner Herrschaft müde waren, wie die Eroberer erzählen, mag es sein daß sie sich zum Theil nach Erlösung von dem Blutdurste ihrer Götter sehnten (Acosta V, 22), selbst Gomara (390), der zum Preise des Cortes und der spanischen Waffen schreibt, gesteht offen daß weder Weiber noch Kinder von seinen Landsleuten geschont wurden und daß ihren Verbündeten unter den Eingeborenen sogar der Cannibalismus unverwehrt blieb.

Zurita hat gezeigt wie das mexicanische Volk hauptsächlich dadurch in das äußerste Elend gerieth, daß alle Grundlagen seiner bisherigen politischen und socialen Organisation von den Siegern zerstört wurden. Vom mexicanischen Adel überlebten nur wenige den Fall der Hauptstadt und diese wenigen waren meist noch Kinder (Ixtlilx. Cruautés 107). Eine Petition sechs vornehmer Indianer an Carl V. (ebend. Append. 261) legt dar wie der Rest des Adels, von den Spaniern niedergetreten und in's Volk zurückgeworfen, in Armuth und Elend umkam. Eine Tochter Montezuma's, über dessen Stammbaum und Nachkommen Siguenza ausführlich gehandelt hat, ist im tiefsten Elend gestorben, wogegen allerdings einer seiner Söhne, der nach der Eroberung längere Zeit verborgen geblieben war, später den spanischen Adelstitel und eine Rente erhielt (Zurita 328 ff., Vetancurt III, 1, 184). Cortes (95) bemerkt zwar selbst daß es hart scheine die Eingeborenen ebenso wie die der Antillen zur Dienstbarkeit gegen die Spanier zu zwingen, da sie weit bedeutendere Fähigkeiten zeigten, doch habe er, da ihre Dienste unentbehrlich seien, vorbehaltlich kaiserlicher Genehmigung, eine Vertheilung derselben unter die Eroberer vorgenommen um deren Verdienste zu belohnen. Auch die bisherigen Herren des Landes wurden von dieser Vertheilung nicht ausgenommen: ihre Besitztitel wurden mißachtet, sie mußten Steuern zahlen und Frohndienste thun wie die Gemeinen. Dasselbe Verfahren, die Einrichtung der Encomiendas, fand überall statt wo und soweit das Land erobert wurde. Die Eingeborenen geriethen dadurch in ein Verhältniß das der Leibeigenschaft ähnlich war, und dieses bestand hier wie auf den großen Antillen, wo es durch Columbus eingeführt war, factisch fort, obgleich es von der spanischen Regierung aufgehoben wurde.

Hätte man die Spanier getrennt von den Indianern und zur Niederlassung in besonderen Dörfern oder Städten genöthigt, wie dieß in

Peru großentheils geschehen ist, meint Torquemada (XVII, 22), so würde sich die einheimische Bevölkerung nicht so stark vermindert haben. Es geschah aber vielmehr das Gegentheil, angeblich weil man diese durch einen möglichst nahen Verkehr mit den Spaniern dem Christenthum zu gewinnen hoffte (Herrera III, 7, 2). Torquemada sieht wie Zurita (264) den furchtbaren Druck und die ungeheuere Ueberarbeitung unter der sie litten als die Hauptursache ihres Hinschwindens an. An harte Arbeit von früher her meist nicht gewöhnt, mußten sie diese umsonst leisten, dabei für ihre Wohnung und ihren Unterhalt selbst sorgen und noch das Baumaterial bezahlen das sie herbeizuschaffen hatten. Ein großer Theil konnte in Folge der Noth die ihn drückte, nicht daran denken sich zu verheirathen und eine Familie zu ernähren. Nicht selten erschien ihnen der Tod als die einzige Erlösung von ihren Leiden und gar manche haben sich erhängt aus Verzweiflung. Bei den Mixes und Chontales in Oaxaca machten sich viele untereinander verbindlich keine Kinder ferner zu zeugen oder künstlichen Abortus auszuüben um nicht ihre Nachkommen demselben Elend preiszugeben in dem sie selbst lebten (ebend. 324). Widerspenstige Eingeborene ließ Cortes (98 und sonst) als Sklaven zeichnen und verkaufen. Dasselbe geschah denen welche den verlangten Tribut an ihren Encomendero nicht zahlten (Oviedo XXXIII, 51): um diesen zu befriedigen blieb den eingeborenen Häuptlingen nichts Anderes übrig als ihre Untergebenen auf's Aeußerste zu bedrücken; oft thaten sie dieß auch aus Eigennutz und Herrschsucht, und zu dem doppelten Druck unter welchem das Volk stand, von Seiten der Dorfhäuptlinge und der spanischen Grundbesitzer, kam meist noch der des Gouverneurs, der seine berechtigten Forderungen bisweilen vervierfachte und selbst verzehnfachte (S. das Schreiben des Erzbischofs von Mexico an Carl V. v. J. 1554 bei Ixtlilx. Cruautés 255). Die Blattern, welche ein Neger vom Gefolge des Narvaez (1520) eingeschleppt hatte (B. Diaz 127), rafften viele hin, später traten die Masern unter ihnen auf (Gomara 426); andere erlagen in Menge einem gezwungenen Wechsel des Klima's (Zurita).

Die Eroberung der Hauptstadt führte hier, wie später in Peru, zur Zerstörung der alten Wasserleitungen: ein großer Theil des Landes wurde dadurch zu einer Wüste gemacht. Mit dem Untergange des Adels und der Priester gingen alle höheren Kenntnisse und alle frühere Bildung der Mexicaner verloren; mit der Zerstörung der Hauptstadt und

der Knechtung des Volkes wurden die Künste und der Gewerbfleiß zu Grunde gerichtet; mit der Auflösung der politischen und socialen Verfassung trat (wie besonders Zurita nachweist) eine allgemeine Demoralisation des Volkes ein, und es wird daraus nur zu begreiflich daß man die alten Mexicaner nicht wiedererkennt in denen der späteren Zeit. Selbst der Mönch Sahagun (X, 27) hebt hervor daß der allerdings vor Allem nothwendige Umsturz des Heidenthums eine wesentliche Verschlechterung für sie zur Folge gehabt habe, denn Trunkenheit und Ausschweifungen, denen ihre alte Verfassung zu widerstehen vermochte, hätten unter der Herrschaft des Christenthums erst überhand genommen, neben welchem freilich die heidnische Religion im Geheimen und in den Herzen der Eingeborenen immer fortbestehe.

In demselben Jahre in welchem der Real y Supremo Consejo de las Indias von Carl V. gestiftet wurde (1524), kamen die Franciscaner in größerer Anzahl nach Mexico, zwei Jahre später die Dominicaner und sieben Jahre nach diesen die Augustiner (Torq. XV); schon zur Zeit von Cortes' Zug nach Honduras standen aber die spanischen Eroberer den christlichen Heidenbekehrern feindlich gegenüber, verfolgten und mißhandelten sie, da sie sich der Eingeborenen gegen ihre Bedränger annahmen (Ixtlilx., Cruautés 167, 242). Besonders predigten die Dominicaner freimüthig dagegen daß man sie versklave, umsonst arbeiten lasse, wie Lastthiere behandle, in die Minen schicke und beraube (Remesal II, 4), obgleich ein Beschluß des Consejo von 1529 dieß Alles verboten und befohlen hatte daß sie nur zur Arbeit auf eigenem Grund und Boden und zur Ausbeutung der Minen für ihren eigenen Vortheil angehalten werden und davon die gesetzliche Steuer entrichten sollten (ebend. 5). Freilich mußte schon nach wenigen Jahren das Lasttragen, wenn es freiwillig und gegen Bezahlung geschähe, wieder erlaubt werden, nur sollte die Last nicht über 2 Arroben betragen (Torq. XVII, 19); andere Gesetze beschränkten den Gebrauch der Indianer als Lastträger (tamemes in Mexico, apires in Peru) „auf das Nothwendigste“ (Solorzano II, 13). Ihren geistlichen Beschützern schlossen sich die Eingeborenen fast überall leicht an (Ritos 44 ff.): die Bekehrung ging so rasch von statten daß es nach 20 Jahren schon mehrere Millionen Christen unter ihnen gab, die freilich nicht wie Gomara (450) kühn erzählt, „aus Liebe zu Cortes“ ihren alten Glauben aufgaben, sondern durch die Macht der Verhältnisse dazu bewogen wurden. Oft

sollen 80 bis 100000 Menschen zu den Predigten der Mönche zusammengeströmt sein, obwohl nur wenige davon etwas zu hören bekommen konnten. „Diese Leute haben so großes Vertrauen zu uns", sagt Franc. di Bologna (bei Ternaux, Pièces rel. à la Conq. de Mex. p. 219), „daß es keiner Wunder mehr bedarf . . . sie kommen 100 lieues weit her um uns predigen zu sehen". Die Neubekehrten waren nicht selten außerordentlich gewissenhaft und zeigten sich trotz der äußersten Armuth in der sie lebten in ihrer frommen Einfalt zu jedem Opfer für den neuen Glauben bereit (Schilderung in Ritos 52 ff.).

Die Könige von Spanien suchten durch Gesetze und Verordnungen für die Christianisirung der Indianer zu sorgen: sie befahlen (1533) daß ein Viertel des von ihnen zu zahlenden Tributes zu Kirchenbauten und anderen religiösen Zwecken verwendet werde und verpflichteten (1536) die Encomenderos Geistliche für die Indianerdörfer zu bestellen (Torq. XVII, 19). So friedlich und leicht aber auch im Allgemeinen das Bekehrungswerk gegangen war — nur im Lande der Chichimeken und besonders in Jalisco fielen ihm viele Märtyrer zum Opfer (Torq. XV) —, so vereitelte doch die fortgesetzte Knechtung der einheimischen Bevölkerung durch die Spanier das Bemühen der Missionäre, und die 1574 (1571 nach Torq. XIX, 29) in Mexico eingeführte Inquisition hat durch ihre Autos da fe, bei denen sie nicht selten über hundert Ketzer auf einmal hinrichten ließ, jedenfalls das Ihrige gethan um die günstige Wirkung der übrigen Verordnungen auf die Indianer zu vernichten die Philipp II. zu ihrem Besten erließ (Torq. XVII, 20), sie vom Christenthum abzuschrecken und ihnen zu zeigen daß sie ihren blutdürstigen Göttern auch jetzt noch nicht entronnen waren (Anonymus bei Kingsb. VIII, 153 ff.). Mit der Bekehrung trat daher kein Wechsel in ihren Ueberzeugungen ein, es wurde nur eine äußere Form des Cultus an die Stelle einer anderen gesetzt (Humboldt, N. Sp. II, 134 f.), und das alte Heidenthum blieb heimlich, besonders in den südlichen Ländern, Jahrhunderte lang fortbestehen (s. darüber Brasseur IV, 822 ff.); vielfach ist es auch mit Christlichem, zum Theil wohl sogar absichtlich von den Missionären gemischt worden (Mühlenpfordt I, 251 ff.), wie z. B. das große Todtenfest der Indianer mit seinen Opfern von Hühnern und Sklaven mit dem Feste Allerseelen verschmolzen ist (Sartorius 265).

Die Eroberung von Mexico kostete nach Clavigero's Schätzung

mehr Menschenleben als die Azteken während der ganzen Dauer ihres Reiches ihren Göttern geopfert hatten, und die Bevölkerung des Landes, wenn sie auch nicht wie jener (I, 2) angiebt, bis auf ein Zehntel ihres früheren Betrages sich vermindert hat, ist doch unzweifelhaft unter spanischer Herrschaft stark gesunken. Um den Druck zu rechtfertigen unter dem die Indianer schmachteten, schilderte man sie als ganz verthierte Wesen (dieß that z. B. Tomas Ortiz), und schenkte dergleichen Behauptungen gern Glauben. Gegen solche Darstellungen hauptsächlich richtete sich die Bulle Pauls III. von 1537* (S. Torq. XVI, 25), welche sie vor Sklaverei und grober Mißhandlung schützen sollte. Sie scheint wesentlich mitgewirkt haben zu der Erlassung der sog. „neuen Gesetze" vom J. 1542 welche das Loos der Eingeborenen zu verbessern bestimmt waren, und wie überall in den Kolonien so auch in Mexico große Unzufriedenheit erregten, daher man sogleich durch Abgesandte in Spanien gegen sie zu suppliciren beschloß (Herrera VII, 6, 5). Schon früher hatte S. Ramirez (1531) als Präsident den Encomenderos ihre Indianer entzogen und der Krone zugewiesen, d. h. für frei erklärt, wenn sie dieselben schlecht behandelten, hatte die eigentliche Sklaverei und die Zeichnung mit dem Eisen abgeschafft und für Unterricht und Gesundheit der Indianer Sorge getragen; die Spanier aber wurden dadurch so aufgebracht daß sie (1533) Unruhen gegen ihn erregten (ebend. IV, 9, 14, V, 1, 6 und 5, 9). Unter den Vicekönigen strebten besonders Mendoza und Luis de Velasco (1551—66) den Eingeborenen Erleichterung zu verschaffen. Schon öfter waren sog. repartimientos vorgenommen worden: man hatte bestimmte Procente der Indianerbevölkerung den spanischen Grundbesitzern zum Zwecke des Landbaues oder auch der Minenarbeit zugewiesen, aber sie zu persönlichem Dienst und namentlich zum Lasttragen zu pressen, wurde wiederholt und auf's Strengste in den Gesetzen verboten (Solorzano II, 13); ebenso war es untersagt sie als Sklaven zu halten, aber alle diese Bestimmungen blieben unbeachtet bis sie Velasco wirklich zur Ausführung brachte (Torq. V, 14, 24).

---

* Die Hauptstellen aus derselben sind folgende: Indos ipsos, utpote veros homines, Christianae fidei capaces existere... Indos et omnes alias gentes ad notitiam Christianorum in posterum deventuras sua libertate ac rerum suarum dominio privatos seu privandos non esse, imo libertate et dominio hujusmodi uti et potiri et gaudere libere et licite posse nec in servitutem redigi debere... decernimus.

Den Tribut welchen die Indianer zahlen sollten, hat Carl V. 1518 auf 3 pesos de oro festgesetzt. Er wurde gewöhnlich von den erwachsenen Männern gefordert die zwischen 18 oder 20 und 50 Jahren standen, doch wechselten darüber die Bestimmungen; nur in Neu Spanien waren meist auch die Weiber dazu verpflichtet, die Häuptlinge waren ganz und die Neubekehrten auf 10 Jahre frei; bei Hungersnoth und anderen allgemeinen Unglücksfällen pflegte aber der Tribut erlassen zu werden (Solorzano II, 20). Hätten sich die Encomenderos, denen gesetzlich nicht die Dienste der Indianer, sondern nur deren Abgaben zugewiesen waren, hiermit begnügt, so würden sich diese sehr wohl befunden haben, da sie seit 1590 nur 1 peso (8 Realen, nämlich 7 Realen und ein Huhn) zu steuern hatten (Torq. V, 27, Vetancurt, Tratado de la ciudad de Mex. §. 45). Nach Humboldt (N. Sp. I, 148) entrichteten sie 1601 32 Silberrealen Tribut und 4 für den servizio real, was zusammen etwa 23 francs ausmacht, in einigen Intendantschaften aber allmälich so herabgesetzt wurde, daß die Summe nur 15 oder selbst nur 5 francs betrug; Villa-Señor (I, 6) giebt den Tribut im 18. Jahrh. für je zwei Indianer zusammen auf 2 pesos, anderwärts (I, 19), auf 18 Realen an, und bemerkt daß er verpachtet wurde. Die Zählungen der Bevölkerung wurden oft betrügerisch vorgenommen um eine größere Steuersumme zu erzielen, Verstorbene und Entflohene blieben in den ursprünglich schon zu hoch angesetzten Listen stehen und die übrigen mußten für sie mitbezahlen (Zurita, Solorz. II, 19). Ferner verwandelte der Encomendero den Tribut den er beziehen sollte, häufig in persönliche Dienstleistungen, was 1549 und später wiederholt vergebens verboten wurde (Torq. XVII, 19 f.), oder nahm solche noch außer dem Tribut in Anspruch. Außerdem boten die repartimientos zur Ueberbürdung reiche Gelegenheit: ein Versuch statt derselben die bloße Vermiethung zur Arbeit einzuführen (1602) fiel noch drückender für sie aus. Philipp III. verordnete daher (1609) daß jene zum Zwecke des Landbaues, der Viehzucht und der Minenarbeit fortbestehen, nie aber mehr als $^1/_7$ der Bevölkerung jedes Dorfes auf diese Weise verwendet werden sollte, und verbot bei hohen Strafen diese Leute aus weiter Ferne zum Dienste herzuholen, sie weiter zu verleihen oder zu veräußern (ebend. V, 59, XVII, 20). Um 1600 hatte der Vicekönig Graf von Monterey die zerstreut lebenden Indianer mit großen Kosten in bestimmte Dörfer und Wohnplätze zusammengezogen: auch dies gab zu den gröbsten Will-

kürlichkeiten und Bedrückungen Veranlassung, denn jene verloren nach kurzer Zeit alles eigene Land, verarmten gänzlich und starben in Menge hin (ebend. V, 43). Mit dem Namen naborías (yanaconas in Peru) bezeichnete man dienstpflichtige Eingeborene, die nicht verkauft oder vertauscht werden konnten wie die im Kriege gefangenen, außer mit besonderer Erlaubniß des Gouverneurs, der auch beim Tode ihres Herren über sie zu verfügen hatte (Oviedo XXIX, 8, Herrera I, 9, 15). Die Encomiendas wurden gewöhnlich auf zwei Leben ertheilt, so daß sie von ihrem ursprünglichen Inhaber bloß auf dessen nächsten Erben übergehen durften, für Neu Spanien allein wurde erlaubt sie bis in's dritte und selbst bis in's vierte Glied zu vererben, um sie dann erst an die Krone zurückfallen zu lassen (Solorzano III, 17). Auch Mönche, hohe Beamte und außerhalb Amerika lebende Personen, denen das Gesetz dieß verbot, waren oft im Besitze derselben. Erst im 18. Jahrh. wurden sie theils aufgehoben, theils erloschen sie von selbst (Humboldt, N. Sp. I, 144).

Anstatt des Schutzes und der Sorge für ihr leibliches und geistiges Wohl welche die Eingeborenen von ihren Patronen hatten genießen sollen, waren sie vielmehr allenthalben einem System rücksichtsloser Ausbeutung preisgegeben. Wenn sich gleichwohl die Spanier im 17. Jahrh. in Mexico so sicher vor inneren und äußeren Feinden fühlten, daß ihre Städte weder Mauern noch Thore bedurften und daß sie meist nicht einmal Kanonen und Pulver hatten (Gage I, 158, II, 64), so war diese Sorglosigkeit doch nicht ohne Gefahr. Auf die Empörung in Jalisco (1542) waren die Unruhen im Lande der Chichimeken (1568) gefolgt, welche eine Militärkolonisation desselben herbeiführten, und bei ihrer Erneuerung in Zacatecas (1591) die Gründung von Potosí und anderen Städten veranlaßten. Im Süden standen (1550) die Zapoteken auf und später (1661 f.) die Indianer von Tehuantepec (Brantz Mayer I, nach Cavo y Bustamante, Los tres siglos de Mejico dur. el gobierno Español). Viele Tausende von Eingeborenen wurden durch die kolossalen Bauten aufgerieben welche (1607 ff.) zur Ableitung des Wassers aus dem Thale von Mexico gemacht wurden (Desague von Huehuetoca, Humboldt N. Sp. II, 107, 119), und diese neue Bedrängniß war es hauptsächlich welche die gefährliche Empörung von 1617 hervorrief.

Wodurch noch neuerdings jeder Fortschritt den Indianern unmög-

lich gemacht wurde, stellt der Bericht des Bischoffs von Mechoacan an den König von Spanien (1795) in's Licht, den Humboldt (N. Sp. I, 150) im Auszug mitgetheilt hat: sie waren auf einen zu engen Raum beschränkt und lebten gedrückt und verachtet von den Weißen, abhängig von diesen, doch streng von ihnen geschieden, sowohl räumlich als auch social, denn Ehen zwischen beiden waren zwar in früherer Zeit erlaubt (seit 1514, Solorzano II, 26), später aber verboten; ein Indianer konnte keinen gültigen Vertrag schließen und keine Schuld über mehr als 5 Piaster contrahiren, ihre Alcalden zwangen sie ihnen Vieh abzukaufen und sich dann als ihre Schuldner jede Willkür gefallen zu lassen; die Justiz war käuflich. Die gute Absicht der Regierung diese Uebelstände zu bessern dauerte fort, aber auch ihre Kraftlosigkeit. An der Universität in Mexico gab es besondere Lehrstühle für die mexicanische und die Otomi-Sprache (Villa-Señor I, 7), die obwohl zeitweise suspendirt, sich doch bis in die neueste Zeit gehalten haben (v. Richthofen 118). Gezwungener Minenarbeit waren die Indianer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. nicht mehr unterworfen, sondern trieben diese freiwillig und gern, da sie dabei einen Wochenverdienst von wenigstens 20—30 francs hatten und nicht den großen Temperaturdifferenzen ausgesetzt waren welche anderwärts diese Arbeit in so hohem Grade gefährlich machen (Humboldt, N. Sp. I, 102, IV, 104). In den Tuchmanufacturen von Queretaro und Puebla dagegen arbeiteten sie mit den Sträflingen zusammen welche die Regierung in die Fabriken vertheilen ließ um für Taglohn zu arbeiten; sie waren mager und abgefallen, mit Lumpen bedeckt und wurden für das geringste Versehen ausgepeitscht (ebend. IV, 262). Nur um Weniges hat sich in der letzten Zeit der spanischen Herrschaft über Mexico die Lage der Indianer gebessert, alle intellectuelle Bildung und fast aller Reichthum blieb im Besitze der Weißen allein (ebend. I, 176), und diese bezeichneten sich hier wie im ganzen spanischen Amerika den Eingeborenen und Negern gegenüber stets ausschließlich als „vernünftige Menschen" (gente de razon).* Der Aufstand des Hidalgo (1810) zeigte daß ihr Haß gegen

* In Rücksicht dieses Ausdruckes ist zu bemerken daß in Californien neuerdings selbst die schwarzen Sklaven unter dem Namen gente de razon mitbegriffen werden, nur die Eingeborenen nicht (Roquefueil II, 261). Er kommt schon bei Gomara (243) vor, jedoch in anderer Bedeutung: dieser erzählt nämlich daß die Spanier unter Gonzalo Pizarro von Quijos nach Cumaco und Coca vordrangen, wo die Indianer ganz unbekleidet gingen, endlich aber zu

die Spanier noch nicht erstorben war; er spornte sie bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten, namentlich auch in dem späteren Revolutionskriege, zu großen Anstrengungen und außerordentlicher Tapferkeit (S. das Beispiel bei Lyon II, 46),

Als Mexico Republik wurde (1824), hörte die Sklaverei auf, die Indianer wurden selbstständig. Ward (I, 25) berichtet 1827 daß die früher von Spanien genährte Eifersucht der Kasten aufeinander immer mehr schwinde vor der Rechtsgleichheit Aller, in Folge deren reine Indianer Mitglieder des Abgeordnetenhauses geworden, und Mulatten die sich auszeichneten zu hohen Stellen gelangt seien. Viele der hervorragendsten Männer der Revolution waren Mischlinge: General Guerrero, Zambo von Geburt, vor der Revolution Maulthiertreiber, war 1829 Präsident der Regierung; die Indianer werden neuerdings häufig Officiere und Kaufleute, vorzüglich aber Weltgeistliche und Mönche (Mühlenpfordt I, 203, 244). Aus früherer Zeit erwähnt Alcedo (Art. Mixteca) den Indianer Nicolas del Puerto welcher ein berühmter Jurist und Bischoff von Oaxaca war. Im Ganzen ist jedoch seit der Revolution die Stellung der Eingeborenen mehr nur scheinbar und in der Theorie als wirklich besser geworden, denn sie werden von den Machthabern willkürlich behandelt und in Dienstbarkeit gehalten (Mühlenpf. I, 231, Brantz M. I, 314, v. Richthofen 120). Sklaven können sie allerdings nicht werden, aber sie gerathen durch Schulden, die sie meist leichtsinnig machen, in eine gesetzliche Dienstbarkeit auf Lebenszeit bei ihren Gläubigern, und wenn sie auch dadurch den gewissenhaften unter den Gutsbesitzern, die dieß ungern sehen und darunter Schaden leiden, lästig genug fallen mögen (Sartorius 121, 289), so scheinen sie doch von anderen vielmehr in dieses Verhältniß unauflöslicher Abhängigkeit (peonage) aus eigennützigen Absichten hineingezogen zu werden (Löwenstern 184, Brantz M. II, 30 ff.).

Die Indianerbevölkerung von Neu Spanien hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. beträchtlich zugenommen (Humboldt, N. Sp. I, 106, vgl. V, 6), und es ist unwahrscheinlich daß sie neuerdings sich vermindere (Lyon II, 240); sie beträgt $^4/_7$ der gesammten Volks-

„vernünftigen Menschen" (gente de razon) kamen, die Brot aßen und baumwollene Kleider trugen. Der spätere Gebrauch nach welchem sich die Spanier diesen Namen allein und im Gegensatz zu den Indianern beilegten, verdankt erst dem Streben diese zu versklaven und sich selbst darüber zu rechtfertigen seinen Ursprung.

zahl, während $^{2}/_{7}$ Mischlinge und $^{1}/_{7}$ Weiße sind; Neger giebt es nur wenige (6600). In Durango, Chihuahua, Neu Leon, Coahuila und Neu Mexico sind fast gar keine Indianer mehr zu finden. Im Norden giebt es solche nur noch in Cinaloa und Sonora (Mühlenpfordt I, 205 f., Brantz M. II, 43); die Hauptmasse derselben lebt mit den Weißen zusammen in den mittleren und südlichen Theilen des Landes — in Oaxaca bilden sie (nach Humboldt) 88 Proc. der Bevölkerung —, während die beiderseitigen Küsten hauptsächlich mit Negermischlingen besetzt sind, da die Neger von jeher vorzugsweise zur Arbeit in diesen ungesunden Gegenden verwendet wurden (Ward I, 21, II, 296). In mehreren Departements des Staates Vera Cruz leben noch Indianer von reinem Blute in größerer Anzahl, besonders Totonaken, die wie die unvermischten Azteken des Dorfes Acapantzingo in der Nähe von Cuernavaca, ihre alten Sitten bewahrt haben. Letztere leisten Hülfe in der Noth, arbeiten aber nicht im Taglohn bei den Weißen um nicht in unbezahlbare Schulden zu gerathen; sie haben reinliche nette Hütten und Gärten, bewässern ihre Felder zweckmäßig und halten sie gut und sind von anständigem ernsten Betragen (Mühlenpfordt II, 47, 283). Von den reinen Indianern der nördlichen Landestheile sprechen nur wenige spanisch (Lyon II, 238).

Die jetzigen Indianer sind schweigsame und ernste verschlossene Menschen, die kein lautes Lachen, nur selten einen Scherz hören lassen und sich oft gleichgültig und dumm stellen um ihre Schlauheit zu verbergen. Drohungen und Strafen bewegen sie nicht, Stolz beleidigt sie und macht sie hartnäckig; nur durch Bitten und Schmeicheleien sind sie zu gewinnen (Mühlenpfordt I, 236 ff.). Auf Neuerungen gehen sie nicht ein; der Gebrauch des Pfluges auf den Hochebenen ist die einzige Verbesserung die sie im Landbau angenommen haben (Sartorius 119). Gleich groß wie ihre Anhänglichkeit an die alten Sitten, unter denen die Vorliebe für den Schmuck mit Blumen und der Gebrauch der Dampfbäder hervorzuheben sind, ist die an den Grund und Boden auf dem sie geboren sind (Brantz M. II, 30 ff.). Man wirft ihnen Trägheit vor, doch sind sie stets fleißiger als die Mischlinge (Lyon II, 178, 189) und von jeher die Hauptarbeiter im Lande gewesen. Es giebt sehr wohlhabende Leute unter ihnen, oft aber vergraben sie das Geld das sie durch den Anbau von Maguey, Bereitung von Pulque oder Cochenillezucht erworben haben, und entdecken selbst ihren Erben

das Geheimniß nicht (Sartorius 117, Mühlenpf. I, 240). Sie arbeiten in den dichtbevölkerten Landestheilen meist als Taglöhner. Wo sie Gemeindeländereien besaßen, deren Eigenthumsverhältnisse jedoch vielfach unklar waren und daher sehr willkürlich behandelt wurden, durften sie meist nicht getheilt werden, so daß der Einzelne zu keinem Privateigenthum gelangte, bei ganz verkehrter Verwaltung um die Früchte seines Fleißes kam und daher nothwendig die Arbeit aufgab (v. Richthofen 126 ff.). Nur an der Nordgrenze, besonders in der Gegend von Matamoros, zeigen sie sich regsamer und dem Fortschritt geneigter (ebend. 124). Der Schulunterricht den sie genießen ist schlecht, und wird oft von den Geistlichen absichtlich nicht verbessert; die hohen Gebühren an die letzteren erschweren die Ehe (Sartorius 118, 157); unter den Kindern herrscht in Folge verkehrter Diät eine große Sterblichkeit (ebend. 111). Die Mehrzahl der Indianer ist dem Trunke nicht ergeben (Lyon II, 132). Gewerbe treiben sie meist nicht; diese, der Kleinhandel und Waarentransport sind hauptsächlich in den Händen der Mestizen (Sartorius 122, 135). Indessen fertigen sie treffliche Wachsfiguren (Menschen, Thiere, Früchte u. dergl.) und treiben Malerei und Bildschnitzerei, aber freilich ganz im alten Stile (Mühlenpfordt I, 242). Die Vorstände ihrer Dörfer wählen sie aus sich selbst wie vor Zeiten unter spanischer Herrschaft (Herrera V, 2, 8); sie beachten bei dieser Wahl sorgfältig die ihnen noch wohlbekannten alten Adelsgeschlechter und haben noch nicht vergessen daß sie einst die Herren des Landes waren (Mühlenpf. I, 244). — Die Mestizen, eine höchst brauchbare Menschenklasse, zeigen sich als Dienstboten im Ackerbau und in der Viehzucht wie bei der Minenarbeit kräftiger als die Europäer, nur läßt sie ihre ungezügelte Leidenschaftlichkeit, die im Spiel, in der Liebe und in übermäßigem Ehrgeiz hervortritt, meist nicht zu regelmäßiger Arbeit und festbegründetem Wohlstand kommen (Sartorius 135 f.).

Die Völker im Norden von Mexico.

Obgleich wir die älteste Heimath toltekischer Cultur wahrscheinlich in Guatemala zu suchen haben (S. oben p. 20 ff.), läßt sich doch nicht behaupten daß die Länder im Norden von Mexico erst ein später Besitz toltekischer Völker gewesen seien; denn nicht allein scheint das Aztekenvolk von Norden und Nordwesten her nach Mexico vorgedrungen zu sein, sondern es haben sich auch bestimmte Spuren seiner alten Verbreitung bis mindestens zum 50. Breitengrade gefunden (S. oben p. 24 f., 31 ff.). Mag der Ursprung der Cultur der zu dieser Familie gehörigen Völker tief im Süden liegen, so ist der Norden, wenn er auch nicht als das eigentliche Stammland derselben mit Sicherheit bezeichnet werden kann, doch ohne Zweifel schon in sehr alter Zeit ihre Heimath gewesen, und es sind gerade die minder hochgebildeten Stämme dieser weit verzweigten Verwandtschaft welche die nördlichen Länder von jeher inne gehabt haben. Dieß ist es was wir kurz als das ethnographische Hauptresultat von Buschmann's linguistischen Untersuchungen über diesen Gegenstand hinstellen zu dürfen glauben. Die wichtigsten Thatsachen auf die es sich stützt, sind folgende.

Die sonorische Völkerfamilie, welche aus den Tarahumara Tepeguana Cahita und Cora besteht, besitzt in ihren Sprachen viele aztekische Wörter, und es sind nicht geistige Dinge oder Handlungen, sondern sinnliche Gegenstände und die einfachsten menschlichen Thätigkeiten, welche diese Wörter bezeichnen, daher man sie nicht von einem höher gebildeten an ein minder gebildetes Volk nur abgegeben und übergegangen glauben kann: wir dürfen daraus mit Sicherheit auf ein langes gemeinschaftliches Zusammenleben der Azteken mit jenen Völkern schließen. Ob aber eine wirkliche Stammverwandtschaft jener vier untereinander und mit den Azteken stattfinde, läßt sich nicht entscheiden, da sich neben einem großen gemeinsamen Besitz auch sehr durchgreifende Verschiedenheiten im Wortschatz und vorzüglich in dem grammatischen Baue dieser Sprachen finden (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 5 f.). Die weitere Verfolgung dieser Entdeckung hat zu der Erkenntniß geführt daß die sonorische Sprachfamilie nicht auf die genannten vier Völker allein beschränkt ist, sondern weit nach Norden reicht, wo diesseits

des Gila-Flusses die Pimos, Opatas und andere, jenseits desselben die Moqui in Neu Mexico, weiterhin die Utahs, die Schoschonis im Felsengebirge und mehrere kleinere Stämme in Californien zu ihr gehören. Sie stehen sämmtlich, wenn auch in verschiedenem Maaße, in einem ähnlichen Verhältniß zu den Azteken, deren sprachlicher Einfluß demnach weit nach Norden bestimmt nachweisbar ist. Was freilich aus dem aztekischen Urstamm geworden sei, dessen Sprachstoff sich bis dorthin verbreitet hat und sich so vielen Sprachen beigemischt findet, wo er geblieben, wissen wir nicht. „Sind", sagt Buschmann (a. a. O. 666), „die jetzigen sonorischen Völker, was ich am meisten geneigt bin zu glauben, eine Verbindung eines großen Volkes und der Nahuatlaken, so nehmen die Geschichte dieser Vorgänge und die nahuatlakische Wanderung ein bedeutendes Alterthum in Anspruch".

Die Tarahumara haben ihren Hauptsitz in Durango, verbreiten sich zum Theil aber auch südlicher über einen Theil von Guadaljara, die Tepeguana besitzen den ganzen Westen der Südhälfte von Chihuahua und den Norden von Durango (ebend. 161 f.) Die ersteren, neben denen sich (besonders im Norden derselben) die Aztekenkolonien der Chinarras und Conchas finden, lebten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. mit mehreren anderen wenig bekannten Stämmen in der Mission S. Francisco de Conchos unter 27°57′ zusammen (Rivera), und namentlich gehörte dort auch S. Pedro zu ihrem Gebiete (Villa-Señor VI, 6); den Namen Tepeguana aber führte das ganze westliche Durango von Paral nach Süden, das Presidio dieses Namens lag am Flusse Nasas; auch die Dörfer südlich von Sombrerete und der Stadt Durango waren von Tepeguanas bewohnt (ebend. 2 und 5, Rivera). Die Cahita-Sprache ist im nördlichen, die Cora-Sprache im südlichen Cinaloa zu Hause, von wo die letztere sich über den nordwestlichen Theil von Guadalajara erstreckt, obwohl in Cinaloa außer diesen beiden Sprachen auch noch mehrere andere heimisch sind (Buschmann a. a. O. 5, 154 f., Ausführliches über die Sitze der genannten vier Völker ebend. p. 14 ff.) Die Landschaft Nayar oder Nayarit, die Heimath der Coras und Tecoalmes, wird 90 leguas westlich von Zacatecas angegeben, (Rivera); sie erstreckte sich westlich von Xeres nach Norden bis in die Sierra Madre (Villa-Señor V, 32). Die dortigen Eingeborenen, welche sich im Jahre 1710 den Spaniern zu unterwerfen versprachen, erwiesen damals ihren Herrschern göttliche Ver-

ehrung, namentlich den Gebeinen der Verstorbenen; es wird von einer gewissen Pracht erzählt mit der sich diese Herrscher umgaben und von Menschenfleisch das als Opfer in marmornen Gefäßen vor ihnen niedergelegt wurde (ebend. 38). Dem Trunke waren sie nicht ergeben (Arricivita I, 19). Die Tarahumaras werden als fleißig im Berg- und Landbau geschildert (Villa-Señor VI, 6). Sie wohnten nach Alcedo in großen Höhlen, kleideten sich in Zeuge aus Aloefasern und hatten große gemeinsame Begräbnißplätze. Er schildert sie als friedliche Menschen, die Tepeguanas dagegen als sehr kriegerisch. Im Jahre 1628 begann die Mission der Jesuiten bei den ersteren; da sie indessen durch alle möglichen Mittel gezwungen werden sollten ihren alten Glauben zu verleugnen und schweren Druck zu leiden hatten (Näheres darüber bei Neymann) erregten sie Aufstände (1648—53, 1688), in denen sie längere Zeit gegen die Spanier glücklich waren. Auch die ihnen verhaßten Mönche fanden bei dieser Gelegenheit keine Schonung; indessen gelang es (1688) dem Jesuiten Salvatierra die Ruhe wiederherzustellen (S. Brantz Mayer I, 203, 217). Schon Pater Ribas hat im 17. Jahrh. die Verwandtschaft der Sprachen von Cinaloa mit der aztekischen erkannt (vgl. Vater, Mithridates III, 3, 131 ff.) und von allen alten und kundigen Leuten einstimmig die Nachricht erhalten daß die Bewohner des Landes von Norden her eingewandert seien (Buschmann a. a. O. 44). Die Cora-Sprache steht unter den genannten grammatisch wie lexikalisch dem Aztekischen am nächsten (ebend. 9).

Der sonorischen Familie, und zwar ihrer zweiten Abtheilung, während die bisher genannten vier Sprachen die erste bilden (Buschmann a. a. O. 656), gehört die Tubar-Sprache an, welche am oberen Laufe des Cinaloa-Flusses heimisch ist und von dort nach Chihuahua hinüberreicht; ferner die Sprache der Hiaqui oder Yaqui die von der Cahita nur dialektisch verschieden ist, und die der Mayos oder Mayas welche wiederum den Yaquis sehr nahe sprachverwandt sind (ebend. 163, 210 f.). Wahrscheinlich hat man die beiden letzteren Völker zusammen zu verstehen, wenn Herrera (V, 1, 8) erzählt, N. de Guzman sei 1532 zu den Indianern am Fluß Yaquimi (Yaqui) gekommen, bei denen er Männer und Weiber im Gesicht tättowirt gefunden habe, sie hätten als ein Volk sich von dort bis zum Flusse Petatlan, zwischen Cinaloa und Culiacan, erstreckt und die Sprache und die Sitten der Eingeborenen von Cinaloa gehabt. Von den Yaquis heißt es zwar

daß sie ihren Namen wegen ihrer bleichen Hautfarbe von den Californiern erhalten hätten (Gesch. v. Calif. III, 135), doch werden sie als dunkelkupferfarbig schlank und kräftig geschildert (Mühlenpf. II, 419). Sie reichen von der Mündung des gleichnamigen Flusses bis nach Buena vista und Rio chico (Villa-Señor VI, 15, v. Richthofen 449), sind fleißig treu ehrlich und von sanftem Charakter; sie bilden die arbeitende Klasse in Ures, den centralen und niederen Gegenden von Sonora, dienen als Perlenfischer im Golf von Californien, als Bergleute und beim Feldbau (Hardy 91, Bartlett I, 442 f.), kleiden sich nur in ein Stück Baumwollen- oder Wollenzeug und sind mit Bogen und Pfeil bewaffnet (Mühlenpfordt II, 419). Vor ihrer Bekehrung durch die Jesuiten waren sie sehr kriegerisch. Im J. 1734 boten sie den Missionären 500 Mann Hülfstruppen gegen die „Rebellen" im Süden und Norden von Californien an (Gesch. v. Calif. III, 31); später aber (1826) empörten sie sich selbst und schlugen sich mit ihrem ausgezeichneten Führer Banderas vortrefflich gegen die Spanier; es gelang ihnen in Folge des Schreckens den sie verbreiteten, das spanische Joch abzuwerfen, sie kehrten aber, als sie diesen Zweck erreicht hatten, zu ihren friedlichen Arbeiten wieder zurück (Hardy 185, 392). Die Mayos sind ebenfalls fleißige Bergleute und leben theils an dem Flusse ihres Namens theils in vier Missionen am R. del Fuerte (Villa-Señor VI, 14). Rivera fand sie außer am Norduser des Mayo auch in der Nähe und nördlich von der Stadt Cinaloa, Mühlenpfordt (II, 402) giebt sie hauptsächlich im Norden und Nordwesten von Alamos an. Vielleicht gehören zu ihnen auch die Ahome am Zuaque welche von Alcedo schon vor ihrer Versammlung in die Mission am Ausfluß des R. Fuerte als halbcivilisirte Indianer bezeichnet werden.

Weitere Glieder dieser zweiten Abtheilung des sonorischen Stammes sind die Opatas und Eudebes (Buschmann a. a. O. 230). Jene, deren Missionen nach der Ostgrenze von Sonora hin in der Gegend von Bavispe liegen (Villa-Señor VI, 16), fand Rivera nördlich und südlich von Arispe und an den nördlichen Zuflüssen des Yaqui. Ternaux (N. Ann. des v. 1842 III, 319) giebt sie auch am Horcasitas an und v. Richthofen (449) noch weiter westlich am S. Ignacio. Von Farbe sind sie dunkelkupferroth. Die Opatas, das civilisirteste einheimische Volk von Sonora, stehen in anständigem äußeren Aussehen den Mexicanern nicht nach (Mühlenpfordt II, 420, Bartlett I,

444). Ihre kriegerische Tapferkeit und tüchtige militärische Einübung hat das Land oft vor den räuberischen Apachen geschützt oder von ihnen wieder befreit, obwohl sie übrigens friedliche Menschen sind die Gesetz und Ordnung lieben. Ungerecht von den Spaniern behandelt, haben sie auch diesen (1821), die ihnen an Zahl weit überlegen waren, kühnen Widerstand geleistet (Hardy 438, 164). Sie sind seit langer Zeit zum Christenthum bekehrt, schließen sich den Weißen leicht an und haben sich mit ihnen vielfach vermischt (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. VI, 80). Wells (463) erzählt daß ein Opata-Häuptling einst nach Madrid reiste um die Erlaubniß zur Gründung von Schulen zu erhalten und ein anderer 30 Jahre seines Lebens daran setzte diesen Zweck zu erreichen, alle diese Bemühungen aber erfolglos geblieben sind. Während die übrigen christianisirten Indianer von Sonora im Wesentlichen roh und barbarisch geblieben sind, haben die Opatas und Eudebes in Gesittung Fleiß und Kunstfertigkeit aller Art bedeutende Fortschritte gemacht (Pfefferkorn II, 284 ff.), und außer ihrer Gelehrigkeit wird besonders auch ihr zuverlässiger braver Charakter gerühmt. Die Opatas spinnen und weben Baumwolle und Wolle. Ihr Webstuhl besteht aus vier in die Erde geschlagenen Pfählen auf die sie einen Rahmen befestigen für den Aufzug; der Einschlagfaden wird auf ein längliches Stück Holz gewickelt das als Schiff dient, durchgeworfen und dann mit einem Lineale fest angedrückt. Sie fertigen Decken, Tischzeug, Bänder die mit hübschen Zeichnungen durchwebt und sehr dauerhaft sind, außerdem machen sie Sattlerarbeiten von mancherlei Art und die Frauen stricken feine Strümpfe (Mühlenpfordt II, 425). Auch in der Dichtkunst und Musik zeichnen sie sich aus (Beispiel eines Duettes und anderer Lieder bei Hardy 440), und man hat Ursache zu zweifeln ob sie erst durch das Vorbild der Spanier und den Unterricht der Missionäre auf die höhere Stufe gehoben worden sind auf welcher sie stehen. Den Opatas im Westen leben die Eudebes (Pfefferkorn I, 13). Rivera, nach welchem diese eigentlich Egues heißen, giebt sie im Süden der Opatas an in der Mission Matape und weiterhin am Yaqui von Onavas aufwärts.

Die Sprache der Pimas, welche ziemlich allgemein in Sonora verstanden wird (Pfefferkorn II, 242), bildet die dritte Abtheilung der sonorischen Sprachen; sie ist ein sehr eigenthümliches und selbstständiges Glied dieser Familie, das unter den vier sonorischen Haupt-

sprachen der Tepeguana noch am nächsten steht (Buschmann 1854, Suppl. II, p. 656 u. 1856 p. 352, 372). Nach ihren Wohnsitzen im Hoch- oder Niederland (Pimeria alta und baja) werden sie in Pimos altos und bajos unterschieden, zu deren ersteren die ihnen benachbarten Sobaypuris (Villa-Señor VI, 16) und die Pápagos oder Papabotas, eigentlich Papabi-Ootam, gehören, da diese, obwohl verachtet von den übrigen, doch dieselbe Sprache reden (Pfefferkorn I, 10). Etwas zweideutig sagt Bartlett (II, 298), in S. Xavier del Bac wohnten Pimos, obwohl sie gewöhnlich Papagos genannt würden. Arricivita und Villa-Señor erwähnen diese letzteren öfters als Nachbarn der Pimas Gileños (Pimas am Gila) und der Seris; von Richthofen (449) bezeichnet als ihren Wohnplatz die Wüste zwischen dem Gila, dem Golf von Californien und den Presidios von Altar und Tucson. Die Pimas leben theils an beiden Ufern des Gila, theils weiter im Süden wo sie mit den Eudebes die westlichen Nachbarn der Opatas sind (Pimas bajos), und erstrecken sich von dort nach Nordwesten (Pimas altos) bis zu den Papagos (Pfefferkorn I, 5, 13). Rivera nennt sie selbst noch weiter südlich als die Eudebes, mit denen sie zum Theil zusammenwohnen. Die fünf Missionen der Pimas bajos liegen nördlich von Rio chico (Villa-Señor VI, 15). Ihrer Sage noch wären sie von Osten her* eingewandert (Johnston bei Emory 601) in das Land das vor ihnen die (Navajos oder?) Moquis inne gehabt hätten (Schoolcraft III, 296). Ist dieß richtig, so würden wir in der Gegend der casa grande am Gila, wo Vater Garzes (1775) den Eingeborenen „in der Sprache seiner eigenen Mission" (S. Xavier del Bac), d. i. in der Pimos-Sprache predigte (Arricivita IV, 3), und von dort nach Osten im Mündungslande des Salinas (Emory) ihre alten Wohnsitze vermuthen müssen. Neuerdings finden sie sich auf beiden Ufern des Gila am Ausfluß des Asuncion und des S. Pedro (Mühlenpfordt) und reichen auf der Nordseite des zuerst genannten Flusses bis zu 60 leguas oberhalb seiner Mündung hinauf (v. Richthofen).

Die Eingeborenen von Sonora sind meist von großem starkem Körperbau (Mühlenpfordt I, 214) und kastanienbrauner oder etwas hellerer und röthlicher Hautfarbe (Pfefferkorn II, 6), die Pimos dunkelbraun (Bartlett II, 263). Die Neugeborenen haben die

* Gallatin p. LXXXIX sagt unrichtig „von Norden".

Farbe europäischer Kinder, werden aber in wenigen Tagen in dieser Hinsicht ihren Eltern gleich. Die Stirn der Indianer von Sonora ist sehr klein, die Ohren groß, das Gesicht breit mit kleinen stechenden Augen; der Bart fehlt ihnen fast ganz, obgleich sie ihn nicht ausreißen; nur im Alter zeigen sich einige Haare am Kinn. Sie sind von lebhaftem Temperament, sehr geschwätzig und begleiten die Rede mit starker Gesticulation (Pfefferkorn II, 8, 13, 38). Die Pimos sollen nach Bartlett (II, 260) im Aeußeren den Coco-Maricopas (siehe unten) durchaus gleichen, obschon sie sprachlich von ihnen völlig verschieden sind und erst seit neuerer Zeit mit ihnen zusammenleben; indessen fand Emory (86 f.) zwischen beiden in ersterer Rücksicht nicht unbedeutende Unterschiede. Der Culturzustand beider Völker die am Gila ganz zusammenwohnen, scheint allerdings der nämliche zu sein, so jedoch daß die Pimos in allen höheren Kunstfertigkeiten die Lehrer der Coco-Maricopas gewesen sind. Sie tragen Sandalen und kleiden sich in Tücher die sie um den Leib schlagen, nur wenige werfen ein solches auch um die Schultern; nur Männer und Knaben zeigen sich öfters unbekleidet, niemals aber die Mädchen, welche mit zwei blauen Streifen zwischen den Mundwinkeln und dem Kinn tättowirt werden. Ihre Gärten und Felder hegen sie ein, leiten ihnen das nöthige Wasser in Gräben vom Gila zu und bestellen sie sorgfältig (Bartlett II, 228 ff.). Außer Mais Weizen und Baumwolle werden auch Melonen Kürbisse und Bohnen von ihnen gezogen; Vieh, Pferde und Kühe, haben sie nur wenig (Emory 83 ff.). Feldbau und Viehzucht, die einzigen Geschäfte der Männer (Bartlett II, 223), werden auch weiter südlich in der Pimeria alta fleißig von ihnen betrieben (Villa-Señor VI, 16), und die als sehr roh geschilderten und unbekehrt gebliebenen Papagos helfen ihnen dort vielfach bei diesen Arbeiten. Die Wohnungen der Pimos am Gila sind Hütten mit einem Dach von Erde das auf Pfählen ruht welche in einem Kreise von 12—15' Umfang aufgestellt und mit Stroh zusammengeflochten sind (Johnston bei Emory 601). Sie dienen fast nur als Schlafstätten und sind großen Heuschobern ähnlich (Bartlett II, 233 beschreibt die Construction derselben etwas anders). Sie spinnen die Baumwolle an der Spindel und weben sich ihre Tücher selbst, doch ohne sie mit bunten Farben oder Figuren zu verzieren (ebend. 224). Unter den Erzeugnissen ihres Kunstfleißes sind besonders die wasserdichten Körbe und Kästen bemerkenswerth die sie

wie die Yumas und Cocomaricopas selbst als Kähne benutzen (Mühlenpfordt II, 425). Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil; sie vertheidigen sich tapfer, doch sind sie nur wenig kriegerisch, sondern von überwiegend friedlichem gutmüthigem Charakter. Am Gila leben sie in Monogamie — die Pimos altos dagegen sind nach Villa-Señor (a. a. O.) der Vielweiberei ergeben —, und die Strafe des Ehebruches und anderer Uebelthaten besteht bei ihnen häufiger in allgemeiner Verachtung als in Geldbuße oder körperlicher Züchtigung (Emory 132). Die Eltern der Braut erhalten Geschenke, aber das Mädchen wird nicht zur Ehe gezwungen. Ihre religiösen Vorstellungen scheinen sich auf einen vagen Glauben an ein höchstes Wesen zu beschränken (Bartlett II, 222). Nach Angabe der älteren Missionäre (Allerh. Brief II, 80) verbrennen sie ihre Todten, nach Bartlett (II, 260) geschähe dieß bei den Coco-Maricopas, während die Pimos sie vielmehr begrüben.

Die durch Pater Kino (Kühn, gest. 1710) bekehrten Pimas wurden von den Spaniern in die Bergwerke geschleppt und so der Fortgang der Mission bei ihnen gestört. Später (1751) rief die Unbesonnenheit des Gouverneurs von Sonora einen Aufstand unter ihnen hervor der den Spaniern gefährlich geworden sein würde, wenn sich jene nicht kurz darauf ihnen von selbst wieder unterworfen hätten (Pfefferkorn I, 16 ff., Gesch. von Calif. II, 13). Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern daß die Pimas altos nur schlechte Christen waren (Villa-Señor VI, 16) und die am Gila ganz unbekehrt geblieben sind. Im Jahre 1768 gab es indessen in der Pimeria alta 8 Missionsdörfer und 8 Filiale (visitas) mit 2018, in der Pimeria baja 8 Missionen und 7 Filiale mit 3011 Zöglingen, welche freilich im Norden durch die Ueberfälle der Apachen und im Süden durch die der Seris oft zu leiden hatten (Näheres über die dortigen Missionen und ihre Geschichte bei Arricivita III, 13 ff.).*

Die ganze Südküste von Neu Californien, nur mit Ausnahme des äußersten Südens (S. Diego), wo sich die Yumas eingedrängt haben,

* Ueber die innere Verwaltung der Missionen von Sonora, deren es im Ganzen 24 gab (Villa-Señor VI, 16), verbreitet sich Pfefferkorn (II, 371 ff.). In manchen derselben, wie namentlich in Vasaraca (Baseraca), wurden große Vorräthe von Getreide und Baumwolle gewonnen und die verschiedensten Arten vortrefflicher Wollen- und Baumwollenzeuge verfertigt, die man nach Chihuahua verkaufte (Villa-Señor VI, 7).

ist im Besitze der Völker welche die vierte Abtheilung der sonorischen Sprachfamilie ausmachen (Buschmann 1854, Suppl. II, p. 656). Zu ihr gehören die Kechi in S. Luis Rey, die Netela in S. Juan Capistrano, die Cahuillo zwischen den Quellen der Flüsse S. Ana und S. Gabriel, die Chemehuevi oder Chimewhuewe am unteren Colorado oberhalb der Yumas (Möllhausen a, I, 201), wohl die Chemevet bei Arricivita (IV, 4), die Chemeguaba der alten spanischen Missionäre (Möllhausen 403); ferner die Kizh von S. Gabriel, endlich die Indianer der Mission S. Fernando. Turner hat diese Völker nebst den Utahs und Comanches zur Familie der Schoschoni gerechnet (Buschmann a. a. O. 552), von welcher sogleich weiter die Rede sein wird, die Sprachen Kizh und Netela unterscheiden sich jedoch vom Schoschoni und Comanche namentlich dadurch, daß der aztekische Sprachstoff den sie besitzen, reicher, die athapaskischen Elemente aber die sie in sich aufgenommen haben, von geringerem Umfange sind als bei den letzteren Sprachen (Buschmann 1855 p. 526 ff.).

Die Indianer in der Nähe von S. Luis Rey sind mittelgroß und wohlgebildet, zur Arbeit und zum Handel geneigt und den Spaniern freundlich (Bryant 227). Die Chimewhuewe, die in ihren Sitten und Gebräuchen ganz den später zu besprechenden Mohave gleichen (Möllhausen a, I, 123), sind nicht so groß und muskulös als diese und die Yumas, aber von auffallend schöner Gesichtsbildung, deren bisweilen ganz römisches Profil keine Spur des indianischen Typus zeigt (ebend. 220). Sie sind in Rücksicht ihrer Körperformen den Pah-Utahs, zu denen sie Whipple gezählt hat, und den Cutchanas sehr ähnlich (Möllhausen 381).

Wahrscheinlich gehören zu dieser Gruppe der sonorischen Familie auch die Völker zu denen Oñate im Jahre 1600 im Süden von Neu Californien vordrang (Torquemada V, 37 ff.), und die von Vizcaino 1602 hier an der Küste und auf der Insel S. Catalina besucht wurden (ebend. 53). Die letzteren, deren Kinder von heller Farbe („weiß und roth“) waren, lebten in großen Hütten und trieben Handel nach den umliegenden Inseln und nach dem Festlande. Sie hatten einen Tempel oder eine Opferstätte von der Gestalt eines großen Hofes auf welchem ein kreisförmiger Platz mit bunten Vogelfedern eingehegt war. In der Mitte desselben befand sich ein gemaltes Idol und neben die-

sem zu beiden Seiten die Bilder von Sonne und Mond; auch wurden zwei große heilige Raben dort gehalten. Oñate fand in jenen Gegenden (Torq. V, 40) namentlich den Hausbau ganz ähnlich dem der Moquis (s. unten): die Eingeborenen wohnten in Häusern von 2 bis 5 und selbst 7 Stockwerken die von Stein Luftziegeln und Erde, in ihrem oberen Theil von Holz gebaut und außen mit einem Corridor umgeben waren. Das Erdgeschoß hatte keine Thüre, sondern der Zugang geschah auf Leitern von oben. Im Winter lebten die Eingeborenen in Estufas oder unterirdischen Schwitzhäusern, von denen jedoch die Kinder ausgeschlossen blieben. Sie bauten das Land, die Weiber spannen, webten Baumwolle und verfertigten hübsche Federmäntel. Diebstahl, Streit, Trunk waren ihnen fremd, ihr einziges Getränk war Wasser, dem Spiel aber gaben sie sich mit Leidenschaft hin. Als Waffen führten sie Pfeile und Schwerter von Holz. Für Fischfang Jagd und andere gemeinschaftliche Geschäfte hatten sie besondere Anführer und außer diesen noch einen Häuptling welchem im Range der öffentliche Ausrufer zunächst stand. Die höchste Strafe die bei ihnen vorkam, bestand in dem Abschneiden einer Locke. Ihre drei Götter nannten sie Cocapo, Cacina und Homace und verehrten sie in Tempeln die 20′ lang, 10′ breit und ganz bemalt waren. In diesen befand sich ein sitzendes Idol von Stein oder Erde, das in der einen Hand eine Schale mit drei Eiern, in der andern eine solche mit Maisähren hielt und einen Topf voll Wasser vor sich hatte. Die Fähigkeiten dieser Menschen werden als sehr gut bezeichnet. Ob auch Cabrillo's Nachrichten (1542) über die Bewohner der californischen Küste unter 35° n. B. (Coleccion 180 ff.) auf diese Völker zu beziehen seien, erscheint als zweifelhafter: er erzählt von einer dichten Bevölkerung die in bedeutenden Dörfern mit großen Häusern wohnte und sich in Thierfelle kleidete. Die Häuser, sagt er, seien „von der Art derer in Neu Spanien" gewesen. Auf Plätzen die mit Steinen eingefaßt waren, hatte man bemalte Stangen aufgerichtet um welche herumgetanzt wurde. In dem Viage hecho por las goletas Sutil y Mexicana (ed. Navarrete 1802) finden sich Völker von Neu Californien erwähnt welche das Jahr mit dem Sommersolstitium anfangen und in 14 Monate von je 20 Tagen theilen sollen mit Hinzufügung zahlreicher Schalttage (L'art. de vérif. les d. X, 54) — eine Jahresrechnung die mit der altmexicanischen übereinstimmen würde, wenn

man, wie zu vermuthen steht, anstatt 14 vielmehr 18 Monate zu lesen hat.

Die fünfte Abtheilung des sonorischen Sprachstammes ist die Gruppe der Schoschoni-Völker, deren einen Zweig die Comanche, Moqui, Yutah (Utah) und Piede oder Pah-Yutah bilden, während der zweite aus den Schoschoni und Wihinascht besteht (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 656). Wir beginnen mit dem am höchsten entwickelten Volke dieser Gruppe.

Die Moqui oder Moquinos, im Norden von Sonora (Pfefferkorn I, 5), leben in sieben Dörfern westnordwestlich von Zuñi jenseits des Gila im Süden des Landes der Navajos (vgl. oben III, 7) und grenzen im Osten an Neu Mexico, wenn man nämlich unter letzterem nach älterem Sprachgebrauch nur den schmalen Streifen Landes versteht der sich zu beiden Seiten des R. del. Norte von Santa Fe südwärts zieht. Die Namen der Dörfer sind nach Villa-Señor (VI, 17) folgende: Hualpi, Tanos, Moxonavi, Xongopavi, Quianna, Aguatubi, Rio grande de Espeleta. Man findet sie neuerdings häufig zu den sogenannten Pueblos gezählt, den halbcivilisirten Indianern von Neu Mexico die in Dörfern (Pueblos) von eigenthümlicher Bauart wohnen, und hat sie sprachlich bald den Queres oder Keres, bald den Teguas, welche zu den Pueblos von Neu Mexico gehören, anschließen wollen oder selbst den Navajos (Davis 115 f.), sie sind aber vielmehr zur sonorischen Familie zu rechnen, deren Sprachen sämmtlich aztekische Wörter enthalten (Buschmann 1854 Suppl. II, 281). Alle sieben Dörfer der Moquis mit Ausnahme von Harno* haben dieselbe Sprache (Schoolcraft IV, 87).

Physisch sind die Moquis durch sehr helle Hautfarbe ausgezeichnet (Atlant. Stud. IV, 210 nach Walker). Sie tragen ein Stück Tuch oder Leder das in der Mitte mit einer Oeffnung versehen ist um den Kopf hindurch zu stecken; bei den Weibern fällt es länger herab und wird mit einer Schärpe gebunden. Ein Tuch um die Schultern, das von den Weibern auch über den Kopf gezogen wird, gehört für beide Geschlechter zum vollständigen Anzug; ebenso Ledergamaschen und Mocassins; außerdem haben die Männer noch dunkelrothe lederne Knie-

* Villa-Señor (a. a. O.) nennt diesen Namen freilich ebensowenig als den von Oraivaz oder Musquins, das außer Harno sich bei Schoolcraft (a. a. O.) allein noch angeführt findet.

hosen mit Messingknöpfen und blaue Strümpfe (Schoolcraft VI, 76). Ihre Dörfer haben nach Pater Garzes' Beschreibung (1776) bei Arricivita (IV, 5) eine breite Straße die von einem Ende bis zum andern führt und auf den übrigen Straßen rechtwinklig steht, und zwei kleine freie Plätze. Die Häuser bestehen aus mehreren Stockwerken und zwar so, daß sich von der Straße aus zunächst eine 1½ varas hohe Mauer erhebt, auf welcher der Hof des Hauses liegt den man auf einer beweglichen hölzernen Treppe oder Leiter ersteigt; ebenso gelangt man vermittelst einer Leiter vom Hofe aus, an welchem mehrere Gemächer liegen die man mit hölzernen Schlüsseln öffnet, zu den großen Sälen und Zimmern der oberen Stockwerke und auf das platte Dach. Neuere Berichte fügen hinzu daß die Häuser meist zwei- oder dreistockig, von Stein und Mörtel oder von Erde gebaut sind (Davis 420, Walker a. a. O.). Die Höhe jedes Stockwerkes beträgt nur wenig über 6'; Thüren und Fenster fehlen meist, da man von oben hineinsteigt; die inneren Räume sind weiß getüncht; das Sparrwerk von Holz dient zur Stütze der Balken welche der Länge nach das Gebäude durchsetzen; das Dach besteht aus einer Lage von Balken die mit Binsen und Erde bedeckt ist (Schoolcraft IV, 82). Die Dörfer sind mit einer Umfassungsmauer umgeben (Möllhausen a, II, 238). Der Landbau, an welchem sich die Männer betheiligen (ebend.), wird sehr sorgfältig betrieben auf künstlich bewässerten Feldern und erstreckt sich hauptsächlich auf Mais und Baumwolle, doch ziehen sie auch Melonen Kürbisse und Pfirsiche, Bohnen und Zwiebeln; die Viehzucht ist weniger bedeutend: sie haben zwar große Schafherden, scheren die Thiere aber nur wenn sie gestorben sind, auch sollen sie deren Häute nicht gerben (Schoolcr. IV, 86, 72). Sie spinnen an der Spindel, weben schöne Tücher, stricken Strümpfe (ebend. 76) und fertigen Irdengeschirr.

Schon in früher Zeit sind die Moquis und die ihnen benachbarten Völker zum Christenthum bekehrt worden, seit der großen Empörung der Eingeborenen von Neu Mexico im Jahre 1680 aber sind sie zum Heidenthum wieder zurückgekehrt, und noch neuerdings hat man daher bei ihnen ihre alten Tänze, von denen manche als sehr anmuthig geschildert werden, und ihre dramatischen Maskenspiele in Uebung gefunden (Schoolcr. IV, 74, 80, 85). In einigen ihrer Dörfer lebt wie bei den Navajos (S. oben III, 7) die Erinnerung an Montezuma

und die Eroberung Mexico's durch die Spanier in Gesängen fort (Schoolcr. IV, 73, 79), woraus sich freilich nicht auf einen unmittelbaren alten Zusammenhang dieser Völker mit den Mexicanern schließen läßt. Was ihre religiösen Vorstellungen betrifft, so sollen die Moquis ihren „großen Vater," den sie als Urheber alles Uebels bezeichnen (?), sich im Osten, und ihre „große Mutter," die Quelle alles Guten, im Westen wohnend denken, von wo sie unter Führung der letzteren in ihr jetziges Land eingewandert seien. Sie bringen mit dieser Sage eine alte Eintheilung ihres Volkes in neun Stämme in Verbindung die zum Theil nach Thieren benannt sind, und glauben daß sie nach dem Tode in diese Thiere verwandelt würden (ebend. 85 f.). Die Gebeine ihrer Todten graben sie nach einiger Zeit wieder aus um sie an einem besonderen Orte aufzubewahren; für die Geister derselben pflegen sie an einem bestimmten Tage des Jahres Nahrungsmittel auf einen Hügel auszusetzen (ebend. 78). Außerdem ist in Rücksicht ihrer Religion noch zu bemerken daß sie ein heiliges Feuer unterhalten (ebend. 76).

Jedes Dorf wird von einem gewählten Häuptling regiert der einen Rath der Alten neben sich hat. Die Rathsversammlungen werden in der estufa, dem Schwitzhaus, gehalten (ebend.). Die Moquis sind durchaus ehrliche zuverlässige Menschen. Trunk ist bei ihnen unbekannt. Waffen gebrauchen sie nicht leicht und sollen kein Menschenblut vergießen (Simpson a, 81, Davis 420). Andere amerikanische Berichterstatter, denen sie überhaupt als minder civilisirt erschienen sind, behaupten dagegen daß sie im Kriege skalpiren und bei siegreicher Rückkehr einen Skalptanz aufführen (Schoolcraft IV, 78). Auf die Treue der Frauen, die (nach Walker) nur im Hause arbeiten sollen, halten sie streng (Simpson); Polygamie giebt es nicht bei ihnen, aber Scheidung ist erlaubt und die Großeltern übernehmen in einem solchen Falle die Kinder. Das Mädchen pflegt sich ihren Bräutigam selbst zu wählen und der Vater den Antrag alsdann an dessen Eltern zu stellen (Schoolcr. IV, 86 f.). Das Jahr der Moquis wird zu 12 Mondmonaten gerechnet (ebend.).

Nördlich von den Moqui gehören die vier Hauptvölker von Utah zum sonorischen Stamme: die Utah oder Yuta, die Pah-Utah oder Wasser-Utah, die Schoschoni und die verkommenen Diggers (root-diggers, Wurzelgräber). Die Verwandtschaft der ersteren mit den Co-

manchen und Schoschonen hat nach Pike auch Hale ausgesprochen, Gallatin sie bezweifelt, Buschmann aber sie bestätigt und erwiesen.

Die Utahs sind ein ehrliches freundliches und gastfreies, aber kriegerisches Volk, das einen großen Landstrich im Süden des Salz-See's bewohnt, im Osten und Südosten der Schoschoni und gegen Santa Fe hin (Stansbury 148, Parker 79, 301), und von Jagd und Fischfang, Wurzeln und Beeren lebt. Mühlenpfordt (II, 537) bezeichnet die Gegend des Flusses Dolores als ihren Sitz. Wenn die Abbildung treu ist welche Stansbury von ihnen gegeben hat, so sind sie von nichts weniger als widrigem Aeußeren. Die Pah-Utahs, Payuches (Piutes bei Dunn), auch Piedes genannt, welche sich am Colorado oberhalb der Mohaves und noch unterhalb der Mündung des R. Virgin von 34° an nach Norden finden (Möllhausen a, I, 360, 430), unterscheiden sich im Aeußern wenig oder nicht von den Chimewhuewes und Cutchanas. Sie sind schöne athletische Gestalten von dunkler Kupferfarbe und meist über 6' groß, ihre Weiber aber, die einen Rock von Baststreifen tragen, während sich die Männer nur mit einem Schurz bekleiden, sind klein dick und untersetzt (Möllhausen 381 f.). Sie nähren sich von Sämereien und Wurzeln, doch verschmähen sie auch Frösche Eidechsen und Schlangen nicht (ebend. 417). Man bezeichnet sie als tückisch und verrätherisch. Farnham (Travels 376 ff.) giebt nach Lyman die Paiuches am nördlichen Colorado an und von diesem nach dem großen Salz-See hin: er bezeichnet sie als schwächliche, ganz nackte und durchaus rohe Menschen, die zum Theil in Erdhöhlen wohnen, von ihren Nachbarn, den Utahs, wegen ihrer Feigheit tief verachtet und nicht einmal zu Sklaven gemacht werden, und obwohl im tiefsten Elend lebend, doch so zufrieden mit ihrer Lage sind daß sie in der Fremde oft an Heimweh leiden. Die Pah-Utahs scheinen demnach, wenn nicht die beiden zuletzt erwähnten Berichterstatter unter diesem Namen von ganz verschiedenen Völkern reden, nicht überall in denselben Verhältnissen zu leben, und in Folge davon ziemlich bedeutende Verschiednheiten zu zeigen. Farnham's Schilderung derselben kommt am nächsten mit derjenigen überein welche sich mehrfach von den Diggers gegeben findet. Diese nämlich bezeichnet Kelly (N. Ann. des v. 1854 III, 145), der sie von den Quellen des Sacramento bis zur nördlichen Grenze von Alt-Californien reichen läßt, als äußerst tiefstehende thierische Menschen von kleiner Statur und sehr

niedriger Stirn. Nach Borthwick (Three years in Californ. Edinb. 1857, p. 128 ff.) sind sie fast schwarz und äußerst häßlich, nähren sich hauptsächlich von Bucheckern, und haben ihren Namen daher erhalten daß sie ihre Winterwohnungen in die Erde graben; als Produkte ihres Kunstfleißes hebt er ihre dicht geflochtenen Körbe hervor — ähnliche Körbe werden von den Schoschoni verfertigt — in denen sie Wasser durch erhitzte Steine zum Kochen bringen. Schiel (R. durch d. Felsengeb. Schaffhs. 1859 p. 131) sieht in ihnen kein besonderes Volk, sondern erklärt sie nur für den Auswurf der ihnen benachbarten Stämme. Ersteres wird durch Bartlett (II, 29) insofern bestätigt als er bemerkt daß alle Eingeborenen, und wie es scheint ohne Unterschied der Nationalität, Diggers genannt werden, welche zwischen dem Sacramento-Fluß und der Küste oder in dem noch ganz unbekannten Innern des Staates Californien leben. Da auch ein Theil der Schoschoni, nämlich die ihrer Pferde beraubten kümmerlich lebenden Schoschoni (W. Irving), und die Bonaks als Diggers oder root-diggers bezeichnet werden (Johnston bei Schoolcraft IV, 223), ist die Bedeutung dieses Namens zu unbestimmt um ethnographisch brauchbar zu sein.

Ueber die eben erwähnten Bonaks, Bonnacks oder Panascht, lauten die bis jetzt vorhandenen Nachrichten ebenfalls noch zu unbestimmt als daß sich entscheiden ließe, ob man sie für ein besonderes Volk oder nur für eine verkommene Abtheilung der Schoschoni zu halten habe, denen sie nahe sprachverwandt zu sein scheinen (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 657). Wyeth hat sie wahrscheinlich mit den Schoschoni verwechselt, da er von ihnen erzählt daß sie Pferde besäßen und Büffel jagten, die letzteren aber nur von Wurzeln und Fischen lebten (ebend. 637). Die Bonaks halten wie die Moquis ihre Rathsversammlungen Tänze und Spiele in einem Schwitzhause; als ihren ältesten Stamm bezeichnen sie die Coyotes oder Wölfe, aus denen, wie sie sagen, erst allmälich wirkliche Menschen geworden seien; die Todten verbrennen sie; ihre Lehre von einer Vergeltung im anderen Leben verdankt vielleicht erst den Lehren californischer Missionäre ihren Ursprung (Johnston a. a. O.).

Die Schoschoni, Snake oder Schlangenindianer, welche in früherer Zeit das Quellgebiet des Missouri inne hatten, sind, wie wir schon früher erwähnt haben (III, 29), durch die Schwarzfüße und Af-

sineboin, welche durch Händler der Hudsonsbai-Compagnie in den Besitz von Feuerwaffen gelangten, stark bedrängt, ins Felsengebirge und über dasselbe hinausgetrieben worden (Morse 35 note, W. Irving 193). Die verschiedenen Angaben des Gebietes über das sie sich verbreiten, finden sich ausführlich bei Buschmann (a. a. O. 634 ff.). Nach Morse erstrecken sie sich bis zu 47° n. B., Violet setzt sie zwischen 38° und 43°, die Karte der U. St. Exploring Exped. zwischen 42° und 45° 35′. Sie reichen vom südlichen Theil des Oregongebietes, wo sie im Südwesten des Sahaptin oder Snake-Flusses wohnen, bis zum Südende des großen Salz-See's, und vom Felsengebirge bis zu den Blauen Bergen (Parker 79, 301, Stansbury 148, Wyeth bei Schoolcraft I, 206). Wenn Schoolcraft das Thal des Saskatchewan zu ihrem ältesten Sitze macht und sie sich bis nach Neu Californien und Texas ausdehnen läßt, so beruht Ersteres wohl nur auf einer willkürlichen Erweiterung der von Morse gemachten Angabe, was aber Letzteres betrifft so versichert wenigstens Kennedy (I, 193) daß die ersten Landvermesser von Texas im äußersten Nordwesten auf Schlangenindianer gestoßen seien. Die Sprache der Wihinascht oder westlichen Schoschoni, welche durch die Bonaks von den östlichen getrennt sind (Hale), steht der Schoschoni-Sprache sehr nahe. Dasselbe gilt auch von der Sprache der Comanche. Alle drei enthalten aztekische Wörter, obwohl in geringerer Menge als die vier sonorischen Hauptsprachen, und besitzen außerdem merkwürdiger Weise auch einige athapaskischen Elemente (Buschmann a. a. O. 390 f., 399, 402).

Das Land der Schoschoni ist fast eine Wüste und hat nur sehr weniges Wild: im Innern des Oregongebietes begegnete Reisenden auf einer Strecke von 800 engl. Meilen einst nichts als ein Wolf (Pickering). Die Eingeborenen leben meist in der tiefsten Armuth und sind wo sie Pferde haben, bisweilen genöthigt selbst diese zu schlachten um sich selbst zu erhalten (Lewis et Cl. 188). Ohne Landbau und ohne gesellschaftliche Organisation, aber gleichwohl sehr gastlich (ebend. 197), nähren sie sich die Hälfte des Jahres hindurch nur von Wurzeln Samen und kleinen Thieren aller Art die ihnen zufällig aufstoßen; zur Lachszeit werden sie fett, im Frühling und Winter aber wieder mager und genießen dann oft die zerstoßenen Knochen von Thieren (Fremont 80, Wyeth bei Schoolcr. I, 206). Alle Winter hungern sie in

anderen Gegenden, sie legen sich aber gleichwohl keine Vorräthe von Fischen an die sie haben könnten (Fremont 102). Die Schoschoni am Green River (Nordarm des Colorado) leben in bessern Verhältnissen, da es dort Büffel giebt (Wyeth a. a. O. 227). Sie dienen dem den sie fürchten, sind minder dankbar aber auch minder rachsüchtig als andere Indianer (Wyeth); geistige Getränke verschmähen sie, weil sie durch deren Genuß schwach zänkisch und untüchtig zu werden fürchten (Dunn 326). Ihr Gruß besteht darin daß sie den Arm um den Hals dessen schlingen der ihnen begegnet (Lewis et Clarke).

Die Comanche, Camanche oder Cumanche, als deren Hauptstämme Uhde (171) die Tuzamekes, Jupes, Jamparicas und Tenavas angiebt, streifen nach Norden hin im Quellgebiete des R. grande del Norte und des Arkansas bis zu den Pawnies und Osagen hinauf und vom oberen Colorado in Utah, wo im Osten des großen Salz-See's die Yamparicas leben (Mühlenpfordt II, 537), bis an die Grenzen von Louisiana (ebend. I, 212, Burnet bei Schoolcr. I, 230); als ihr ausschließliches Eigenthum aber nehmen sie das Land zwischen dem oberen Colorado von Texas und dem Puerco, namentlich den Norden der Guadalupe Berge bis zur Breite von Santa Fe hin in Anspruch (Kennedy I, 344). Villa-Señor (in der bei Buschmann a. a. O. 362 mitgetheilten Stelle) erzählt daß sie mehr als 500 leguas weit nach Nordwesten schweifen und vermuthlich aus dem fernen Westen von dem Küstenlande der Südsee herstammen. Ihre Herkunft von Westen wird auch durch ihre eigene Tradition bestätigt (Schoolcr. V, 683); eine andere Sage soll ihnen jedoch vielmehr einen nördlichen Ursprung zuschreiben. Sie werden auch Jetaus, Tetaus oder Tetaus genannt (Mühlenpfordt), sich selbst aber geben sie den Namen Nauni (Neighbors bei Schoolcraft II, 127) oder Niyuna (ebend. V, 575) oder Jamparicka (Pr. Maximilian). Pope beschreibt sie als klein von Statur, doch rasch und lebhaft; sie tragen Bärte und langes Haar (Buschmann a. a. O. 369); letzteres wachsen zu lassen ist nur den Weibern nicht gestattet (Gregg). Die Augenbrauen und Wimpern reißen sie aus um sich ein furchtbares Ansehn zu geben und zeichnen sich mit einem rothen Streifen um die Augen (Kriwitz in Berghaus' Ztsch. f. Erdk. X, 401 ff.) Es soll nur noch wenige von reinem Blute unter ihnen geben (Neighbors a. a. O.), denn sie verstärken sich hauptsächlich dadurch, daß sie Weiber und Kinder in großer

Anzahl rauben: von Texas aus dringen sie tief nach Mexico ein bis auf 250 miles von der Hauptstadt (Pope), richten große Verwüstungen unter den Viehherden an, da sie tödten was sie nicht mit sich fortbringen und wegwerfen was sie nicht aufessen (Bartlett II, 447), und schleppen namentlich spanische Mädchen mit fort, die oft übel genug von ihnen behandelt werden (v. Tempsky 97 ff.). Gefangene Kinder werden Sklaven und heirathen später unter ihnen, Männer erleiden bisweilen den Tod und manchmal wird ein Stück Fleisch von ihnen gegessen, gewöhnlich aber werden sie drei Tage lang gequält, am grausamsten von den Weibern der Cumanchen, und dann als Sklaven behandelt (Burnet a. a. O.). Durch diese Räubereien der Cumanchen, Apachen* und anderer Indianer sollen die nördlichen Staaten von Mexico alljährlich wenigstens 600 Weiber und Kinder verlieren (Brantz Mayer II, 123), denn obgleich sie meist nur angreifen wo sie sich sicher wissen, ist die Kraftlosigkeit der dortigen Creolen doch so groß, daß oft Orte von 5—6000 Seelen Indianerhorden die nur 60—80 Mann stark sind, nicht zu widerstehen vermögen (v. Richthofen 18), und daß selbst die neuerdings gegen diese Ueberfälle angelegten Militärkolonien wegen ihrer schlechten Einrichtung die Gefahr eher vermehrt als vermindert haben (ebend. 451). Meist hat sich die mexicanische Regierung damit begnügt solche Presidios (Militärposten) gegen die Indianer der Nordgrenze zu errichten, die seit langer Zeit gegen die Weißen erbittert, keinen Vertrag achten den sie mit ihnen schließen, doch haben einzelne Vicekönige, z. B. Flores, selbst einen förmlichen Krieg gegen sie eröffnet (B. Mayer I, 258). Ein wirksamerer Schutz ist den Ansiedlern von Texas aber erst zutheil geworden, seit die Regierung der Vereinigten Staaten dieses Land an sich gezogen und eine Reihe von Militärposten dort gegründet hat (Pope), die freilich hier wie überall wo sie entstanden sind, den Eingeborenen alle nur denkbaren Laster mitgebracht haben (Möllhausen a, I, 437): die Cumanchen, welche früher den Branntwein verschmähten und „Narren-Wasser" nannten (Gregg, Kennedy I, 347), sind jetzt dem Trunke ergeben.

* Ueber die Verwüstungen der Apachen in Chihuahua und dem nördlichen Sonora s. Villa-Señor IV, 7 ff. u. 16. In Chihuahua wird für jeden lebendig oder todt eingebrachten Apachen eine Prämie von 200 Thalern bezahlt; für eine Frau oder ein Kind je 150 und 100 Thaler (Ausland 1858 p. 365 nach Fröbel).

Die Cumanchen treiben keinen Ackerbau, in Banden von 20—100 Familien umherschweifend leben sie von der Büffeljagd und vom Raube. Ihr Jagdgebiet betrachten sie als Gesammteigenthum. Sie kleiden sich in Rehfelle die sie selbst gerben, und tragen Mocassins; ihre Wohnungen sind Erdhütten mit platten weißen Dächern von Thon (Maillard 240 f.), oder Zelte von Büffelhäuten die sie beim Wechsel des Wohnplatzes ihren Hunden aufladen (Humboldt, N. Sp. II, 197). Außer einer langen Flinte (rifle) und einem großen Messer führen sie den Lazo, eine Lanze und den Bogen. Daß ihre Pfeile vergiftet seien (Maillard) scheint ebenso unrichtig als daß Flintenkugeln ihre Schilde nicht zu durchdringen vermöchten. Als Schützen sind sie außerordentlich geschickt: in einer Entfernung von weniger als 150′ treffen ihre Pfeile so sicher wie eine Büchse, sie verstehen sich trefflich auf Bogenschüsse und senden 12 Pfeile ab während man eine Büchse ladet. Auch im Laufe und zu Pferde schießen sie sicher, und es soll öfter vorgekommen sein daß ein Büffel von ihnen vollständig durchbohrt wurde (Gregg II, 19). Auch von ihrer Reitkunst erzählt man Außerordentliches, sie werfen sich im Kampfe ganz auf die eine Seite des Pferdes so daß sie unter dessen Hals hinweg ihre Pfeile abschießen. An ihren Schilden befestigen sie kleine Spiegel um bei Sonnenlicht den Feind zu blenden (v. Tempsky 80). Als so roh und wild, treulos hinterlistig und grausam sie auch gelten bei den Mexicanern und gegen diese, haben sie doch nur selten Streitigkeiten untereinander. Der große Geist hat nach ihrer Ansicht einem jeden volle Freiheit des Handelns gegeben (Burnet, Neighbors). Gleichwohl berichtet Maillard (244) von einer allgemeinen Versammlung die alljährlich auf 9 Tage von dem Oberhaupte zusammenberufen, die Bestrafung begangener Verbrechen vornehme, und von einem damit verbundenen Feste das zur Erinnerung an Montezuma gefeiert werde. Nach Kennedy (I, 345) würde jenes Oberhaupt vom ganzen Volke gewählt und stände über den Häuptlingen der einzelnen Banden. Burnet (a. a. O.) leugnet daß eine wirkliche Wahl der Häuptlinge stattfinde, deren Ansehn von rein persönlicher Art sei. Es wird versichert daß die letzteren dem Fortschritt zur Civilisation sehr geneigt und bereit seien für denselben zu wirken (Neighbors). Die Glieder einer jeden Familie, auch die angeheiratheten inbegriffen, halten fest und solidarisch zusammen, obgleich Ausschweifungen gewöhnlich sind und die Vielweiberei ausgedehnt. Dem

Verführer eines Weibes wird Alles genommen was er hat (ders.). Ein besonderes Wort für „Jungfrau“ soll ihrer Sprache fehlen und das Anbieten eines Weibes gehört bei ihnen zu den Höflichkeiten der Gastfreundschaft (Schoolcraft V, 684). Die Einwilligung des Mädchens gilt ihnen zur Ehe als unerläßlich: führt sie das Pferd des Bewerbers in den Stall, das dieser an ihrer Hütte angebunden hat, so giebt sie damit ihr Jawort (Gregg).

Den „großen Geist“ erkennen die Cumanchen zwar als den höchsten Gott an, verehren aber hauptsächlich die Sonne als Gott des Tages, den Mond als den der Nacht und die Erde als ihre gemeinsame Mutter. Bei heiligen Versicherungen nehmen sie den großen Geist als ihren Vater und die Erde als ihre Mutter zu Zeugen. Den Glauben an ein besonderes böses Wesen, dessen Wohnplatz sie sich nach Kennedy (I, 347) unter der Erde denken sollen, spricht ihnen Neighbors ab, da sie Alles was geschehe auf den großen Geist zurückführten. Feuer wird von ihnen bei allen religiösen Ceremonien gebraucht. Die Medicin-Männer spielen bei ihnen dieselbe Rolle wie bei den nördlicheren Indianern der Vereinigten Staaten. Die Trauerklage welche die Bekannten und Freunde bei einem Todesfalle anstimmen, wird von der Familie des Verstorbenen mit Geschenken gestillt (Neighbors). Im Grabe erhält der Todte die sitzende Stellung und sein Gesicht wird nach Osten gerichtet (Schoolcr. V, 685). Man giebt ihm seine Waffen mit und schlachtet seine besten Pferde, so daß deren Blut in dasselbe hinabfließt (Kriwitz a. a. O.).

Auf ihren Wanderungen dient ihnen der Polarstern zum Führer (Burnet) und sie besitzen eine sehr genaue Ortskenntniß. Taba-Quina, „der dicke Adler,“ einer ihrer Häuptlinge, erzählt Gregg (II, 8), schien „mit der ganzen Grenze von Mexico von Santa Fe bis Chihuahua und selbst mit dem Meerbusen und den gesammten Prärieen sehr gut bekannt zu sein;“ man veranlaßte ihn in Chouteau's Fort (in der Nähe des Canadian) eine Landkarte mit Bleistift auf einem Bogen Papier zu entwerfen: „er war damit sehr schnell fertig, und wiewohl die Zeichnung ein wenig roh war, so hatte sie doch zu unserem Erstaunen ein ganz landkartenartiges Ansehn und eine weit genauere Zeichnung aller Hauptflüsse in den Ebenen, der Straße von Missiouri nach Santa Fe und der verschiedenen mexicanischen Ansiedlungen als man auf vielen gestochenen Karten jener Gegenden fin-

det."* Maillard (247, 250) der von Bilderschrift und Quipos bei ihnen spricht (die Beispiele der ersteren bei Schoolcraft IV, pl. 31 ff. würden diesen Namen kaum verdienen), schreibt ihnen eine Jahresrechnung nach 18 Monaten von je 20 Tagen, einen Cyclus von 52 Jahren und die Intercalationen des altmexicanischen Kalenders zu. Ihre Monatsnamen sollen folgende sein: Tetit Itzcalli, dessen Anfang angeblich auf den 9. Januar fällt, Itzcalli Xochilhulil, Xilomanatitzli, Tlacuxipehualitzli, Tozoztontli, Hueytozotli, Toxcutl, Etzalhualitzli, Tecuihuitontli, Hueytecuiltontli, Hicailhuitontli, Hueymixcuithuitl, Ochpanitztli, Pachth, Hueypactli, Quecholli, Panquitzalitzli, Atemoztli. Die Richtigkeit dieser Angaben vorausgesetzt, die freilich noch keine weitere Bestätigung gefunden haben, würde allerdings eine Vergleichung dieser Namen mit den bei Humboldt (Vues 132, vgl. oben p. 176 Anm.) angeführten keinen Zweifel über ihren mexicanischen Ursprung lassen.

Außer den Schoschoni, dem nördlichsten Volke der sonorischen Sprachfamilie, findet sich in Oregon zwar kein hierher gehöriges Volk weiter, doch besitzen die Wailaptu Chinuk und Kalapuya (s. ob. III, 321), obschon sie unter sich nicht verwandt sind, nicht nur gemeinsame Wörter überhaupt, sondern auch einigen aztekischen und sonorischen Sprachstoff; namentlich sind die aztekischen Elemente unzweifelhaft und als Bestandtheile aus einer fremden Sprache aufgenommen (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 628 ff.). Endlich sind auch in den Wörtern der Sprache von Nutka und noch mehr in ihren Lauten und Consonantenverbindungen Aehnlichkeiten mit dem Aztekischen vorhanden; solche Lautähnlichkeiten kommen auch noch in weiter nördlich gelegenen Sprachen vor, eine wirkliche Verwandtschaft zu den aztekischen oder sonorischen Sprachen läßt sich aber nicht mehr in diesen Gegenden nachweisen (Buschmann 1857 p. 368 ff.).

Keine so genauen Untersuchungen wie die Buschmann's über die sonorische Familie liegen über den Yumasprachstamm vor welcher am unteren Colorado zu Hause ist.

Die Yumas, deren nahe Verwandtschaft mit den Cocomari-

* Bei Möllhausen (a, I, 434) findet sich eine Zeichnung des Colorado von einem Yuma und eine andere von einem Pah-Utah-Indianer.

copas schon Villa-Señor (VI, 16) und Pfefferkorn (I, 8) ausgesprochen haben — ersterer sagt sogar beide redeten dieselbe Sprache —, lebten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts am unteren Colorado und Gila, namentlich auf dem Süduſer des letzteren bis zum Anfange der Wüste die sie dort von den Cocomaricopas trennt (ebd.), und haben seitdem ihren Wohnsitz nur wenig oder gar nicht verändert: ihr Gebiet beginnt 10 leguas oberhalb der Mündung des Colorado (v. Richthofen 449) und erstreckt sich von da bis etwa 80 miles oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Gila nach Norden (Möllhausen a, I, 123 vgl. 430) an beiden Ufern des Flusses (Bartlett II, 177) und in dem Dreieck das er mit dem Gila bildet. Sie sind ein großer und starker, wohlgebauter Menschenschlag, ihre Hände, Füße und Gelenke klein und zierlich gebildet; nur die Weiber sind klein fett und untersetzt mit blauen Punkten und Linien am Kinn tättowirt und in einen kurzen dicken Rock von Baststreifen gekleidet, während die Männer nur einen schmalen Schurz von Baumwollenzeug tragen (Möllhausen a. a. O.). Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil, eine kurze Keule und ein Messer. Sie bauen Mais, Melonen und andere Früchte, sind von lebhaftem, heiterem Temperament (Whipple bei Buschmann a. a. O. 541), gelehrige, friedliche und freundliche Menschen, ihre Weiber aber weniger sittsam und zurückhaltend als die der Pimas (Ausland 1858 p. 365 nach Fröbel). Diese letzteren haben eine völlig freie Stellung und treten oft sogar als Vermittlerinnen des Friedens zwischen feindlichen Völkern auf (ebend. 1855 p. 466 ff.). Schon vor ihrer Berührung mit den Weißen waren sie von laxen Sitten (Arricivita III, 17), so richtig es übrigens auch sein mag daß sie in Folge ihrer Gemeinschaft mit diesen noch weiter gesunken sind (Möllhausen). Sie nehmen einen mächtigen Gott an der die Welt geschaffen hat und ein schwächeres gutes Wesen. Wer einen Menschen erschlagen hat, sei es auch im Kriege, gilt ihnen als unrein und muß eine Art von Buße thun; ebenso die Wöchnerin. Die Todten verbrennen sie (Ausland 1855 p. 466 ff.). Die im Jahre 1780 bei den Yumas versuchte Mission wurde so verkehrt eingerichtet, daß sie in Folge einer Empörung derselben zu Grunde ging, obgleich dieses Volk ebenso wie mehrere andere Stämme dieser Gegenden den Missionären mit großer Bereitwilligkeit entgegengekommen war (Arricivita IV, 8 f.).

Zu Ende des 17. Jahrhunderts soll Pater Kino die Cocomarico-

pas oder Maricopas am Südufer des Gila gefunden haben, von dessen Mündung aufwärts in einer Ausdehnung von fast 150 miles (Whipple a. a. O); indessen geben Villa-Señor (VI, 16) und Pfefferkorn (I, 7 u. 9, vgl. Gesch. v. Calif. III, 53) zwei Abtheilungen derselben an, die eine am Flusse Asuncion und in der Nähe von dessen Mündung am Gila, die andere auf dem Westufer des Colorado. Sie scheinen demnach erst in neuerer Zeit, wie Bartlett (I, 221) berichtet, auf der Flucht vor den Yumas auf das linke Ufer des Gila gekommen zu sein, und leben noch jetzt in so erbitterter Feindschaft mit diesen, daß sie an eine Fortsetzung des Kampfes mit ihnen selbst im anderen Leben glauben. Ob sie vom californischen Meerbusen her eingewandert sind (Emory 89) erscheint als zweifelhafter, doch scheint dafür zu sprechen daß dort an der Mündung des Colorado die Cócapas oder Cocopas leben, welche ein Zweig der Cocomaricopas sind (Bartlett II, 179, Möllhausen a, I, 123). Auch die Opas reden nach einer handschriftlichen Nachricht des Pater Font dieselbe Sprache (Bartlett II, 268, Arricivita III, 16). Im Jahre 1826 fand Carson Cocomaricopas an der Mündung des Gila (Emory). Da sie auf der Südseite des Gila jetzt mit den Pimas zusammenleben, deren Sitten und Lebensweise sie theilen, wie wir schon oben angeführt haben, ist es erklärlich daß man sie für Verwandte derselben gehalten hat (Gesch. v. Calif. III, 53), doch ist dieß ebenso unrichtig als Gallatin's Vermuthung (LXXXIX) nach welcher sie zu den Apachen gehören sollten. Die Cocomaricopas sind größer und stärker gebaut als die Pimas und haben eine mehr gebogene Nase, bei den Weibern ist diese aufgestülpt (Emory 86). Ihre Kleidung besteht nur in einem Paar grober Beinkleider (Bartlett I, 452).

Ferner gehören zum Yumastamme die Indianer von S. Diego (Diegeños) und die Mohaves (Buschmann a. a. O. 538, 541). Die ersteren sind wahrscheinlich mit Unrecht (ebend. 539) von Bartlett (II, 7) mit dem Volke der Comeya identificirt worden, das sich von S. Diego 100 miles nach Osten in's Innere erstrecken und von der Küste je 50 miles nach Norden und nach Süden reichen soll. Er schildert sie als dunkelbraun, elend und abgemagert, während anderwärts (Journal of expedd. 17) die Eingeborenen von S. Diego vielmehr als thätig, groß und wohlgebildet bezeichnet werden, wie ihre Verwandtschaft zu den Yumas erwarten läßt. Sie sind nur mit einem

Gürtel von Netzwerk bekleidet, als Waffen führen sie Bogen und Pfeil und ein Wurfholz das einem krummen Säbel gleicht (ebend.). Die Mohave leben am Colorado oberhalb der Yumas und Chimewhuewes, von 34° 36′ an nach Norden (Möllhausen a, I, 201, 430), 150 miles oberhalb der Mündung des Gila (Bartlett). In Rücksicht ihrer physischen Eigenthümlichkeiten ist zu bemerken daß sie einen starken Bart haben, den sie aber absengen, abschaben oder ausrupfen. Ihre Hauptnahrung besteht in Mais und Weizen aus deren Mehl sie Kuchen backen, sie bauen aber auch Bohnen Melonen und Kürbisse. Ihre Vorräthe speichern sie in bienenkorbartigen Magazinen von 3—4′ Durchmesser auf. Sie wohnen in Hütten die bald viereckig bald rund, auf Pfählen gebaut sind und ein Dach aus Zweigen und Schlamm haben (Möllhausen 393 ff., ders. a, I, 299). Das Tabakrauchen haben die Indianer dieser Gegenden erst von den Weißen gelernt (ebd. II, 35). Ein bestimmter Berg am Colorado gilt ihnen als der Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen (ebend. 357). Von Charakter zeigen sie sich durchaus ehrlich und brav, wogegen die Wallpays (Guallapays bei Arricivita), welche dieselbe Sprache zu reden scheinen und unter 34° 52′ im Gebirge leben, in dieser Hinsicht wie im Aeußeren zu ihnen in einem auffallenden Contraste stehen: sie sind auf die Jagd und den Diebstahl angewiesen, tragen eine schlechte Lederkleidung, sind klein und hager, von kleinen Augen und falschem Blick (ders. a, I, 293, II, 37 f.).

Die Cutchanas, Cutganes des Pater Kino (Möllhausen 403), Cutguanes bei Pfefferkorn (I, 8), treten bei letzterem wie auch bei späteren Berichterstattern als ein von den Yumas verschiedenes Volk auf, obwohl Whipple das Cuchan als die Sprache der Yumas selbst bezeichnet (Buschmann a. a. O. 541). Pfefferkorn nennt sie theils mit den Quiquimas (die er auch auf der Südseite des Gila und am Colorado angiebt), Bagiopas und Hoabonamas zusammen, nördlich von der Vereinigung des Gila und Colorado, theils neben den Bagiopas und Coanopas an der Mündung des letzteren Flusses; nach Möllhausen (a, I, 430) leben die Cutchanas am Colorado oberhalb der Yumas, in derselben Gegend wie die Chimewhuewes. Sie ziehen die nämlichen Früchte wie die Mohaves (Möllhausen 383).

Auch die Yabipais im Nordosten der Mohave, zwischen dem Gila und Yaquesila, sollen nach Körperbildung und Sprache zu den

Yumas gehören, doch werden sie nur mit geringer Sicherheit zu ihnen gerechnet (Turner bei Buschmann a. a. O. 542, Whipple bei Möllhausen a, I, 431). Sie sind durch ihre großen Bärte ausgezeichnet. Nach Arricivita (IV, 1 u. 9) führen sie bei den Yumas den Namen Niforas, und sind ein Volk das im Elend lebt und seine Kinder für Pferde an jene verkauft. Anderwärts (IV, 4 f.) spricht er von Yavipais Tejua welche Apachen und den Yumas befreundet seien, und von Yabipais Jabesuas, d. i. Yabipais aus dem Orte Jabesua, wonach sich vermuthen läßt daß auch der Zusatz Tejua* ein Ortsname sein möge. Möllhausen (a, I, 428) fand in einem Manuscript des Don J. Cortez vom Jahre 1799 ein Volk Yabipais Mucaoraive erwähnt, das er für die Mohave zu halten geneigt ist. Ob die Yabipais wirklich zu den Apachen gehören, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. Die Niforas scheinen die friedlichen Nijoras zu sein welche nach Villa-Señor (VI, 16) von den Cocomaricopas bekriegt und von Pfefferkorn (I, 7) als deren Nachbarn (Nichoras) auf der Nordseite des Gila, am R. Azul (Gesch. v. Calif. III, 53) angegeben werden.

Auf dem Ländergebiet mit welchem wir uns bisher beschäftigt haben, lebt außer den Völkern der sonorischen Familie und des Yumastammes noch eine große Anzahl von anderen die mit jenen nicht verwandt oder deren Beziehungen zu ihnen uns doch nicht bekannt sind. Von vielen derselben wissen wir nur die Namen, deren Verzeichnung von uns um so eher unterlassen werden kann, als die Länder im Norden von Mexico in geographischer historischer und ethnographischer Hinsicht von Buschmann äußerst sorgfältig und umfassend behandelt worden sind.

Eine Menge von Völkern die namentlich den Staaten Coahuila und Neu Leon, Chihuahua und Durango (Neu Biscaya) angehören, sind bei Rivera angegeben, ein noch größerer Reichthum findet sich bei Villa-Señor. Die Völker im Norden von Panuco bis nach Texas hat neuerdings Uhde (120) nach älteren spanischen Quellen auf-

* Der Name Tejua erinnert einerseits an die Tiguas und Teguas welche wir weiter unten nach Villa-Señor als zwei verschiedene Stämme der sog. Pueblos-Indianer von Neu Mexico anzuführen haben werden, andererseits wegen der Vertauschung von x und j in der alt-spanischen Orthographie an das Wort Texia und Texas (vgl. oben III, 218).

gezählt, und die zum Theil fabelhaften Berichte über ihre Sitten und Gebräuche (135 ff.) hinzugefügt. In Rücksicht der nordöstlichen Staaten von Mexico, über welche auch Mühlenpfordt (I, 209) zu vergleichen ist, begnügen wir uns damit folgende hervorzuheben. Die Tobosos und Gabilanes (d. i. Geier, Raubvögel) werden auf der Cuesta de los muertos (im südlichen Coahuila westlich von Saltillo), in den Wüsten zwischen Coahuila und Durango, und mit Xicarillas (Apachen, s. oben III, 6) zusammen im bolson de Mapimi genannt (Villa-Señor V, 40, VI, 3) als Räubervölker welche lange Zeit hindurch diese und die benachbarten Länder unsicher machten; vielleicht gehören zu ihnen die jetzt untergegangenen Cocoyomes, von deren Angriffen S. Bartolome in früherer Zeit viel zu leiden hatte (ebend. VI, 4). Im Südsüdosten von Monterey (Neu Leon) wohnten die Nazones, Nazas und Pilones (ebend. 3).

Die Huraba-Sprache welche N. de Guzman in Culiacan fand (Coleccion 94), und die Primahaitu-Sprache, welcher Cabeza de Vaca (545) dort eine östliche Ausbreitung von 400 leguas zuschreibt (s. oben p. 58), werden später, wie es scheint, nirgends mehr erwähnt. Letzterer erzählt von großer Fruchtbarkeit des Landes und reichem Maisbau, und wir dürfen aus seinem Berichte schließen daß die Eingeborenen die Sonne verehrten, denn sie schätzten die verirrten Spanier welche von Florida her zu ihnen gelangten, höher als die anderen welche nicht aus der Gegend des Sonnenaufganges zu ihnen gekommen waren. Aehnlich erzählt später F. Alarcon daß die Eingeborenen der mexicanischen Westküste, worunter hier wahrscheinlich die in der Gegend des unteren Colorado zu verstehen sind, sich ihm durchaus nachgiebig und gehorsam zeigten, da er sich bei ihnen für einen Sohn der Sonne ausgab (Castañeda 299 ff.). Auch von den Tahus, Pacasas und Acaxas welche Castañeda (150) in Culiacan erwähnt, wissen wir nichts Näheres. Daß indessen die Völker des Festlandes welches Alt Californien gegenüberliegt, in jener Zeit (1540) nicht ganz roh waren, geht daraus hervor, daß sie Häuser hatten in denen mehr als hundert Menschen zusammenwohnten, Bauten von sieben Stockwerken (ob denen der Moquis ähnlich?) errichteten die ihnen als Festungen dienten, und von einem Rathe alter Männer mit einem Häuptling an der Spitze regiert wurden (ebend. 49, 61, 80). Zwei Jahrhunderte später freilich (1756) entwirft Pfefferkorn (II,

40 ff.) ein sehr ungünstiges Bild von den heidnischen Indianern in Sonora. Manche Züge desselben erinnern an die Eingeborenen der Vereinigten Staaten. Als Eigenthümlichkeiten von Interesse heben wir daraus nur hervor, daß sie einen festlichen Tanz hatten den sie Montezuma nannten, und ein im Winkel gebogenes Stück Holz das sie von Ochsen ziehen ließen, als Pflug benutzten (II, 82, 156). Unter den isolirt stehenden Völkern von Sonora nennen wir folgende.

Die Seris oder Ceres haben das unfruchtbare Küstenland inne das von der Mündung des Yaqui gegen Norden liegt, wenn auch schwerlich wie es bei Arricivita (III, 15) heißt, in einer Ausdehnung von 90 leguas. Sie leben bis gegen Pitiqui (Pitic) hin und sind die südlichen Nachbarn der Pimas, deren Missionen sie häufig angefeindet und in ihrer Entwickelung gestört haben. Auch die Insel Tiburon soll seit alter Zeit in ihrem Besitz gewesen sein, und nach Hardy (437) und Bartlett (I, 464) wäre sie es noch, doch spricht Arricivita (III, 18, IV, 12) andererseits von den Tiburones auch wieder in solcher Weise als ob sie von den Seris des Festlandes, mit denen sie in alter Feindschaft leben, verschieden wären (vgl. Mühlenpfordt I, 210, II, 419). Die Seris sind von heller Farbe und haben mehr asiatische als amerikanische Formen, hohe Backenknochen und rundes Hinterhaupt bei mehr winkelig gebildetem Gesicht (Bartlett). Nach P. Gilg gab es bei ihnen zu Ende des 17. Jahrhunderts weder Abgötterei noch Zauberei, weder Polygamie noch Trunkenheit, sie waren regelmäßige Ackerbauer geworden; sie tättowirten sich das Gesicht und trugen Schmuck in Nase und Ohren; Blutrache galt ihnen als strenges Gesetz (Allerh. Brief II, 77). Nach dem Jahre 1710 wurden sie zum Christenthum bekehrt, fielen aber schon 1748 wieder ab, empörten sich gegen die Spanier die sie vergebens zu unterwerfen suchten, und zogen sich dann ins Gebirge zurück (Pfefferkorn I, 404), doch lebt auch noch neuerdings ein Theil von ihnen christianisirt in einem Dorfe bei Hermosillo, dem alten Pitic (Bartlett). Sie allein unter den Indianervölkern von Mexico führen vergiftete Pfeile (Pfefferkorn I, 418), und wenn die Beschreibung richtig ist die Hardy von ihnen und den Axuas gegeben hat, welche die weiter nördlich gelegene Küste besitzen, so müssen sie jetzt äußerst roh und barbarischer als früher sein; die letzteren leben in tiefem Elend und verkaufen ihre Kinder oft an die Weißen; weniger glaubhaft ist daß es in diesen Gegenden

noch Indianer geben sollte die mit dem Gebrauche des Feuers unbekannt wären (Hardy 371 ff.). In dem Lande von Pitiqui bis zur Küste werden neben den Seris auch die Tepocas genannt, denen im Süden, durch den Fluß von Pitiqui von den Seris geschieden, die Gueimas oder Guaymas und Jupangueimas lebten (Villa-Señor VI, 16, woselbst sich noch mehrere Völker von Sonora angeführt finden). Die Guaymas sind gleich den Pimas Opatas und Eudebes zum Christenthum bekehrt und von den Missionären an der Mündung des Yaqui versammelt worden (Pfefferkorn I, 13, II, 318), jetzt aber ausgestorben; eine starke Verminderung durch Seuchen und geringe Fruchtbarkeit der Weiber erleiden auch die übrigen Indianer welche Christen geworden sind (ebend. 342).

Am unteren Colorado fand Alarcon eine gutmüthige, doch kriegerische Bevölkerung. Die dortigen Eingeborenen verehrten die Sonne, wie schon erwähnt, hatten keine Vielweiberei und hielten streng auf die Keuschheit der Mädchen vor der Ehe, doch herrschte bei ihnen der barbarische Gebrauch dem gefallenen Feinde das Herz auszureißen und es zu verzehren (Castañeda 299 ff., Herrera VI, 9, 14). Ob wir diese Angaben auf die Völker beziehen dürfen welche Pater Garzes (1774) dort fand — ihre Namen (bei Arricivita IV, 4, vgl. Mühlenpfordt II, 537 f.) sind jetzt zum Theil verschwunden — wissen wir nicht; auch von den Cajuenches am Westufer des Flusses, die von ihm mit den Yumas ausgesöhnt wurden und wegen der Idole merkwürdig sind die er bei ihnen fand (Arricivita IV, 1), ist später keine Rede mehr. Wir erwähnen aus neuerer Zeit nur noch die Cosninas am unteren Yaquesila, westlich von den Moquis, und südlicher unter 35° im Osten des Colorado die Tonto-Indianer, welche von dunklerer Hautfarbe als die anderen Völker, untersetzt gebaut und von widerlicher Physiognomie sind: der Kopf ist groß, Stirn und Backenknochen stehen hervor, die Augen sind eng geschlitzt, die Nase dick und die Lippen aufgeworfen (Möllhausen 359).

Interessanter als diese uncultivirten Indianer sind die bedeutend höher stehenden Eingeborenen des nordöstlichen Neu Mexico, welche wir unter dem neueren Namen der Pueblos schon oben (p. 211) beiläufig erwähnt haben. Villa-Señor (VI, 17) giebt folgende Namen derselben: Piros, Tiguas, Mansos, Queres, Zuñis, Tolonas, Xemes, Xeres, Picuries, Thanos, Pecos, Teguas (= Tiguas?), Thaos,

Sumas. Rivera läßt nur die Mansos und Teguas hinweg und nennt Alonas statt der Tolonas. Andere Quellen liefern noch andere Angaben (vgl. Buschmann 1857 p. 263). Die meisten ihrer Dörfer, deren nach Davis (115) 26 sind, liegen im Thale des R. del Norte von Taos bis nach Isleta hin. Während Pike (II, 104) von 24 alten Indianerstämmen spricht deren Reste die Pueblos seien, nimmt Davis nur vier Sprachen derselben an: Piro, Tegua, Queres, Tagnos oder Tanos, von denen die letztern jedoch jetzt ausgestorben scheinen; J. H. Simpson aber, der die Vocabulare derselben gegeben hat, theilt sie, abgesehen von den Moqui, die wir als zur sonorischen Sprachfamilie gehörig schon früher behandelt haben, in fünf der Sprache nach sehr wesentlich verschiedene Völker: 1. Zuñi, dessen Bewohner sich Ahscheewai nennen und von Westen hergekommen sein wollen (Backus bei Schoolcr. IV, 220), während sonst die Tradition einer Einwanderung von Norden her als allgemein bei den Pueblos bezeichnet wird (Lane bei Schoolcr. V, 689). 2. Die Queres, Keres oder Keras, einst das bedeutendste Volk von allen und auch noch jetzt die zahlreichsten (Mühlenpfordt II, 537). Sie selbst nennen sich Kiwomi (Whipple bei Buschmann 1857 p. 297); ihre Sprache heißt (nach Lane a. a. O.) Chuchacas oder Keswhawhay, und wird gesprochen in S. Domingo, S. Felipe, S. Ana, Silla, Laguna, Pojuate, Acoma, Cochiti (Simpson a, Davis giebt zum Theil andere Dörfer an). 3. Die Jemez, denen auch der ältere Ort Pecos gehört. Davis nennt ihre Sprache Tanos. 4. Die Sprache von Tezuque in S. Juan, S. Clara, S. Ildefonso, Pojuaque und Nambe, von Lane Taywaugh, von Davis Tegua genannt, und nach ersterem zugleich in einem der sieben Moquidörfer (wahrscheinlich Harno, s. oben p. 207) heimisch. 5. Die Sprache der Picuries in Taos, Picoris, Sandia und Isleta. Bei Davis heißt sie Piro, bei Lane Enaghmagh, herrscht nach Angabe beider auch in Tezuque (Zesuqua) und nach Lane außerdem noch in zwei Dörfern von Texas bei el Paso. Neben ihrer Muttersprache reden die Bewohner aller genannten Orte auch spanisch, Laguna Acoma und Zuñi ausgenommen, wo, wie in den Moquidörfern, nur wenige spanisch verstehen (Lane).

Ganz unrichtige Angaben über die Sprachen der Pueblos haben Ruxton (N. Ann. des v. 1850 II, 47) und Gregg gemacht; das wahre Verhältniß scheint dieses zu sein, daß die angeführten fünf Spra-

chen alle ganz selbstständig dastehen, noch merkwürdiger aber ist daß keine von ihnen aztekischen Sprachstoff aufzuweisen hat und keine von ihnen zur sonorischen Familie gehört (Buschmann 1857 p. 262). Gleichwohl fehlen Montezuma-Sagen auch hier nicht: die Bewohner von S. Domingo erzählen, sie seien von der nordwestlichen Quelle des R. del Norte ausgegangen und hätten auf ihrer Wanderung unter Montezuma's Anführung sich an ihren jetzigen Wohnplätzen niedergelassen (ebend. 303 nach Whipple), und ihre Hoffnung auf seine einstige Wiederkehr ist sonderbar gemischt mit Elementen katholischen Glaubens (Möllhausen 217). Die Bevölkerung von Jemez betrachtet Montezuma als ihren Stammvater (Simpson a, 21).

Die Indianer der Pueblos sind gut proportionirt und von besserem Aussehen als andere Völker dieser Gegenden. Ihre Haut ist nicht kupferfarbig, sondern braun und fällt ins Gelbliche (Möllhausen 228). In Zuñi giebt es und gab es von jeher weiße Menschen mit hellem braunem Haar und blauen Augen (Whipple a. a. O. 305). Die Queres sind groß und von vollem Gesicht, in mancher Beziehung den Osagen ähnlich (Mühlenpfordt II, 528).

Von den Spaniern sind seit 1594 Missionen und Presidios im Lande gegründet worden, die sich erhalten, aber keinen tieferen Einfluß auf die Eingeborenen erlangt haben (Mühlenpfordt II, 526); der Culturzustand der letzteren scheint zu jener Zeit im Wesentlichen derselbe gewesen zu sein wie jetzt. Färben sie ihre Zeuge auch neuerdings mit spanischer Cochenille und mögen auch die ersten Schafe mit Coronado's Expedition (1542) zu ihnen gekommen sein (Schoolcraft IV, 436)*, so folgt daraus doch keineswegs daß sie die Kunst des Webens und Färbens erst von den Spaniern gelernt hätten. Zu diesen haben sie allerdings stets in freundlichen Verhältnissen gestanden, gegen die Apachen und andere Räubervölker aber von jeher angekämpft und bereitwillig Hülfe geleistet. Nur einmal und in demselben Jahre in welchem auch in Queretaro die christlichen Kirchen von den Eingeborenen verwüstet wurden, im Jahre 1680 (Espinosa I, 11) ist ein allgemeiner Aufstand von ihnen unternommen worden, der völlig im Geheimen angelegt, das ganze Land in ihre Gewalt

---

* Schoolcraft spricht im Text zwar von den Navajos, die beigegebenen Abbildungen von Kunstprodukten beziehen sich aber auf die Pueblos: auf diese geht daher das oben Bemerkte ebenfalls.

brachte. Santa Fe fiel nach einer zehntägigen Belagerung in ihre Hände und die Spanier flohen nach Paso del Norte; da sich aber die Indianer mit der Wiedereroberung des Landes begnügten und dann zurückzogen, begann die militärische Besetzung des Landes schon 1682 wieder (Buschmann 1857 p. 227 ff., Brantz Mayer I, 213, Davis 133).

Die Indianer der Pueblos — so schildern sie Rivera und Villa-Señor im vorigen Jahrhundert — gehen stets ordentlich bekleidet und beschuhet, treiben den Ackerbau zu dem sie mit hinreichendem Geräthe versehen sind, sehr fleißig, weben Wolle und Baumwolle, besitzen sämmtlich Pferde, und es giebt keine Armen bei ihnen. Sie wohnen in Häusern von 3—4 Stockwerken welche ganz den früher beschriebenen der Moquis gleichen, sind dem Trunke nicht ergeben und grüßen mit den Worten: Ave Maria. Die neueren Berichte stimmen hiermit überein. Die Bauart ist überall dieselbe, nur wird das untere Stockwerk meist als Magazin benutzt und ist mit einem besonderen Eingang versehen, der bei den Moquis zu fehlen scheint (Abert bei Emory 471, Abbildungen bei Schoolcr. IV, pl. 2 u. 5). In Taos giebt es Häuser bis zu sieben Stockwerken (Abert ebend. 489). Bald sind die Häuser nur klein und schließen einen viereckigen Hof ein, bald stoßen zwei oder drei große Gebäude aneinander welche einer Festung ähnlich, die Seiten eines freien Platzes einnehmen und für 1000 bis 1500 Menschen Raum haben (Davis 141). In Zuñi, dessen Straßen zum Theil überbaut sind, bestehen die meisten Häuser aus Stein, anderwärts nur aus Luftbacksteinen, wie z. B. in S. Domingo wo man Gypsplatten zu Fenstern benutzt hat (Simpson a, 13, 90). Die Estufa ist wie bei den Moquis Rath- und Versammlungshaus; dort werden auch die religiösen Tänze aufgeführt, die nächst der Sonne (ihrer Hauptgottheit) auch dem Montezuma gelten; vom katholischen Glauben sind nur noch schwache Spuren bei ihnen vorhanden (ebend. 21 ff., Davis 144). Jedes Dorf ist unabhängig von dem andern und wählt sich alljährlich seine Beamten selbst: neben dem Häuptling, dessen Wahl in Santa Fe jedesmal angezeigt werden muß, steht ein hoher Rath: außerdem giebt es einen Richter, einen Polizeibeamten und einen Anführer für den Krieg. Streitigkeiten schlichten sie indessen meist untereinander und ohne Zuziehung des Richters (ebend.). In Zuñi ist die Häuptlingswürde erblich (Schoolcr. IV, 220). Das

Land ist Gesammteigenthum, doch baut jede Familie für sich das Feld. Manche besitzen außer Pferden auch Maulthiere Ochsen und Schafe in Menge. Arbeitsamkeit und Frugalität sind hervorstechende Tugenden dieser friedlichen Bevölkerung, der es indessen auch nicht an kriegerischem Muthe fehlt. Ihr Töpfergeschirr, das sie hauptsächlich zum Verkaufe arbeiten, ist von hübscher Form und mit netten Verzierungen versehen; in der Baumwollenspinnerei sollen sie zurückgegangen sein (Davis 147); die Spindel deren sie sich bedienen, dreht sich in einer runden hölzernen Schüssel und gleicht der altmexicanischen (s. die Abbildungen bei Schoolcraft IV, pl. 36 ff.). Wie die Navajos, Schoschoni u. a. flechten sie vollkommen wasserdichte Gefäße (Simpson a, 97). Die Männer kleiden sich in ein Wams von Rehfell oder Büffelleder, die Weiber in zwei Tücher die um die Taille befestigt sind und die Arme frei lassen; beide tragen Gamaschen und Mocassins (Davis). Demnach gleichen die Indianer der Pueblos in Lebenseinrichtung Charakter und Sitten den Moquis sehr, und es scheint daß die Culturstufe auf der sie jetzt stehen, seit der Ankunft der Spanier in ihrem Lande keine bedeutende Veränderung erfahren hat.

Letzteres wird vorzüglich wahrscheinlich aus den Berichten über die Züge welche die Spanier im 16. Jahrhundert, angeregt durch die Erzählungen des Fray Marcos de Niza von einem cultivirten und goldreichen Lande im Norden, von Mexico aus in diese Gegenden unternommen haben (Ausführliches darüber bei Buschmann 1857 p. 222 ff., Schoolcraft IV, 22 ff., Brackenridge b). Der Bruder Marcos nämlich wollte sieben Städte entdeckt haben, deren eine Cibola, bedeutender als Mexico sei, und in der Nähe sollte noch eine andere reiche Stadt Quivira mit Häusern von sieben Stockwerken liegen (siehe seinen Bericht bei Ramusio III, Herrera VI, 7, 7 und Castañeda ed. Ternaux). Sicherlich hatte er nicht selbst gesehen was er erzählte, vielleicht nur fremde Lügen gläubig nachgesprochen um sich den Ruhm eines großen Entdeckers zu erwerben. Merkwürdig ist aber jedenfalls das Zusammentreffen daß es sieben Moquidörfer und Häuser von sieben Stockwerken in Taos wirklich giebt, wie wir oben bemerkt haben. Der Name Zibola oder Sibola bezeichnet freilich in Mexico den amerikanischen Büffel (Bison), z. B. bei Rivera öfters (vgl. Humboldt, Ans. d. Nat. I, 70), und man kann daher kaum geneigt sein an ein cultivirtes Land mit großen Städten zu denken, sondern

nur an ein Jagdgebiet voll Büffel. Ein Ort Quivira existirt (nach Davis 69 f.) zwar noch jetzt im Süden der Salzseen von Manzana, aber seine Ruinen scheinen erst aus späterer Zeit und christlichen Ursprunges zu sein (ebend. 124), daher es wohl möglich daß auch der Name dort (unter 34° auf der Karte bei Schoolcr. IV, pl. 1) nicht älter ist (vgl. Buschmann 1854 Suppl. II, p. 360).

Im Jahre 1540 trat Franc. Vazquez Coronado auf Befehl des Vicekönigs Mendoza seine Expedition nach Cibola an, die zur See durch Alarcon, den wir schon oben erwähnt haben, unterstützt werden sollte. Er durchzog, wie er selbst berichtet (Coleccion 147), ein Land das von Culiacan bis zu 50 leguas südlich von Cibola selbst von einem und demselben Volke bewohnt war, welches Mais und etwas Baumwolle baute, sich aber meist in Thierhäute kleidete. Cibola giebt er als 300 leguas von Culiacan entfernt unter 37° n. B. an, wo es sich auch auf der alten handschriftlichen Karte des Castillo angegeben findet von welcher Humboldt spricht (N. Sp. II, 222). Er fand dort fünf Dörfer mit je 2—300 Häusern von 3—4 Stockwerken (Castañeda 163), die von Stein und Lehm gebaut waren — die Bausteine bestanden aus Kugeln von Erde die mit Asche von Rohr und Gras zusammengeknetet war (Castañeda) —, und hier wie in der Provinz Tiguex,* wo sich sogar einige siebenstockige Häuser fanden, und in Cicuye werden diese Häuser namentlich von Castañeda (163, 168, 176) und Gomara (287) so beschrieben, daß über die völlige Gleichheit ihrer Bauart mit denen der Pueblos und Moquis kein Zweifel bleibt. Auch die mit gelben Steinen ausgelegten Estufas unter der Erde, die nur für die Männer bestimmt sind, werden erwähnt. Alles wurde sehr reinlich gehalten. Die Eingeborenen bauten Mais, auf den sie nach der Einsaat keine weitere Sorgfalt zu verwenden brauchten (Castañeda); auch Bohnen und Melonen wurden von ihnen gezogen (Coleccion 148). Sie kleideten sich in Thierhäute und Baumwollenzeug (Jaramillo ebend. 157); letzteres trugen namentlich die Weiber (Herrera VI, 9, 11), obwohl es von den Männern verfertigt wurde (Castañeda); auch lederne Schuhe und eine Art von Stiefeln (Gomara), Federmäntel und Mäntel von Henequen**

---

* Dieß ist nach Buschmann (1857 p. 225) unzweifelhaft der Name des früher erwähnten Volkes der Tiguas.

** Jeniquen (Henequen) ist der Name eines in Chile und anderwärts wach-

besaßen sie (Coleccion 148). Vielweiberei und Trunk, Cannibalismus Menschenopfer und andere Grausamkeiten waren ihnen fremd, Ehrlichkeit und Fleiß allgemein. Tiguex wurde von einem Rathe alter Männer regiert, in Cibola aber gab es keine Häuptlinge die eine bestimmte Gewalt gehabt hätten. Daß Sonnencultus herrschte zeigte sich daran daß die Priester bei Sonnenaufgang eine hohe Terrasse bestiegen und dort eine Rede hielten (Castañeda).

Quivira wird von den alten Berichten durchgängig unter 40° n. B. gesetzt, was indessen kaum möglich ist, da die Richtung des Weges dahin von Cibola aus als ostsüdöstlich und die Entfernung zu 150 leguas angegeben wird, so daß es wohl die Lage des vorhin erwähnten Quivira unter 34° n. B. gehabt haben könnte, wenn wir durch das Vorstehende und vor Allem durch de Laet's (VI, 23) ausdrückliches Zeugniß berechtigt sind Cibola mit Kern (s. dessen Karte bei Schoolcraft IV, pl. 3) für das jetzige Zuñi zu halten.* Von Cibola aus durchzogen die Spanier große Ebenen in denen nur ungeheuere Büffelherden und Nomaden lebten: so fanden sie es auch in Quivira, dessen Dörfer nur aus Strohhütten bestanden und dessen Bewohner keine Baumwolle, sondern nur Thierfelle zur Kleidung hatten, kein Irdengeschirr besaßen wie die Bewohner von Cibola und mit ihrer ganzen Existenz von den Büffeln abhingen denen sie stets nachzogen (Jaramillo in Coleccion 158 ff., Gomara 288).

Antonio de Espejo welcher 40 Jahre nach Coronado (1582) den Norden von Mexico durchzog, fand die Jumanos oder Patarabuyes, zu denen er von den Conchos aus gelangte, in steinernen Häusern wohnend, und bestätigte die Nachrichten über Neu Mexico welche Coronado's Expedition geliefert hatte in allen wesentlichen Punkten: die Bevölkerung von Zuny und den benachbarten Orten trug Baumwollenkleider und Sandalen und wohnte in mehrstockigen Häusern; neu ist nur daß es dort viele Idole gab, fast in jedem Hause, daß Adoratorien an den Wegen standen und daß sich als Waffen hölzerne

---

senden Strauches, dessen Fasern wie die des Hanfes zu sehr dauerhaften Geweben verarbeitet werden (Alcedo, Append.).

* Lieutenant Abert, der östlich von Zuñi am R. San Jose die sieben Dörfer Ciboletta, Moquino, Poguate, Covero, Laguna, Rito und Acoma besuchte, unter deren Namen besonders die beiden ersten bemerkenswerth sind, verlegt Cibola an diese Stelle. Cibola nannten nach de Laet (a. a. O.) die Spanier den Ort der bei den Eingeborenen Zuny hieß.

Schwerter mit Feuersteinklingen wie die altmexicanischen im Gebrauche fanden (de Laet VI, 22 ff.)

Diese Berichte lassen keinen Zweifel darüber daß es vor der Ankunft der Spanier im Norden von Mexico Völker gab, welche ohne Verwandtschaft zu den Mexicanern und vielleicht unvergleichbar mit diesen in Rücksicht ihrer Leistungen, doch eine Culturstufe erreicht hatten, vermöge deren sie in einem noch größeren Gegensatze als zu jenen zu den Nomadenstämmen standen von denen sie umgeben waren. Gleich merkwürdig wie der Mangel einer nachweisbaren Beziehung dieser Völker zu den Azteken ist der Umstand, daß sie selbst troß der Gleichheit ihrer ganzen Lebenseinrichtung und ihrer Sitten untereinander nicht wirklich verwandt sind, so daß es bei der Beschränkung ihrer verschiedenen Sprachen auf einen oder mehrere kleine Orte allein, nahe liegt in ihnen die Trümmer von großen und mächtigen Völkern der Vorzeit zu vermuthen, die einst durch ein festes politisches Band zusammengehalten, eine gewisse Gleichförmigkeit der Bildung erlangt haben mögen. Ohne dieser Annahme ein bedeutendes Gewicht beizulegen, können wir doch nicht unterlassen auf zwei Thatsachen hinzuweisen die aus diesem Gesichtspunkte besonderes Interesse gewinnen. Die eine besteht darin, daß bei weitem die meisten Völker welche zur sonorischen Sprachfamilie gehören, wie wir gesehen haben, fleißige Menschen von friedlichem Charakter, wesentlich Ackerbauern sind seit alter Zeit und demnach den wichtigsten Schritt schon gethan hatten der sie aus dem Zustande der Culturlosigkeit heraus und auf den Weg zu höherer Entwickelung führte. Ackerbau treibende Völker wohnten, wie Gallatin (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II, p. LIV u. LXIX) mit Recht hervorgehoben hat, im Norden von Mexico bis nach Culiacan hin und erstreckten sich, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, von dort bis nach Cibola, über das Thal des Rio del Norte, zwischen 31° und 38° n. B. und einen Theil des Colorado-Gebietes. Rohe Jäger-Nomaden gab es nur wenige und sie scheinen von jeher zu jener friedlichen seßhaften Bevölkerung überall in feindlichen Verhältnissen gestanden zu haben. Der Rio del Norte ist die Grenzscheide zwischen rohen und friedlichen civilisirten Menschen schon vor Alters gewesen (Humboldt, N. Sp. II, 216).

Die andere Thatsache, welche noch größere Aufmerksamkeit verdient, ist das Vorhandensein von alten Bauten die in dem Gebiete der bis-

her besprochenen Völker in manchen Gegenden überaus reichlich und ausgedehnt vorkommen. Manche dieser Baureste sind allerdings erst von spanischem Ursprunge: so fand z. B. Rivera auf dem Wege nach Santa Fe von Süden her viele Ruinen von zerstörten Missionsdörfern. In derselben Gegend, östlich vom Rio del Norte unter 34½° in der Nähe von Tagique und Abo stieß Abert (bei Emory 484 ff.) auf solche von zweifelhaftem Alterthum und war geneigt sie auf die Spanier zurückzuführen, obwohl die Bauart derselben ihm ähnlich schien wie die der Pueblos. Ebenso urtheilt Simpson (a, 95) über die Trümmer die sich in der Nähe von Zuñi finden, und es mag wohl sein daß auch ein Theil der alten Baureste am Gila, die zu stark zerfallen sind als daß sich ihre Construction noch erkennen ließe, erst von Spaniern herrührt die entweder vor den Apachen und andern Räuberhorden oder in Folge des Aufstandes der Indianer von Neu Mexico im Jahre 1680 dorthin flüchteten (Emory). Aber bei weitem die meisten dieser Ruinen stammen unzweifelhaft aus älterer Zeit; sowohl die Menge und Ausbreitung als auch die Beschaffenheit derselben verbietet an einen anderen als alteinheimischen Ursprung zu denken und mehrere dieser alten Bauten zeigen in ihrer Anlage eine so bestimmt ausgesprochene Aehnlichkeit mit der aus alter und neuer Zeit bekannten Bauart der Pueblos, daß wir nach ihren Urhebern anderwärts zu suchen keine Ursache haben.

Dieß gilt vor Allem von den Resten des Pueblo Pintado der 2° westlich von Santa Fe am Fluß Chaco liegt. Sie bestehen aus einer größeren Anzahl von Gebäuden die in geringer Entfernung voneinander aus grauem Sandstein erbaut sind, obwohl dieser neuerdings in Neu Mexico nicht mehr als Baumaterial verwendet wird. Auch solche Fichten- und Cedernstämme giebt es im Lande nicht mehr wie diejenigen aus denen die Fußböden der Zimmer bestehen. Die Mauern, welche nach oben an Dicke abnehmen, sind außen mosaikartig mit glatten Sandsteintafeln ausgelegt und überhaupt sehr sorgfältig gearbeitet. Die Anlage des ganzen Baues, der ursprünglich wenigstens drei oder vier Stockwerke hatte, ist von derselben Terrassenform wie bei den Pueblos; auch die unterirdischen kreisförmigen Estufas fehlen nicht, manche derselben haben ebenfalls mehrere Stockwerke, und die Sage nennt Montezuma als den Erbauer, der auch, wie bemerkt, als der Gründer der Pueblos gilt. Die Fenster und einzelnen Gemächer

(der Grundplan eines dieser Gebäude zeigt deren 120 bis 140) sind meist klein; ein erhaltenes Zimmer mißt 7½' auf 14'. Die Gewölbe welche sich finden, sind oben nicht abgerundet, sondern die Verengerung nach oben wird durch stufenförmig von beiden Seiten übereinander hervorspringende Winkel gebildet. Sandsteinfelsen in der Nähe sind mit Bildern von Thieren und anderen Figuren versehen (Simpson a, 34 ff.). Weiter westlich am Cañon Chelly liegen ähnliche Ruinen (ebend. 74). Aus minder gut gearbeitetem Mauerwerk bestehen diejenigen welche sich ½° östlich von Zuñi finden, wo der Weg meilenweit mit gemalten irdenen Scherben bedeckt ist, und es steht dort ebenfalls ein Felsen der theils mit Zeichnungen der Eingeborenen theils mit spanischen Inschriften bedeckt ist. Die älteste der letzteren hat die Jahreszahl 1606 (ebend. 88, 101). Auf demselben Felsen sind Mauern von 307' und 206' Länge erbaut, welche einen großen Hof einschließen innerhalb dessen ebenfalls noch Spuren von alten Bauten zu sehen sind (Möllhausen 269). Ferner liegen unweit Laguna die Trümmer einer alten Stadt die in ihrer Bauart mit den Pueblos übereinkommt, und die erstaunliche Menge von Ruinen im Westen des Rio del Norte zwischen 34° und 36° n. B. sind wahrscheinlich von ähnlicher Art wie diejenigen am Colorado chiquito (ebend. 256, 270, 305), dessen Nebenfluß der Zuñi ist. Eine hinreichend genaue Untersuchung derselben liegt bis jetzt noch nicht vor. Ob auch die alten Bauten hierher gehören, welche man 100 milles (französische) südlich vom großen Salzsee in Utah sowie östlich vom Colorado an sehr ungenau bezeichneten Stellen gefunden haben will (s. d. Berichte darüber bei Buschmann 1854 Suppl. II, p. 358), läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

Seit längerer Zeit als die eben besprochenen Alterthümer sind die Casas grandes bekannt die 1 legua südlich vom Gila liegen, und man ist gewohnt sie gleich allen ähnlichen Bauresten als eine der Stationen bezeichnet zu sehen wo sich die Azteken auf ihrer Wanderung von Norden her niedergelassen hätten. Daß diese Annahme keinen thatsächlichen Grund, sondern nur eine vage Möglichkeit für sich hat, ist von Gallatin (a. a. O. LXXXV) richtig bemerkt worden, dagegen läßt sich der Sicherheit schwerer beistimmen, mit welcher er nach Humboldt's (N. Sp. II, 207, 216) Vorgang jene Ruinen, wie sie von Pater Font (1775) beschrieben worden sind,* in ihrer Anlage den Pueblos ent-

* Die älteste Beschreibung derselben ist von Lieutenant Monge (1697,

sprechend findet; denn die Aehnlichkeit scheint nur darin zu liegen, daß das Bauwerk früher drei Stockwerke und im Ganzen die Gestalt eines länglichen Viereckes hatte (Kingsborough VI, 539, Arricivita IV, 3 vgl. Schoolcraft III, 296 ff.). Auf eine Legua Entfernung, erzählt Font, ist der Boden mit Töpferscherben besäet die zum Theil so schön bunt bemalt sind wie dieß die Pimas nicht herzustellen vermögen. Auch Stücke von Obsidian finden sich in der Nähe. Die äußere Umfassung ist genau nach den Himmelsgegenden orientirt und mißt von Norden nach Süden 420′, von Osten nach Westen 260′;* auf den Ecken derselben scheinen Kastelle oder Warten gestanden zu haben. Das Gebäude selbst, an welchem Stufen oder Treppen nicht zu sehen sind, mißt 70′ auf 50′, hat 4′ dicke Mauern und besteht aus Lehmziegeln von verschiedener Größe (de tapia fabricada con cajones de varios tamaños), auch Fichten-Holzwerk ist darin verwendet. Im Innern hat es 5 Säle, von denen die drei mittleren 26′ auf 10′, die beiden äußeren 38′ auf 12′ halten; die Höhe derselben beträgt 11′, die Höhe der Thüren durch welche sie mit einander verbunden sind, 5′. Die Bewohner der Umgegend, Pimas und Cocomaricopas, bauten damals (1775) Baumwolle, Mais, Weizen, Kürbisse und andere Früchte, bewässerten ihre Felder durch ähnliche Gräben wie derjenige war, der sich von der Ruinenstätte bis zum Gila angelegt fand, und trugen Mäntel von Baumwolle und Wolle. Dem Christenthume, das Pater Garzes ihnen predigte, zeigten sie sich zwar geneigt, doch wiesen sie das Anerbieten einen Alcalden einzusetzen zurück, weil, wie sie sagten, Diebstahl bei ihnen nicht vorkomme und Streit selten sei. Wenn Garzes von den Eingeborenen im Lande hörte daß die Pimas so wenig als die Apachen, sondern nur die Moqui im Stande seien solche Häuser wie die casas grandes zu bauen, so liegt darin wohl kein hinreichender Grund mit Möllhausen (a, II, 156) die Urheber derselben mit Bestimmtheit nicht unter den Vorfahren der Pimas zu suchen. Erinnern wir uns aber der früher (p. 202) erwähnten Sage

---

Scholcraft III. 301; Mangi und 1694 bei Bartlett II, 281). Garzes und Font geben alle Maaße etwas größer an als die neueren Berichterstatter, was sich hauptsächlich aus dem Maaßstabe erklärt den sie gebraucht haben.

* Pater Font (bei Kingsborough a. a. O.) giebt diese Dimensionen bereits bestimmt als die der äußeren Umfassungsmauer an, daher es sich nicht mit Buschmann (1856 p. 326) erst als ein Verdienst Bartlett's ansehen läßt einen in dieser Beziehung herrschenden Irrthum berichtigt zu haben.

daß das jetzige Land der Pimas vor Zeiten im Besitze der Moqui gewesen sei, so gewinnt es allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit daß jene Bauwerke von diesen letzteren herrühren. Für Emory's (133) Vermuthung, daß sie von einem den Pimas verwandten Volke herstammen, läßt sich aus Bartlett (II, 226) anführen, daß die bunten Figuren mit denen diese Kopfband und Gürtel verzieren, wie diejenigen welche sie auf ihrem schwarzen und dunkelbraunen Töpfergeschirr anbringen, den Mustern gleichen welche sich an den alten Töpferscherben dieser Gegenden finden. Dieß Wenige scheint aber so ziemlich Alles was sich über die Urheber dieser alten Bauten mit einigem Grunde sagen läßt.

Die neueren Berichte über die Casas grandes, welche Mühlenpfordt (II, 435) durch ein Versehen an den S. Francisco gesetzt hat,* zeigen daß keine bedeutendere Veränderung mit ihnen vorgegangen ist. Das Neue welches sie zu den vorstehenden Angaben hinzugefügt haben, ist Folgendes. Bartlett (II, 272) glaubt drei Gebäude und in der Mitte des bedeutendsten von ihnen die Trümmer eines höheren thurmartigen Bauwerkes unterscheiden zu können. Die Mauer ist außen etwas gebogen, beworfen und rauh, innen dagegen steht sie senkrecht und ist hart und glatt, wie polirt. Die Enden der Balken zeigen daß die Zerstörung durch Feuer geschehen ist. Die Gemächer haben keine Fenster, sondern nur Oeffnungen von oben; wenn aber dieses Letztere für eine Aehnlichkeit der Bauart mit der bei den Moquis und Pueblos spricht, so liegt auf der anderen Seite ein nicht unerheblicher Gegensatz zu dieser darin, daß das Hauptgebäude in der Mitte einer jeden seiner vier Seiten eine Thür hat. Die Dimensionen desselben werden übereinstimmend von Bartlett und Johnston (bei Emory 598) zu 50′ auf 40′ und die Höhe zu 4 Stockwerken angegeben. Nach letzterem ist das Ganze aus weißer Erde und Kieseln gebaut, vermuthlich mit Hülfe von Kalk, der zerstreut umherliegt. In der Nähe sieht man einen ringförmigen Wall der ein Becken von 25 Yards Durchmesser einschließt, dabei eine Terrasse mit einer 8′ hohen abgestumpften Pyramide von 25 Quadratyards Oberfläche auf der Spitze. Von sonstigen Alterthümern hat man dort einen Mörser um Getreide zu stoßen gefunden, wie er in jenen Gegenden auch sonst

* Ausführlich darüber Buschmann (1856 p. 327 ff.).

oft vorkommt, und Seemuscheln die zum Schmuck verarbeitet waren (Emory 81). Vier Stunden weit im Umkreis erstreckt sich ein großes Ruinenfeld, das namentlich mit Thonscherben in Menge bedeckt ist. Am Gila aufwärts fand Emory (67) unter 110° w. L. Gr. eine kreisförmige Mauer von 270′, eine runde Einzäunung von 400 Y. Umfang nebst Ruinen von Häusern, die von 20 bis zu 100′ Fronte und meist die Form der jetzigen spanischen Häuser hatten, d. h. sie umgaben einen Hof auf drei Seiten, was freilich, wie wir gesehen haben, auch bei den Pueblos eine gewöhnliche Anlage ist. Die Mehrzahl dieser Bauten, welche bis 109½° w. L. Gr. nach Osten reichen, ist leider schon allzusehr zerstört um Bestimmteres erkennen zu lassen; ihre Mauern stehen meist rechtwinkelig aufeinander und bei manchen finden sich Spuren von Wassergräben (ebend. 64 ff., 81, 134).

Unter den zahlreichen Ruinen am Salinas soll sich namentlich 50 miles von dessen Mündung ein großes dreistockiges Gebäude mit polirten Innenwänden auszeichnen (ebend. 134, 600). Bartlett (II, 242 ff.) beschreibt das dort Gefundene in jeder Beziehung dem ähnlich was wir über die Casas grandes wissen. Auch hier ist der Verfall sehr weit fortgeschritten, doch ließ sich ein Gebäude von 220—225′ Länge und 60—80′ Breite noch erkennen. Die Wassergräben welche sich dort angelegt finden, sind zum Theil von bedeutender Länge, man sagt bis zu 30 miles lang. Aehnliche Trümmer sollen am S. Francisco oder Verde (Nebenfluß des Salinas) liegen, besonders an dessen Quellen (Möllhausen a, II, 164, vgl. Hardy 466). Pike erwähnt (II, 93) alte Bauten am S. Francisco zu denen ein schwarzer sehr fester Mörtel verwandt worden sei — doch scheint hier der östlichere Zufluß des Gila unter 109° w. L. verstanden werden zu müssen, welcher ehemals jenen Namen trug. Endlich sind noch Bilderfelsen an zwei Stellen am unteren Gila unterhalb der Cocomaricopa-Dörfer zu erwähnen: sie sind mit eingeritzten Zeichnungen von Menschen Thieren und anderen grotesken Figuren bedeckt, die meist roh gezeichnet sind; nur wenige derselben stammen aus neuerer Zeit (Bartlett II, 195, 206 nebst den Abbildungen). Rohe Malereien von schwarzer rother weißer und gelbbrauner Farbe und eingegrabene Zeichnungen von Menschen, vierfüßigen Thieren, Vögeln Schlangen und phantastischen Gestalten sind auch in großer Menge an einem Felsen in der Sierra Waco 30 miles östlich von El Paso zu sehen, doch sind diese nur zum

Theil älteren Ursprunges, manche von ihnen rühren von Auswanderern her (ebend. I, 170).

Ob die Casas grandes in Chihuahua (vgl. Buschmann 1852, p. 671 f.), welche zwischen den Presidios Buenaventura und Yanos (Llanos) liegen, mit den bisher besprochenen am Gila zusammengehören, läßt sich zwar bei der großen Zerstörung derselben nicht mehr mit voller Sicherheit entscheiden, doch hat sich Bartlett (II, 349) nach ihren allgemeinen Eigenthümlichkeiten dafür ausgesprochen, und Wislizenus (95) ihre Bauart für dieselbe erklärt welche noch jetzt bei den Moquis gebräuchlich sei. Aus des letzteren Beschreibung, wenn sie vollkommen richtig ist, würde dieß allerdings hervorgehen: die vorhandenen Bauten bilden ein Viereck, dessen Seiten nach Rivera je 250 Toisen lang sind — Bartlett giebt die Mauern zu 800′ und 250′ Länge an —, sie hatten drei Stockwerke und waren von Luftziegeln (Adoben) und Holz erbaut. Die einzelnen Bausteine sind 3′ lang, 22″ dick und von verschiedener Breite (Bartlett). Das Erdgeschoß hatte keinen Zugang, sondern eine hölzerne Treppe führte von außen zu einer hölzernen Galerie die das Gebäude umgab (Wislizenus). Rivera (1727) spricht nur von einigem Holzwerk das noch daran sichtbar sei. Das Bauwerk war nach den Himmelsgegenden orientirt und bestand in den oberen Stockwerken aus kleineren Zimmern mit engen Thüren. Die in der Nähe befindliche von Stein erbaute Festung hat Bartlett nicht näher untersucht. Weiter nach Süden hin giebt es noch andere Ruinen in Menge, in denen man Irdengeschirr und steinerne Mörser gefunden hat. Im Südosten von Chihuahua etwa unter 25½ ° n. B. soll man im Jahre 1836 eine Höhle entdeckt haben, in welcher eine ganze Versammlung wohlerhaltener, in schöne Decken gekleideter und vollständig geschmückter Indianer-Leichen mit gefalteten Händen auf dem Boden saß (Wislizenus 112).

Die beiden Californien gehören in ethnographischer Hinsicht noch zu den am wenigsten bekannten Theilen von Amerika. Die Trennung der Bevölkerung in eine große Anzahl von Stämmen, die meist keine Sprachverwandtschaft untereinander besitzen — Mühlenpfordt (I, 212) zählt deren 17 allein an der Küste zwischen S. Diego und S. Francisco auf —, erschwert die Untersuchung in hohem Grade und hat es

mit sich gebracht daß die Schilderungen die wir von den Eingeborenen besitzen, meist nicht von diesem oder jenem bestimmten Volke, sondern nur von den Californiern im Allgemeinen reden. Da sie überhaupt auf einer tieferen Stufe stehen im Vergleich mit ihren Nachbarn im Norden und Süden, und ihr Land lange Zeit hindurch auf die Europäer, mit einziger Ausnahme spanischer Missionäre, keine Anziehungskraft ausgeübt hat, so ist ihnen nicht leicht eine eingehende Aufmerksamkeit zu theil geworden. Die Goldgräber der neueren Zeit pflegen nicht einmal an ihrer Dienstbarkeit, sondern nur an ihrer Vertilgung ein Interesse zu nehmen. Daher hat selbst die Ausbeutung der Schätze des Landes zu keiner näheren Kenntniß seiner Bewohner geführt.

Die Völker von Neu Californien finden sich, soweit sie bekannt sind, vollständig verzeichnet und behandelt bei Buschmann (1854 Suppl. II, 533 ff.). Noch vor wenigen Jahren waren die Runsien (Runselen) und Eslen (Eskelen) in der Nähe von Monterey nebst einigen anderen (s. Humboldt, N. Sp. II, 237) fast die einzigen deren Namen genannt zu werden pflegten, denn in den Missionen blieb die Nationalität der Völker außer Frage. Neuerdings hat sich die Kenntniß derselben vorzüglich durch die Berichte bei Wrangell und durch Hale's Mittheilungen erweitert (vgl. auch Schoolcraft II, 506, III, 99, IV, 406, VI, 710).

Bei manchen der californischen Völker hat man Sagen einer Einwanderung von Norden her gefunden (Beechey 402, Duflot II, 365), doch sind sie zu vag und unbestimmt als daß sie, ununterstützt durch andere Gründe, ernstliche Beachtung verdienten. Als sicherer läßt es sich bezeichnen daß die einheimische Bevölkerung sich theils durch schiffbrüchige Polynesier verstärkt hat theils mit einigen Bewohnern der Nordwestküste von Amerika in Gemeinschaft getreten ist. Daß die Weiber am Bodega-Hafen ebenso tättowirt sind wie die der Sandwichinseln, hat schon Vancouver (II, 96) bemerkt; bei manchen Völkern kommt ihre Kleidung ganz dem Maro der Polynesier gleich (Wilkes V, 188), und die Nadel welche die Fidschiinsulaner im Haar tragen soll sich ebenso in Obercalifornien wiederfinden (ebend. 186) wie der Kopfputz von Federn der in Hawaii gebräuchlich ist (Farnham, Trav. 366); in neuerer Zeit sind Sandwichinsulaner öfter auf europäischen und amerikanischen Handelsschiffen mit nach Californien gegangen. Beechey (401) fand californische Weiber am Kinn ganz

so tättowirt wie die der Eskimo und sah dieselbe Form des Bogens bei beiden Völkern; die Spanier welche im Jahre 1775 unter Heceta und Bodega nach Trinidad Bay kamen (41° n. B.) bemerkten bei den dortigen Eingeborenen Pfeilspitzen Messer und andere Geräthe von Kupfer und Eisen (Greenhow 118). Aus welcher Quelle diese stammten läßt sich mit Wahrscheinlichkeit daraus entnehmen, daß an der Nordwestküste von Amerika bis nach Nutka herab ein lebhafter Handel unter den Eingeborenen besteht und daß Aleuten und Kadjaken von den Russen bis in die Gegend von S. Francisco geführt worden sind (s. oben III, 326, 302 f.), eine Reise die überdieß durch die Meeresströmungen in hohem Grade begünstigt wird (Karte bei Wilkes V, 457).

Die Eingeborenen von Neu Californien sind meist unter mittelgroß, an der Küste, wo sie hauptsächlich von Fischen leben, nur 5½', schlank, kleiner und schwächlicher als die Bewohner der Thäler weiter im Innern, welche meist Jäger sind; das Haar steht struppig um den Kopf, da sie es abschneiden, unverkürzt würde es bis auf die Hüften herabreichen (Farnham, Trav. 364). In der Gegend von Fort Ross sehen die Männer sogar schwächlicher aus als die Weiber, da diese größere körperliche Anstrengungen machen (Wrangell 73 ff.). Von S. Diego bis nach S. Francisco sind die Indianer dunkelfarbig und von unkräftiger Bildung, nur am „Erdbeben-Fluß" soll es weiße Eingeborene mit rothem Haar geben die gut proportionirt sind (P. Fages — 1775 — bei Bryant 226 f.). Duhant-Cilly (II, 166) beschreibt sie dunkel braunroth, von sehr kurzem Hals, kleiner Stirn, nur wenig geöffneten Augen und wenig vorspringender, aber weit offenstehender Nase, bei sehr großem Munde mit aufgeworfener Oberlippe, obwohl die Lippen übrigens nur mäßig dick sind; auch die Füße sind groß; die Weiber haben starke Hüften, aber magere schwache Beine. Es kann daher nicht befremden daß man sie oft, abgesehen vom Kopfhaar, sehr negerähnlich gefunden hat. In geringerem Grade gilt dieses Letztere von den größern und kräftigern Eingeborenen auf der Nordseite der Bai von S. Francisco (v. Langsdorff II, 168). Der Bart der Californier ist zwar nur gering (ebend. 142), doch stärker als bei den meisten andern Indianern. Arricivita (IV, 3) hebt ihn an den Eingeborenen von S. Francisco besonders hervor, und Bartlett (II, 34) bemerkt über die des Napa-Thales in jener Gegend daß

sie den Bart, der kurz dünn und steif sei, nicht abnehmen. Auch die Behaarung des Körpers ist bei den Californiern stärker als bei anderen Amerikanern (Marsh bei Pickering, the races of man. p. 105): ihre physischen Eigenthümlichkeiten scheinen darauf hinzuweisen daß sie eine Mischlingsraçe sind.

Die Küstenbewohner von S. Francisco nach Süden sind fast nackt, nur einige tragen einen Ueberwurf der aus Riemen geflochten ist und die Weiber einen Schurz (P. Fages a. a. O., Schoolcraft VI, 710), sie haben nur schlechte Hütten und überhaupt keinen festen Wohnsitz (bei Monterey, Bryant 236); die von der Küste entfernteren dagegen leben in größeren Dörfern zusammen, sind geselliger und weniger roh (ebend. 238). Eicheln, aus denen sie Kuchen machen (am Sacramento, Hale), Kastanien Sämereien und andere Früchte sind ihre Hauptnahrung im Binnenlande; im Sommer schlafen sie im Gesträuch, das oben zusammengeflochten, unten aber zum Theil ausgehauen wird. Rum und andere starke Getränke, die sie „schlechtes Wasser" nennen werden von ihnen verschmäht (Umgegend von Fort Ross, Wrangell 73, 81). Hier und da haben sie Floße von zwei 8' langen Rohrbündeln die durch Querbreter verbunden sind (Duhaut-Cilly II, 165), oder Kähne die sie aus Binsen oder Weiden flechten (Bryant 228, Gesch. v. Calif. III, 101). Zur Erleichterung des Schwimmens gebrauchen sie Körbe die sie vor sich herstoßen (ebend. II, 23). Die thätigsten von ihnen sind die Bewohner der Inseln im Süden und der Küsten des Kanales von S. Barbara: diese leben zu drei oder vier Familien zusammen in halbkugelförmigen Hütten die bis zu 20 Yards Durchmesser haben, und tragen in kaltem Wetter Mäntel von gegerbten Otterfellen, zusammengeflochtenen Riemen oder Federn; die Weiber bekleiden sich mit einem Gürtel und einem weiten Rock von Fellen; auch hübsche Korbflechtereien Holzarbeiten und steinerne Mörser werden von ihnen verfertigt (Duhaut-Cilly II, 165, Journal of expedd. 27 f.), ähnlich wie von den Gebirgsbewohnern jenseits des S. Francisco (Sacramento), welche Tabak bauen und dessen pulverisirte Blätter mit Kalk gemischt zu Pillen formen die sie nach der Mahlzeit in Blätter gewickelt verzehren, „zur Stärkung der Kräfte," wie sie sagen (Bryant 238 f.). Auch die des Napa-Thales nördlich von S. Francisco, welche vorzüglich geschickte Fischer sind, wohnen in sehr guten dicht gebauten, runden Hütten die aus Stöcken mit angedämm-

ter Erde bestehen, 12—30' Durchmesser haben und 3' tief in der Erde liegen; manche derselben sind nur von oben auf einer Leiter oder auf Stufen zugänglich (Bartlett II, 29).

Das Elend und die Rohheit in der sie leben, haben ihre Fähigkeiten häufig unterschätzen lassen. Von den Missionären, denen sie freilich oft und gern entliefen um zu ihrem freien Wanderleben zurückzukehren, haben sie nicht bloß Handarbeiten, sondern auch die spanische Sprache leicht erlernt, und Kostromitonow versichert, daß sie nur in Folge ihrer großen Trägheit und Sorglosigkeit als dumm erscheinen, in der That aber sehr fähig sind (Wrangell 77, 81). Namentlich sind die Küstenvölker nördlich von S. Francisco besser begabt als man meist glaubt: sie zeigen sich lernbegierig, sind leicht und ohne Zwang zum Arbeiten zu bringen (Schoolcraft VI, 711), und Humboldt (N. Sp. II, 235) hat bereits auf die äußerst raschen Fortschritte aufmerksam gemacht welche seit 1790 unter der Leitung der Missionäre im Ackerbau geschehen sind, obgleich dieser den Eingeborenen 20 Jahre früher gänzlich fremd war.

Von Charakter sind die Californier sanguinisch und leidenschaftlich, doch weichherzig und ohne Rachsucht; der Feind wird im Kampfe erschlagen, doch meist nicht skalpirt (Wilkes V, 187), als Gefangener nicht zum Sklaven gemacht, sondern ausgewechselt und den Seinigen zurückgegeben (Wrangell 77). Große Anhänglichkeit an die Eltern, warme Kinderliebe und sorgsame Krankenpflege werden an ihnen gerühmt (Beechey 402, Farnham, Trav. 369). Ihre Trägheit ist freilich oft schwer zu überwinden, und erwerbslustig zeigen sie sich meist nur um ihre Leidenschaft zum Spiel zu befriedigen, bei dem sie jedoch nicht streiten (Kostromitonow a. a. O.). Dieberei und Todtschlag kommen bei ihnen fast gar nicht vor, ungereizt, sind sie friedlich und harmlos gegen Fremde. Die Bewohner der Berge von Monterey pflegten sonst immer nur mit Geschenken zu den Spaniern zu kommen (Journal of expedd. 44), und wenn sie anderwärts scheu mißtrauisch und feindselig sind (Möllhausen 328), so ist dieß eine natürliche Folge der Behandlung die sie erfahren haben. „Sie hatten nur wenig Weiße von Zeit zu Zeit gesehen," sagt Gibbs (bei Schoolcraft III, 116) von einem dieser Völker, „und dieses Zusammentreffen hatte bei ihnen den lebhaften Wunsch erregt keine Weißen wieder zu sehen, außer wenn sie ihnen an Zahl stark überlegen wären."

In den Missionen sind Diebstahl Trunk und Mord häufiger als außerhalb derselben. Selbstmord ist den Californiern unbekannt (Kostromitonow a. a. O.). Ihr munteres und lebhaftes Temperament tritt besonders in ihren pantomimischen Possenspielen hervor (Farnham, Trav. 367). Wrangell (91) hat ein Kriegslied mitgetheilt dessen einzelne Verse in mehrfacher Wiederholung gesungen werden, der erste bei der Rüstung zum Krieg, der zweite bei Annäherung des Feindes, der dritte beim Beginn des Kampfes, der vierte zur Ermuthigung von Seiten des Anführers allein.

1. Laß uns, Anführer, ziehen in den Krieg!
   Laß uns ziehen und erbeuten ein schmuckes Mädchen.
2. Wann sind wir über den Bergen?
   Wen erspähen wir zuerst?
3. Scharf sind unsere Geschosse.
   Strecket nur immer die eueren.
4. Rühret euch, rühret euch! Nun wohlan, in die Schlacht! Wackern Muthes mir nach!
   Fürchtet nicht, fremde Pfeile thun euch kein Leides an.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil und Schwerter von Holz die mit scharfen Steinen besetzt, auch auf der Jagd als Wurfgeschosse dienen (Bryant 228). Die Güte ihrer vergifteten Pfeile sollen sie an alten Weibern probiren (Duhaut-Cilly II, 172). Speere und den Tomahawk haben sie nicht (Beechey 402).

Die Gewalt der Häuptlinge, deren Würde vom Vater auf den Sohn forterbt (Beechey 398), ist in Californien größer als fast irgendwo sonst (Wilkes V, 179, P. Fages bei Bryant 226), doch sind die einzelnen Banden voneinander unabhängig (Gibbs a. a. O. 112). Bisweilen hat man auch Weiber mit dieser Würde bei ihnen bekleidet gefunden (Duflot II, 272), obgleich die Stellung der letzteren im Allgemeinen sehr traurig ist. Sie sind, namentlich unter Stammesgenossen, in der Regel kein Gegenstand der Eifersucht (Kostromitonow), nicht selten gehören die Töchter mit ihrer Mutter zugleich demselben Manne zu (Farnham), die Polygamie soll sehr ausgebreitet sein und geringe Ursachen zur Ermordung eines Weibes führen; dennoch gilt Untreue für selten — „ein Charakterzug" (setzt Gibbs a. a. O. 127 hinzu), „der wie anderwärts vermuthlich verschwinden wird mit dem Fortschritt der Civilisation." Aus älterer Zeit wird indessen berichtet und von Kostromitonow bestätigt daß die Indianer

der Küste nur ein Weib hatten, dieses jedoch nach Belieben wechselten; auf den Inseln und der Küste des Kanales von S. Barbara durfte nur der Häuptling deren zwei besitzen, und es gab dort Männer in Weiberkleidern die hoch geehrt zu werden schienen (Bryant 226, Journal of exp. 30). Widernatürliche Laster werden auch sonst erwähnt (Duflot II, 371). In S. Miguel sollen die Neuvermählten einander blutig kratzen (Bryant 234) — vielleicht eine Folge gewaltsamer Entführung der Braut, die bei manchen Völkern feste Sitte ist. In einigen Gegenden wird das Mädchen beim Eintritt der Pubertät in die Erde gegraben und diese mit Ruthen geschlagen (Schoolcraft V, 215).

Mehrere Völker von Californien, an der Küste und im Innern, verehren die Sonne, die sie jeden Morgen mit Freudengeschrei begrüßen (Beechey 402, Bryant 238); die religiösen Vorstellungen der meisten sind noch unbekannt, doch fehlt es ihnen nicht an solchen, denn wir hören von gewissen religiösen Ceremonien die bei ihnen gebräuchlich sind (Gibbs a. a. O. 107). Einige haben Idole, roh bemalte Steine oder Stücken Holz die sie in der Nähe der Dörfer oder auf dem Felde aufstellen (Bryant 229). Ihre Schöpfungssagen, wo es solche giebt, scheinen albern und sinnlos: ein Wolf, dessen Geschlecht jetzt ausgestorben sei, erzählen sie, habe einst zwei Stäbe in die Erde gesteckt und aus diesen Mann und Weib geschaffen, später aber der Schöpfer die Welt sich selbst überlassen (Kostromitonow). Wenig wahrscheinlich ist die Angabe daß an manchen Orten ein alter Mann angebetet werde, den sie selbst zu dieser Würde erwählten (P. Fages bei Bryant 226). Bei den Bewohnern des Innern herrscht der Glaube daß die Seelen der Todten sich auf gewisse Inseln im Meere begeben und von dort in die Neugeborenen zurückkehren (ebend. 238). Auch die Speiseverbote welche bei ihnen gelten — sie betreffen Vögel und deren Eier, Bären und andere Thiere — haben ihren Grund in dem Glauben an Seelenwanderung (Gibbs a. a. O. 112, 128). Sehr allgemein ist die Verbrennung der Todten; man stattet sie mit Bogen und Pfeil und anderen Lebensbedürfnissen aus und vermeidet es lange Zeit ihren Namen zu nennen, um den Schmerz über den Verlust nicht zu erneuern (Wrangell 106, Farnham). Auch die Hütte des Verstorbenen wird bei manchen Völkern durch Feuer zerstört (v. Langsdorff II, 141). Die Leiche pflegt man mit Tabaksrauch anzublasen. Die Eingeborenen des Südens hatten sonst geschlossene Begräbniß-

plätze (Bryant 230 f.); auf den Gräbern der Häuptlinge errichtete man Pfähle an denen ihr werthvollstes Eigenthum befestigt wurde, und Breter auf welchen ihre Thaten bildlich dargestellt waren (Journal of exp. 29). Der Gebrauch von Schwitzbädern ist bei den Californiern sehr beliebt und, wie es scheint, allgemein verbreitet; sie bedienen sich derselben hauptsächlich zur Stärkung und in Krankheit, daß sie eine Beziehung zum Cultus hätten, ist bis jetzt nirgends bemerkt worden.

Fast überall im spanischen Amerika wurden die Eingeborenen entweder durch Soldaten oder durch Missionäre unterworfen. In den beiden Californien geschah es ganz vorzugsweise durch die letzteren. Die Stiftung der ersten Mission in Neu Californien, S. Diego, durch die Franciscaner (s. unten) fällt in das Jahr 1769, und wir haben schon bemerkt daß die Ansiedelung der Indianer in Dörfern und die Disciplinirung derselben einen ungemein raschen Fortgang nahm und zu bedeutenden Resultaten führte: im Jahre 1776 gab es bereits 8, im Jahre 1790 11 Missionsdörfer, 1802 war ihre Zahl bis auf 18 gewachsen (Humboldt, N. Sp. II, 235 ff., vergl. die Tabelle V, 71). Später sind noch drei hinzugekommen; ein Verzeichniß derselben nebst der Angabe ihrer Lage und Einwohnerzahl zu verschiedenen Zeiten hat Buschmann geliefert (1854 Suppl. II, p. 524, vgl. über ihre Geschichte auch Handelmann, V. St. 50 u. Duflot de Mofras).

Der Hauptsitz einer Mission bestand nach der gewöhnlichen Einrichtung aus einem Quadrat von zusammenhängenden Gebäuden, dessen Seiten gegen 500′ maßen. Die vordere Seite war den Wohnungen der Geistlichen und den gemeinschaftlichen Räumen für Wirthschafszwecke und für Erholung bestimmt, hatte eine nach außen offene Säulenhalle und an dem einen Ende derselben stand die Kirche. In den Seitenflügeln befanden sich die Schule, die Werkstätten, das Monasterio, wo weibliche Arbeiten verrichtet wurden, das Lazareth und die Magazine, der von ihnen eingeschlossene Hof war mit Bäumen bepflanzt und enthielt die Brunnen. Die Zöglinge der Mission wohnten außerhalb dieses Hauptgebäudes in Hütten, und wurden theils in den Werkstätten mit verschiedenen Zweigen der Industrie theils und hauptsächlich mit Landwirthschaft und Viehzucht beschäftigt, die im großartigsten Maßstabe betrieben, einen ungeheuern Reichthum an Herdenvieh und Getreide lieferten (Näheres bei Hoppe in Erman's

Archiv VII, 650 ff., 690). Neben den Missionen bestanden die Presidios, kleine Militärkolonien mit nicht mehr als 60 Mann Besatzung, deren Hauptheil eine Festung mit 8 Stück Geschützen war. Es gab deren sieben in beiden Californien zusammen und ihr Hauptzweck war der Schutz der Missionen. In ihrer Nähe legte man hier und da auch Dörfer (pueblos) an, die mit spanischen Kolonisten bevölkert wurden, nirgends aber zu kräftiger Blüthe gekommen sind.

Die Mittel durch welche die frommen Väter den Aufschwung der Missionen herbeizuführen wußten, waren freilich sehr eigenthümlicher Art. Es wird erzählt daß es ein gebräuchliches Verfahren gewesen sei, die Indianer mit Schlingen einzufangen und an die Missionen abzuliefern, „wo man sie theils durch Milde theils durch Hunger, durch Weiber mit denen man sie verheirathete oder durch vernünftige Vorstellungen zu besänftigen suchte, um sie dann im Katechismus zu unterrichten und zu taufen" (de Pagès 92). Man müßte geneigt sein dieß für Fabel zu halten, wenn es allein von Kotzebue (Neue R. II, 59) bestätigt würde, dessen zweiter Reisebericht ohnehin vielfach unglaubwürdig ist, aber es fehlt auch sonst nicht an Gewährsmännern für jene Angaben: Beechey (356) versichert daß die Eingefangenen solange eingesperrt gehalten wurden bis sie sich bereit erklärten ihren alten Heidenglauben aufzugeben, v. Langsdorff (II, 148) berichtet daß namentlich die Deserteure deren man sich wieder bemächtigte, mit Stockprügeln bestraft und mit einem Eisenstab beschwert wurden, und diese Behandlung stimmt leider nur zu gut mit Allem zusammen was wir sonst noch von dem Verfahren der Missionäre in Neu Californien wissen. Von Künsten und Handwerken verstanden die frommen Väter selbst nur wenig und der einheimischen Sprachen waren sie so unkundig, daß sie mit den Indianern nur durch Dolmetscher reden konnten; dagegen wußten sie sich zu Herren über die gesammte Arbeit und selbst über die Kinder derselben zu machen (Chamisso 20), und um ihnen die Arbeit nicht zu sehr zu erleichtern oder abzukürzen, haben sie absichtlich z. B. keine Mühlen eingeführt, sondern das Getreide auf einem Stein mit der Hand zerreiben lassen, wie es vordem üblich war (Péron a II, 128, v. Langsdorff II, 147). Die einzigen Erziehungsmittel welche sie in Anwendung brachten, waren die Peitsche und die Zutheilung von doppelten Portionen beim Essen (La Pérouse I, 365), die Bevormundung aber welche sie über ihre

Zöglinge ausübten, erstreckte sich hier wie in Paraguay bis auf die geringsten Geschäfte des täglichen Lebens. Sie lehrten diese das Vaterunser in spanischer Sprache beten und die heidnischen Indianer welche dieß nicht konnten, als bestias verachten, suchten sie dem Christenglauben durch phantastische gemalte Bilder von Himmel und Hölle, durch prachtvolle Festkleider u. dergl. zu gewinnen, die sie zu den Prozessionen anschafften (Beechey 355 ff., Wilkes V, 205) — darin bestand die „aufgeklärte Nächstenliebe" (charité éclairée) mit welcher sie nach Du Petit-Thouars (II, 86) die Indianer erzogen.* Die gute Verwaltung der Missionen deren er mit vielem Lobe gedenkt, mag man daraus abnehmen, daß die dortigen Franciscaner wie die Jesuiten in Paraguay allein über Geld und Gut und Freiheit ihrer Zöglinge verfügten, deren Zustand von dem der Neger in den Kolonien nach La Pérouse's (I, 365, 378) und Vancouver's (I, 269, 276, 285, II, 135) Urtheil in nichts verschieden war außer darin, daß sie mit mehr Milde und Menschlichkeit behandelt wurden: alle standen im Dienst der Padres, wurden mit einem willkürlichen Theil von dem bezahlt was sie durch ihre Arbeit erwarben und für jeden Ungehorsam eingesperrt — was mit den unverheiratheten Weibern ohnehin geschah (v. Langsdorff II, 137) — und ausgepeitscht. Die Sterblichkeit in den Missionen war ungeheuer, sie soll in späterer Zeit sogar noch zugenommen haben (Kotzebue II, 7, Beechey 370), und die Eingeborenen machten die größten Anstrengungen und brachten jedes Opfer um der Sklaverei in den Missionen zu entfliehen und ihre Freiheit wiederzugewinnen (Duhaut-Cilly II, 5 ff.).

Als Mexico Republik geworden war (1824), weigerte ein Theil der Missionäre namentlich in S. Francisco den Eid der Treue: die Unterstützung mit Geldbeiträgen welche die californischen Missionen bis dahin erhalten hatten, wurde daher zurückgezogen, wie dieß schon von 1811 bis 1818 geschehen war (Duflot I, 269), das Kirchenvermögen confiscirt und ein Theil des Landes und der Herden den bekehrten Indianern überwiesen (1825). Da diese aber, gleich plötzlich freigelasse-

---

* Duflot de Mofras hat die Keckheit alle ungünstigen Berichte über die Missionäre für bloße Verleumdung von Seiten der Protestanten zu erklären! Dagegen meint Duhaut-Cilly (II 181) daß die Indianer, wie sie es durch eine Verschwörung im J. 1820 versuchten, die Missionen gewiß zerstört haben würden, wenn nicht die vielen Sprachen in die sie gespalten sind, das Einverständniß so sehr erschwert hätten.

nen Sklaven, in Folge davon rasche Rückschritte machten, nahm man ihnen ihre Freiheit wieder und stellte sie aufs Neue unter die Obhut der Missionäre, welche nun den verlangten Eid leisteten (G. Simpson I, 301), doch traf man zugleich die Bestimmung daß diejenigen von ihnen welche von gutem Charakter und hinreichend herangebildet wären, aus den Missionen entlassen und mit eigenem Land Geräthen und Aussaat ausgestattet würden (Beechey 352 ff.). Nach zehnjähriger Dienstbarkeit in der Mission sollte in Zukunft jeder Indianer frei werden, für dessen künftiges Wohlverhalten sich ein weißer Ansiedler verbürgen würde. Natürlich geschah dieß nur selten (ebend. 360): unter dem Namen „Neophyten“ hielt man sie also für immer fest in den Missionen, und sie blieben dort in derselben knechtischen Dienstbarkeit wie früher (Duhaut-Cilly I, 233 f.), daher die wenigen welche wirklich freigegeben wurden, den Landbau natürlich ganz vernachlässigten (ebend. II, 177). Unter den seit 1812 beständig schwankenden politischen Verhältnissen (s. Hoppe in Erman's Archiv VII, 703 ff.) hatten manche Missionen sehr gelitten: S. Francisco, mit 700 Indianern im Jahre 1816, hatte 1827 deren nur noch 260, Monterey und S. Diego waren in günstigerer Lage (Duhaut-Cilly I, 318, 380, II, 49 ff.); die meisten hoben sich indessen bis zum Jahre 1833 wieder in ziemlich bedeutendem Maaße (s. die Zusammenstellung bei Buschmann a. a. O.). Seitdem aber in dem eben erwähnten Jahre ihr Vermögen vom Staate eingezogen, die Eingeborenen für frei erklärt und den Missionären nur noch die geistliche Sorge für sie gelassen wurde, verfielen sie in kurzer Zeit. Sie wurden mehrfach ausgeplündert und die öfter erneuerte Unabhängigkeitserklärung von Californien (1829, 1836) trug dazu bei ihre Macht und Selbstständigkeit wie ihren Reichthum vollends zu zerstören. Von der Mission war in S. Francisco 1841 nichts mehr übrig: die Priester, die Herden, die Häuser mit Ausnahme der Kirche waren verschwunden und die Eingeborenen wieder Wilde geworden; nur in der Mission S. Clara gab es dort noch einen Priester (Simpson I, 332, 337). Im Süden besitzt z. B. S. Luis Rey noch sehr stattliche und ausgedehnte Gebäude (Bartlett II, 89). Der Vorwurf dissoluten Lebens den man den Priestern in neuerer Zeit gemacht hat (Wilkes V, 173), scheint bei der Begierde nach dem Missions-Gute welche die erwähnten Plünderungen herbeiführte, nicht unverdächtig, viele derselben haben aber im Jahre 1831 das Land ver-

lassen (Duflot). Daß die Annexion Californiens von Seiten der Vereinigten Staaten, welche durch die seit 1836 von dort eingewanderten Riflemen vorbereitet (Hoppe a. a. O. 705) und durch Fremont's dritte Expedition (1846) zur Reife gebracht wurde, in den Verhältnissen der Missionen nichts gebessert hat, ist ebenso begreiflich als daß die Eingeborenen durch alle diese Umwälzungen nichts gewannen: durch den Ruin der Missionen geriethen viele von ihnen ins Elend, starben dahin oder wurden Sklaven eines jeden der sich ihrer bemächtigen wollte und konnte (Simpson I, 316, 398); aus den meisten Dörfern wurden sie vertrieben, traten in ein feindseliges Verhältniß zu den Weißen und schweiften umher um Pferde zu stehlen, zu rauben und zu morden (Wilkes V, 173 f.). Zur Strafe für ihre Plünderungen verfolgte man sie und schoß sie nieder ohne Unterschied, Weiber und Kinder, bisweilen erhielten sie wohl vorher noch die Taufe; oft machte man auch ohne solche Veranlassung Jagd auf sie (Simpson I, 353 ff.). Als General Vallejo sich durch den Versuch davon überzeugt hatte daß sie sich als Soldaten gut einexerciren ließen, bekam er Furcht vor den Rekruten und ließ sie erschießen (Wilkes V, 197 f.), und, wie die Spanier vor ihnen, thun auch die Amerikaner die aus den Vereinigten Staaten herübergekommen sind, nichts dafür um sie aus ihrem Elend zu erheben, sondern scheinen vielmehr entschlossen sie zu vertilgen (Bartlett II, 82).

In Alt Californien werden zwar ebenfalls viele verschiedene Völker aufgeführt, doch giebt es dort nur wenige Hauptsprachen und diese besitzen weder eine Verwandtschaft zur sonorischen Familie noch aztekischen Sprachstoff (Buschmann a. a. O. 464). Die drei Hauptsprachen der Halbinsel heißen: Pericù, Monqui und Cochimi. Die erste ist die südlichste, und es gehören zu ihr als zahlreichster Stamm wahrscheinlich die Cora im äußersten Süden des Landes, doch werden diese von Anderen zu den Guaycuros oder Waicuros gerechnet welche eine Abtheilung der Monqui bilden. Den letzteren Namen geben sich die Bewohner von Loreto, deren Sprache nördlich von diesem Orte beginnt und bis gegen La Paz hin nach Süden reicht; außer den Guaycuros, deren Name eine ganz zufällige Erfindung der Spanier sein soll, gehören zu ihnen auch die Uchiti, welche beträchtlich von jenen verschieden sind. Die Cochimi endlich, bei weitem das begabteste friedlichste und gutmüthigste Volk von Alt Californien, erstrecken sich

von der Breite von Loreto bis etwa 2° südlich unterhalb der Mündung des Colorado hinauf (Gesch. v. Calif.* I, 45, 47, II, 141, 170, 187, III, 151). Im Norden der Halbinsel, von 33° an beginnend, gab es noch eine vierte nicht näher bekannte Stammsprache (Buschmann a. a. O. 446, 472). Die Namen der Edu oder Edues und der Laimones sind von bloß geographischer Bedeutung: der erstere bezeichnet die südlich, der andere die nördlich von Loreto lebenden Indianer (Gesch. v. Calif. I, 46), doch führt Pater Picolo Monckisch und Laymunisch als Namen bestimmter Sprachen an und schreibt der letzteren von diesen beiden die größere Ausbreitung zu (Allerhand Brief III, 35). Die Pericu, welche in früherer Zeit zahlreich waren, sind hauptsächlich durch Krankheiten stark zusammengeschmolzen, wenn nicht ganz aufgerieben (1783, Buschmann a. a. O. 480). Edues (Pericues) und Laimones (Cochimies) sind ihrer Sage nach von Norden her eingewandert, in Folge von Streitigkeiten die unter ihnen ausgebrochen waren (Gesch. v. Calif. I, 50).

Die Indianer von Alt Californien sind im Allgemeinen wohlgebildet, doch von verschiedener Statur, die Farbe wechselt von lohfarbig oder kupferroth bis dunkelbraun und schwarz, sie haben keinen Bart, nur schwache Augenbrauen und der innere Augenwinkel ist gerundet (Nachr. v. Calif. 89). Bei Cap S. Lucas fand Vizcaino (1602) unter den Eingeborenen einige mit rothem Haar und erhielt dort mit Hinweis auf einen Neger den er selbst bei sich hatte, die Versicherung daß ein ganz negerähnliches Volk in der Nähe lebe (Torquemada V, 48). Ihre geringe Kleidung fertigen sie aus Aloefäden die sie mit Rohrknöpfen beziehen, oder tragen Hirschfelle die sie auch zu Sandalen verwenden, doch sind meist nur die Weiber mit einem Schurz versehen (ebend. 106). Die Missionäre lehrten sie den Feldbau und einige Handwerke und weckten in ihnen das Streben nach Kleidern die sie früher verschmähten (Bonani in Allerh. Brief VII, 72). Im Winter schlafen sie in Höhlen, im Sommer unter Bäumen auf der Erde und schützen sich höchstens durch einen zwei Spannen hohen Zaun von Reisig gegen den Wind (Picolo ebend. III, 38, Nachr. v. C. 102). Sie

* Die hier citirte, von Adelung aus dem Englischen übersetzte „Geschichte von Californien" ist das Buch von Venegas, Noticia de la California, Madrid 1757; die später angeführten „Nachrichten von der Halbinsel Californien" haben den Missionär Jacob Bägert zum Verfasser.

verzehren Alles was ein menschlicher Magen zu vertragen im Stande ist, nächst Früchten und Sämereien selbst Ungeziefer aller Art und Abschabsel von Fellen, sind im höchsten Grade unreinlich, aber keine Canibalen (ebend. 118 ff.). Trotz des Elendes in dem sie leben, sind sie von lebhaftem lustigem Temperament, meist friedfertig untereinander — sie trinken nur Wasser — und freundlich gegen Fremde (Picolo, Bonani a. a. OO.). Als Waffen führen sie Bogen und Pfeil. Ihre Fähigkeiten bezeichnet Bägert (Nachr. v. Calif. 147) zwar als sehr gering, indessen erzählt er mehrere Beispiele von ihrer Schlauheit, und das Urtheil Picolo's der sie in dieser Hinsicht höher stellt, dürfte daher leicht richtiger sein. Auch daß es, wie jener sagt (168) ihnen nicht bloß an jeder Organisation der Gesellschaft, sondern auch an jeder Spur von Religion fehle, scheint ein Irrthum zu sein: Picolo theilt mit daß sie den Mond verehren; nach Venegas glauben sowohl die Pericues als auch die Cochimies an ein gutes und ein böses Princip. Jenes hat nach Ansicht der ersteren die Welt geschaffen, ist unsichtbar, wohnt im Himmel und hat ein Weib und drei Söhne, deren einer der erste Mensch war. Götzenbilder fanden sich nicht bei diesen Völkern, alle aber hatten Zauberer, welche einen Tribut an Lebensmitteln erhielten und eine Bekleidung trugen die sie aus Menschenhaar verfertigten (Gesch. v. Calif. 66 ff.). Krankheiten heilten sie durch Aussaugen und Anblasen der einzelnen Sinnesorgane und einen Sterbenden zu retten schnitten sie einem seiner Kinder den kleinen Finger ab (ebend. 76), ein Verfahren das bei manchen Südseeinsulanern eine genaue Analogie findet. Auch der so weit verbreitete Gebrauch der Dampfbäder war bei ihnen in Uebung. Bei dem Feste der Mannbarkeit wurden beiden Geschlechtern Nase und Ohren durchbohrt (ebend. 74). Sonst war es gewöhnlich daß ein Mann mehrere Schwestern zusammen heirathete, seine Schwiegermutter aber und andere nahe weibliche Verwandte seiner Frau anzusehen war ihm verboten (Nachr. v. Calif. 164), daher es schwer glaublich ist daß ein engeres Zusammenhalten von Mann und Frau gar nicht stattgefunden habe und jeder Mann mit jedem Weibe ohne Unterschied gelebt habe, wie Bägert (ebend. 130 f.) ebenfalls versichert. Viele Weiber sollen unfruchtbar sein und von den Kindern nur wenige groß werden.

Die ersten Missionäre gelangten nach Alt Californien im Jahre 1642, doch faßten sie erst 1683 dort festen Fuß: seit 1686 wurde den

Jesuiten das Land ganz und ausschließlich „zur Eroberung“ überlassen, da sich diese auf andere Weise als unmöglich gezeigt hatte. Diese standen daher der weltlichen wie der geistlichen Regierung des Landes vor, so daß auch die Commandanten der Presidios ihnen untergeben waren (Gesch. v. Calif. I, 128 ff.). Salvatierra, zu dem bald darauf Pater Kino (Kühn) und Andere stießen, gründete 1697 die erste Mission, Loreto. Die Schwierigkeiten welche der Widerwille der Eingeborenen und die Unfruchtbarkeit des Landes darboten, wurden so glücklich überwunden daß im Jahre 1745 die Anzahl der Missionen bis zu 16 gewachsen war (ebend. III, 60), deren jede eine Kirche, ein Fort und Vorrathshäuser besaß (Verzeichniß derselben und ihrer Stiftungsjahre bei Buschmann a. a. O. 460, vgl. über sie auch Villa-Señor V, 39). Als die Jesuiten das Land verlassen mußten (1767), gingen ihre Missionen zunächst an die Franciscaner von dem Collegium S. Fernando in Mexico über, diese überließen sie aber den Dominicanern und wendeten sich selbst nach Neu Californien um ihre Thätigkeit auf einem bis dahin noch unberührt gebliebenen Felde zu entwickeln (Hoppe in Erman's Archiv VII, 686). Trug dieser Wechsel für sich allein schon zum Verfalle derselben bei, so wirkte dazu noch mehr die veränderte Stellung und das veränderte Verfahren der Missionäre mit: die Presidios waren den Dominicanern nicht untergeben wie früher den Jesuiten, sondern beigeordnet, daher jene häufig mit deren Befehlshabern in Streit geriethen (Mühlenpfordt II, 444), und in der Erziehung der Eingeborenen schlugen sie den neuen Weg ein, daß sie dieselben 10 Jahre lang ganz wie Kinder behandelten und bevormundeten, dann aber, wenn sie sich gut betragen hatten, frei und selbstständig machten, wovon die Folge war daß die meisten wieder in Faulheit versanken oder in die Wildniß zurückkehrten (Greenhow 112). Die große Sterblichkeit der Indianer, welche nur von dem Elende herrührt in dem sie leben, hatte bereits die völlige Auflösung mehrerer Missionen herbeigeführt (Duhaut-Cilly I, 235, Kotzebue N. R. II, 55), als sie erst 1833 ganz aufgehoben wurden und Pfarreien, von Weltgeistlichen verwaltet, an ihre Stelle traten. (Ueber die Geschichte von Californien vgl. namentlich Buschmann a. a. O. 457 ff. und Greenhow 99 ff.).

Die Völker von Mittel-Amerika.

Die großartigen Ruinenstätten in Guatemala und den benachbarten Ländern haben erst in neuester Zeit die verdiente Aufmerksamkeit gefunden, das tiefere Interesse aber das sie an der alten Geschichte der einheimischen Völker zu erwecken geeignet sind, läßt sich bis jetzt nur ungenügend befriedigen. Nur wenige, zum Theil sehr dunkle und abgerissene Nachrichten aus älterer, unvollständige, zum Theil oberflächliche oder doch nicht hinreichend zuverlässige Untersuchungen aus neuerer Zeit, lassen für willkürliche Combinationen auf diesem Gebiete einen noch freieren Spielraum als auf dem der altmexicanischen Geschichte. Diese zu beseitigen ist vor Allem erforderlich, daß man die wenigen festen Punkte in's Auge fasse auf die sich die historische Darstellung stützen, oder an die sie sich wenigstens mit Sicherheit anlehnen kann. Sie sind folgende.

Trotz der weiten Verbreitung der aztekischen Ortsnamen die wir schon früher erwähnt haben, über Guatemala nach Honduras und bis nach Nicaragua hinab, finden sich solche Namen weder in Yucatan noch in Costa rica (Buschmann 1852 p. 707, 778). Yucatan ist von dem Volke der Mayas bewohnt, dessen Sprache dem aztekisch-toltekischen Stamme ursprünglich fremd scheint. Die Tzendals in Chiapas reden einen Dialekt der Maya-Sprache, das Kachiquel ist dem Poconchi verwandt (Gage), die Sprachen Poconchi Chorti und Quiche in Guatemala aber stehen einander sehr nahe und gehören zu demselben Stamme wie das Maya (Gallatin 5 f.). Demnach bilden Völker von der Familie der Mayas, als deren Verwandte sich vielleicht die Urbewohner der Großen Antillen und mit Sicherheit die Huasteken im Nordosten von Mexico bezeichnen lassen (s. oben p. 53), die Hauptmasse der Eingeborenen von Guatemala, ihre sprachliche Verschiedenheit von den Azteken aber verbietet — dieß muß besonders hervorgehoben werden — die Mayas, wie Heller (217) und Andere gethan haben, mit den Tolteken zu identificiren, welche uns nur als die eigentlichen Urheber der altmexicanischen Cultur, als die Vorgänger und Stammverwandten der Azteken bekannt sind. Wenn Guatemala die Urheimath der Tolteken ist oder wenn wenigstens ihre Kolonien in

diesen Ländern sich höchst wahrscheinlich schon aus sehr früher Zeit herschreiben, so liegt darin nur noch ein Grund mehr sie von den Mayas streng gesondert zu halten, da troß der räumlichen Nähe beider Völker in alter Zeit ihre Sprachen bestimmt geschieden und ohne Gemeinschaft geblieben zu sein scheinen.

Von Chiapas gehörte, wie wir oben (p. 66 f.) gesehen haben, nur ein kleiner Theil zum aztekischen Reiche: Azteken lagen in einigen festen Plätzen als Garnison, aber ihre Sprache scheint dort, obwohl sie dem Lande eigentlich fremd war, doch sehr allgemein verstanden worden zu sein; denn B. Diaz (227), der bemerkt daß der Ortsname Cachula ebenso in der Nähe von Chiapa wie in der Nähe von Mexico vorkomme, erzählt von Predigten die der Bruder Juan in der Sprache des Landes gehalten habe, scheint aber unter dieser die aztekische zu verstehen (vgl. ebend. 252), obgleich er vorher (225) selbst hervorgehoben hat daß Chiapa der Herrschaft der Mexicaner nicht unterworfen gewesen sei. Nur wenige Jahre später sind mit den Spaniern, besonders mit Diego de Mazariegos, der zweimal (1524 und 1526) das Land erobern mußte, Tlascalteken und Mexicaner in großer Anzahl nach Chiapas gekommen, und da sehr viele von diesen im Kampfe das Leben verloren, so bat man deren noch mehrere von Mexico aus nachzuschicken, wie dieß nach Guatemala bereits geschehen war (Remesal V, 13, 17). Das mächtigste unter den einheimischen Völkern waren die Chiapaneken. Gallatin (5) hält sie wohl mit Recht für dasselbe Volk wie die Llanos, welche von Juarros (14) allein als besonderes Volk noch neben jenen angeführt werden, denn Ciudad Real hieß in frühester Zeit San Cristoval de los Llanos. Die übrigen Völker waren den Chiapaneken unterworfen (Remesal) oder mußten doch deren Uebermacht anerkennen und fürchten: Quilenes und Zapoteken, Leute aus Guantepeque (Tehuantepec?) und aus Soconusco lebten in Chiapa als Gefangene (B. Diaz 227). Namentlich hatten sie sich die Zoques oder Zoaques (de Laet VII, 5, s. oben p. 60) tributpflichtig zu machen gesucht, die in der Gegend von Tecpatlan, im nördlichen Theile des Landes und in Tabasco saßen (Herrera III, 7, 3, IV, 10, 11) und eine andere Sprache redeten als die Chiapaneken (Remesal VII, 18). Im 17. Jahrhundert lebten die Zoques an der Küste von Tabasco und tiefer im Innern in kleinen Ortschaften, beschäftigten sich fleißig mit Seidenzucht und Seidenweberei und gewannen viele Coche-

nille (Gage II, 132 f.). Ihre Nachbarn im Osten sind die Tzendals (Zeltales, Zeldales), ein Mayavolk das nach Ximenez (169) nebst den Zaziles zum alten Quiche-Reiche gehörte. Sie hatten das Grenzgebiet nach Yucatan hin inne und die Umgegend von Palenque (Herrera IV, 10, 11, Juarros 14), von wo sie sich bis nach Ocosingo und Comitlan erstreckten. Gage läßt sie vom Nordmeer bis nach Chiapa hin reichen und fügt hinzu daß im Südwesten (Südosten?) derselben noch ununterworfene Indianer säßen. Im südöstlichen Theile von Chiapas werden die Quelenes genannt als zusammengrenzend mit Soconusco und Guatemala.

Nach Remesal (V, 13) und Herrera (IV, 10, 11), denen auch Burgoa beistimmt (Brasseur III, 15), wären die Chiapaneken vor Alters von Nicaragua gekommen; diese Nachricht scheint indessen auf einer Verwechselung zu beruhen und das Verhältniß vielmehr das umgekehrte gewesen zu sein, daß die Chiapaneken ein toltekisches Volk waren das von Tula in Mexico zur Zeit des Umsturzes der Toltekenherrschaft nach Süden zog und in Soconusco angekommen, aber auch von dort wieder verdrängt, theils nach Chiapa theils nach Guatemala wanderte, wo es unter dem Namen der Pipiles sitzen blieb und sich von da bis nach Nicaragua verbreitete. Garcia (V, 5) bezeichnet es nämlich als die Sage der Chiapaneken daß sie aus der Gegend von Neu Mexico gekommen seien, sich aber auf ihrer Wanderung in Soconusco getrennt und von da theils nach Nicaragua gewendet hätten. Es ist wahrscheinlich dieselbe Sage welche Juarros (207) erwähnt, indem er angiebt daß die Bewohner von Chiapa nach Einigen von einem Bruder des Nimaquiche oder von Votan — beide sind vielleicht eine und dieselbe Person — stammen sollen, welcher von Huehueta (Gueguetan) aus, einem Orte in Soconusco, das Land zuerst bevölkert habe; denn dieser Nimaquiche wird (ebend. 88, 162) als der fünfte König der Tolteken genannt, unter welchem diese letzteren Mexico verließen, wo sie Tula gegründet hatten, und nach Süden zogen um sich eine Heimath zu suchen — ein Ereigniß das zur Stiftung des Quiche-Reiches in Guatemala führte. Nimaquiche soll sich mit seinen drei Brüdern in die Herrschaft über das Land getheilt haben, und wenn diese Erzählung Glauben verdient, würde jener mit Topiltzin oder Quetzalcoatl (S. oben p. 18) für identisch zu halten sein, welcher beim Falle des Toltekenreiches in Mexico die Auswande-

rung nach Süden leitete. Daß Garcia in der obigen Stelle Neu Mexico anstatt Tula nennt, kann kaum befremden, da Tula in der That noch im Norden von Mexico selbst lag. Eine weitere Bestätigung und Ergänzung erhält diese Ansicht durch Torquemada (III, 40): die Mangnes oder Indianer von Nicaragua und Nicoya, berichtet er, haben die Ueberlieferung, daß sie von Xoconochco (Soconusco) her eingewandert seien, wo nach Palacios (7) neben der einheimischen Sprache „ein verdorbenes Mexicanisch" gesprochen wird, um sich den Bedrückungen zu entziehen die sie dort von den Olmeken zu leiden hatten, und von dieser Wanderung, fügt er hinzu, stammen die Pipiles in Guatemala her, welche in Ezalcos (Izalco) Mictlan und Yzcuintlan (Escuintla) sitzen geblieben sind.

Wir werden sogleich auf diese Ausbreitung der Tolteken nach Süden zurückzukommen und sie weiter zu verfolgen haben; hier war es uns nur um die Begründung der neuen Behauptung zu thun daß die Chiapaneken wahrscheinlich als ein von Norden eingewandertes Toltekenvolk anzusehen sind. Ueber ihren Heros Votan, dessen Name an der Spitze der 20 Männer stand nach denen ihre Monatstage benannt waren, wissen wir nur aus dunklen Sagen die von Franc. Nuñez de la Vega (1691) dadurch noch mehr verwirrt und entstellt worden sind, daß er sie mit dem Thurmbau zu Babel und mit der Austheilung der Sprachen an die Völker in Beziehung gesetzt hat. Er wird als der Enkel des Mannes bezeichnet, der sich mit seiner Familie in einem Schiffe allein aus der großen Fluth rettete (Clavigero II, 14 und Append. diss. I, 2, Humboldt, Vues 148). Erst an diese letztere Sage, die freilich gegen die Annahme spricht daß Votan mit dem Toltekenfürsten identisch sei, unter welchem die Chiapanecken in ihre neue südliche Heimath einzogen, scheint sich die Tradition geknüpft zu haben daß jener von einer der großen Antillen her oder nach einer späteren Deutung sogar von jenseits des Meeres aus der alten Welt nach Chiapa gekommen sei (Brasseur I, 68, Mühlenpfordt II, 13). Brasseur, der ihn als den Heros der Tzendales bezeichnet (I, 45), betrachtet ihn als den Gründer von Palenque um 500 v. Chr. und erzählt mehrere Einzelheiten über den von ihm eingeführten religiösen Cultus, deren Richtigkeit wir dahin gestellt sein lassen müssen.

Daß die Zeitrechnung in Chiapa dieselbe war wie in Mexico haben wir schon früher erwähnt (vgl. Brasseur III, 462). Chiapa

war, obgleich es nur etwa 4000 Einwohner hatte, „wirklich eine Stadt“ zu nennen; die Waffen der Chiapaneken und der Cultus, insbesondere die vor den Idolen gebräuchlichen Räucherungen, waren den in Mexico üblichen gleich (B. Diaz 225 f.), auch ein Sündenbekenntniß beim Priester abzulegen war dort gewöhnlich, und dieß geschah namentlich vor der Verheirathung von beiden Theilen und von der Frau vor dem Wochenbette oder während desselben (Remesal VI, 11, Palacios 13, Herrera IV, 10, 11). Es scheint dort eine Art von Priesterherrschaft bestanden zu haben: einen König gab es nicht, sondern zwei höchste Beamte die alljährlich von den Priestern neu gewählt wurden, standen an der Spitze des Gemeinwesens (Garcia V, 5). Idole hatten alle Völker von Chiapas in großer Menge (Remesal VIII, 17). Die Chiapaneken werden als sehr geschickt in Künsten und Handwerken, als fleißig und geistig regsam geschildert (Herrera, Descr.), und bewähren auch hierin ihre toltekische Abkunft. Eine interessante Bestätigung dieser letzteren tritt uns endlich noch in den Namen von Culhuacan und Tulha entgegen die als prächtige, noch nicht ganz verschwundene Städte in der Nähe von Palenque und Ocosingo genannt werden (Juarros 19, 209). Ob wir die viel versprechenden großartigen Ruinen von Ocosingo selbst für ein Werk der Tolteken halten dürfen, wird sich vielleicht entscheiden lassen, wenn sie genauer untersucht werden als dieß bisher geschehen ist. Zwei in Stein gehauene Figuren die sich dort finden, zeigen ziemlich denselben Stil wie die Skulpturen von Copan, während sonst die dortigen Männergestalten vielmehr ganz denen von Palenque gleichen (Stephens, Reiseerl. 422, 426). Dupaix (3. exp. pl. 10) hat ein eigenthümliches viereckiges Bauwerk von Ocosingo abgebildet das auf einer Terrasse steht mit zwei fast ganz kegelförmigen Pyramiden im Hintergrunde, deren Gestalt an die Tempel des Quetzalcoatl bei den Tolteken erinnert.

Guatemala war bis um das Jahr 1500 von Mexico unabhängig gewesen, dessen König Ahuitzol es eroberte. Dieser schickte — so heißt es bei Juarros (202) ein Kriegsheer dahin ab, das großentheils in der Verkleidung von Kaufleuten in das Land eindrang und sich dort niederließ: daher sollen die aztekisch (Nahuatl) redenden Pipils stammen, welche an der Küste von Escuintla bis nach S. Sal-

vador reichen und ebenso wie die später mit den Spaniern nach Guatemala gekommenen Mexicaner in den von ihnen gegründeten Kolonien bei ihrer Muttersprache geblieben sind. Daß Guatemala zur Zeit seiner Eroberung durch die Spanier zum Azteken-Reiche gehörte ist nun zwar richtig, wie u. A. daraus hervorgeht daß sich die dortigen Häuptlinge gegen P. de Alvarado entschuldigten, daß sie versäumt hätten sich ihrer Pflicht gemäß in Mexico zur Huldigung einzustellen (Ixtlilx., Cruautés 140), was aber Juarros von dem Ursprunge der Pipiles erzählt, scheint unhaltbar. Nicht allein haben wir schon vorhin gesehen daß Torquemada sie von einer weit älteren Toltekenwanderung herleitet, sondern auch Juarros (88) selbst berichtet daß Tolteken, die er freilich wiederum unrichtig mit dem von ihnen nur beherrschten und vielleicht mit ihnen gemischten Mayavolke der Quiches identificirt, in alter Zeit in Guatemala sich niederließen, wo sie unter Acxoquil oder Acxopil, Nimaquiche's Sohn, das Quiche-Reich mit der Hauptstadt Utatlan gründeten. Auch die Chronik des Ximenez (195) spricht von Einwanderern aus Mexico, von vier Brüdern (wie Juarros 162) die hier zuerst ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten. Ixtlilxochitl (Cruautés 145) bemerkt daß alle Eingeborenen die von der dortigen Provinz Caltipan weiter im Innern lebten, Tolteken seien, und außer im Lande der Pipiles selbst wurde (nach Juarros) auch noch an mehreren anderen Orten in Guatemala Nahuatl gesprochen, was Buschmann's Untersuchungen neuerdings bestätigt haben (s. oben p. 21).

Den Namen der Pipiles, den schon B. Diaz (222) an der Küste von Guatemala erwähnt, erklärt Juarros (224) durch „Kinder" und deutet ihn so, daß sie das Mexicanische nur schlecht gesprochen hätten, da sie aus dem niederen Volke stammten. Obgleich das Wort selbst diese Deutung zuläßt (Buschmann 1854 p. 743), scheint es doch nach Früherem (p. 77 und 103) vielmehr daß der Adel des Landes durch diesen Ausdruck bezeichnet werden sollte. Sie saßen in Izalco, Mictlan und Escuintla (Torquemada III, 40). Palacios (7, 29), der Micla als ihren Hauptsitz namentlich in religiöser Beziehung angiebt, nennt ihre Sprache neben der popolukischen an der Küste von Quezacapan, dann in S. Salvador und selbst in Honduras. Juarros führt Sonsonate, S. Salvador und S. Miguel als Orte der Pipils an. Nach Squier (a, 208 f.) erstreckt sich ihr Gebiet vom R.

Michatoyat bis zum R. Lempa in einer Länge von 180—200 engl. Meilen und ist 60 engl. Meilen breit; es ist das Land welches sonst den Namen Cuzcatlan führte (Remesal IX, 3). Squier (a, 200) schildert sie hier und in Nicaragua als schweigsam und weniger intelligent als die anderen Eingeborenen von Guatemala; sie sind von sehr dunkler Farbe, ihr Gesicht eckiger und von strengerem Ausdruck als bei den benachbarten Indianern. In der Nähe des See's aus welchem der Lempa entspringt — wahrscheinlich ist der See Guijar gemeint — befand sich eine hoch verehrte heilige Stätte „der Pipeles und anderer Völker" (Herrera IV, 8, 10); vermuthlich lag sie auf einer Insel im See Guixcar selbst, wo Juarros (260) bedeutende Ruinen angiebt, die wir demnach wahrscheinlich auf die Tolteken zurückzuführen haben. In Rücksicht der Identität der Pipiles mit den Tolteken scheint nur der eine Zweifel zurückzubleiben, daß Palacios (30 ff.) und Herrera (a. a. O) jenen ganz dieselben Menschenopfer und sonstigen Sitten zuschreiben wie den Azteken, während die Tolteken keine oder nur wenige Menschenopfer gehabt haben sollen. Indessen auch dieses Bedenken, wenn es überhaupt begründet wäre und die Menschenopfer bei den mexicanischen Völkern nicht vielmehr schon in den ältesten Zeiten stattgefunden hätten (s. oben p. 141 und 157), würde sich durch die Nachricht bei Juarros (225) heben daß dieser blutige Cultus den Pipiles ursprünglich fremd gewesen sei und daß der Versuch ihn einzuführen dem Cuaucmichin das Leben kostete; denn dieß leitet auf die Vermuthung daß dieser letztere zu den Azteken gehörte welche in späterer Zeit in das Land kamen und sich mit den Pipiles vereinigt haben mögen.

Es gab in Guatemala eine Menge verschiedener Sprachen: Juarros (198) führt deren von Chiapa bis nach Nicaragua hinab 26 an (vgl. Palacios 7), die sich aber noch um 9 vermehren lassen, und die Anzahl der Völker ist sogar noch weit größer (Buschmann 1852, p. 737); doch herrschte unter manchen von ihnen eine starke Aehnlichkeit (Juarros 200). Das Quiche, ein Glied der Maya-Familie, soll der Stamm sein von welchem die Sprachen von Guatemala — dieses im engeren Sinne genommen — entsprungen sind (Stephens, Reiseerl. 381), das Mexicanische aber war neben jenen Sprachen allgemein verbreitet und verstanden (Remesal III, 19 § 5). Wir nennen hier nur die hauptsächlichsten über deren Gebiet uns etwas Nähe-

res bekannt ist. Die in Soconusco einheimische Sprache welche nach Gueguetenango in Totonicapan hinüberreichte, war das Mam oder Pocoman (Juarros 21, 80). Dieses herrschte außerdem in einem Theile von Quetzaltenango (ebend. 169) und in mehreren weit entlegenen Orten: in Amatitan Mixco und Petapa (Gebiet von Sacatepeque), in Chalchuapa (S. Salvador), in Mita Jalapa und Xilotepeque (Chiquimula) — eine Zersplitterung welche der Vermuthung günstig ist, daß dieses Volk zu den ältesten des Landes gehöre und durch andere die später eindrangen, zersprengt worden sei. Insbesondere wird Mixco als eine von den Pocomans ursprünglich gegründete Stadt bezeichnet (ebend. 385). Das Quiche welches neben dem Mam in einem anderen Theile von Quetzaltenango gesprochen wurde, begann an der Küste südlich von Soconusco im Gebiet von Suchiltepeque (ebend. 82, 23) und erstreckte sich über Totonicapan und einen Theil von Solola, wo die Quiche-Residenz Utatlan lag (78, 86 f.). In S. Miguel, der Hauptstadt von Totonicapan, lebten jedoch auch Tlascalteken die mit P. de Alvarado dahin gekommen waren und dem Volke, den Masequales (Macehuales s. oben p. 76) gegenüber eine bevorzugte Stellung einnahmen. Die Kachiquel wohnten zum Theil den Quiches benachbart im Gebiete von Solola, zum Theil weiter östlich von dort in Chimaltenango und Sacatepeque (86, 169). Sie waren zur Zeit der Eroberung das mächtigste Volk, doch standen ihnen die Zutugils, mit denen sie im Distrikt von Atitlan zusammengrenzten (90), an Bedeutung nur wenig nach. Ihre Hauptstadt soll Patinamit gewesen sein, das auch den Namen Tecpan Guatemala führte und sehr stark befestigt war; nach Fuentes hätte diese Stadt vielmehr an der Stelle des jetzigen Dorfes Tzacualpa gelegen (382, 401). Mehrere Ortsnamen in ihrem Gebiete stammen erst aus späterer Zeit von den Mexicanern und Tlascalteken welche von den Spaniern hierher geführt worden sind. Die Zutugil (Subtujil) hatten Atitlan zur Hauptstadt und verbreiteten sich von dort nach Suchiltepeque hin (385, 169). In Escuintla, wo jetzt wie in S. Salvador auch spanisch allgemein gesprochen wird, war die Sinca-Sprache heimisch, in Chiquimula das Chorti (24, 30, 45). Letzteres ist wahrscheinlich verschieden von dem Cholti oder der Sprache der Chol welche das Dorf Belen in Vera Paz bewohnten (Espinosa IV, 29); Juarros (275, 198) wenigstens, der die Chol 25—30 leguas von Cahabon, dem letzten Dorfe von

Vera Paz, entfernt angiebt, unterscheidet beide Sprachen voneinander. Die Poconchi-Sprache fand Gage (148, 238) in der Umgegend von Guatemala, in Vera Paz (wo sie auch Palacios nennt) und S. Salvador in Gebrauch, namentlich in Mixco und Pinola, Amatitlan und Petapa, südlich von letzterem Orte und im nördlichen Theil von S. Salvador.

Von den physischen Eigenthümlichkeiten dieser Völker ist fast gar nichts bekannt. Sie sind meist von untersetztem Körperbau, sanftem Temperament und meist nur geringer Energie, leicht kleinmüthig, doch sehr ausdauernd in körperlichen Anstrengungen: Physiognomie und Gesichtswinkel sind sehr verschieden, die Stirn bei manchen vortrefflich entwickelt; bärtige Menschen kommen unter ihnen öfter vor (Dunn 279).

Die Quiche, von deren alter Geschichte allein einige Nachrichten auf uns gekommen sind, gehören nebst den Kachiquel Poconchi und Chorti, wie schon erwähnt, zum Stamme der Mayas; daß indessen das alte Quiche-Reich gleichwohl wesentlich ein toltekisches war, geht mit einiger Sicherheit aus den mit Juarros übereinstimmenden Angaben der Chronik des Ximenez* hervor, und es liegt hierin ein wichtiger Beweis für das hohe Alter der Toltekeneinwanderung in Guatemala. Trotz der Dunkelheit der Erzählung läßt sich doch wohl erkennen daß in dieser Chronik toltekische Elemente dem alteinheimischen Wesen der Mayas beigemischt sind: das Volk, heißt es darin (85), sprach vor Alters nur eine Sprache, hatte einen reineren Cultus und verehrte nur die großen Götter; Idole hatte es nicht. Es lebte in Tulanzú (Tula?) d. h. in den „sieben Höhlen" (dem Chicomoztoc der Azteken), und Tohil, der Gott der das Feuer schuf, war dort ihr Hauptgott (86). Dieser „ist auch der Gott des Volkes von Yaqui (vgl. ob. p. 31) die sich Yolcuat und Quitzalcuat nennen;** und wir haben uns in Tulanzu getheilt und sind von dort zusammen ausgegangen, sagten die von Yaqui, die in der Frühe dort in Mejico waren, wie es jetzt heißt" (98). Weiterhin (118) wird Culba (Culhua?) genannt als

* Sie stammt nach Scherzer aus dem Anfange des 18., nicht wie Brasseur (I, p. LXXXI) sagt, aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts; aus der Erwähnung von Schriftstellern und Ereignissen des 17. Jahrhunderts ergiebt sich dieß mit Bestimmtheit.

** „Tohil ist derselbe Gott wie der Gott der Yaquis Yolcuat und Quitzalcuat" übersetzt Brasseur (I, 177) diese Stelle.

ein Wohnplatz eines der Quiche-Stämme. So räthselhaft diese Andeutungen in vieler Hinsicht auch sind, treten doch toltekische Namen darin deutlich genug hervor und liefern eine wichtige Bestätigung für Juarros' Bericht daß der Stifter des Quiche-Reiches, Acxoquil, einer von Mexico her eingewanderten toltekischen Fürstenfamilie angehörte. Die Tolteken sollen bei ihrer Ankunft in Guatemala das Land schon bewohnt gefunden (Juarros 161), die in späterer Zeit hinzugekommenen Azteken und Tlascalteken aber sich als Verwandte und Freunde der Quiches betrachtet haben (ebend. 167). Auf einen alten Zusammenhang der Quiches mit den Tolteken würde es ferner hinweisen, wenn es sich bestätigt daß der Quiche-Gott Cucumatz, „die starke" oder „die grün gefiederte Schlange" bezeichnet (Ximenez 157, Brasseur I, 45) und mit dem mexicanischen Quetzalcoatl identisch ist. Auch daß die Erbfolge des Adels und die gesammten Regierungs-Einrichtungen im Quiche-Reiche dieselben waren wie in Matlazinco (Zurita 405, Herrera III, 4, 18, vgl. oben p. 75), ist in diesem Zusammenhange von Bedeutung. Torquemada (XI, 18), Juarros (188) und Ximenez (195) machen jedoch über die Successionsordnung andere, zum Theil undeutliche Angaben.

Die Anzahl der Könige welche die Quiches beherrschten, wird verschieden angegeben: nach Ximenez (134) waren deren dreizehn, nach Juarros (88) dagegen zwanzig als deren ältester Tanub genannt wird. Der Gründer der toltekischen Dynastie, Acxoquil, Nimaquiche's Sohn, behielt im Alter nur die Herrschaft über die Quiches für sich, das Land und Volk der Kachiquels überwies er seinem ältesten Sohne Jiutemal (dessen Name sich wohl im Worte Guatemala wiederfindet), das der Zutugiles seinem jüngeren Sohn Acxiquat (Juarros). Was im Einzelnen über die Geschichte des Reiches und seine Herrscher erzählt wird — lange fortgesetzte erbitterte Kämpfe zwischen den Quiches und den Zutugiles stehen dabei im Vordergrunde — verdient wohl nur wenig Zutrauen. Das Quiche-Reich erstreckte sich von Soconusco über das Gebiet von Quetzaltenango, Solola, Totonicapan und Atitlan, über das Land der Kachiquels (Zacatepeque) und über Sacapulas, wahrscheinlich gehörten auch Vera Paz und die Völker der Zaziles und Tzendales dazu. Die Kachiquels haben ihre Selbstständigkeit mit wechselndem Glücke behauptet; sie warfen die Herrschaft der Quiches ab, wurden von ihnen wieder unterjocht, empörten sich

jedoch öfter gegen sie (Ximenez 169 f.). Brasseur (IV, 621) giebt an daß zur Zeit der spanischen Eroberung drei Reiche in Guatemala bestanden: das der Quiches oder das Reich von Gumarcaah mit der Hauptstadt Utatlan, das der Tzutohiles (Zutugiles) mit der Hauptstadt Atitlan, das der Kachiquels mit der Hauptstadt Iximche oder Tecpan-Guatemala.

Neben dem Herrscher des Quiche-Reiches, dessen äußere Auszeichnung ein bestimmter Ohren- und Nasenschmuck war (Ximenez 197), stand ein hoher Rath welcher 24 Mitglieder zählte. Diesen 24 Großen, deren Häuser nebst den Tempeln auf einem Hügel lagen welcher nur von einer Seite zugänglich war, scheint die Eintheilung des Reiches „in 24 große Häuser" entsprochen zu haben (ebend. 164, 122). Sie trugen den König auf seinem Staatssessel, hatten die höchsten Staatsämter inne und genossen mancherlei Privilegien, obwohl jedes Vergehen an ihnen streng gestraft wurde; ja es soll dort einen Gerichtshof gegeben haben der selbst den Herrscher zum Tode verurtheilen konnte. Der Adel, welcher allein Staatsämter erhielt, war vom Volke streng geschieden — vielleicht eine Folge der Eroberung des Landes durch die Tolteken. Eine nicht ebenbürtige Heirath wurde an ihm mit Degradation und Güterconfiscation bestraft (Juarros 189 f.). Die Kleidung des Adels war ein Hemd, dessen Aermel wie das Kopfband Säume von bestimmten Farben hatten, zweierlei weite gestickte und mit Fransen besetzte Beinkleider, Sandalen und ein gestickter Mantel; auch hatte er Ohren- und Lippenschmuck und jeder Beamte gewisse Insignien die er in der Hand trug (ebend. 193).

Nicht überall in Guatemala, sondern nur in manchen Theilen des Landes war der Herrscher zugleich Oberpriester, und dieser hatte alsdann in Zeiten der Noth in einer kleinen Hütte nahe beim Tempel lange Fasten zu halten und alle Sünden seiner Unterthanen gleichsam auf sich zu nehmen (Ximenez 180). Ob dieß in Quiche selbst der Fall war, wissen wir nicht mit Sicherheit, doch scheinen dort weltliche und geistliche Gewalt wenigstens eng miteinander verbunden gewesen zu sein, denn es heißt daß das Reich hauptsächlich auf friedlichem Wege, also wohl durch das Ansehn seiner Priester sich vergrößerte, daß der König „Cotuha und Cucumatz" 7 Tage lang in den Himmel hinauf-, ebenso viele in die Unterwelt hinabstieg und sich in die verschiedensten Thiere verwandelte, also wohl zugleich Zauberpriester war, und daß

die Könige die Bücher führten in denen alle wichtigen Ereignisse aufgezeichnet waren (Ximenez 124 f., 130), was wenigstens überall zum Amte der Priester gehörte. Zurita (405) behauptet daß ihre historischen Bilderschriften, aus denen Juarros großentheils geschöpft haben will, die Geschichte eines Zeitraumes von 800 Jahren umfaßten. Von dieser wurde bei festlichen Gelegenheiten dem Volke etwas vorgetragen; den Ursprung der Bilderschrift selbst verlegte man weit zurück in die vorhistorische Zeit (Ximenez 186, 117). Die Jahresrechnung in Guatemala scheint mit der altmexicanischen oder toltekischen im Wesentlichen übereingekommen zu sein (Ximenez 214, Brasseur III, 462), und die Schöpfungssage der Quiches (Ximenez 6 ff.), die wegen der allmälichen Vervollkommnung der Wesen interessant ist welche sie lehrt, bietet ebenfalls Anklänge an mexicanische Ansichten dar.

Im Anfange, erzählt sie, war nur Gott der Schöpfer, die starke Schlange. Die Mütter und Väter, Tepeu und Cucumatz und die andern, waren im Wasser. Er rief sie zur Berathung und durch ihr bloßes Wort wurde die Erde gebildet auf dem Wasser schwimmend. Die Thiere vermochten ihren Schöpfer nicht zu loben und seinen Namen nicht auszusprechen; sie wurden daher wieder zerstört und nach mehreren wieder zerschlagenen Mißbildungen der Mensch geschaffen. Diese Menschen aber waren von Holz und ohne Verstand; sie vergaßen ihren Schöpfer: daher trat eine große Fluth und eine allgemeine Empörung der geschaffenen Dinge gegen sie ein, die ihnen den Untergang brachte. In Folge davon wurden sie in die jetzigen Affen verwandelt. — Weiterhin ist, ebenfalls wie in der mexicanischen Sage, von einem Geschlechte der Riesen die Rede die vor der Erschaffung der Sonne (d. h. vor dem jetzigen Weltalter) lebten, von Hunahpu und Xbalanque, den Söhnen der Xquic, aber überwunden wurden. Diese beiden Helden, heißt es weiter, mußten vor Huncame, Vucubcame und den andern Göttern der Unterwelt erscheinen und sollten den Tod erleiden, wußten jedoch aller Listen Hindernisse und Qualen die ihnen bereitet wurden, Meister zu werden und tödteten dann, den Tod ihrer Vorfahren Hunhunahpu und Vucubhunahpu rächend, die Götter der Unterwelt selbst. Die Macht der letzteren blieb seitdem auf die bösen Menschen, auf Krankheit und Unglück beschränkt, Hunahpu und Xbalanque aber wurden zu Sonne und Mond — eine Mythe von dem Sturze der alten

finsteren Götter durch solche von milderem freundlicherem Wesen, welche auf eine durchgreifende Reform des religiösen Glaubens hinweist.

Die Sage von der Erschaffung des Menschen durch Tepeu und Cucumatz im Paradiesgarten (Ximenez 79) verräth ziemlich deutlich den Einfluß der Missionäre: vier Männer* wurden geschaffen; da diese aber Alles sahen und hörten in der Nähe und Ferne, so fanden die Götter daß dieß nicht gut war und beschränkten daher ihre Sinne und ihren Verstand. Während sie schliefen, gaben sie ihnen vier Weiber. Dasselbe scheint mit der Erzählung von Xquic (ebend. 38) der Fall zu sein: diese ist ein Mädchen welche die Frucht von einem verbotenen Baume in der Unterwelt pflückt, davon schwanger wird und deshalb geopfert werden soll; sie aber legt in die Schale welche ihr eigenes blutendes Herz aufzunehmen bestimmt ist, die gepflückte Frucht, welche sogleich die Gestalt eines blutigen Herzens annimmt und beim Verbrennen den schönsten Wohlgeruch verbreitet.

Vielleicht soll durch die letztere Erzählung auf die Abschaffung der Menschenopfer hingedeutet werden, welche der Sage nach schon in alter Zeit bei den Quiches stattfanden, obwohl eine andere Tradition ihren Ursprung später setzt (ebend. 103, 120). Sie werden von Ximenez (182) bei den Quiches bis in alle Einzelheiten ebenso beschrieben wie sie in Mexico gebräuchlich waren, und es scheint sich demnach auch hieran zu bestätigen daß sie den Tolteken nicht fremd waren, obwohl es auch möglich wäre daß sie dieselben hier im Süden bei den Mayas vorgefunden und von ihnen angenommen oder doch erst in Folge ihres Verkehrs mit diesen in größerer Ausdehnung eingeführt hätten. Sogar Gelübde durch die man versprach eines der eigenen Kinder zu opfern sollen nicht ungewöhnlich gewesen (ebend. 192), und selbst in neuester Zeit noch nicht abgekommen sein (Tempsky 367). Daß Kriegsgefangene in Guatemala allgemein geopfert und verzehrt wurden berichtet auch Torquemada (XII, 9), während Juarros (471) diesen Gebrauch auf die Indianer von Uspantan an der Grenze von Totonicapan und Vera Paz zu beschränken scheint.

* Vier Brüder waren es nämlich, wie oben erwähnt, die von Mexico her zuerst nach Guatemala eingewandert sein sollten. Anderwärts (Ximenez 116) werden jene vier Männer die ersten genannt „die von jenseits des Meeres von Osten herkamen", was wohl nur bedeuten soll daß sie für „Söhne der Sonne" galten. Oft ist auch nur von drei Stammvätern der Quiches die Rede, welche Quiche Tanub und Ylocab heißen (ebend. 92 u. sonst).

Auch die Beschaffenheit der Tempel bei den Quiches (Ximenez 164 ff.) zeugte von dieser Art der Opfer. Sie standen mit den Häusern der Großen des Reiches auf einem mit Festungswerken versehenen Hügel und waren viereckige pyramidalische Bauten, die an allen vier Seiten kleine steile Treppen von 30—40 Stufen hatten. Oben sah man unter einem Strohdache das auf steinernen Pfeilern ruhte, das Bild des Gottes Tohil aufgestellt, und neben diesem zur Linken befand sich ein Mauerwerk in welchem Löcher angebracht waren zur Befestigung der Seile mit denen man das Opfer band. Zur Seite der Pyramide hatte man ein tiefes großes Wasserbecken angelegt das mit Steinen eingefaßt und mit kleinen Pyramiden umgeben war; hier wurde das Ballspiel aufgeführt. Heilige Stätten, Lauben und kleine Kapellen hatten die Quiches in Menge auf den Straßen, in ihren Gärten und Häusern, sie opferten von ihrem eigenen Blute das sie sich abzogen bei gewissen Bäumen und Quellen, auf Hügeln und in Höhlen, brachten diese Opfer, hielten Fasten und übten Enthaltsamkeit vor jedem wichtigeren Geschäfte, und legten ein Sündenbekenntniß ab wenn ihnen Unglück drohte um es dadurch abzuwenden (Ximenez 90 f., 178, 188 ff.).

Der religiöse Cultus der Quiches scheint demnach ziemlich genau dem der alten Mexicaner entsprochen zu haben. Von ihren Göttern läßt sich nicht dasselbe nachweisen; deren Namen wenigstens sind von den mexicanischen vollständig verschieden. Die Chronik des Ximenez (156) nennt Hunahpu-Vuch und Ahpu-Vhu als die obersten. Nach Brasseur (II, 122 note) hätten die Vulkane von Alt Guatemala bei den Eingeborenen den Namen Hunahpu geführt; er nennt anderwärts (II, 553) noch andere sonst nicht weiter vorkommende Götternamen (Hurakan, Awilix, Gagawitz), die Darstellung bei Ximenez aber, in welcher meist Tohil als Hauptgottheit hervortritt, läßt es unklar ob dieser etwa mit Tepeu und Cucumatz oder mit Hunahpu identisch sei. Zurita (408) berichtet daß die bedeutendsten Tempel in Chiquimula standen, das für eine heilige Stadt galt. Wahrscheinlich ist die Götterlehre der Quiches aus einer Vermischung der Mythologie der einheimischen Mayavölker mit der toltekischen hervorgegangen — Hunabku hieß der höchste Gott der Mayas in Yucatan (s. unten) —, wie auch in politischer Hinsicht das Maya-Element sich den Tolteken zwar untergeordnet zu haben, aber keineswegs von

ihnen vollkommen verdrängt oder verschlungen worden zu sein scheint, denn unter den Großen des Reichs führten einige den Titel Canec (Ximenez 134), der den Mayas ursprünglich zugehört, wie wir weiterhin sehen werden.

Aus den wenigen Nachrichten die wir über die ehelichen Verhältnisse besitzen, heben wir nur heraus daß die Frau eine ziemlich selbstständige Stellung hatte, da es ihr frei stand sich von ihrem Manne zu scheiden (Ximenez 199, Torq. XII, 9), und daß der Bräutigam bei seinen künftigen Schwiegereltern dienen und ihnen bestimmte Geschenke geben mußte (Juarros 192). Die Ceremonien welche mit den Neugeborenen vorgenommen wurden, waren ähnlich wie in Mexico, und wie hier wurden bei den Quiches die Knaben nach Zurücklegung des 8. Lebensjahres im Tempel erzogen (Ximenez 159, 193 f., Torquemada XIII, 18, Juarros 195). Die Strafen für Verbrechen waren meist hart und trafen bisweilen auch die Familie des Schuldigen mit (Palacios 39, Ximenez 198, Juarros 191 f.).

Die Waffen der Quiches waren Schwerter von scharfen Steinen, Schleudern, Lanzen, Bogen und Pfeil (Juarros 186). Weiter im Süden trugen die Krieger Panzer von drei Finger dicker Baumwolle, die bis auf die Füße reichten und sie hinderten wieder aufzustehn wenn sie fielen (Alvarado 462). Als die Spanier in Quiche eindrangen, bezog der dortige König Tecum Umam ein großes verschanztes Lager das mit einer steinernen Mauer und einem tiefen Graben versehen war, und von vergifteten spitzigen Pfählen geschützt wurde die umher versteckt eingeschlagen waren; vergiftete Pfeile werden ebenfalls öfters erwähnt, auch sollen die Indianer kleine bewegliche Festungen von Holz gehabt haben die auf Rollen fortgeschoben wurden (Juarros 390, Herrera III, 5, 10). Die Kriegsmaschinen zum Werfen von Steinen welche Fuentes ihnen zuschreibt (Brasseur III, 594), gehören wohl zu den zahlreichen eigenen Erfindungen dieses Schriftstellers. Auch andere Völker von Guatemala hatten bedeutende Festungswerke: so die Mam in Socoleo 12 leguas östlich von Gueguetenango. Die dortige Festung war mit Wall und Graben umgeben und hatte nur einen engen Eingang. Im Innern standen Häuser, wahrscheinlich zum Aufenthalt für die Krieger bestimmt, je drei bis vier derselben immer durch einen schön geplatteten viereckigen Hof getrennt; das Ganze war sehr solid aus behauenen Steinen gebaut, das Hauptwerk aber

bildete eine vierseitige, 12 — 14 Yards hohe abgestumpfte Pyramide von 28 Stufen deren jede mit einer Brustwehr versehen war (Juarros 463). Auch im Gebirge unweit Gueguetenango und diesem im Norden stießen die Spanier (1685) auf alte Bauwerke (Villagutierre III, 5). Unterirdische Ausgänge der Festungen werden öfters erwähnt. Viele Spuren von alten Festungen finden sich noch in Quetzaltenango. In Chimaltenango ist der in den Felsen gehauene Kanal für den Fluß Pancacoya ein Werk der Eingeborenen (Juarros 486 f.). Ferner ist unter den Alterthümern des Landes die Höhle von Mixco bemerkenswerth, zu deren Sälen und Gemächern man durch einen mit Säulen geschmückten Eingang über viele steinerne Stufen hinabgelangt (ebend. 488). Von Tecpan Guatemala ist nur noch Weniges übrig (Stephens Reiseerl. 356). Ungefähr 8 lieues nördlich von Guatemala sah Brasseur (I, 44) „cyclopische Bauten" und etwa 22 leguas von derselben Stadt nach Norden entdeckte er die Ruinen von Rabinal (vgl. darüber Buschmann 1856 p. 341), demselben Orte an welchem die Dominikaner einst ihre erste Mission bei den Indianern gegründet hatten (Remesal III, 17). Endlich sollen auch bei Izalco im Lande der Pipiles unterirdische Gebäude aufgefunden worden sein (Tempsky 420); für die bedeutendsten Ruinen in S. Salvador aber gelten die von Opico bei S. Vincente (Gumprecht's Ztsch. f. Erdk. III, 80).

Alvarado (459, 463) fand in Guatemala eine sehr starke Bevölkerung die reichen Landbau trieb und in gut gebauten Städten wohnte. Utatlan, Guatemala (Tecpan Guatemala) und Atitlan waren die bedeutendsten von diesen (B. Diaz 221) und hatten „gute und reiche" Bauwerke (ebend. 276). Die Quiches insbesondere, welche treffliche Steinbauten aufführten (Ximenez 124), besaßen außer ihrer Hauptstadt Utatlan noch viele andere große und glänzende Städte (Juarros 379). Fuentes und Torquemada beschreiben diese Residenz und ihren Königspalast, welcher dem von Mexico gleich gekommen sein soll als äußerst prächtig, doch waren die Straßen sehr eng (Näheres bei Juarros 86 f.) und die Häuser unreinlich (espesas, Herrera III, 5, 10). Die noch jetzt vorhandenen Palastruinen bestätigen die früher mitgetheilten Angaben der Chronik des Ximenez: sie liegen auf einer terrassirten Anhöhe, ringsum von einer Schlucht umgeben die an einer Stelle durch Kunst hergestellt war, und wurden von einem gegenüberliegenden Fort aus vertheidigt. Die pyramiden-

förmige Opferstätte (sacrificatorio) ist noch 33′ hoch und auf Treppen von drei Seiten her zugänglich. Analogien zu den Werken von Copan, Statuen u. dergl. hat man hier nie gefunden (Stephens, Reiseerl. 376 ff.). Auch die Bauart ist wesentlich verschieden von der in Copan und Quirigua (Reichardt, Centro-Am. 72), und da bei Ximenez (165 ff.) erzählt wird daß die Quiches ihren Tempel in Cumarcacha (Utatlan) selbst aufrichteten, die ähnlichen Bauten von Coban (nicht Copan) aber von ihnen im Besitze eines anderen Volkes vorgefunden wurden das sie besiegten, so dürfen wir füglich die Quiches für die Erbauer der jetzt in Trümmer liegenden Werke von Utatlan halten, wogegen die in der Nähe von Coban ebenso wie die von Copan und Quirigua wahrscheinlich anderen Völkern ihren Ursprung verdanken. Ueber Rabinal, dessen Bauwerke Brasseur (II, 149) die schönsten von Vera Paz nennt, spricht sich die Chronik in dieser Hinsicht nicht bestimmt aus. Vielleicht sind die Pyramiden und Grabgewölbe von Gueguetenango (Stephens, Reiseerl. 405) auf die Quiches zurückzuführen.

Nachdem P. de Alvarado im Jahre 1522 die Misteca, dann Tehuantepec und Tutepec unterworfen hatte, zog er nach Guatemala, das nach kurzem aber hartem Kampfe ebenfalls in seine gierigen Hände fiel. Die drei Hauptvölker des Landes, die Quiches, Kachiquels und Zutugils mußten sich unter das spanische Joch beugen, und dieses lastete sehr hart auf ihnen: daher brach schon nach zwei Jahren (1526) ein allgemeiner Aufstand der Eingeborenen aus (Juarros 434, 145), der nicht ohne Mühe gedämpft wurde. Wenn sie ein Dorf zu gründen vorhatten, pflegten die Spanier Streifzüge im Land zu machen um Indianer zu fangen und dieß so oft zu wiederholen bis sie deren zu ihrem Dienste genug hatten (ebend. 479). Seit 1529 existirte zwar in Guatemala ein Gesetz das sonst im spanischen Amerika nicht seinesgleichen hatte: Mißhandlung und Beraubung der Indianer sollte mit 100 Peitschenhieben gestraft werden (Remesal I, 15), aber Gesetze vermochten nicht die rohen Leidenschaften der Eroberer in Schranken zu halten. Auch die Bemühungen der Dominikaner, welche seit 1538 (Torquemada XIX, 14) unausgesetzt für das Wohl der Eingeborenen kämpften, hatten in dieser Richtung nur geringen Erfolg, zumal da die sogenannten neuen Gesetze (1542) welche ihrer Wirksamkeit zu Hülfe kommen sollten, für Guatemala schon 1545 wieder zurückge-

nommen wurden (Remesal VII, 13). Unter Las Casas' Leitung richteten sie daher ihre Hauptthätigkeit auf das Land Vera Paz (seit 1537), dann wendeten sie sich nach Chiapas, wo die Missionsbestrebungen bis dahin nur wenig ausgerichtet hatten (ebend. VI, 7), und weiter nach Soconusco und zu dem Volke der Zoques.

Die Zustände der Eingeborenen von Guatemala in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat Gage (II, 68 ff.) mit düsteren Farben geschildert: von den Kolonisten auf das Furchtbarste geknechtet, wagten sie nirgends sich ihrer gesetzlichen Rechte gegen diese zu bedienen. Zwar trieben sie die nämlichen Gewerbe wie die Spanier, und in den meisten ihrer Dörfer gab es Schulen in denen sie lesen schreiben und singen lernten, aber neben ihrem Christenthum bestand der alte heidnische Aberglaube größtentheils fort, und die Habsucht der Priester wußte sie selbst noch vollständiger auszusaugen als dieß dem gewaltsamen Verfahren ihrer weltlichen Herren gelang. Götzendienst, sagt Dunn (275) sehr richtig, war für sie gleichbedeutend mit Freiheit, Christenthum mit Knechtschaft, daher ihre Vorliebe für den ersteren. In Chiapas, wo man die Niederlassungen der Indianer von denen der Spanier getrennt hat, ging es jenen meist besser: die Stadt Chiapa selbst, eine der bevölkertsten Indianerstädte, zählte über 4000 Familien; Viehzucht, alle Handwerke und selbst Zuckerfabrication wurden dort betrieben und es gab viele Indianer die durch Handel bedeutende Reichthümer erworben hatten (Gage II, 112, 128 ff.). Das Christenthum freilich, das die Tzendales in einer Empörung (1712) wieder von sich warfen (Juarros 221), hat auch hier keine tieferen Wurzeln geschlagen. Noch in der neuesten Zeit sind Aufstände der Indianer in Chiapas und Tabasco häufig, welche durch Vorschüsse die man ihnen macht, in eine Art von Sklaverei gerathen und sich durch Trunk zu Grunde richten (Heller 333). Unter spanischer Herrschaft waren die Gesetze voll Wohlwollen gegen die Indianer, aber unwirksam: an der Universität von Guatemala bestand sogar eine Professur für die Kachiquel-Sprache, oder es sollte doch eine solche bestehen (Juarros 135), und die Steuer welche sie damals zu zahlen hatten, betrug nur 4 Realen; jetzt (seit 1821) sind sie den übrigen Bewohnern des Landes gleichgestellt und dadurch in eine sehr drückende Lage gekommen, während sich factisch in Rücksicht ihrer Dienstbarkeit im Vergleich mit der früheren Zeit nur wenig geändert hat (Dunn 278, 297).

Quiches die ihre Sprache und ihre eigenthümlichen Sitten großentheils beibehalten haben, leben noch nördlich von Utatlan in drei Dörfern (Tempsky). Die Angaben G. A. Thompson's (452) daß die Weißen und Creolen ungefähr ⅕, die Mischlinge und Indianer je ⅖ der Bevölkerung von Guatemala ausmachten, hat Reichardt (Centro-Am. 47) als ziemlich willkürlich bezeichnet, da Galindo (1835) die Weißen auf mehr als ¼ der Gesammtzahl und die Menge der Mischlinge höher schätzt als die der reinen Indianer. Juarros rechnete im Anfange dieses Jahrhunderts in Guatemala — dieses im weiteren Sinne verstanden — 50000 Weiße, 5mal so viele Mischlinge und 10mal so viele Indianer; Reichardt setzt für die neueste Zeit die Weißen auf 100000, wovon auf Costa circa 75000 kommen, die Mischlinge auf 600000, die Indianer auf 800000. Sonsonate hat fast gar keine reinen Spanier, sondern nur Mischlinge (G. A. Thompson 73), obwohl sonst in S. Salvador die Indianer an Zahl überwiegen sollen (Scherzer 464). Honduras, wo das Negerelement am stärksten in Mittelamerika hervortritt, hat zur Hälfte reine Indianer, zur Hälfte Mischlinge von Weißen Indianern und Negern (ebend. 320 f.). Die Raçenmischung schreitet dort immer stärker fort (Wells 554). So auch in Balize, wo kein Unterschied der Kasten gemacht wird (Stephens, Reiseerl. 3).

Die geistige Begabung der Eingeborenen läßt sich im Hinblick auf ihre Geschichte und insbesondere auf die Baudenkmäler die ihr Land noch jetzt aufzuweisen hat, nicht gering anschlagen. Auch der Handel den sie in älterer Zeit trieben — gewebte Zeuge, Cacao, Federn und „andere werthvolle Dinge" vertraten dabei die Stelle des Geldes (Remesal I, 3) — scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein. Fleiß und Reinlichkeit gehörten von jeher zu ihren Tugenden; namentlich waren auch Dampfbäder seit alter Zeit bei ihnen in Gebrauch (Dunn 277, Tempsky 389). Von ihren Künsten freilich ist ihnen nur wenig geblieben und man will ihnen deshalb nur ein gutes Nachahmungstalent zugestehen (Dunn 283); indessen erzählt G. A. Thompson (208) von einem bewundernswerthen Gemälde eines Eingeborenen das die Auferstehung des Lazarus darstellte. Seltener sind große politische Talente wie Carrera, der Präsident und Dictator der Republik Guatemala (1854), dessen „furchtbare Energie" dem Staate Ruhm und Sicherheit gewährte (Scherzer, Bericht v. 6. März 1856 an die

math.-nat. Kl. d. Wiener Akad.). Indianer von Geburt mit nur geringer Beimischung von weißem Blut (seine Geschichte s. bei Stephens, Reiseerl. 136 ff.), war er anfangs Anführer einer Räuberbande, schwang sich, gestützt auf die Partei der Aristokraten und Geistlichen, zu Macht und Einfluß empor, wußte sich aber dann von dieser unabhängig zu machen, schuf eine starke Regierung und verhinderte den Ausbruch eines allgemeinen Raçenkrieges. Bei großer Leidenschaftlichkeit zeigte er sich doch äußerst bildungsfähig und talentvoll (Stephens 348, Reichardt, Centro-Am. 40 ff.), und wenn ihn Squier (II, 429) als einen rohen Gewaltmenschen ohne Interesse für Civilisation und Ordnung hinstellt, so verräth sich darin der parteiische Amerikaner; doch dürfen wir nicht verschweigen daß auch er (I, 295) anerkennt daß es unter den Eingeborenen von Central-Amerika hoch begabte Menschen giebt und daß sie sich der Civilisation und bedeutender Fortschritte durchaus fähig zeigen.

Gleich Guatemala besaß auch Nicaragua, wie wir (p. 254 f.) gesehen haben, eine in alter Zeit von Norden her gekommene toltekische Bevölkerung. Die in Nicaragua selbst verbreitete Sage von einer solchen Einwanderung aus Anahuac zur Zeit einer allgemeinen Dürrung oder in Folge anderer Bedrängniß (Gomara 284, Oviedo XLII, 2), und die dort herrschende aztekische Sprache, welche sich vom Golf von Nicoya nach Westen erstreckte (ebend. 12), dienen dieser Angabe zur Bestätigung. Hiermit in Uebereinstimmung nennt Palacios (7) in Nicaragua als Sprachen das Pipil und das Mangne, welches letztere sich auch in Choluteca, Costa rica und Nicoya finde, denn die Mangnes sind die von Soconusco gekommenen Einwanderer aus Mexico (Torquemada II, 40). Squier (II, 309), der die dortigen Azteken Niquirans nennt, hat neuerdings durch Sammlung von Vocabularen nachgewiesen daß die Bewohner der Inseln des Nicaragua-See's und des Landes das zwischen diesem und der Küste liegt, wirklich Mexicaner sind, Buschmann (1852 p. 748 ff. und 782) aber aus den bei Oviedo vorkommenden Wörtern und den aztekischen Ortsnamen die über das Land im Osten und Norden der Seen von Nicaragua verbreitet sind, dargethan daß die mexicanische Bevölkerung dort keineswegs auf die westliche Küste beschränkt geblieben ist.

Nicht mit derselben Bestimmtheit läßt sich zeigen daß Mexicaner noch weiter nach Süden vorgedrungen seien. Sehen wir ab von den Phantasien Brasseur's (II, 108, III, 655), welcher die Wanderung der Tolteken über den Isthmus von Darien bis in's Quellgebiet des Magdalenenstromes und selbst bis nach Peru verfolgen zu können meint, so wären allerdings nach Torquemada (III, 40) einige der toltekischen Auswanderer auch an die atlantische Küste gelangt und hätten sich am Desaguadero (R. S. Juan) und weiterhin in Nombre de Dios (östlich von Puerto belo) niedergelassen. Ferner erzählt Espinosa (V, 2) von einer Sage daß Mexicaner die in Talamanca (Costa rica) gesessen, einst von dort nach der Insel der Tojas (6 Stunden von Puerto belo) vertrieben worden seien, und Herrera (II, 3, 6 — ob nach Andagoya?) berichtet von einem vielleicht mexicanischen Kriegsheere das neuerdings bis in die Nähe von Panama vorgedrungen, dort aber aufgerieben worden sei. Im J. 1515 fanden die Spanier im Innern von Panama einen Caziken Namens Totonaga (Gomara 279). Außer diesen unsichern Nachrichten und Andeutungen fehlt es aber der Annahme einer Ausbreitung der Tolteken bis in diese Gegenden an jeder weiteren Stütze, wenn man nicht etwa den auf der Insel del Muerto in der Chiriqui-Bai entdeckten Säulen, deren Hieroglyphen übrigens an die von Yucatan erinnern sollen, diese Deutung geben will (Cullen, Isthmus of Darien. Lond. 1853 p. 38 note). Diese Alterthümer des westlichen Veragua — alte Gräber, Säulen und namentlich ein großer Stein mit hieroglyphischen Bildern, einer Sonne und anderen phantastischen Figuren (Näheres bei Seemann, R. um d. Welt. Hannover 1853 p. 326) — werden dem alten Culturvolke der Dorachos zugeschrieben. Die Savanerics im nördlichen Theile von Veragua sollen in ihren Sitten manche Aehnlichkeiten mit den Azteken haben: kleine Adler, das Nationalzeichen der letzteren, finden sich in ihren Gräbern häufig, die Chokolade ist vorherrschendes Getränk bei ihnen. Ihre Häuser sind von runder Form und umschließen eine weite Halle, der zur Seite die einzelnen Gemächer liegen. Sie treiben jetzt ausgedehnte Viehzucht (ebend. 331 ff.).

Neben den eingewanderten Mexicanern giebt Oviedo (XLII, 1) als zweites Hauptvolk von Nicaragua die Chorotegas an, die eine den dortigen Mexicanern nicht verständliche Sprache redeten und von ihm (ebend. 4) wie von Gomara (283) als die ursprünglichen Herren

des Landes, als die eigentlichen Eingeborenen betrachtet werden. Diese bilden nach Oviedo die Hauptbevölkerung an den Seen, reichen von da bis zum Golf von Nicoya herab, dessen Inseln* sie ebenfalls in Besitz haben (ebend. 5, 11 f.), und zerfallen in vier Abtheilungen mit verschiedenen Dialekten: die Dirians in Granada und von da nach Norden, die Nagrandans in dem gleichnamigen Orte nordwestlich von jenen, die Cholutecas am Golf von Fonseca und bis nach Honduras, die Orotina (Orotiña) am Golf von Nicoya und zwar (nach der Karte zu Oviedo XXIX, 21) in dessen Nordosten. Diese letzteren werden von Gomara (283) als ein von den Chorotega verschiedenes Volk neben diesem angeführt. Wie in der Sprache sind diese Stämme auch in ihren Sitten von den dortigen Mexicanern verschieden und ihnen feindlich (Oviedo XXXIX, 3). In Rücksicht der Cholutecas (eigentlich Chololteca) hat indessen Oviedo wahrscheinlich einen Irrthum begangen, da diese vielmehr zu den mexicanischen Einwanderern gehört zu haben scheinen (Buschmann 1852 p. 734), mögen sie nun schon zur Toltekenzeit hierher gekommen sein, wie Palacios' Angabe vermuthen läßt daß in Choluteca die Mangne-Sprache herrsche, oder erst später mit den Spaniern. Merkwürdiger Weise läßt Torquemada (III, 40) die Bewohner des Golfs von Nicoya von den Chololtecas stammen, deren Namen er aber auch Chorotecas schreibt — schwerlich in Folge einer Verwechselung des eben genannten Meerbusens mit der Fonseca-Bai, wie Squier (II, 329) glaubt, denn er nennt einen Ort Chorote in Nicoya, in dessen Namen wir den der Chocotecas wieder erkennen; wahrscheinlich ist es nur die Lautähnlichkeit gewesen welche Oviedo und Torquemada verführt hat die Cholutecas und Chorotecas, obwohl in entgegengesetzter Weise, miteinander zu verwechseln. Ebenso mag Herrera (III, 4, 7) durch die Namensähnlichkeit, wenn nicht durch bloße Flüchtigkeit, bewogen worden sein, den Chorotecas in Nicaragua allein den Besitz von Bilderschriften die den mexicanischen glichen, zuzuschreiben, indem er Gomara's Bericht fehlerhaft wiedergab. Buschmann (1852 p. 748), der dieß zuerst bemerkt hat, macht zugleich darauf aufmerksam daß wiederum in der

* Anderwärts (XXIX, 21) sagt er freilich daß auf diesen Inseln verschiedene Sprachen herrschen und daß die Bewohner der Insel Chara insbesondere sich etwas mit denen von Cueva (Darien) verständen, „weil sie es durch den Verkehr mit den Christen gelernt hätten."

Anmerkung zu Ternaux's Ausgabe von Oviedo's Buch über Nicaragua, unrichtig aus Herrera berichtet wird, die Chorotecas sprächen einen mexicanischen Dialekt. Gleichwohl ist mit der Nachweisung dieser mannigfaltigen Verwickelung von Irrthümern die Frage noch keineswegs erledigt ob die Chorotecas von den Cholutecas mit denen sie zusammengrenzen, wirklich verschieden und keine Mexicaner seien. Das Chorotega-Vocabular (Dirian) welches Squier gegeben hat, zeigt allerdings keine Aehnlichkeit mit der mexicanischen Sprache (Buschmann a. a. O. 734), und wenn es wirklich Chorotega ist, so läßt sich dieses Volk nicht zum mexicanischen Stamme zählen. Die Vocabulare der Dirians und Nagrandans bei Squier besitzen freilich auch untereinander keine gemeinsamen Wörter.

Als eine fernere, von der bisher genannten verschiedene Sprache von Nicaragua giebt Gomara (283) das Coribici an, und auch in Rücksicht auf diese hat Herrera (III, 4, 7) gefehlt indem er sie als die Sprache der eigentlichen Eingeborenen bezeichnet, denn Gomara, aus dem er schöpft, erklärt vielmehr die unmittelbar darauf von ihm genannte Chorotega-Sprache für die alt einheimische des Landes. Auf wie leichtfertige Weise Squier aus diesen Coribici Cariben gemacht hat, ist von uns früher (III, 357) gezeigt worden. Auch in den Melchora-Indianern an den Stromschnellen des S. Juan sieht er dieses Volk: „ich war", sagt er (I, 105) „nicht im Stande einige Wörter ihrer Sprache zu sammeln, sie sind aber unzweifelhaft vom Cariben-Stamme"! Anderwärts aber zeigt sich (Squier a, 230) daß diese Unzweifelhaftigkeit nur auf einer Versicherung Byam's beruht. Palacios (7) giebt die Sprachen Maribio und Poton in Nicaragua anstatt des Chorotega und Coribici an.

Im gebirgigen Innern von Nicaragua lebten die Chondals oder Chontales (Gomara, Oviedo a. a. OO.). Da Chontalli in der Sprache der Azteken „einen Fremden oder Ausländer" überhaupt bezeichnet (Buschmann 1852 p. 739), entsteht der Verdacht daß der Name keine bestimmte ethnographische Bedeutung habe (vgl. oben p. 27 und 57). Er wird verstärkt durch den Umstand daß es einen Ort Chontalpa in Mexico selbst giebt und daß sich nach Hervas die Chondal-Sprache von Süden herauf bis nach Oaxaca erstrecken soll (Buschmann ebend.). Letztere Angabe ist vielleicht B. Diaz (248) entnommen, welcher ein Land Chontalpa im Süden des Flusses anführt an

welchem Chiapa liegt, womit Brasseur's (III, 46) Angabe zusammenstimmt, daß Chontales im Osten des Landes der Zapoteken wohnten. Letzterer behauptet diese seien den Mixi nahe verwandt und betrachtet sie als wesentlich verschieden von den Chontales in Nicaragua. Daß de Laet (V, 30) und Herrera (III, 7, 3) die Chontal-Sprache in Tabasco nennen, haben wir früher schon angeführt. Als Sprache wird das Chontal ferner von Palacios (7) in S. Salvador Choluteca Honduras und Nicaragua genannt. Es beginnt im Norden beim Dorfe Yztepeque (ebend. 28), das auf der Nordseite eines der Vulkane am rechten Ufer des Flusses Lempa liegt, wo die Chontales mit den Pipiles zusammenstoßen (Herrera IV, 8, 10), daher man auf dem Wege von Chiquimula nach C. Gracias á Dios das Land derselben durchreiste (Palacios 40), und das Gebirge im Norden von S. Salvador den Namen Chuntales führte (Gage III, 239). Nach Reichardt (Nicarag. 139) wurde vielmehr das ganze Gebiet im Osten des Nicaragua-See's Chontales genannt, in welchem sich jedoch jetzt kaum noch ein paar Indianerdörfer finden sollen. Daß der Name dieses Volkes, das sich von Nicaragua aus in alter Zeit angeblich über einen großen Theil von Honduras verbreitete (Torquemada III, 41, Herrera IV, 8, 3), erst von den Spaniern herrühren sollte, wie Alcedo sagt, ist wenig wahrscheinlich. Neuerdings hat Fröbel jene Gegend besucht und die sog. Chontales in den Wulwas (Uluas) am Bluefields-Flusse zu entdecken geglaubt (Peschel 512, Squier I, p. XXII); da indessen Palacios (7) die Ulua-Sprache in S. Miguel östlich von S. Salvador und die Ulba-Sprache in Honduras, welche schwerlich als zwei verschiedene zu betrachten sind, neben dem Chontal angiebt, so scheint dieses letztere, wenn überhaupt ein bestimmtes Volk und Idiom darunter zu verstehen ist, noch ferner gesucht werden zu müssen. Von Indianern, auf welche der Name noch bezogen werden könnte, finden sich bei Squier (I, 117) die Guatosos am R. Frio, einem Zufluß des Nicaragua-See's im Südosten, genannt, welche bis jetzt allen Verkehr mit den Weißen verschmähen.

Die Unterschiede der Physignomie und Körperbildung scheinen unter den genannten Völkern nicht bedeutend zu sein. Den dortigen Mexicanern schreibt Squier (a, 203) sehr dunkle Farbe und eckigeres Gesicht von strengerem Ausdruck zu als den übrigen, anderwärts (Nicaragua I, 294) will er die friedlichen Indianer der Umgegend von Leon

zu den Tolteken gezählt wissen, im Gegensatz zu den größeren knochigeren Menschen von schärferen Zügen und unruhigerer grausamerer Gemüthsart, die in der Umgegend der alten Stadt Nigaragua (d. i. Rivas) leben. Gomara (283) schildert die Bewohner von Nicaragua als gut gewachsen, mehr weiß als gelblich, und hebt die aufgeschwollenen Köpfe derselben (á tolondrones) die „theils zur Schönheit theils um Lasten darauf zu tragen“ — Oviedo (XLII, 3) sagt aus Gehorsam gegen den Willen der Götter — durch Druck so geformt werden, daß sie oben auf dem Schädeldache eine Grube, auf den Seiten aber ein paar hervorstehende Buckel erhalten. In späterer Zeit scheint sich diese Sitte ganz verloren zu haben. Auch neueren Reisenden ist die lichtere Hautfarbe aufgefallen: sie sind heller als die Indianer der Vereinigten Staaten und ihre Züge nicht so stark ausgewirkt (Squier I, 284). Die Eingeborenen von Granada zeigen nach Scherzer (53) ganz den Typus der Süd-Amerikaner, nur sind sie etwas heller, die Nasen von mehr mongolischer Form als sonst bei den Eingeborenen von Nord Amerika. In der Umgegend von Granada fand Reichardt (Nicarag. 107) kräftige und untersetzte Menschen mit breitem Gesicht und etwas flacher Nase bei vorstehenden Backenknochen; Hände und Füße sind klein und wohlgebildet. Sehr breitschulterig sind besonders auch die Weiber. Sonst waren die Unterthanen eines jeden Herren mit einem bestimmten Muster tättowirt. Das Haar wurde fast ganz abrasirt, ein kleiner Büschel der oben stehen blieb, war das Zeichen des Kriegshelden (Oviedo XLII, 1, Gomara 283). Lippenschmuck wurde namentlich in Nicoya getragen (Oviedo XLII, 11), auch von Nasen- und Ohrenschmuck ist die Rede (Gomara).

Specielle Angaben über den Culturzustand der einzelnen Völker von Nicaragua wie sie Gallatin (7) von den Chontales, Peschel (513 ff.) von den dortigen Azteken und Chorotegen gemacht haben, lassen sich aus Oviedo und Gomara nicht entnehmen. Jener bezeichnet die ersteren nur im Allgemeinen als das ungebildetste Volk (Oviedo XLII, 1); die Chorotegen nennt er zwar rohe Menschen, bemerkt aber daß sie große Städte mit mehr als 12000 Einwohnern gehabt hätten. Eine derselben, Managua, hatte deren sogar 40000 und besaß große Gebäude und geräumige Plätze. Cacaopflanzungen gab es bei den Chorotegen nicht, sondern nur bei den eingewanderten Mexicanern, welche die Cacaobohnen anstatt des Geldes gebrauchten (ebend. 4, 5),

wie dieß noch jetzt in S. Salvador, Costa rica und Nicaragua üblich ist, wo vier Cacao-Nüsse einem nordamerikanischen Cent gleich gelten (Scherzer 459, Squier I, 274). Wenn die eingewanderten Mexicaner, wie aus Oviedo's Darstellung hervorzugehen scheint, ihre Religion und einen großen Theil ihrer Sitten auf die übrigen Völker übertragen haben, so müssen wir vermuthen daß es ihnen gelungen ist seit alter Zeit in Nicaragua sich in einer herrschenden Stellung zu behaupten.

Die Kleidung war in Nicaragua fast dieselbe wie in Mexico (Gomara 283), auch das Spinnen und Weben geschah auf die nämliche Weise (Squier I, 285 nebst Abbildung). Die Männer trugen einen bunten Rock von Baumwolle ohne Aermel, einen vielfach umgeschlungenen Gürtel und Sandalen (Oviedo XLII, 1) Beinkleider und große Hüte (Gomara); die Weiber einen Rock und einen Kragen über den Oberkörper, auf den Inseln des Golfes von Nicoya aber Beinkleider (Oviedo XXIX, 21). Jene bauen den Acker, jagen und fischen, an manchen Orten spinnen sie auch, diese besuchen die Märkte um feil zu halten. Selbst die heirathsfähigen Mädchen sollen als Händlerinnen im Lande umhergeschickt worden sein um Reichthum zu erwerben, der ihnen nach der Rückkehr zu einer Ehe verhalf, in welcher der Mann in eine abhängige und untergeordnete Stellung trat (Andagoya bei Navarrete III, 414, Herrera III, 5, 12). Auf Färberei und Weberei in Baumwolle, Agave- und anderen Pflanzenfasern verstanden sie sich vortrefflich und fertigten irdene und steinerne Gefäße von großer Feinheit (Oviedo XLII, 12). Das Färben geht aber noch jetzt sehr langsam, da sie die einzelnen Fäden mit dem ausgedrückten Safte der Purpurschnecke zu befeuchten pflegen (Squier I, 286, Wagner und Sch. 462). Die Wohnung eines Häuptlinges, wie sie Oviedo (a. a. O. 13) ausführlich beschreibt und abbildet, bestand aus zwei langen Rohrhäusern mit Spitzdächern, einer gedeckten Halle, Nebengebäuden und Vorrathshäusern, die alle zusammen einen viereckigen Platz einschlossen. Die Waffen glichen ganz den mexicanischen (ebend. 3, XXIX, 21).

Es gab in Nicaragua monarchische und republikanische Staaten: jene lagen im Osten und Süden, diese im Westen und Norden des Landes (Oviedo XLII, 12; die Uebersetzung ed. Ternaux p. 252 macht die umgekehrte Angabe). Die Republiken wurden von einem aus Wahl

hervorgegangenen Rath der Alten regiert, die einen Heerführer ernannten, doch haben sie diesen, wenn seine Macht gefährlich wurde, öfters aus dem Wege geräumt. Abgaben oder Dienste erhielten die Häuptlinge vom Volke nicht, fanden aber strengen Gehorsam (Oviedo), und es gab keine Appellation von ihrem Urtheil (Gomara); eine geregelte Justiz übten sie indessen nicht aus. Mord, Diebstahl, Nothzucht und andere grobe Verbrechen konnten mit Geld gesühnt werden; wer nicht zahlungsfähig war, wurde Sklave. Der Dieb, dem man zur Beschimpfung auch das Haar abschnitt, konnte, wenn er keinen Ersatz zu leisten vermochte, sogar verkauft werden. Arme verkauften sich selbst bisweilen aus Noth und blieben in Schuldsklaverei bis zur Auslösung. Ermordung eines Sklaven blieb ungestraft. Wer im Kriege dem Anführer ungehorsam war, verlor seine Waffen und wurde schimpflich fortgeschickt (Oviedo XLII, 3, Gomara 283). Wenn jemand seinen Wohnort verließ, konnte er seine Ländereien und Häuser nicht verkaufen, sondern diese gingen auf seine nächsten Verwandten über (Gomara), und wie vor Alters so ist auch noch jetzt das Grundeigenthum der Gemeinde unveräußerlich (ebenso im alten Mexico, s. oben p. 76) und es wird gegen eine Abgabe einer jeden Familie zur Bebauung so viel davon zugewiesen als sie zu ihrem Unterhalte bedarf (Squier I, 290).

Die Ehe wurde durch den Priester unter ganz ähnlichen Gebräuchen wie in Mexico geschlossen, und es konnte eine solche nur mit der einen rechtmäßigen Frau eingegangen werden, von welcher, außer im Falle des Ehebruchs, keine Scheidung stattfand. Die Vornehmen und Reichen hatten zwar Nebenweiber, aber eine wirkliche Verheirathung mit einer zweiten Frau neben der ersten war nicht möglich, sondern wurde mit Verbannung und Verlust des ganzen Vermögens bestraft. Die Ehebrecherin wurde verstoßen, durfte aber nicht getödtet werden; sie konnte sich nicht weiter verheirathen, behielt aber ihr Vermögen. Entlief die Frau ihrem Manne, so unterließ es dieser gewöhnlich sie zurückzuholen. Die Brautleute erhielten beide von ihren Eltern eine Ausstattung. Nur die Verwandtschaft des ersten Grades galt als Ehehinderniß (Oviedo, Gomara a. a. OO.). Bei diesen ziemlich strengen Grundsätzen in Rücksicht der Ehe, hören wir gleichwohl daß man auf die Reinheit der Mädchen oft keinen Werth gelegt habe, daß die Defloration durch den Häuptling häufig, Prostitution zum Zwecke

des Gelderwerbes, anderwärts Päderastie gewöhnlich gewesen sei und daß namentlich bei einem bestimmten Feste allgemeine Zügellosigkeit geherrscht habe. Vorzüglich weiß der leichtfertige Oviedo, der den Bewohnern von Nicaragua eine besondere Vorliebe für den Genuß von Menschenfleisch zuschreibt und selbst den Verkauf ihrer Kinder und sonstigen Verwandten Schuld giebt (XLII, 11), in dieser Hinsicht viel zu erzählen. Auch dem Trunk, sagt er, seien sie sehr ergeben und hielten ihn besonders des tapferen Kriegers würdig. Bei ihren Festen berauschten sie sich durch Tabakrauchen. Auch kauen sie ein Kraut als Reizmittel um Ermüdung zu verhüten (Oviedo XXIX, 21; nach VI, 20 wäre es die Coca der Peruaner).

Vorzüglich deutlich tritt der Zusammenhang mit Mexico in Allem hervor was sich auf die Religion bezieht. Die Menschenopfer und das Verzehren des Opferfleisches fanden in beiden Ländern ganz auf dieselbe Weise statt; auch in Nicaragua wurden hauptsächlich Kriegsgefangene dazu verwandt, doch nahm man bisweilen die Opfer aus dem eigenen Volke. Auf dem Vulkan von Masaya stand eine Opferstätte, von welcher, wenn Regen nöthig war, Knaben herabgestürzt wurden (Alcedo). Wie in Mexico war das Blutziehen aus Zunge Ohren und Geschlechtstheilen eine wichtige Cultushandlung, und das Verzehren mit Blut besprengten Maises erinnert an das Götzenbild aus Sämereien das man dort genoß. Die Tempel hatten dieselbe Gestalt wie die des Mutterlandes und waren nebst den Palästen der Großen die bedeutendsten Gebäude die es gab. Idole von Stein Holz und Lehm fanden sich in Menge in den Tempeln und in Privathäusern. Die Priester waren verheirathet außer denen welche Beichte hörten; diese hatten die gebeichteten Sünden als Geheimniß zu bewahren, legten aber dem der sie begangen hatte, eine Buße auf die dem Tempel zu Gute kam. Das Jahr bestand aus 18 Monaten von je 20 Tagen. Auf roth und schwarz bemalten Pergamenten, die eine Palme breit, 10—12 Palmen lang waren und sich zusammenlegen ließen wie ein Buch, standen die Gesetze, der religiöse Ritus und die historischen Ereignisse verzeichnet. Dieß Alles bis auf das gymnastische Spiel des Fliegens an Seilen um einen aufgepflanzten Pfahl herum, fand sich in Nicaragua ganz wie in Mexico.

Die Namen der Götter von Nicaragua lassen sich nur zu einem kleinen Theil auf das Aztekische zurückführen, wie z. B. Miquetanteot

d. i. Mictlanteuctli, der Gott der Unterwelt (Buschmann 1852 p. 768), aber sowohl über ihren Wohnsitz, den man nach Osten verlegte wo die Sonne aufgeht, als auch über den Aufenthaltsort und das Schicksal der abgeschiedenen Seelen herrschten ganz ähnliche Ansichten wie in Mexico, und der Glaube an eine Neubildung der Welt, nachdem sie wieder zu Grunde gegangen war, fand sich in Nicaragua ebenfalls. Die beiden obersten Götter, Mann und Weib, welche Himmel und Erde erschaffen haben, hießen Famagoztad und Zipaltonal. Nächst ihnen wird ein Gott des Wassers genannt der den Regen schickt, ein Gott der Luft, ein Gott des Handels, der Jagd, der Hirsche, Kaninchen und viele andere. Vom Opfer, glaubte man, genießen die Götter das Blut und das Herz, den Duft des Rauchwerks. Mit dem Todten wurde, wenn keine Leibeserben da waren, seine ganze Habe mit etwas Mais verbrannt und die Asche in einem Topfe begraben, welches Letztere insbesondere den Vornehmen geschah.

Als die Spanier unter Gil Gonzalez Davila (1522) zu den Herrschern Nicaragua und Nicoya kamen, deren Namen man auf die Länder selbst übertragen hat über die sie geboten (Oviedo XXIX, 21, Gomara 281), erstaunten sie über die verständigen und wißbegierigen Fragen welche diese an sie richteten. Sie fanden ein dicht bevölkertes Land, in welchem viele Dörfer von 2000 Einwohnern nur 1—2 leguas voneinander entfernt lagen. Die Eingeborenen zeigten sich friedlich und freundlich und ließen sich bereitwillig taufen, doch schon nach kurzer Zeit entstanden erbitterte Feindseligkeiten. Die schweren Leiden welche sie unter dem Druck der Eroberer zu erdulden hatten, nur wenig gemildert durch die seit 1550 unter ihnen wirkenden Missionäre (Torquemada XIX, 15), schildert ein Auszug aus Las Casas bei Squier (I, 291): die Hauptsitze einheimischer Cultur, im Innern von Honduras und im Norden von Nicaragua, sagt Brasseur (IV, 687), sind untergegangen ohne daß die Nachwelt etwas von ihnen erfuhr, weil die Verwüstungen und Grausamkeiten der Eroberer die Eingeborenen überall zur Flucht veranlaßten, die Spanier aber Ursache hatten ihre eigenen Thaten geheim zu halten. Benzoni (II, 16) erzählt daß ein alter Indianer von Nicaragua zu ihm sagte: „Die Christen wollen nicht arbeiten, sie sind Spieler Bösewichter und Gotteslästerer, und wenn sie in die Messe gehen, unterhalten sie sich mit schlimmen Nachreden auf die Abwesenden“; da man ihm erwiderte, dieß thäten

nur die schlechten, nicht die guten, gab er zur Antwort: „wo sind denn diese guten? Ich wenigstens kenne nur schlechte". Viele Eingeborene von Nicaragua haben, wie Oviedo (XLVII) mehrfach erwähnt, den Conquistadoren in andere Länder, vorzüglich nach Peru folgen müssen; andere sind auf die Perlinseln übergesiedelt worden (Cieza 356).

Neuerdings werden die Indianer von Nicaragua als durchaus friedliche und arbeitsame Menschen geschildert, die gesitteter und fleißiger als die Bevölkerung der Städte, diese fast ganz mit Lebensmitteln versorgen; so wenig kriegerisch sie aber auch sind, haben sie doch schon viele Beweise von Tapferkeit gegeben (Reichardt, Nicarag. 107, Squier I, 284). Nach Herrera (Descr. 13) sind sie unter allen Eingeborenen der neuen Welt des Spanischen am besten kundig. Ganz uncivilisirte Indianer giebt es in Nicaragua fast gar nicht mehr (Scherzer).

Die Alterthümer des Landes sind erst durch Squier einigermaßen bekannt geworden, doch hat er die Ruinen von Städten Tempeln und Idolen ununtersucht gelassen die es in der Provinz Chontales geben soll (Friedrichsthal in J. R. G. S. XI, 100). Das Bedeutendste findet sich auf den Inseln der großen Seen, von wo manches neuerdings nach Granada gekommen ist. Die Götterbilder, sitzend oder stehend, zum Theil auf Piedestalen von der Form einer umgekehrten abgestumpften Pyramide, sind meist von Basalt oder Trachyt, nur wenige (die von Subtiaba unweit Leon und einige andere) von Sandstein. Jede Figur hat ihren individuellen Charakter, und wenn sie auch keine eigentlichen Kunstwerke sind, so zeigen sie doch von sehr geschickter Arbeit. Squier (II, 68) ist geneigt ihnen kein viel höheres Alter zuzuschreiben als die Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier. Von alten Bauwerken finden sich nur schwache Spuren. Unter den meist ziemlich verwischten Felsenmalereien an dem kleinen Nihapa-See südlich von der Stadt Managua ist eine zum Theil mit Federn bekleidete Schlange, welche als Symbol der höchsten Gottheit galt und „die Sonne" von den Eingeborenen genannt wird. Nächst dieser Erinnerung an den mexicanischen Gott Quetzalcoatl „die gefiederte Schlange", ist der Kopfputz eines Idoles von Subtiaba welcher dem bekannten mexicanischen Federschmuck gleicht, bis jetzt das Einzige, worauf sich eine Vermuthung über die Urheber dieser Denkmäler stützen läßt. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht nur noch daß an der ein-

zigen Gestalt deren Stirn vollkommen deutlich zu sehen ist, diese sehr niedrig und zurücklaufend erscheint.

Auf der Insel Momotombita im Managua-See sollen vor nicht langer Zeit noch funfzig Statuen gestanden haben die ein Viereck einschlossen. Diese hatten breite Augenbrauen, hohe Backenknochen und meist offenen Mund, in welchem wahrscheinlich ein Herz als Opfer (wenn nicht die heraushängende Zunge?) dargestellt war. Arme und Beine sind von ihnen nur roh angedeutet, beide Geschlechter aber deutlich unterschieden. Andere Idole in Subtiaba tragen Helme in Gestalt von Thierköpfen; eines darunter scheint mit den Händen den Leib offen zu halten aus welchem ein zweites Gesicht hervorsieht, was sich in ähnlicher Weise auch an einer sitzenden Figur der Insel Zapatero findet. Am Nihapa-See soll es früher große Bilder von Sonne und Mond gegeben haben; der angeblich dort in den Felsen gehauene Tempel ist indessen nur eine natürliche Grotte. Schlecht gezeichnete Figuren von Menschen und Thieren und mehrere unverständliche Zeichen sind an Felsen in der Nähe von Masaya angebracht, doch meist undeutlich. Zu dem 18" tiefen, in den Felsen gehauenen Becken, dem sogenannten Bade das dort zu sehen ist, führen rohe eingehauene Stufen hinauf. An der sitzenden Figur von der kleinen Insel Pensacola, Granada gegenüber, welche auf dem Haupte einen Thierkopf trägt und unten eine Schlange zeigt aus rothem Sandstein, fallen besonders die frei gearbeiteten, vom Körper abstehenden Arme auf. Zu einer anderen Gestalt von Pensacola, die sich durch einen übergroßen Glatzkopf mit großen Eulenaugen, roh gebildetes Ohr, aufgerissenen Rachen mit lang heraushängender Zunge und ein gewisses teuflisches Ansehen auszeichnet, findet sich nicht bloß unter den Skulpturen der Insel Zapatero (Squier II, 61), sondern auch merkwürdiger Weise in Mayapan ein ziemlich genau entsprechendes Gegenbild; nur ist die Skizze bei Stephens (Yucatan Tafel 1 Fig. 2) zu oberflächlich gemacht um einen ganz sicheren Schluß zu gestatten. Besonders reich an Idolen und anderen Monumenten ist die Insel Zapatero; die pyramidalischen Hügel von Steinen sind wahrscheinlich Opferstätten. Auch auf Ometepec gab es sonst ähnliche Götzenbilder. Fabelhafte Thiergestalten finden sich auf den letzteren beiden Inseln mehrfach; an einem tigerartigen Thiere von Zapatero ist der trefflich gearbeitete Kopf besonders hervorzuheben. Auch mannigfaltiges Töpfergeschirr in Form von Thieren, Früch-

ten u. dergl. ist zu erwähnen, zum Theil von ausgezeichneter Schönheit und bunten Farben, eine sehr hübsche Granitvase mit zwei Henkeln und viele Fragmente von irdenen und steinernen Gefäßen, ein Stein zum Reiben des Mehls von der Form eines Schemels mit concavem Sitz, hübsch à la grecque ornamentirt. Die alten Begräbnißplätze auf Ometepec sind mit rauhen platten Steinen eingefaßt; die Gräber selbst enthalten außer Aschenkrügen mit Gebeinen kleine goldene Idole, Sachen von Kupfer und Figuren von terra cotta (Squier I, 310 ff., 406, II, 24, 36, 52 ff.).

Das dritte oder mit Einschluß von Chiapas das vierte Land in Mittelamerika, das sich mit Wahrscheinlichkeit als ein alter Toltekensitz bezeichnen läßt, ist Honduras, insbesondere dessen westlicher Theil, der wenigstens zur Zeit der Eroberung durch die Spanier allein eine einheimische Civilisation gehabt zu haben scheint. Auf die Anwesenheit der Tolteken deutet die von Palacios (7) dort angegebene Pipil-Sprache und das Mexicanische, das, wie er sagt, neben einer anderen einheimischen Sprache in Tacuzgalpa (Tegucigalpa) gesprochen werde; noch bestimmter zeugt davon die Reihe von aztekischen Ortsnamen welche Buschmann (1852, p. 780) in Honduras nachgewiesen hat, zu denen vielleicht auch der bei P. de Caballos mündende Fluß Ulúa zu rechnen ist, (vgl. jedoch oben p. 275), von welchem aus ein starker Handel besonders mit Cacao nach Yucatan ging (Oviedo XXXII, 8, Herrera IV, 8, 3, V, 9, 8). Hierzu kommen noch mehrere andere Umstände welche eine weitere Bestätigung gewähren.

In einem Dorfe nicht weit von Nito, dem Endpunkte seines Zuges nach Honduras, fand Cortes, wie er selbst erzählt (136 f.), Tempel ganz nach Art der mexicanischen, wie sie ihm bis dahin nicht vorgekommen waren, und eine Sprache die von der bisherigen (d. h. wohl von der Sprache von Yucatan) verschieden war.* Da B. Diaz (249 ff.) bemerkt daß Marina dem Cortes auf dem ganzen Wege durch Yucatan und Honduras als Dolmetscherin diente, müssen wir vermuthen daß in diesem ganzen Ländergebiete entweder die Maya- oder die azte-

* Cortes (137) drückt sich hierüber deutlich aus: son de lengua diferente de los que hemos visto, während Gomara's Worte (417) auf die unrichtige Vermuthung leiten, daß die Sprache jener Gegend nicht sowohl von der Sprache des bis dahin von Cortes durchzogenen Landes, sondern vielmehr von der mexicanischen ganz verschieden gewesen sei; er sagt: Este pueblo tiene los templos á la manera de Mejico, y es lenguaje muy diferente; pasa por él un rio...

kische Sprache herrschte. Insbesondere konnte er sich in Cinacan in Honduras nur durch jene, wie B. Diaz (258) hervorhebt, den Eingeborenen verständlich machen; die einheimische Sprache in der Gegend des neu gegründeten Trujillo aber, war fast dieselbe (casi una) wie die von Mexico, nur in der Aussprache und einigen Wörtern wich sie von dieser ab (Cortes 143, Gomara 417). Die Hauptorte dieses letzteren Landes hießen Chapagua und Papayeca (Chapaxina und Papaica nach Gomara). Merkwürdiger Weise hörte Cortes (144) dort von einem reichen Lande Eneitapalan (Eueitapalan?) oder Xucutaco das im Innern liegen und ebenso volkreich und civilisirt sein sollte wie Mexico — jedenfalls ein beachtenswerther Umstand, wenn man sich daran erinnert daß Huehuetlapallan der Name des alten Culturſitzes der Tolteken war und daß dem Alvarado (463) in Guatemala von einer Stadt Tapalan im Innern eine ganz eben solche Schilderung gemacht wurde. Man ist versucht dabei an die prachtvolle Ruinenstadt Copan zu denken, aber eine sichere Begründung durch weitere Thatsachen scheint sich dieser Vermuthung nicht geben zu lassen (s. oben p. 21 und Anm.). Herrera (III, 8, 3) wiederholt zunächst Gomara's Angaben, fügt aber noch Einiges hinzu woraus sich eine fernere Bürgschaft für die Anwesenheit eines mexicanischen Volkes in Honduras entnehmen läßt: in ihrer Religion und ihren Sitten standen die Eingeborenen denen von Nicaragua am nächsten (III, 8, 7); ihren Oberpriester nannten sie Papa wie die Mexicaner (IV, 1, 6); Menschenopfer und das Blutziehen aus Zunge und Ohren als Cultushandlung war bei ihnen wie bei diesen in Gebrauch, sie hatten achtzigtägige Fasten und ein Jahr von 18 Monaten zu je 20 Tagen wie diese (IV, 8, 3 und 6).

Was sonst noch in älteren Quellen über Honduras mitgetheilt wird, beschränkt sich auf sehr Weniges und läßt nur durchblicken daß es vor Zeiten ein civilisirtes Land gewesen ist. Ackerbau und Handel wurden in bedeutender Ausdehnung betrieben, ersterer mit einem Geräthe das oben und unten, für Hand und Fuß, mit einem hakenartigen Werkzeug versehen war (Herrera IV, 8, 3). Zwar sollen die Eingeborenen der Gegend von Trujillo von dem Gold und Silber ihres Landes keinen Gebrauch gemacht haben (ebend. III, 8, 7), doch geht die Sage daß die Goldgruben von Olancho schon vor der Ankunft der Spanier von ihnen ausgebeutet worden seien (Wells 289). Sie

verehrten in Tempeln an verschiedenen Orten drei Hauptidole, welche in Stein gearbeitete weibliche Gestalten darstellten, doch hatten sie auch sonst deren noch eine große Anzahl; diese waren in großen Häusern aufgestellt und wurden von Priestern bedient die im höchsten Ansehn standen (Herrera IV, 1, 6 und 8, 5). Zugleich heißt es aber auch daß sie sehr ausschweifend gelebt hätten und in früherer Zeit unbekleidet gegangen seien, obgleich auf der anderen Seite als ein bestimmtes Zeichen höherer Cultur erwähnt wird, daß es in Honduras Bücher mit Bilderschrift wie in Yucatan gegeben habe (ebend. III, 2, 18).

Ebenso zeugen die wenigen an der Mosquitoküste entdeckten Alterthümer für einen höheren Culturzustand des Landes in alter Zeit. In den dortigen tumulis finden sich ornamentirte Geräthe und besser gearbeitetes Stein- und Irdengeschirr als es die jetzigen Bewohner herzustellen vermögen (Strangeways); Humboldt (Vues 238 und pl. 39) hat Granitvasen von dort abgebildet und bemerkt daß deren Verzierungen denen ähnlich sind, die sich an den Ruinen von Mitla (Oaxaca) finden, daher er sie von den Tolteken herzuleiten geneigt war. Roberts (299) erwähnt namentlich Porträt-Masken von Häuptlingen die mit Goldstaub gemischt waren und mit dem Todten begraben wurden den sie darstellten, und einen künstlich geformten Fuß aus einer unbekannten äußerst harten Masse. Die Masken erinnern an die mit Kostbarkeiten reich geschmückten hölzernen Bilder der Verstorbenen und an die Thiergestalten welche Columbus im Süden von C. Gracias á Dios in Cariari — einem Lande dessen Namen auf die Cariben hinweist (vgl. oben III, 357) — auf den Deckeln der Gräber geschnitzt fand, die sich in den Häusern der Eingeborenen selbst befanden und ihre wohl ausgetrockneten und in viele Tücher gewickelten Todten umschlossen (Herrera I, 5, 7).

Die Ruinenstätten von Honduras, deren bedeutendste nach Squier (a, 80 ff. Gumprecht's Zeitsch. f. Erdk. III, 79) in Comayagua bei Yarumela, Lajamini und unfern der zerfallenen Stadt Cururu liegen, sind nur unvollkommen bekannt: es sind pyramidenförmig terrassirte Bauten, zum Theil mit Stein bekleidet, kegelförmige Erdhügel und Steinmauern. Geschnittene Steine und bemalte Vasen von großer Schönheit hat man in ihrer Nähe gefunden. In Tenampua sollen im Ganzen 250—300 verschiedene Gebäude liegen die nach den Himmelsgegenden orientirt sind; das größte derselben mißt 300′ auf 180′

und umschließt mehrere Pyramiden von verschiedenen Dimensionen. Die Mauern dieser Bauten bestehen aus unbehauenen Steinen. Die Zahl der dortigen terrassirten Pyramiden beläuft sich auf 3—400 und die tumuli sind von ganz ähnlicher Anlage wie diejenigen welche in den Vereinigten Staaten vorkommen. Die Thongefäße welche sich finden, sind theils mit mythologischen Figuren theils mit einfachen Ornamenten verziert. Weit bedeutender aber erschienen Squier die im Departement Gracias im westlichen Honduras nach der Grenze von Guatemala hin vorhandenen Ruinen welche in den Parallelthälern der Flüsse Chamelicon und Santiago und in der Ebene von Sensenti liegen. Sie glichen denen von Copan, wie er sagt, an einer näheren Untersuchung derselben war er aber verhindert.

Diese Bauwerke im Westen von Honduras, welche wenigstens theilweise von Stephens (Reiseerl. 79 ff.) genauer beschrieben worden sind, scheinen zuerst (1576) von Palacios (42 ff.) erwähnt zu werden, welcher die Vermuthung ausspricht daß sie, wie die Sage der Eingeborenen berichtet, einem civilisirten Volke von Yucatan ihren Ursprung verdanken das in das Land eingebrochen sei. Die Sprache der umliegenden Gegenden bestätigt dieß insofern als sie das Chorti ist (Dupaix I, notes p. 76), dessen Verwandtschaft zum Maya sicher zu stehen scheint (s. oben p. 252 und 260). Indessen fehlt es fast ganz an Analogien zwischen den Monumenten von Copan und denen von Yucatan, so weit sie bis jetzt bekannt sind; nur die Art der Hieroglyphen scheint allerdings dieselbe zu sein (Stephens, Reiseerl. 476). Fuentes (um 1700) hat angeblich aus eigener Anschauung eine völlig fabelhafte Schilderung jener Ruinenstadt gegeben (vgl. Juarros 56), die auch dadurch an Glaubwürdigkeit nichts gewinnt, daß man sich genöthigt sieht Stephens' Zweifeln (58) beizustimmen, wenn er das Copan welches die Spanier bei der Empörung der Indianer von Chiquimula (1530) mit Wällen aus Pfahlwerk und Erde befestigt fanden und nur nach mehreren vergeblichen Angriffen zu nehmen im Stande waren (Juarros 303), kaum für denselben, obschon gleichnamigen Ort halten mag dessen Trümmer sich über ein Gebiet von zwei engl. Meilen verbreiten. Vermuthlich hat die von Stephens untersuchte Ruinenstadt Copan, welche vielleicht schon lange vor der spanischen Eroberung verlassen stand, erst nach der bewohnten Indianerstadt in ihrer Nähe den Namen erhalten; diese letztere aber war damals, wie aus der

Beschreibung des Kampfes (a. a. O.) hervorgeht, von Menschen bewohnt, die wenigstens in Rücksicht ihrer Waffen und Kriegsrüstung ganz den Mexicanern glichen.

Das Hauptgebäude von Copan — Stephens nennt es den Tempel — liegt an dem Flusse, längs dessen eine 624′ lange, 60—90′ hohe Mauer aus 3—6′ langen und 1½′ breiten behauenen Steinen steht. Jenseits der Mauer zieht sich eine Reihe von Terrassen mit pyramidalischen Erhöhungen hin welche einst sämmtlich bemalt waren, und mannigfaltige Gebäude getragen haben mögen, jetzt aber meist zerfallen sind. Die bedeutendste der Pyramiden steigt 122′ schräg an und hat 6′ hohe und 9′ breite Stufen. Bauwerke anderer Art finden sich dort nicht weiter. Die Götzenbilder, deren mehrere Altäre vor sich haben, sind wie diese selbst, jedes aus einem Blocke gearbeitet und sämmtlich verschieden verziert. Das Material ist durchgängig Sandstein, von welchem man riesige Blöcke auf einen Berg 2000′ hoch hinaufgeschafft hat. Man sieht an den Idolen noch Spuren von rother Farbe und sie sind auf allen vier Seiten — das eine von fetten weiblichen Formen ist 13′ hoch, 4′ breit und 3′ dick — von oben bis unten mit unbeschreiblichen Skulpturen so bedeckt, daß nirgends ein leerer unverzierter Raum bleibt: nur das Gesicht, die meist auf der Brust mit dem Rücken nebeneinander gelegten Hände und die Beine treten aus der Masse der Verzierungen deutlich hervor. Die Gesichter, bisweilen mit starkem Bart auf der Oberlippe versehen, wie der gigantische Kopf von Izamal (bei Stephens, Yucatan Tafel 66), sind zum Theil von vortrefflichem Ausdruck und zeigen meist eine bestimmte Individualisirung als ob sie Porträts wären; von der gewöhnlichen amerikanischen Raçenform ist gar nichts an ihnen zu bemerken, nur der etwas große Mund und die dicklichen Lippen fallen auf. Die 16 menschlichen Figuren welche an den Seiten eines Altares abgebildet sind, gleichen jenen Göttern in ihrer Physiognomie durchaus nicht: die spitzige Nase tritt bei ihnen gerade und stark über den Mund hervor. An den Götzenbildern sind zum Theil auch die Hände recht gut geformt. Das häufigste Bild aber das die Skulptur in Copan dargestellt hat, sind Todtenköpfe, doch mehr affen- als menschenähnlich. Die künstlerische Ausführung der Skulpturwerke steht nach Stephens' Urtheil den besten Ueberresten der ägytischen Kunst gleich. Von Metall hat sich keine Spur dort gefunden, dagegen steinerne Messer in Menge. Von Galindo ist

ein Grabgewölbe dort entdeckt worden dessen Nischen und Boden ganz mit rothen irdenen Schüsseln und Töpfen besetzt waren welche zum Theil in Kalk gelegte Menschenknochen enthielten. Auch ein kleiner Todtenkopf in einen schönen grünen Stein geschnitten, den man unter den Ruinen gefunden, ist bemerkenswerth.

Die Bauwerke von Quirigua am Motagua-Fluß in der Nähe von Encuentros gleichen in ihrem allgemeinen Charakter denen von Copan, nur haben sie weit größere Dimensionen, ihre Skulpturen sind flacher gearbeitet, weniger reich und viel stärker von der Zeit beschädigt, daher ihnen Stephens (337) ein höheres Alter zuschreibt. Ohne Zweifel wird man durch die weiter fortgesetzte Untersuchung dieses ebenso ausgedehnten als reichen Feldes in Verbindung mit der Sprachforschung noch im Stande sein über den ethnographischen und culturhistorischen Zusammenhang der mittelamerikanischen Völker untereinander und mit Mexico bestimmte positive Aufschlüsse zu erlangen.

Ob und wie weit die jetzigen Indianer von Honduras und der Mosquitoküste zu dem alten Culturvolke des Landes in Beziehung stehen, das im J. 1533 von einer furchtbaren Epidemie heimgesucht wurde (Oviedo XXX, 6), wissen wir nicht. Sie sind zwar, außer den Moscos oder Mosquitos, sämmtlich festsässig (Squier a, 26), aber von geringer Bildung und wenig bedeutenden Kunstfertigkeiten. Das Hauptvolk von Honduras scheinen die Xicaques gewesen zu sein, da das Land nach diesen öfters genannt wurde (Espinosa IV, 29). In Taguzgalpa und Tologalpa nennt Juarros (62) außer diesen die Moscos und Sambos, anderwärts aber (436, vgl. auch Buschmann 1852 p. 737) führt er eine Menge einzelner Stämme an, so daß jenen drei Namen nur eine unbestimmt collective Bedeutung zuzukommen scheint. Die Sambos sind in der That auch kein Volk, sondern Zambos d. i. Mischlinge von Indianern und Negern (nicht „Negern aus dem Samba-Lande", Henderson 216), die der Sage nach vor 200 Jahren auf der Mosquitoküste gestrandet wären (Bericht 19). Juarros (321), der die sog. „schwarzen Cariben" mit ihnen zu verwechseln scheint (vgl. oben III, 353), erzählt die Engländer hätten 2000 Neger im J. 1796 nach der Insel Roattan geführt, welche im Süden von Cariben, in früherer Zeit aber von anderen friedlichen Indianern bewohnt gewesen sei, die gleich der Mehrzahl der Inselbewoh-

ner von Honduras-Bai zu Grunde gegangen wären. Vermuthlich sind die meisten Neger von denen die Zambos der Mosquitoküste stammen, erst mit den Cariben in's Land gekommen, die sich von Trujillo aus östlich bis zum Patook-Fluß, westlich bis nach Balize verbreitet haben. Die Moscos oder Mosquito-Indianer, eigentlich Missskitos (Bericht 134), sind keine reinen Indianer mehr, sondern fast sämmtlich Mulatten und Sambos (Reichardt, Centro-Am. 139 f.). Ihr Hauptland reicht von Caratasca bis Sandy Bai, kleine Kolonien haben sie aber auch noch weiter südlich in Pearl Kay und Bluefields; nordwestlich erstreckt sich die Herrschaft ihres Königs bis nach Cap Honduras hin, wo die Mosquitos mit Cariben und Poyers zusammenwohnen (Roberts 146 f.), im Süden zahlen die Rama-Indianer zwischen S. Juan und Bluefields an ihn eine Abgabe, ja sogar die Valiente-Indianer an der Chiriqui-Lagune geben ihm Tribut, wenn auch mehr nur als ein freiwilliges Geschenk (ebend. 98, 71). Er wird als ein durchaus roher Mensch geschildert, dessen ausgebreitete Macht, auf den Handel und die Protection der Engländer gestützt, jeden Fortschritt unter den Eingeborenen unmöglich macht. Im Innern des Mosquitolandes leben nördlich von den eben erwähnten Rama die Cukra und Wulwa am Bluefields-Fluß, deren wir oben (p. 275) schon gedacht haben, noch weiter nördlich die Toaka am Patook und die Paya (Towkeas und Poyers), welche zwar tapferer als die Mosquitos, doch ihnen tributär sind, die Secos am R. Tinto oder Black river und im tieferen Inneren nach dem Gebirge hin werden noch andere Stämme genannt (Roberts 103, Squier a, 139, 230, Henderson 226). Squier (a, 153) hat die genannten Völker in vier Gruppen unterschieden, doch scheint diese Eintheilung von keinem ethnographischen Werthe zu sein. Die Lencas welche er an zweiter Stelle nennt und mit den Chontales indentificiren will, werden von Juarros (351) als ein Volk der Mosquitoküste angeführt das um 1608 mit Mexicanern zusammenlebte und von Missionären aufgesucht wurde, deren Thätigkeit jedoch in Honduras so geringen Erfolg hatte, daß sie noch in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts ganz wieder aufgegeben wurde (vgl. Th. Young 82 ff. und Wells 457). Die Toqueguas welche zwischen den Häfen Cavallos und S. Thomas wohnten und durch die Missionäre in's Innere versetzt wurden, starben alle in Folge der damit verbundenen Veränderung des Klima's (Remesal

XI, 20). Die Xicaques und Payas sind indessen jetzt zum Theil katho= tholische Christen (Squier a, 138).

Columbus fand an der Nordküste von Honduras mit Thierfigu= ren tättowirte Menschen die nicht so große Stirnen hatten als die Be= wohner der großen Antillen (Herrera I, 5, 6). Die Sambos der Mosquitoküste und in den Savannen haben ihrer Abstammung ge= mäß bald mehr bald weniger wolliges Haar, sie sind bartlos und ihre Farbe wechselt von kupferbraun bis schwarz (Young 71). Die Indi= aner des Innern sind hellbraun, von mittlerer Größe, kräftigem Bau und regelmäßiger Gesichtsbildung, nur ist der Mund verhältnißmäßig breit und die Oberlippe etwas stark; die Iris hat bräunliche Farbe und der Schädel kaukasische Form, doch ist er etwas kleiner als bei Euro= päern (Bericht 134). Die fleißigen und friedlichen Towckas sind die hübschesten unter ihnen; die Poyers sind nicht groß, aber sehr kräf= tig, haben langes Haar und sehr breite Gesichter mit kleinen Augen (Young 87, 82).

Die Indianer des Mosquitolandes, insbesondere die Moscos, le= ben theils von Jagd und Fischerei theils von dem geringen Landbau den sie treiben und dem wenigen Vieh das sie sich halten. Den Acker bauen die Weiber, da die Männer meist zu träge zur Arbeit sind, und mit der Viehzucht geht es schlecht, weil ihre Sorglosigkeit zu groß ist und sie zu viele Thiere schlachten (Young 16, 28). Von Charakter werden die reinen Indianer im Innern vortheilhafter geschildert als die Sambos welche indolenter, heftiger und weniger gutmüthig sind als jene (Strangeways). Durch Trunk sind sie in neuerer Zeit stark gesunken — sie bereiten ein berauschendes Getränk aus Ananas Pla= tanen und anderen Früchten, welche von den Weibern gekaut werden (Bericht 146) — und die Blattern haben unter ihnen große Verhee= rungen angerichtet. Von der Tapferkeit mit der sie sich in früheren Jahr= hunderten gegen die Spanier vertheidigt und Raubzüge bis zum Hafen Matin ain Costa rica unternommen haben, zeigen sie jetzt wenig oder nichts mehr (Young 35 f., Juarros 345). Ihre Hütten sind meist an den Seiten ganz offen und bestehen nur aus einem Dache von Palmblättern, das auf Pfählen steht und so groß ist, daß bisweilen ein ganzes Dorf darunter Raum findet (Young 98). Ihre Kunstfer= tigkeiten und Kunstprodukte sind unbedeutend, ihre Sitten bieten nur weniges Interessante dar. Polygamie ist bei ihnen sehr ausgebreitet,

doch herrscht unter den Weibern weder Eifersucht noch Uneinigkeit; haben sie geboren, so findet eine förmliche Reinigung der Mutter und des Kindes statt, nachdem jene zwei Monate lang in völliger Zurückgezogenheit gelebt hat; der Verführer eines Weibes bezahlt dem Beleidigten einen Ochsen zur Buße oder geräth für eine bestimmte Zeit in Dienstbarkeit bei ihm (Strangeways, Young 75, Henderson 221), die Frau aber bleibt straflos (Bericht 145). Ihren Glauben an böse Geister und die Beschwörung derselben haben sie mit vielen anderen Indianern gemein, doch sollen sie auch ein höchstes gutes Wesen annehmen (Strangeways). Mancherlei Negeraberglaube scheint auf sie übergegangen zu sein (Roberts 267). Bemerkenswerth sind die Gesänge welche sie in rohen metrischen Formen improvisiren, und besonders diejenigen ihrer Poesien welche in einer wesentlich älteren Sprache abgefaßt sind (Bericht 267, Beispiele finden sich ebend. und bei Young 78).

Auf den Tod eines Kindes.

„Liebes Kind, ich gehe weit weg von dir. Wann werden wir uns wiedersehn und am Ufer zusammengehen? Ich fühle den Gruß der süßen Seeluft auf meiner Wange. Ich höre das ferne Rollen des traurigen Donners. Ich sehe den zuckenden Blitz auf dem Berggipfel der Alles unter sich erleuchtet, aber du bist nicht bei mir. Mein Herz ist betrübt und voll Sorge. Lebewohl, liebes Kind, ohne dich bin ich trostlos."

Yucatan hieß nach einer Aussage Ledesma's bei den Eingeborenen das Land von Maya (Navarrete III, 556), und Columbus selbst hörte die Namen Taia und Maia (Jaia und Maia) im Golf von Honduras nennen und bezog sie auf jenes Land (P. Martyr 239, 272).* Dieselbe Sprache scheint über die ganze Halbinsel verbreitet gewesen zu sein. Für den südlichen Theil derselben, den Cortes durchzog, ergiebt sich dieß daraus daß ihm, wie er selbst berichtet (130), Marina welche die Sprache in Tabasco gelernt hatte, überall als Dolmetscherin diente. Aguilar, den er früher im Nordosten von Yucatan gefunden und mit sich genommen hatte — B. Diaz (26)

* Daß die Indianer von Yucatan sich selbst Mazequals genannt hätten (Peschel 528 Anm.) ist wohl ein Irrthum; denn dieses Wort ist mexicanisch (Macehuales) und bezeichnet nur die an die Scholle Gefesselten (s. oben p. 76).

sagt von ihm, er sei der Sprache mächtig gewesen — konnte sich mit Marina durch sie verständigen (Gomara 312, Herrera II, 5, 4): die Sprache von Tabasco war also von der des nordöstlichen Yucatan nur wenig verschieden, und wenn Oviedo (XVII, 13) bemerkt daß die Indianer von Yucatan welche Grijalva (1518) bei sich hatte, sich in Tabasco als Dolmetscher nicht mehr brauchbar zeigten, so steht dieser Angabe außer der eben angeführten Thatsache auch das Zeugniß des Cortes (3) und des B. Diaz (10) entgegen, während nach Herrera (II, 3, 2, vgl. P Martyr 336) die von Grijalva mitgebrachten Yucateken allerdings nur „einige Worte" der Bewohner von Tabasco verstanden hätten. Wenn ein Verständniß nicht möglich war, so würde sich dieß übrigens leicht genug aus größeren dialektischen Verschiedenheiten oder daraus erklären lassen, daß es im Lande Tabasco, wie schon früher bemerkt, mehrere verschiedene Sprachen gab, Chontal Zoque und Mexicanisch, letzteres namentlich in Xicalanco an der L. de Terminos (Herrera III, 7, 3, de Laet V, 30, vgl. oben p. 16); neuerdings werden dort außer dem Maya auch noch die Sprachen der Tzendals und der Chols genannt (Heller in Petermann's Mittheilungen 1856 p. 403), von denen die ersteren ein Mayavolk sind das auf der Grenze von Chiapas und Yucatan wohnt (s. oben p. 254).

Wie sich demnach das Maya westlich bis nach Tabasco erstreckt, so verbreitet es sich südlich nach Guatemala, wo wir das Quiche Kachiquel Poconchi und Chorti als zu demselben Stamme gehörig schon bezeichnet haben. Da ferner die Gesänge mit denen Las Casas zu den Indianern von Tuzulutlan kam um sie zu bekehren, in der Quiche-Sprache abgefaßt waren (Remesal III, 15), so scheint diese auch wenigstens in einem Theile von Vera Paz heimisch gewesen zu sein. Die Dominikaner fanden dort verschiedene Sprachen (Herrera IV, 10, 13 f.). Daß in Peten Mayas wohnten, ist unzweifelhaft (s. unten). Peten, d. h. „Insel", war nicht der Name den die Yucateken ihrem Lande überhaupt gaben (wie de Laet V, 26 irrthümlich sagt), sondern die Itzaex nannten so die Insel im Peten-See, ihren Hauptsitz (Villagutierre II, 6). Ob das zahlreiche Volk der Chinamitas, die Hauptfeinde der Itzaex, die Quechaches in der Nähe von Bateab und die zu ihnen gehörigen Chanes (ebend. VIII, 11, V, 8 f.) zu den Mayas zu rechnen seien, ist unbekannt. Dagegen gehören zu diesen wahrscheinlich die Lacandons im Westen von Peten und am oberen

Usumasinta. Ihre Sprache heißt Echolchi (Escobar in J. R. G. S. XI, 94). Galindo behauptet daß die Mayas zur Zeit der spanischen Eroberung außer Yucatan den ganzen Osten von Tabasco und den Westen von Honduras bis nach Omoa hin inne hatten, da noch jetzt in der Umgegend von Palenque und süwestlich von dort das Puctunc, im westlichen Honduras und südöstlichen Vera Paz aber das Chol (s. oben p. 259) gesprochen werde, beides Corruptionen der Maya-Sprache (Dupaix I, notes p. 67 ff.). Daß diese letztere mit dem Otomi der Umgegend von Mexico Aehnlichkeit hätte (Brasseur I, 102 nach Aubin), ist bis jetzt völlig unerwiesen; sicherer steht, wie früher erwähnt, ihr Zusammenhang mit dem Huasteka im Nordosten von Mexico.

Im Gebirge zwischen Guatemala und Vera Paz lebten die Choles Manches und Axoyes 23 leguas von Cahabon entfernt (Villagutierre III, 1, Escobar a. a. O.); den Choles im Norden saß das große Volk der Mopanes, welches im Osten und Norden an Peten, im Westen an die Lacandones und Xoquinoes grenzte (ebend. IV, 17, vgl. Juarros 271 und 275), das Land der Lacandones aber war nur drei Tagereisen von Ocosingo entfernt (ebend. III, 10); es wird gewöhnlich mit Puchutla zusammengenannt — Herrera (IV, 10, 13) macht durch eine Verwechselung Pochuteca daraus — dessen Bewohner von einer Insel in dem See der Lacandones durch die Missionäre nach Ocosingo verpflanzt wurden (Remesal X, 18). Das Land Acala oder Acalan, das Cortes durchzog ehe er zu den Lacandones kam, muß wenigstens zum Theil westlich von diesen gelegen haben, im südwestlichen Theile von Yucatan (Oviedo XXXII, 5), nur fünf bis sechs Tagereisen von Coban, wie aus Remesal (IX, 2, vgl. X, 12) hervorgeht; es stieß unmittelbar an das Gebiet der Lacandones, deren Kriegszüge sich bis nach Honduras erstreckten (B. Diaz 253), wenn es nicht zu diesem selbst gehörte (Herrera a. a. O.).*

Ueber die Körperbildung der Mayas sind wir nur sehr mangelhaft unterrichtet. Cortes (9) fand von Yucatan bis nach Vera Cruz hin mittelgroße, gut proportionirte Menschen die sich nur durch den verschiedenen Schmuck zu unterscheiden schienen welchen sie in Ohren Lip-

* Die Angaben der Völkersitze auf der Karte bei Fancourt sind meist willkürlich und unrichtig, und lassen sich zum Theil nach Obigem leicht berichtigen.

pen und Nase trugen. Die Bewohner der Insel Cozumel (richtiger Acuzamil) werden schwarzbraun, die Itzaex von Peten heller als die übrigen Indianer von Yucatan genannt (Gomara 305, Villagutierre VII, 3). Waldeck (41) giebt den Typus der Mayas als dem der Araber ähnlich an, auch in der Farbe und den vorspringenden Zähnen; die Backenknochen stehen nur wenig und oft kaum etwas hervor, die Nase ist gerade oder gebogen. In früherer Zeit platteten sie die Stirn ab, malten und tättowirten sich (Herrera IV, 10, 3) — eine Bemerkung welche für die Deutung der alten Denkmäler von Wichtigkeit ist. Aus alter Zeit hat sich bis jetzt nur ein weiblicher Schädel mit sehr flachem und senkrecht abfallendem Hinterhaupt bei 5, 8" seitlichem Durchmesser gefunden (Stephens, Yucatan 128); seine Gestalt kommt nach Morton's Urtheil mit den Schädeln der bei Arica an der peruanischen Küste gefundenen Mumien überein.

Die wenigen Nachrichten welche wir über die alte Geschichte von Yucatan besitzen, sind äußerst verworren. Villagutierre (I, 5) berichtet nach Cogolludo daß das Reich Mayapan in alter Zeit einem einzigen absoluten Monarchen unterworfen war, um 1420 aber mit der Zerstörung seiner gleichnamigen Hauptstadt, welche der Sage nach 270 Jahre gestanden hatte (Stephens 64), durch Empörung seiner Vasallen wieder zu Grunde ging, und daß der frühere Alleinherrscher auf die Provinz Mani beschränkt wurde. Einer der Großen des Reiches, Canek, machte sich zum Herren von Chichen Itza, bald darauf aber zog er sich mit seinem Volke tief in's Gebirge zurück, nach Villagutierre aus dem unglaublichen Grunde weil er die Spanier fürchtete, deren Ankunft durch bestimmte Prophezeiungen in Aussicht gestellt worden war. Daß unter diesem letzteren Volke die Itzaex zu verstehen seien welche unter ihrem Könige Canek von den Spaniern am Peten-See gefunden wurden, unterliegt keinem Zweifel: Cortes passirte ihre Stadt, welche von den Spaniern damals Izancanac genannt und noch zum Lande Acalan gerechnet (Gomara 412), später aber von Ursua (1697) erobert wurde (Villagutierre IX, 3, vgl. auch Ternaux zu Jxtlilxochitl, Cruautés p. 310 und Juarros 42, 287). Auffallend ist dabei nur daß Villagutierre der die Itzaex bestimmt als Mayas bezeichnet die in die Berge geflüchtet seien, an einer anderen Stelle (VIII, 11) von ihnen sagt, sie seien an den Peten-See, den sie Chaltuna genannt, auf Segelbooten über das Meer gekommen, obwohl

sie in späterer Zeit keine Segel-, sondern nur Ruderboote gehabt hätten. Diese letztere Angabe scheint aus einer Verwechselung entstanden zu sein. Es gab nämlich in Yucatan (nach Cogolludo) allerdings eine Sage daß die Bewohner des Landes vor Alters über das Meer gekommen seien, und zwar von Osten her, während eine andere sie unter der Führung ihres Culturheros Zamna und Ytzamna, der die Bilderschrift erfunden und dessen Weib die Kunst der Weberei eingeführt haben soll, von Westen herleitete (Gracia IV, 19, Herrera IV, 10, 2, Fancourt 114, 123).*

Die Maya-Handschrift des Pio Perez (bei Stephens 429) löst diese Zweifel nicht. Sie erzählt daß die vier Tutul Xiu „die aus dem Lande Tulapan gingen" — also Tolteken — von Nonoual aus (Onohualco, vgl. oben p. 24) auf die Insel Chacnouitan kamen, wo sie zuerst die Provinz Ziyan-caan oder Bacalar an der Ostküste eroberten, darauf Chichen Itza ** entdeckten und nach einer längeren Herrschaft über dasselbe nach Champoton gingen, „wo die Itzaes, heilige Männer, Häuser hatten" und die Herrschaft führten. Nach der Zerstörung von Champoton wanderten sie lange Zeit in den Bergen umher und kehrten wieder in ihre Heimath (es scheint, nach Chichen Itza) zurück. Hierauf wird von der Gründung von Uxmal gesprochen, das wie Chichen Itza und Mayapan von den Tutul Xius, letzteres in Gemeinschaft mit den Itzaes, regiert wurde, und von den Kämpfen zwischen den zuletzt genannten beiden Reichen, die mit dem Untergang von Mayapan endigten. Das Interessanteste in diesem für uns dunklen Berichte, aus dem wir die Zeitbestimmungen als unzuverlässig hinweggelassen haben, ist, daß Tolteken von Osten her über's Meer nach Yucatan gekommen und dort das Culturvolk der Itzaes oder Mayas bereits vorgefunden

* Dieser Zamna, der Mayapan gegründet hätte und in Izamal begraben worden wäre, hieß nach Brasseur (I, 76 ff.) auch Kab-Ul „die schaffende Hand", und soll unter dem Bilde der Hand verehrt worden sein. Vielleicht ist Letzteres, das an die vielfache Abbildung der rothen Hand erinnert, welche Stephens (79, 208, 365) in Yucatan und Squier (I, 406) unter den alten Felsenmalereien in Nicaragua fand, aus Cogolludo entnommen.

** Nur um zu zeigen wie bunt die Traditionen aller dieser Länder durcheinanderlaufen und wie äußerst verschiedenartig die Combinationen sind zu denen sie Gelegenheit geben, bemerken wir daß Chichimecatl der Herrscher des großen Chichimekenreiches, bisweilen auch Zichen oder Chichen genannt und von Echevarria y V. (I, 12), der dieß erwähnt, zugleich darauf hingewiesen wird daß Chichen auch der Name einer Stadt sei, über deren Lage er jedoch nichts Näheres zu sagen weiß.

haben sollen, denen sie bald über- oder untergeordnet bald auch in der Herrschaft gleichgestellt gewesen zu sein scheinen. Die verworrene Erzählung bei Herrera (IV, 10, 2) stimmt hiermit nur theilweise überein: in alter Zeit, heißt es bei ihm, regierten drei Brüder in Chichen-iza, deren zwei in Folge der von ihnen begangenen Ungerechtigkeiten um's Leben gebracht wurden. Hierauf wanderte Cuculcan, der nach Torquemada (VI, 24) identisch mit dem toltekischen Quetzalcoatl und der Stammvater der Cocomes ist welche später Yucatan beherrschten, von Westen her in das Land ein und gebot über Chicheniza, von wo die Gründung von Mayapan ausging. Während nun die Cocomes die Herrschaft führten, kamen von Chiapa her die Tutuxius an, welche sich den bestehenden Sitten anschlossen und den Gesetzen unterwarfen, später aber, da sie unerträglichen Druck zu leiden hatten, die Cocomes stürzten, sich im Lande weiter ausbreiteten und unter ihrem König Ahxiui die Stadt Mani gründeten. Brasseur (II, 5 ff.) hat mit Benutzung von Hülfsmitteln die sich jeder Controle entziehen, eine von allen diesen Angaben wesentlich abweichende Darstellung construirt, deren Richtigkeit zu vertreten ihm selbst überlassen bleiben muß. Das Wahre von dem Falschen auch nur vermuthungsweise zu sondern, scheint ein unfruchtbares Unternehmen, solange es nicht gelingt einige neue Thatsachen aufzufinden die fest genug stehen um zur Orientirung dienen zu können. Der Mangel aztekischer Ortsnamen in Yucatan läßt es kaum als möglich erscheinen die alte Cultur dieses Landes von den Tolteken herzuleiten oder diesen eine große und dauernde Ausbreitung über dasselbe in alter Zeit zuzuschreiben: man wird eher geneigt sein mit Waldeck, ohne jedoch dessen Excentricitäten zu theilen, die Mayas für das ältere Culturvolk zu halten von dem die Tolteken gelernt haben mögen; denn zu ausgedehnt sind allerdings die Analogien zwischen beiden als daß sich der innere Zusammenhang ganz in Abrede stellen ließe der unter ihnen stattfindet.

Wir können nicht daran denken auch nur einen kleinen Theil der 54 von Stephens und Catherwood in Yucatan Chiapas und Guatemala besuchten Ruinen-Städte zu beschreiben, sondern müssen uns mit einigen Bemerkungen über dieselben begnügen.

Die bis jetzt vorhandenen Abbildungen der Alterthümer von Mittelamerika gestatten nur wenige vollkommen sichere Schlüsse, denn sie sind großentheils gewiß noch sehr mangelhaft, was bei der oft außerordent-

lichen Verwickelung der Gegenstände in ihren Einzelheiten trotz der darauf verwendeten Sorgfalt nicht wundern kann: Scherzer hat die Schnörkel und kunstreichen Skulpturen an den Monumenten von Yucatan bei Stephens für Zusätze der Phantasie des Zeichners erklärt, und die Götzen von Nicaragua sollen in Wirklichkeit weit roher sein als sie sich bei Squier dargestellt finden (Ausland 1857 p. 101 Anm.). Die Verschiedenartigkeit der Bauten und sonstigen Alterthümer welche demselben Lande angehören, ist bisweilen so bedeutend, und die Unvollständigkeit unserer Kenntniß der, z. B. im Norden von Yucatan, sehr nahe beieinander liegenden Ruinen noch so groß, daß selbst die Sonderung derselben in bestimmte Gruppen als ziemlich gewagt erscheint. Wohl unterscheidbar ist allerdings im Allgemeinen was den Mexicanern selbst und was den Zapoteken angehört, ferner was von Copan, was von Nicaragua, was von Yucatan und Palenque stammt, aber in Yucatan weichen z. B. die Ornamente des Hauptgebäudes von Uxmal (Haus des Zwerges) so ganz von allem Uebrigen ab (Stephens, Reiseerl. 526), daß man zweifeln muß ob man daraus nicht auf einen völlig verschiedenen Ursprung schließen soll. Daß sich für jetzt noch nicht daran denken läßt die Entwickelungsperioden der Kunst in diesen Ländern zu bestimmen, versteht sich unter diesen Umständen von selbst.

Wenn die vorhin mitgetheilten Ueberlieferungen nicht ganz trügen, werden sich im Gebiete der Mayas theils Alterthümer finden die von diesen selbst, theils solche die von den Tolteken herstammen. In der That begegnen wir zwei verschiedenen Typen der menschlichen Gestalt die sich auf diese Weise deuten lassen würden. Humboldt (Vues 63) hat bereits die große Aehnlichkeit der Gestalten eines Reliefs von Palenque* mit denen in den mexicanischen Bilderschriften und an den Pyramiden von Mexico hervorgehoben; nur die schlankere Figur und die ziemlich richtigen Proportionen unterscheiden beide voneinander. Die lang nach oben und hinten ausgezogenen Köpfe, deren fast immer mehr oder weniger gebogene Nase in Folge künstlicher Abplattung der Stirn an der Wurzel gar nicht eingedrückt erscheint, sondern mit der Stirn selbst in einer Flucht liegt, unterscheiden sich mit ihren weicheren

* Es wird a. a. O. von Humboldt als ein Relief von Oaxaca, p. 320 verbessernd als ein solches aus Guatemala bezeichnet. Daß es aus Palenque stammt, ergiebt sich aus Dupaix, 3me expéd. pl. 20, Stephens, Reiseerl. no. 26.

fetten Formen auf den Monumenten von Palenque sehr scharf von den eckigen Physignomien mit stark ausgeprägten Zügen, größeren Augen und an der Wurzel abgesetzten Habichtsnasen die neben ihnen dort vorkommen (vgl. namentlich Stephens, Reiseerl. no. 44 und Tafel VII) — ein Gegensatz, der sich merkwürdiger Weise in dem Dresdener Bildercodex wiederholt (s. Kingsborough), dessen feine miniaturartige Zeichnungen, wie Stephens (545) treffend bemerkt hat, eine große Aehnlichkeit mit der Weise der Hieroglyphenschrift zeigen welche sich übereinstimmend in Copan und Palenque findet, von der bekannten mexicanischen aber wesentlich verschieden ist. Diese Aehnlichkeit betrifft indessen nur diejenigen Hieroglyhen des Dresdener Codex welche häufig die größeren Bilder umgeben — die Wiener Handschrift enthält nichts dieser Art —, die übrigen Zeichen scheinen sich dagegen von eigentlichen Abbildern wirklicher Gegenstände so weit zu entfernen, daß man versucht ist sie für eine Art phonetischer Charaktere, für wirkliche Schrift zu halten. (Aehnliches auch in dem Fejervary Ms. bei Kingsb. und an den Bildsäulen von Tikal, vgl. Buschmann 1852 p. 723). Sehen wir uns genöthigt dieses Letztere auf sich beruhen zu lassen, so darf doch nicht unbemerkt bleiben daß die Bilderschriften von Chichenitza und Uxmal (Stephens, Yucatan no. 43 und 48, p. 533) ebenfalls denen von Copan und Palenque gleichen, wonach wir vermuthen müssen daß der Dresdener Codex aus diesen Gegenden stammt. Von den beiden Typen der menschlichen Physiognomie die in Palenque vorkommen, kann man versucht sein den einen mit der abgeplatteten Stirn den Mayas zuzuschreiben, da er nicht allein der entschieden vorherrschende ist, sondern auch mit Herrera's Angabe über die Schädelform dieser letzteren (s. oben) übereinstimmt. Daß indessen der andere, der sich in Palenque weit seltener, nämlich nur an dem Altar in Casa no. 3 mehrfach dargestellt findet und in Amerika sonst schwerlich seinesgleichen hat, die Tolteken repräsentire, scheint viel weniger annehmbar, denn die mexicanischen Bildwerke gleichen nicht diesem, sondern vielmehr dem ersteren Typus welchen man deshalb anstehen wird als den der Mayas zu bezeichnen, und diese Aehnlichkeit erstreckt sich außer den Gestalten selbst auch auf den überreichen Federschmuck und die sonstige Ausstattung mit der sie versehen sind. Auf die Kleidung welche Herrera in Yucatan ähnlich beschreiben soll, wie sie sich in Palenque abgebildet findet (Stephens, Reiseerl. 540) dürfte nur geringer Werth zu le-

gen sein, da Herrera's (IV, 10, 3) Angaben in dieser Hinsicht nicht genau genug sind. Die an den dortigen Bildwerken dargestellte Kleidung bedeckt meist nur Leib und Oberschenkel; dazu kommt noch eine Art von Sandalen und der groteske sehr verwickelte Kopfschmuck. In der Wirklichkeit existirt zwar, wie es scheint, nirgends in Mittelamerika der Typus welcher sich auf den Monumenten von Palenque findet (Scherzer 53), doch macht seine Analogie mit bekannten mexicanischen Darstellungen einen, wenn nicht genealogischen, doch historischen Zusammenhang jenes alten Culturvolkes mit den Tolteken wahrscheinlich; dagegen geht Galindo (bei Dupaix I, Notes p. 72) so weit die Physiognomien der Reliefs von Palenque für einen Beweis der Identität der alten mit den jetzigen Bewohnern des Landes, den Mayas, zu halten.

In der That fehlt es an jedem Grunde die Erbauer der gewaltigen Städte die jetzt in Trümmer liegen vom Auslande herzuleiten oder bei einem längst verschwundenen Volke zu suchen; viel wahrscheinlicher ist es mit Rücksicht auf das Vorstehende mit Galindo, Stephens und Sivers (Gumprecht's Ztsch. f. Erdk. I, 185 ff.) die Mayas selbst als deren Urheber zu betrachten; denn wenn auch manche Indianer angeben die alten Monumente des Landes rührten von „Weißen" her, so darf man daraus wohl nur schließen daß ihnen jede historische Kunde abhanden gekommen ist, und daß sie nun diese Werke einem höher begabten Geschlechte als sie selbst sind, zuschreiben zu müssen glauben. Auch für das außerordentliche Alter von etwa 3000 Jahren, das Lenoir (bei Dupaix II, 73), Waldeck und Brasseur (I, 85) ihnen zuschreiben, läßt sich nichts Haltbares sagen; ja die Holzschwellen welche sich noch vielfach wenigstens an den Bauwerken von Yucatan finden (Stephens, Reiseerl. 531, Yucatan 180 ff.), sprechen bestimmt gegen diese Ansicht.

Daß die alten Bauten von Palenque und die von Yucatan ihren Ursprung demselben Volke verdanken, findet sich zuerst bei del Rio (8) behauptet. Die genauere Untersuchung derselben durch Stephens hat dieß nicht allein wie schon erwähnt, in Rücksicht der Bilderschrift, sondern auch in anderen Beziehungen bestätigt (Yucatan 182, 263, vgl. auch das doppelköpfige katzenartige Thier von Uxmal ebend. Tafel II, Fig. 10 mit den bei Dupaix 3[me] expéd. pl. 26 und 33, Stephens Reiseerl. Tafel V, 21[a]). Ferner hatte Hesse (Gumprecht's Ztsch. I,

176) die Bilder welche an den Ruinen von Tikal in Peten zu sehen sind, denen von Chichenitza am ähnlichsten gefunden, wogegen er die von Dolores (ebenfalls in Peten) als davon ganz verschieden und originell bezeichnet, welches Letztere freilich durch die beigegebenen Abbildungen nicht bestätigt zu werden scheint; Vetch spricht von einer vollkommenen Aehnlichkeit zwischen manchen Gestalten die den Alterthümern der Huastekas angehören mit denen von Palanque (J. R. G. S. VII, 6 ff.) — indessen wird die fernere Erforschung der Denkmäler erst bestimmtere Aufschlüsse geben müssen, wenn es auch erlaubt sein mag vorläufig die Ruinen von Yucatan und Palenque wegen der Analogien die sie darbieten, zu einer Gruppe zusammenzufassen.

Ueber Palenque* fehlen bestimmte Nachrichten aus älterer Zeit gänzlich; wahrscheinlich ist unter den Ruinen von deren Besuch durch die Spanier im J. 1696 Villagutierre (VI, 6) erzählt, „ruinas antiquissimas de edificios" von mehr als einer Legua im Umfang, Palenque zu verstehen. Da Cortes nicht weit von dort vorübergezogen sein muß und den nur 10 leguas entfernten Ort Las Tres Cruces gegründet haben soll, vermuthet Stephens (Reiseerl. 484) aus seinem Schweigen daß schon damals die Stadt eine Ruine war. Sie hatte nach Stephens gegen zwanzig engl. Meilen im Umfang; del Rio spricht von 14 steinernen Gebäuden die eine Fläche von acht Stunden Länge und einer halben Stunde Breite einnehmen. Der „Palast" steht auf einer 40′ hohen schräg ansteigenden Terrasse die ehemals mit Stein bekleidet war. Er ist 228′ lang, 180′ tief, 25′ hoch; seine nach Osten gerichtete Fronte hat 14 Eingänge von 9′ Breite und von länglich viereckiger Form mit rechten Winkeln wie die meisten unserer Thüren. Sie war mit einem sehr harten und schön weißen Stuck überzogen in welchem keine Sand- und Marmortheilchen zu erkennen sind (Dupaix, 3me expéd. p. 20), und bemalt. Das ganze Gebäude umgab ein von viereckigen Pfeilern getragener Portikus, innerhalb dessen ein Corridor lag der ebenfalls das Ganze umschloß. Der rechte Flügel des Palastes besteht aus zwei großen rechtwinkeligen Höfen, die auf 30′ breiten Treppen zugänglich, hinter einander lagen und durch

* Der Name bezeichnet „eine Verzäunung", im spanischen Amerika insbesondere einen Ort wo sich Maronen-Neger verschanzt haben (Alcedo Art. Cimarron), dann befestigte Wohnplätze eingeborener Häuptlinge überhaupt: palenques o casas de este cazique sagt Espinosa (IV, 23).

zwei Corridore getrennt waren; der linke Flügel enthält eine verwickelte Menge von Zimmern, kleinen Corridoren und Höfen, auf deren größtem ein pyramidalischer Thurm von 3, del Rio sagt von 4, ursprünglich wahrscheinlich 5 Stockwerken steht, der 30 Quadratfuß Basis und im Innern einen zweiten Thurm hat. Das Bauwerk ist mit einem Mörtel von Kalk und Sand aufgeführt; hölzerne Thürschwellen sind nicht mehr zu sehen. Im Palaste hat sich nach Stephens nur eine einzige Steintafel mit Skulpturen gefunden, alle anderen Bildwerke sind von Stuck; nach Dupaix (39) dagegen wären die meisten derselben in Stein gehauen. Eine steinerne Brücke in der Nähe ist ohne Mörtel aus rechtwinkeligen Steinen gebaut, ebenso die 4′ hohe unterirdische Wasserleitung (Dupaix pl. 44 und 46). Wahrer Bogenbau scheint nicht vorzukommen; die oberen rechten Winkel von Thüren und Fenstern sind bisweilen durch je zwei stumpfe ersetzt (ebend. pl. 15). Die interessantesten Bildwerke enthalten die drei Gebäude, welche Stephens wohl mit Recht für Tempel erklärt. Ihre Anlage ist im Wesentlichen dieselbe: Casa no. 1, 76′ lang und 25′ tief, steht auf einem 110′ geneigt ansteigenden Pyramidenbau, den man auf einer Treppe erstieg; 5 Thüren welche zwischen 6 Pfeilern lagen, führten auch hier zunächst auf einen Corridor und von diesem in 3 Zimmer, deren mittleres das größte ist; das Dach war schräg und mit Verzierungen versehen. An dem Dache von Casa no. 2 finden sich Fragmente von Menschengestalten, deren Symmetrie (nach Stephens 479) den griechischen Mustern nahe kommen soll, wogegen sonst die Darstellungen dieser Art meist von keiner so hohen Stufe der Kunst zeugen. Die einzige Statue welche man bis jetzt in Palenque entdeckt hat, ist vorzüglich durch ihren großen Kopfputz in Form eines Kreuzes merkwürdig, zu dem sich, obwohl weit weniger bestimmt ausgeprägt, eine Analogie an den alten Idolen von Nicaragua findet (s. Squier). Die Basreliefs stellen häufig Opferscenen dar, die eine vor einem höchst eigenthümlich verzierten großen Kreuz, eine andere vor einer grotesken Götzenmaske: die Menschenopfer scheinen durch sie außer Zweifel gestellt zu werden.

Die Ruinen von Yucatan, wegen deren näherer Beschreibung wir auf Waldeck, Norman und besonders Stephens verweisen müssen, gleichen in vieler Hinsicht denen von Palenque: die Hauptfronte ist stets nach Osten gerichtet und die Gebäude nach den Himmelsgegenden orientirt; viele derselben stehen auf hohen Terrassen zu denen

große Treppen hinaufführen; der Gewölbebau hat dieselbe dreieckige Form wie dort, die Wände nämlich treten in ihrem oberen Theile näher aneinander heran und sind zuletzt mit einer schmalen horizontalen Fläche gegen einander abgeschlossen. Die Ornamentirung ist dagegen großentheils ganz neu und eigenthümlich, oft höchst verwickelt in den Einzelheiten, doch vollkommen symmetrisch, wie z. B. an der Casa del Gobernador in Uxmal, dessen alte Bauten nebst denen von Chichenitza und Labna die großartigsten von Yucatan sind.

Die Darstellung der Menschengestalt ist hier seltener, vielleicht nur in viel geringerer Anzahl erhalten, als in Palenque. Außer viereckigen Pfeilern kommen auch freistehende Säulen häufig vor, die zum Theil mit Ringen versehen, durch diese in Abschnitte getheilt sind und oben eine viereckige Platte tragen. Die Idole welche sich gefunden haben, sind ohne Aehnlichkeit mit den mexicanischen, manche höchst wunderlich und fratzenhaft, andere von regelmäßigeren Zügen mit gebogener Nase. In den alten Gräbern hatten die Todten die sitzende Stellung; zu ihren Füßen standen in Ichmul kleine irdene Töpfe (Norman 146). Obgleich Quellen und fließendes Wasser im Innern des Landes besonders in dessen nördlichem Theile fast ganz fehlen, läßt doch die Menge der Ruinen schließen daß es einst sehr stark bevölkert gewesen ist: künstlich ausgehöhlte und ummauerte Wasserbecken von bedeutendem Umfang und sehr tiefe unterirdische Brunnen mit ausgehauenen Zugängen halfen jenem Mangel ab. Ein Bild bei Stephens (Yucatan Tafel IV, Fig. 27) zeigt deutlich daß ehemals in Yucatan ganz eben solche Schwerter im Gebrauche waren wie sie die alten Mexicaner führten; Stephens (327) vermuthet daß bei ihnen dasselbe Ballspiel in Uebung war wie bei diesen, und glaubt (342) aus den vielen Pfeilspitzen von Obsidian die ein altes Grab enthielt, auf einen ehemaligen Verkehr von dort mit den vulkanischen Gegenden Mexico's schließen zu dürfen. Norman (160) wollte in Uxmal sogar hieroglyphische Zeichen entdeckt haben die mit denen für die mexicanischen Götter übereinstimmten.

Nur die nördliche Hälfte von Yucatan ist bis jetzt näher untersucht worden und hat sich außerordentlich reich gezeigt an alten Bauten. Diese erstrecken sich im Osten bis auf die Insel Cozumel und die Jsla de Mugeres, im Westen bis nach Campeche das ganz auf unterirdischen alten Bauwerken stehen soll (Norman 211). Auf dem Wege

von Merida nach Bateab stießen die Spanier 1695 bei Nohbecan, 10 leguas von Zucte und 3 vom Flusse Canche entfernt (s. die Karte bei Stephens) auf Trümmer von alten Gebäuden mit vielen verschieden geformten Idolen, bei denen sich Spuren von dargebrachtem Cacao, zwei Silber-Realen, ein Stückchen Copal und ein kleiner Kahn fanden (Villagutierre V, 1). Jenseits des Flusses Canche stand ein steinerer Trog der mehr als 40 Arroben Wasser fassen konnte, weiterhin ein noch größerer der gegen 140 Arroben halten mochte, und auf demselben Wege gegen die Wüste Thub hin ein großer Saal (quadra; ebend. 2). Unter 18° n. B. nur 6 Stunden von Palenque liegen die Ruinen von Otolum (Norman 285), im Lande der Tzendales die von Tonila, wo man auf einem Basrelief einen Gefangenen dargestellt sieht, der an die Bildwerke von Palenque erinnert (Dupaix, 3me expéd. pl. 8). Von Istatan aus in's Land der Lacandones vordringend entdeckten ferner die Spanier (um 1695) nach einem Marsche von 5 leguas alte Bauten von gutem Mauerwerk die ungefähr eine Klafter hoch über dem Boden erhoben, in der Mitte dicht mit Bäumen bestanden und also schon seit langer Zeit verlassen waren (Villagutierre IV, 10); von diesen etwa 10 leguas entfernt lag ein anderes steinernes Gebäude, zu dem von allen Seiten Stufen hinaufführten; oben befand sich ein Idol von ½ Klafter Höhe, ein sitzender Löwe, der zerstört und durch ein Kreuz ersetzt wurde (ebend. III, 5), auch fanden sich weiterhin noch mehrere Ruinen die stark überwachsen waren. Die alten Bauwerke von Tikal und Dolores in Peten sind neuerdings von Modesto Mendez beschrieben worden (Gumprecht's Ztsch. I, 163), und scheinen sich in allen wesentlichen Punkten denen von Yucatan und Palenque anzuschließen. Von ihnen verschieden sind die später zu erwähnenden Tempel welche Ursua 1697 bei den Itzaex auf der großen Insel von Peten fand, doch scheinen auch diese denselben Charakter gehabt zu haben wie die Denkmäler von Yucatan, und wenn auch was von der geheimnißvollen noch jetzt bestehenden großen Stadt im Lande der ununterjochten Lacandones (Stephens, Yucatan 276) erzählt wird, eine Fabel ist, so zwingt uns doch die ungeheuere Menge und Ausdehnung wie die Großartigkeit der bis jetzt bekannten Ruinen — und es mögen deren viele noch verborgen sein — zur höchsten Bewunderung, um so mehr als ihre Anlage und Ausführung dafür zu sprechen scheint, daß es eines und dasselbe Volk war dem sie alle ihren

Ursprung verdanken. Dieses Volk waren höchst wahrscheinlich die Mayas. Die Nachrichten welche wir über letztere besitzen, lassen darüber kaum einen Zweifel übrig.

Hernandez de Cordova, der Entdecker von Yucatan (1517), fand das Land dicht bevölkert, die Bewohner in Baumwollenzeuge gekleidet und mit mancherlei Goldschmuck versehen (Oviedo XVII, 3, Gomara 185); namentlich trugen die Weiber schöne Baumwollenkleider die bis auf die Knöchel reichten und benahmen sich zurückhaltend und schamhaft (P. Martyr 331). Die Gewänder der Eingeborenen waren zum Theil mit schönen Federarbeiten verziert, auch trugen sie Sandalen (Herrera IV, 10, 3); nur in Cozumel war die Kleidung gering (Gomara 305). Ebenso waren die Itzaex in Peten bekleidet, deren Weiber vorzüglich schöne bunte Zeuge webten; sie bemalten (tättowirten?) sich und trugen einen ähnlichen Ohren- und Nasenschmuck wie die übrigen Bewohner von Yucatan; ersterer bestand bei manchen in einer Rose von Gold oder Silber (Villagutierre VII, 3, VIII, 12, Herrera II, 4, 7, IV, 10, 3 f., vgl. das Basrelief von Chichenitza bei Stephens, Yucatan no. 54). Das Tättowiren wird von Herrera öfter erwähnt, von Lippenschmuck spricht er allein und nur an einer Stelle, auch sollen die Weiber, die er nicht sehr reinlich nennt, sich um der Schönheit willen die Zähne gefeilt haben. Die Spiegel welche die Spanier mitbrachten, wurden nicht hoch geschätzt, weil die Eingeborenen bessere von polirtem Stein hatten (P. Martyr 330). Manche Städte an der Küste — der Süden des Landes soll wegen Wassermangels unbewohnt gewesen sein (Herrera IV, 3, 4) — hatten, wie z. B. Campeche, 3000 Häuser (P. Martyr 330 ff., nach Oviedo XXXII, 5 f., der mehrere nennt, sogar 8000), regelmäßige Straßen und gut versehene Märkte, auf denen selbst für die Schlichtung von Streitigkeiten durch Richter gesorgt war welche dort ihren Sitz hatten (Oviedo XXXII, 3). Die mit Thürmen versehenen Häuser (Tempel?), zu denen man auf 10—12 Stufen hinauf stieg, waren von Stein oder von Backstein und Kalk erbaut, mit Rohr oder Strauchwerk, anderwärts mit Steinen gedeckt und wahrscheinlich mit verschließbaren Thüren versehen (P. Martyr a. a. O., Gomara 302, 305, vgl. Stephens 146; unrichtig sagt Herrera IV, 10, 2, die Häuser seien alle von Holz und mit Stroh gedeckt gewesen). So war es in Acalan (Oviedo XXXII, 5). Eine vorzüglich große und schöne Stadt war

Potonchan, wie sie bei den Eingeborenen, oder Tabasco, wie sie bei den Spaniern nach ihrem Herrscher hieß: ihre vortrefflichen steinernen Häuser, deren Zahl Gomara wohl zu hoch auf nicht ganz 25000 angiebt, waren mit Rohr oder Steinplatten (Metallplatten, Gomara 311) gedeckt, Terrassen von 10—12 Absätzen bildeten den Zugang zu ihnen und Gärten trennten sie voneinander; auch gab es dort schöne Landhäuser mit großen Parks (P. Martyr 349 f.)* Um die Herrenhäuser her lagen in Yucatan sehr hübsche reinliche Dörfer mit gut gehaltenen Gärten (Herrera IV, 10, 3). In Peten waren die besseren Häuser auf einer steinernen Mauer erbaut, die über eine Klafter Höhe hatte, der obere Theil bestand aus Holzwerk mit einem Dach von Stroh (Villagutierre VIII, 12).

Das Land war reich angebaut, namentlich gab es schöne Mamei- und Cacaopflanzungen (Gomara 302, Oviedo XXXII, 6); das Ackerbaugeräthe mag dem spitzigen Holze ähnlich gewesen sein das Stephens noch neuerdings dort im Gebrauche fand; auch die Art des Kochens mit heißen Steinen wird wohl dieselbe geblieben sein. Außer Hunden welche die Eingeborenen zur Nahrung hielten, scheinen sie keine Hausthiere gehabt zu haben, trieben aber starke Bienenzucht, welche Dampier (III, 330) auch in Tabasco fand; ihr Handel mit Honig war bedeutend, doch benutzten sie das Wachs nicht zur Erleuchtung (Oviedo XXXII, 6, Gomara 186, 305). Ueberhaupt war der Handel sehr lebhaft, wie Cortes (127 ff.) bezeugt, der von einem Wirthshause erzählt das sich der Häuptling eines Dorfes im südlichen Yucatan hielt für die durchpassirenden Kaufleute. Die Bewohner von Acalan, die Itzaex, widmeten hauptsächlich dem Handel ihre Thätigkeit (Gomara 412, Ixtlilxochitl, Cruautés 201 f.), und der reichste Kaufmann soll dort sogar zum Herrscher des Landes gewählt worden sein (Herrera III, 7, 9). B. Diaz (2) erzählt von großen Kähnen an der Küste von Yucatan, die aus einem Stücke bestanden und 40—50 Men-

* Ob das große aus Adoben gebaute und von einer dicken Holzwand umschlossene Dorf von welchem Gomara (306) spricht, ein verschiedener Ort war, ist nicht ersichtlich. Champoton, 10 leguas von Campeche (Remesal V, 8), wird zwar von Vetancurt (III, 1, 21) mit Potonchan einmal identificirt oder vielmehr verwechselt, da Champoton und Tabasco anderwärts (III, 1, 23 f., 34, 36) bestimmt von ihm unterschieden werden, wie dieß durchgängig bei den alten Berichterstattern geschieht, ein Unterschied den Brasseur mit Unrecht wegen des ähnlichen Klanges jener beiden Namen (Champoton, Potonchan) fallen lassen zu müssen geglaubt hat.

schen faßten. Schon Columbus war im Golf von Honduras (1502) einem wahrscheinlich aus Yucatan stammenden Handelsschiffe begegnet, das 8′ breit, mit einem Zelte überspannt und reich befrachtet war; es führte baumwollene Zeuge und Kleider mit verschiedenen bunten Mustern, steinerne Messer, Kupferäxte und Schwerter, Schellen, Cacao, Maisbrod und andere Waaren (P. Martyr 239, Herrera I, 5, 5). Die Stelle des Geldes vertraten kleine Schellen oder Glöckchen, Schnüre von Muscheln und Cacaobohnen (Brasseur II, 71 nach Cogolludo), welche letzteren auch noch neuerdings im Gebrauch sind (Stephens, Yuc. 87). Daß die Eingeborenen das Kupfer zu schmelzen und zu bearbeiten verstanden, und sich hauptsächlich kupferner Werkzeuge bedienten, worauf schon Stephens (Yuc. 183) hingewiesen hat, ist demnach sehr wahrscheinlich (vgl. Ternaux, Voy. Rel. et Mém., Conquête du Mexique 1838 p. 22 note nach Las Casas).

Von den politischen und socialen Verhältnissen wissen wir nur äußerst wenig. Herrera (IV, 10, 2) spricht von einer Eintheilung des Landes in 18 Provinzen. Die Itzaex wurden von einem absoluten Monarchen, Canek, regiert, welchem drei kleine Könige und vier Häuptlinge untergeordnet waren, auch Coboх, der im Norden des See's von Peten herrschte, war ihm untergeben; Canek führte aber nur die weltliche Herrschaft, neben ihm stand sein Vetter, Quincanek, der Oberpriester, mit dem er seine Macht getheilt zu haben scheint (Villagutierre IX, 3, VIII, 4 f. und 16). Das Erbe ging stets auf den ältesten Sohn über; wenn keine Söhne da waren, auf den Bruder, niemals aber auf Weiber. Unmündige Kinder erhielten einen nahen Verwandten zum Vormund. Für Schulden mußte die ganze Familie haften (Brasseur II, 70 f. nach Cogolludo, Herrera IV, 10, 4). Missethäter erlitten grausame Strafen (Pfählung, Oviedo XXXII, 3); auch gab es Sklaven, die hauptsächlich wohl Kriegsgefangene waren. Die Angriffs- und Vertheidigungswaffen glichen denen von Mexico: Schleudern, kurze Lanzen, Bogen und Pfeil, Schilde, Helme von Holz und mit Baumwolle ausgestopfte Rüstungen (Oviedo a. a. O., Gomara 186, Herrera IV, 3, 3); die Pfeilspitzen waren von Krystall oder Feuerstein (Villagutierre VIII, 12). Im Süden des Landes fand Cortes (128, Gomara 413 f.) überall sehr gut befestigte Plätze mit tiefen Gräben, Brustwehren und zwei Klafter hohen Palisadenzäunen, an denen an vielen Stellen Waffenmaga-

zine, eine Art von Schilderhäusern und kleine Thürme angebracht waren.

Polygamie scheint in Yucatan nicht geherrscht zu haben, die Scheidung der Ehe aber leicht gewesen zu sein (Cogolludo bei Kingsb. VI, 113 note, Villagutierre VIII, 12). Die Schwiegermutter, Schwägerin und die weiblichen Verwandten von väterlicher Seite allein konnten nicht zur Ehe genommen werden, und die Braut wurde durch vier- bis fünfjährigen Dienst bei den Schwiegereltern erworben (Herrera IV, 10, 4). In Bildwerken soll der Entdecker des Landes bestimmte Spuren unnatürlicher Laster in Yucatan gefunden haben, doch wird bald C. Cotoche bald L. de Terminos als der Ort genannt wo dieß der Fall war (Oviedo XVII, 17, Gomara 184, Herrera II, 2, 17). Daß sich auch die Weiber bei gewissen festlichen Gelegenheiten betranken, behauptet Herrera (IV, 10, 4). Es ist von einer Art von Beschneidung die Rede, die jedoch nicht allgemein war (P. Martyr 330, Gomara 186), und von einer Art von Taufe, die ähnlich wie in Mexico zur Austreibung des Bösen dienen sollte. Diese hieß die „Wiedergeburt“ und galt für so wichtig, daß niemand heirathete ohne sie empfangen zu haben. Gewöhnlich wurde sie Kindern von 3—12 Jahren ertheilt, deren Eltern 3 Tage vorher und nachher fasteten und Enthaltsamkeit übten. Der Priester purificirte das Haus, gab den Kindern etwas Mais und Weihrauch in die Hand, die sie in ein Becken warfen und schickte einen Menschen mit Wein (Chicha) vor das Dorf hinaus, doch durfte dieser unterwegs weder davon trinken noch sich umsehen; darauf wurden den Kindern von dem Priester weiße Tücher auf den Kopf gelegt, die größeren von ihnen nach ihren Sünden gefragt, mit einem Isopzweig vom Priester bedroht und im Gesicht wie zwischen den Fingern und Zehen mit Wasser benetzt. Ein Bekenntniß der Sünden abzulegen, von denen sie das Unglück herleiteten das ihnen zustieß, war allgemein gewöhnlich. Diese Beichte geschah bei dem Priester oder bei dem Vater und der Mutter, von Seiten der Frau bei dem Manne und von diesem bei jener; auch wurden die gebeichteten Sünden den Verwandten mitgetheilt, damit sie Gott um Vergebung derselben bäten (Remesal V, 7, Herrera IV, 10, 4, Cogolludo a. a. O.). Ueberhaupt wurde viel gefastet und gebetet; in den Häusern waren bestimmte Plätze der Gottesverehrung geweihet und man bediente sich gewisser feststehender Gebetsformeln.

Es herrschte in Yucatan der Glaube an einen einzigen lebendigen Gott, Hunabku,* der körperlos, ohne sinnliche Gestalt war und daher unter keinem Bilde dargestellt werden konnte (Cogolludo a. a. O.) Die Götter-Trias: Yzona, Bacab, Echuach, die sich bei ihnen gefunden hat, ist von christlichen Mönchen voreilig auf die Lehre von der christlichen Dreieinigkeit gedeutet worden (Remesal V, 7). Andere Götter hat Brasseur (II, 49) nach Cogolludo angeführt. Die Tempel welche Hernandez de Cordova und Grijalva an der Küste sahen, glichen im Kleinen den weit großartigeren Bauten des Inneren. In Campeche stand ein viereckiger steinerner Thurm von nicht bedeutender Höhe zu welchem eine Treppe führte, oben ein Idol von Menschengestalt zwischen zwei schrecklichen Thieren die es zerreißen zu wollen schienen, und eine 47' lange Schlange von Stein, so dick wie ein Ochse, die einen Löwen verschlang, dabei ein Gerüst zur Hinrichtung von Verbrechern. Bei Cotoche befanden sich ähnliche Gebäude mit weiblichen Idolen, ebenso auf Jsla Mugeres (Alcedo), wo diese sehr gut bekleidet waren. In Cozumel sah man einen Thurm der ringsum mit Stufen versehen war; er erhob sich auf einem Unterbau von 18 Absätzen, hatte im Inneren einen gewundenen Aufgang und an jeder Seite eine Thür; der obere Theil des Thurmes, welcher eine große Zahl von Götzenbildern enthielt, trug als Ueberbau noch einen kleinen, 2 Klafter hohen Thurm mit Zinnen an den Ecken (Oviedo XVII, 3 und 9, P. Martyr 332 f., Gomara 186, 305). In Potonchan und an der Laguna de Terminos gab es eben solche gemauerte Tempel mit Idolen von Holz und Lehm, theils von Menschengestalt theils Schlangen darstellend (B. Diaz 2, 9, Herrera II, 3, 1 f.). Große Steinbilder von Menschen mit großen Ohrringen fanden sich auch in Merida (Herrera, Descr. 10). Auf der bedeutendsten der fünf Inseln im See von Peten standen 15 große und 4 kleinere Tempel — anderwärts heißt es, es wären deren 21 im Ganzen gewesen —, welche eine ungeheuere Menge der verschiedenartigsten Idole enthielten; auch in den Privathäusern gab es deren so viele, daß die Spanier 8 Stunden lang zu thun hatten um sie zu zerstören (Villagutierre VII, 3, VIII, 4 und 9). Der Haupttempel, der des Quincanek, war auf jeder seiner vier Seiten 20 Klafter lang und sehr hoch. Man erstieg ihn auf neun Stu-

*) M'Culloh (317) schreibt seinen Namen nach einem Manuscripte Ayeta's über die Geschichte von Yucatan unrichtig: Stuhnaku.

sen von schönen Steinen, auf deren oberster ein menschenähnliches Idol von häßlichem Gesicht in kauernder Stellung saß; im Tempel selbst war vorn der Kriegsgott aufgestellt, ½′ hoch, angeblich von rohem Smaragd, über ihm ein zweites Idol von Gyps dessen Gesicht die Gestalt einer Sonne mit Strahlen von Perlmutter hatte; manche der Götzenbilder bestanden aus kostbarem Jaspis von allen Farben, aus unbekannten Metallen, andere waren von Alabaster, Holz u. s. f. Einen ähnlichen Tempel hatte auch der Canek, in dessen Hause sich ein gemauerter Saal mit einem Opferstein von 2½ Klafter Länge und 1½ Klafter Breite befand, der von 12 Stühlen für die Priester umgeben war (ebend. VII, 1); außerdem gab es einen allgemeinen Tempel der Hauptstadt und noch viele andere (ebend. VIII, 12 f.).

Die am höchsten geehrten Heiligthümer des Landes waren Cozumel und Xicalanco (Gomara 186); nach Herrera (IV, 10, 4) war ersteres wie der Brunnen von Chichen ein berühmter Wallfahrtsort, wohin man Geschenke schickte, wenn man selbst zu kommen verhindert war. Der Cultus bestand in Räucherungen mit Wohlgerüchen, namentlich mit Copal, im Blutziehen aus Zunge und Ohren, in Opfern an Cacao Früchten Vögeln Hunden, und bisweilen in Menschenopfern (Oviedo XXXII, 3, Gomara 305, Stephens, Yuc. 145). Von letzteren erzählte Aguilar dem Cortes mit dem Zusatz daß die Geopferten auch verzehrt würden (Gomara 304), was anderwärts von (Gomara (186), der bald von vielen bald nur von einigen Menschenopfern in Yucatan spricht, wieder in Abrede gestellt wird; unzweifelhafte Spuren frischer Menschenopfer erwähnt auch B. Diaz (3) in Campeche. Nach Herrera (IV, 10, 3 f.), der sie wohl unrichtig als durch die Mexicaner in Yucatan eingeführt bezeichnet, waren es Kriegsgefangene und verurtheilte Verbrecher welche diesen Tod zu leiden hatten, doch sollen, wenn es fehlte, auch Einheimische von ihren Verwandten dazu dargeboten worden sein. Das Opfer, fügt er hinzu, sei mit einigen Pfeilen durchschossen, dann geschlachtet und endlich, doch nicht so häufig wie in Mexico, verzehrt worden, auch habe es nicht wie dort für ehrenvoll gegolten dasselbe zu schlachten. Man sagt daß namentlich in Cozumel für Gold und andere Waaren Knaben und Mädchen aus den Nachbarländern zu diesem Zwecke gekauft wurden (P. Martyr 345). Sie sollen in ein hohles Idol gesteckt und in diesem verbrannt worden sein (Cogolludo); ein solches Idol von Metall

wäre z. B. das des Gottes Hobo in Peten gewesen (Villagutierre VIII, 11), doch ist es glaublicher daß dergleichen Götzenbilder vielmehr von den Priestern als Versteck beim Orakelgeben benutzt wurden (s. oben p. 148 und Brasseur II, 46 nach Cogolludo). Dieselbe Weise des Cultus hatten auch die Itzaex, und obgleich es von ihnen heißt daß sie roher waren als die anderen Bewohner von Yucatan, Menschenfleisch weit häufiger als diese aßen und viele Kinder opferten, so hören wir doch andererseits daß bei ihnen nur in dem Tempel des Quincanek Menschenopfer gebracht wurden (Villagutierre VIII, 11 ff). Die Brust wurde dem Opfer aufgeschnitten und das ausgerissene Herz dem Götzen dargeboten, der Kopf aber auf einen Pfahl gesteckt: so geschah es 1622 den dortigen Missionären (ebend. II, 9). Ihre Priester kämmten sich das Haar nie und besudelten es mit Menschenblut von dem Opfer. Anderwärts trugen sie weiße Kleider (Herrera II, 2, 17) und scheinen reinlicher gewesen zu sein. Sie beräucherten die Spanier und fragten sie ob sie von Aufgang der Sonne herkämen, d. h. sie zweifelten ob sie diese für Menschen oder für höhere Wesen halten sollten. Sonst war die Weise des ehrfurchtsvollen Grußes dieselbe in Yucatan wie in Mexico: man berührte mit der Hand die Erde und küßte dann jene oder erhob sie zum Himmel (Cortes 24, Gomara 308; bei Herrera II, 4, 7 findet sich eine etwas andere Angabe). Bei den Itzaex machte eine Art von Tänzen einen Theil des Cultus aus (Villagutierre VIII, 11); die dramatischen Spiele die es in Yucatan gab (Fancourt 122), scheinen dagegen nur den Zweck der Belustigung gehabt zu haben. Ob auch Musik zum Cultus gehörte, wissen wir nicht; der musikalischen Instrumente gab es viele: Trompeten von Holz, Pfeifen und Flöten von Knochen, gebranntem Thon und Rohr, Muschelhörner und Trommeln, dagegen ist die von Brasseur (II, 65 note) als einheimisches Instrument erwähnte Marimba erst von den Negern eingeführt worden (s. oben II, p. 238).

Die Spuren von Phallusdienst welche Stephens (Yucatan 407) gefunden haben will, sind sehr zweifelhaft, da sie nur auf einer beiläufigen neueren Angabe von Indianern beruhen und bis jetzt nirgends in Mexico und Mittelamerika eine Analogie haben. Dagegen fiel der Cultus des Kreuzes Grijalva (1518) und später Cortes in Cozumel auf (Herrera II, 3, 1), B. Diaz (8) sah in Campeche „etwas Aehnliches wie Kreuze“ aufgepflanzt (unas señales como á manera

de cruces): es war der Gott des Regens und der Fruchtbarkeit (vgl. oben p. 147) welcher von den Eingeborenen unter diesem Bilde verehrt wurde (Gomara 305). H. de Cordova hatte diesen Cultus zuerst in C. Cotoche bemerkt (ebend. 185) der überhaupt in Mittelamerika sehr verbreitet war (Ausführliches bei Kingsborough VI, 4 f.) Ein Bild bei Stephens (Reiseerl. no. 41) macht es wahrscheinlich daß er sich aus alter Zeit herschreibt; man würde sonst geneigt sein ihn mit Torquemada (XV, 49) daraus zu erklären, daß ein Priester von Yucatan einige Jahre vor der Eroberung des Landes durch Montejo (1527) die Ankunft und den Sieg der Spanier als bevorstehend vorausgesagt hat und die Verehrung des Kreuzes dort eingeführt haben soll. Ersteres kann bei den ausgebreiteten Handelsverbindungen zwischen Yucatan und den Nachbarländern kaum befremden. Villagutierre erzählt ausführlich von diesen Prophezeiungen des Priesters Chilan Balam (Chilancalcatl bei Torquemada), und Remesal (V, 7) versichert daß die 1544 nach Campeche gekommenen Dominikaner von den für uns leicht erklärlichen Weissagungen des Priesters Chylamcambal, wie er ihn nennt, gewußt hätten, der dem Herrscher von Myni, der Hauptstadt der Provinz Tutulxiu, 14 leguas von Merida, einen Mantel als Opfergabe für die Götter geschickt und in den Tempelhöfen Kreuze aufgestellt habe die das Volk verehren sollte — vielleicht in der Hoffnung durch dieses ihm bekannt gewordene christliche Symbol die Leiden abzuwenden die seinem Lande von spanischen Eroberern drohten, oder sie doch zu mildern. Das Geheimnißvolle und Wunderbare das noch Brasseur (II, 594) in jenen Vorgängen erblickt, erscheint in diesem Zusammenhange sehr einfach und natürlich.

Die Todten wurden im Hause oder hinter demselben mit ihren Idolen begraben, den Herrscher übergab man dem Feuer, beerdigte seine Asche und baute über dem Grabe einen Tempel. Starb das Haupt einer Familie, so wurde ein hölzernes Bild desselben verfertigt, die Leiche verbrannt und die Ueberreste in dem hohlen Kopfe dieses Bildes aufbewahrt (Herrera IV, 10, 4). Von den guten Menschen glaubte man daß sie nach dem Tode in eine Art von Paradies gelangten, von den Jungfrauen welche starben, daß sie sogar unter die Götter versetzt würden (Fancourt 125); den Bösen aber schrieb man ein unglückliches Loos nach dem Tode zu (Cogolludo b. Kingsb. VI, 113 note).

Es gab in Yucatan „unzählige Bücher“ (P. Martyr 344). Sie

bestanden aus gefalteten Blättern und enthielten die Zeitrechnung, die Sternbilder, die Thiere und Pflanzen des Landes und dessen alte Geschichte, sie sind aber von den spanischen Eroberern und Heidenbekehrern verbrannt worden (Acosta VI, 7, Herrera III, 2, 18). Ebenso besaßen die Itzaex ihre Geschichtsbücher (Analtehes), welche der Canek in seinem Hause aufbewahrte (Villagutierre VI, 4, VIII, 13). Die mit verschiedenen Zeichen und Figuren (caracteres y figuras) bemalten Blätter, ¼ Elle lang und so dick wie ein Piaster, waren von Baumrinde, mit Erdharz überzogen (y rus hojas de betun, heißt es etwas dunkel ebend. X, 12) und an beiden Seiten zusammengelegt wie ein Fächerschirm (ebend. VII, 1).

Die Zeitrechnung in Yucatan war ganz dieselbe wie die der Tolteken und Azteken, und mit Recht hat Brasseur (III, 459) darauf hingewiesen daß die Uebereinstimmung welche in dieser Hinsicht zwischen Mexico Oaxaca Chiapas Yucatan Guatemala und Nicaragua stattfindet, einer der stärksten Beweise für die Identität der Civilisation dieser Länder überhaupt ist. Nur die Namen der Tage Monate und Jahre sind verschieden, die Art und Weise aber auf welche die ersteren und die letzteren gezählt werden, nämlich durch fortlaufende Combination zweier Reihen von Zeichen (s. oben p. 175) ist die nämliche wie in Mexico, und von den 20 Namen der Monatstage im Kalender von Yucatan stimmen wenigstens 8 mit denen des Kalenders von Oaxaca überein. Die Jahresrechnung war in Yucatan von doppelter Art: man rechnete entweder nach Wochen von 13 Tagen, deren 28 mit Hinzufügung eines Tages ein Jahr ausmachten, oder nach Monaten von 20 Tagen, deren 18 mit Hinzufügung von fünf „namenlosen“* und daher unglücklichen Tagen, die am Schlusse hinzutraten, das Jahr ausfüllten, dessen Anfang auf den 16. Juli oder in die Zeit fiel zu welcher die Sonne durch das Zenith ging. Auch der Monat von 20 Tagen war wie in Mexico wieder in 4 kleine Abtheilungen getheilt. Nach der ersten Rechnungsart nun fiel erst nach 13 Jahren der Neujahrstag wieder auf denselben Wochentag, da am Ende jedes Jahres 1 Tag eingeschaltet, die Wochentage aber ohne Unterbrechung immer fortgezählt wurden; nach der anderen dagegen traf schon nach 4 Jahren das Neujahr wieder auf denselben Monatstag, da alljähr-

* Diese Benennung führten sie jedoch mit Unrecht, wie aus dem Folgenden hervorzugehen scheint.

lich 5 Tage hinzugefügt wurden und der Monat aus 4. 5 Tagen bestand: nach beiden Rechnungsweisen zusammengenommen also fiel, weil 4 und 13 keinen gemeinschaftlichen Theiler haben, erst nach 52 Jahren auf das Neujahr wieder derselbe Name. Da man nun das Jahr selbst mit dem Namen seines Anfangstages bezeichnete, so bestand der Katun oder Cyclus aus 52 Jahren; doch gab es neben diesem kleinen Cyclus auch noch einen großen von 13. 24 oder 6. 52 Jahren (Ms. des D. Juan Pio Perez bei Stephens, Yuc. 407, woselbst Näheres). Ungenau sagt Herrera (IV, 10, 4) das Jahr habe aus 365 Tagen und 6 Stunden bestanden und sei in 12 Mondmonate getheilt gewesen. Es ist nichts darüber bekannt ob in Yucatan ähnliche Intercalationen stattfanden wie in Mexico um die Jahresrechnung mit dem Laufe der Sonne in Uebereinstimmung zu setzen, schwerlich besaß man dort eine weniger genaue Kenntniß der Jahreslänge.

Zehn Jahre nach der Entdeckung Yucatan's versuchte Montejo (1527) dessen Eroberung. Diese gelang nur zum Theil und mußte sogar (1535) wieder gänzlich aufgegeben werden. Nach einem zweiten nicht glücklicheren Unternehmen Montejo's (1537) faßten die Spanier endlich festen Fuß und gründeten Campeche (1540) und Merida (1542; Stephens nach Cogolludo). Missionäre, zuerst Franciscaner, waren zwar schon 1534 nach Yucatan gekommen (Torquemada XIX, 13), aber ihre Thätigkeit hatte erst seit 1547 etwas größeren Erfolg, nachdem das Land unterworfen worden und auch die Dominikaner (1544) dort angekommen waren (Remesal V, 7). Die Nachricht welche Montejo von großen Kämpfen erhielt welche die Eingeborenen vor nicht langer Zeit mit den Mexicanern zu bestehen hatten (Benzoni II, 15), bezog sich wahrscheinlich auf die Mexicaner welche Cortes auf seinem Zuge nach Honduras begleiteten. Cortes' Weg hatte hier vorübergeführt, er hatte den Canek der Itzaex in seiner Hauptstadt aufgesucht und dort sein Pferd zurückgelassen, das nach dem Berichte der 1618 dorthin gekommenen Missionäre von den Eingeborenen vergöttert worden war: sie verehrten ein großes Idol von der Gestalt eines Pferdes das mit erhobenen Vorderbeinen auf der Gruppe saß (Villagutierre I, 8, II, 1 und 4 nach der Historia municipal del regno de Yucatan); indessen fand Ursua bei der Eroberung von Peten (1697) nichts dieser Art vor, sondern nur (was wahrscheinlicher lautet) einen eigenthümlich geschmückten Knochen der von Cortes' Pferde

herstammen sollte und von den Itzaex zum Gegenstand der Verehrung gemacht worden war (ebend. VIII, 13). Die Missionäre waren von letzteren schon 1622 umgebracht worden, dasselbe geschah auch anderwärts in Yucatan, und an vielen Orten im Lande brachen Aufstände aus (ebend. II, 9 f.).

Die neueren Zustände der dortigen Indianer, die noch jetzt gleich vielen Weißen im Lande die jedoch stark veränderte Maya-Sprache reden (Waldeck), sind verschieden geschildert worden. Von gutmüthigem friedlichem und fügsamem Wesen, aber auch ohne alle Regsamkeit und Lust zur Arbeit, nicht an den morgenden Tag denkend, gerathen sie, obgleich gesetzlich frei, durch Schulden in Leibeigenschaft bei den Grundbesitzern, zu denen sie in ein Dienstverhältniß oft schon treten müssen um das Recht der Benutzung eines Brunnens zu erlangen, da Wasser in vielen Gegenden des Landes ein kostbares Gut ist (Norman 71, Stephens Reiseerl. 516, 522). Sie leben ganz ihren Priestern ergeben und opfern für religiöse Zwecke, für Wachskerzen und andere Geschenke an ihre Schutzheiligen bereitwillig was sie haben, oft aber ist es unmöglich sie mit Geld zur Arbeit zu bringen (Norman 102, im Widerspruch mit Stephens, Yuc. 267). Sie sind nicht verachtet, sondern stehen meist den Weißen gleich, kleiden sich wie diese und mischen sich mit ihnen, doch verrichten sie in der Regel nur die Geschäfte der Dienstboten, sehr selten sind sie Landeigenthümer; es fehlt ihnen nicht an Fähigkeiten, aber sie sind indolent und apathisch, ihre moralische Kraft scheint ganz gebrochen (Norman 30, Stephens 218). Sie wohnen in Hütten von Stein und Erde, in denen außer einigem Irdengeschirr und Hängematten nur noch rohe hölzerne Kreuze und hier und da ein paar Heiligenbilder sich finden, doch sind sie ziemlich reinlich, betrinken und streiten sich selten, obgleich Stier-, Hahnenkämpfe und das Spiel ihre herrschenden Leidenschaften sind (Norman 32, 41). Den fast patriarchalischen Zustand der Gesellschaft, die Sicherheit der Person und des Eigenthums und die friedliche Fügsamkeit der Eingeborenen gegen ihre Herren, für die sie eine wahre Verehrung hegen sollten, hat Stephens (93) in allzu schönes Licht gestellt: kurze Zeit nach seiner Abreise ist ein Raçenkrieg im Lande ausgebrochen der den verborgenen Haß an den Tag gebracht hat welcher bei keinem Indianervolke gegen die Eroberer seines Landes jemals ganz zu erlöschen scheint.

In Vera Paz bestand in alter Zeit ein wohlgeordnetes Reich mit

einem erblichen Priesterstande, bedeutendem Handel und großen Märkten, über das sich einige Mittheilungen bei Ximenez (200 ff. nach Roman, Republica de los Indios) finden. Nach Torquemada (XI, 19) war es ein Wahlreich mit weisen Gesetzen, doch bemerkt er anderwärts (XII, 10), es sei sehr gewöhnlich gewesen daß die Bewohner einander in die Sklaverei verkauften. Als Geld galten dort kostbare Federn und wenn Strafe zu zahlen war, wozu schon der Lügner verurtheilt wurde wenn ein Anderer durch ihn zu Schaden gekommen war, geschah es in dieser Münzsorte (ebend. 10 u. 13). Sklaven folgten zwar ihrem Herren in's Grab (Ximenez 212), aber es gab in Vera Paz keine Menschenopfer (Remesal III, 18). Kranke pflegten ihre Sünden dem Priester oder Arzte, dem Vater oder dem Ehemanne zu bekennen, und wer in einer solchen Beichte von einer Frau des Ehebruches angeklagt wurde, erlitt ohne weiteren Beweis den Tod (Torquemada XII, 10). Manchè war der Hauptort des Landes, doch wird dieser als den Choles gehörig (Espinosa IV, 26) öfters auch von Vera Paz unterschieden. Die dortigen Indianer hatten Aexte von Kupfer mit denen sie die Bäume fällten ehe sie das Land urbar machten. Idole besaßen sie zwar nicht, aber Altäre, auf denen sie den Göttern der Berge, Flüsse u. s. f. Hühner und andere Vögel opferten und Lichter von schwarzem Wachs brannten; auch räucherten sie mit Copal und zogen sich Blut aus der Zunge, den Ohren und anderen Körpertheilen. Von einem Tempel den es dort gab, ist nur an einer Stelle die Rede (Remesal XI, 19 u. 21).

Vera Paz, mit seinem einheimischen Namen Tuzulutlan „Land des Krieges" und mit Lacandon oft zusammengenannt, ist das berühmte Missionsgebiet das sich Las Casas für seine Thätigkeit auserwählte um der Herausforderung der Spanier zu entsprechen und ihnen zu beweisen, daß es wohl möglich sei die Eingeborenen auf friedliche Weise dem Christenthum zu gewinnen und zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke ließ er mehrere Gesänge verfertigen die von der Weltschöpfung, dem Sündenfall und anderen christlichen Lehren handelten, und sie durch einheimische Kaufleute welche zugleich Geschenke mitbrachten, den dortigen Häuptlingen vortragen. Diese fanden Gefallen daran, und da sie hörten daß es außer den Missionären allen Spaniern verboten sein solle in ihr Land einzudringen, ließen sie die Padres selbst rufen: auf diese Weise gewann Las Casas in Verbindung mit anderen Domini-

kanern, unter denen besonders Luys Cancer und Pedro de Angelo zu nennen sind, im Jahre 1537 Eingang bei ihnen, und es gelang ihm das bisherige Land des Krieges (tierra de guerra) in ein Land des Friedens (provincia de Vera Paz) zu verwandeln (Remesal III, 10 u. 15). Auf die Dauer freilich konnten diese so erfolgreichen Bemühungen des menschenfreundlichen Mannes auch hier den Eingeborenen keinen Segen bringen. In Vera Paz wie allerwärts hatten die spanischen Missionäre nur ihren gewinnsüchtigen Landsleuten den Weg gebahnt: diese folgten ihnen trotz des anfänglichen Verbotes. Unter ihrem Drucke und, wenn wir Gage's Darstellung (III, 68 ff., 108, 155) glauben dürfen, unter der gewissenlosen Nachlässigkeit und Habsucht der Priester, litt in späterer Zeit das geistige wie das physische Wohl der Eingeborenen Schaden. Sie durften keine Waffen mehr führen, nicht einmal Bogen und Pfeil; allwöchentlich wurde aus jedem Dorfe eine gewisse Anzahl von Arbeitern genommen und den einzelnen Spaniern, von denen sie jede Art von Gewaltthätigkeit zu erdulden hatten, für einen äußerst geringen Lohn zugetheilt; oft machte man sie trunken um sie desto leichter betrügen und bestehlen zu können. Der christliche Cultus den sie gelernt hatten, wurde ganz gedankenlos von ihnen fortgetrieben, und auf alle Fragen über christliche Lehren gaben sie gewöhnlich nur die Antwort: „es kann wohl sein daß es so ist." — Die Choles erhielten erst im Jahre 1675 und auf's Neue 1684 Missionäre, welche anfangs zwar eine freundliche Aufnahme bei ihnen fanden, nach kurzer Zeit aber sich wieder zurückziehen mußten (Villagutierre III, 1 ff., Juarros 275).

Die Lacandones waren dem Missionswerke der Dominikaner und den Bekehrten selbst entschieden feindselig: 14 Dörfer hatten sie zerstört, die Bewohner anderer zum Abfall verleitet, die Dominikaner in Coban erschlagen und (1552) ihre Räubereien bis nach Chiapa ausgedehnt (Remesal X, 11, Villagutierre I, 9 f.). Zwar empfahl der König von Spanien sie zu bekehren (Remesal X, 3), da dieß aber zu schwer schien, sendete man vielmehr ein Heer gegen sie ab. Dieses fand sie auf Felseninseln in einem See wohnend, wo sie große weiße Häuser hatten. Götzenbilder gab es nicht bei ihnen, wohl aber Menschenopfer die der Sonne dargebracht wurden (ebend. 12, Villag. I, 11). Sie trieben in früherer Zeit

sehr starken Handel auf Kähnen nach Guatemala, sind aber späterhin stets darauf beharrt sich vor den Weißen zurückzuziehen (Juarros 271). Dieß geschah zunächst als sie um 1693 aufs Neue von Missionären aufgesucht wurden: es gelang zwar die Flüchtigen in dem Dorfe Dolores* zum Theil wieder zu sammeln, alle weiteren Bemühungen sie zu bekehren blieben aber fruchtlos. Dolores bestand aus 103 Häusern von dickem Holzwerk mit Strohdächern. Die Lacandones hielten ihre Wohnungen äußerst reinlich und beklagten sich in dieser Hinsicht über die Spanier; bekleidet waren sie nur mit einem Gürtel und trugen Schmuck in den Ohren und der Nase. Jeder hatte nur eine Frau; der Feldbau wurde von beiden Geschlechtern gemeinsam und fleißiger betrieben als von den pacificirten Indianern. Mit sehr gut gearbeiteten Steinäxten fällten sie die Bäume auf ihren großen Maisfeldern und hielten diese in gutem Stande, hatten Hausgeflügel und Cacao aus dem sie einen Trank bereiteten; auch sonderbar bemalte Tabakspfeifen fanden sich bei ihnen. Die Weiber webten Baumwollenzeuge und machten mancherlei Flechtwerk, das sie sehr hübsch, namentlich gelb und schwarz färbten (Villag. V, 5 f.). In ihren Dörfern standen zwei große öffentliche Gebäude, deren eines der Tempel war, wo sie ihren höchst eigenthümlich gestalteten Idolen Hühner opferten und Räucherungen mit Copal verrichteten (ebend. IV, 14). Einer ihrer Tempel war auf einem freien Platze erbaut und hatte eine große Nische, vor welcher zwei sehr schön gemalte Rauchbecken aufgestellt wawaren, während vier kleinere auf der untersten Stufe des (pyramidalischen?) Tempels — en la grada de tierra — standen. Sie unterhielten große Feuer bei ihren Idolen, da der Cultus, zu dem auch Gesang und Tanz gehörten, hauptsächlich des Nachts stattfand (Espinosa IV, 27 f.), und hatten besondere Priester welche die Opfer verrichteten und die Ehen schlossen. Die Todten wurden unweit des Dorfes im Freien begraben, beide Geschlechter mit den Abzeichen ihrer gewöhnlichen Beschäftigungen (Villag. a. a. O.). Menschenopfer wie bei den Lacandones welche das Opferfleisch verzehrten (Espinosa), fanden Cortes und später (1550) die Dominikaner allgemein im Lande Acalan: das Herz wurde dem Opfer ausgerissen und der Sonne dar-

* Dieses Dorf, nicht zu verwechseln mit dem weit östlicher in Vera Paz gelegenen Dolores, lag am Flusse Lacandones (Usumasinta), wahrscheinlich im Südwesten des See's von Peten (Villagutierre VI, 6.)

geboten (Remesal IX, 2, X, 7). Neuerdings werden die Lacandones als ein harmloses Fischer- und Jägervolk geschildert das sich in Baumwollenzeuge und Baumrinde kleidet und etwas Mais Cacao und Tabak baut (Galindo bei Dupaix I, notes p. 67). Auch in Tabasco wurde wenigstens an hohen Festen Menschenfleisch gegessen (Gomara 311). Die dortigen Waffen waren dieselben wie in Yucatan und Mexico. Auffallend, doch nicht ohne zahlreiche Analogien, ist der Gegensatz zwischen dem energischen Widerstand und der großen kriegerischen Tapferkeit die dem Cortes in Tabasco entgegentraten und der außerordentlichen Gefügigkeit, welche selbst Negern gegenüber, die Bewohner dieses Landes in späterer Zeit gezeigt haben: höchstens entschließen sie sich ihre Heimath ganz zu verlassen, wenn der Druck den sie zu leiden haben, unerträglich wird (Dampier III, 334).

Columbus sagt wiederholt in seinen Briefen daß alle Indianer die er auf seiner ersten Reise gesehen habe (Lucayen, Cuba, Española) dieselbe Sprache redeten; so entschieden er sich hierüber auch bisweilen ausspricht, so äußert er sich doch an einigen Stellen wieder in unbestimmterer Weise, z. B. über die Gleichheit der Sitten und sonstigen Eigenthümlichkeiten welche unter den Bewohnern der Lucayen und denen von Cuba stattfinde, und manche seiner Ausdrücke machen es wieder zweifelhaft ob wir es mit jener ersten Behauptung vollkommen streng zu nehmen haben (Navarrete I, 55, vgl. 46, 134). Indessen diente ihm auf Cuba ein Dolmetscher von Guanahani, dessen Sprache fast dieselbe war, weiterhin aber zeigte sich dieser nicht mehr brauchbar (P. Martyr 37, 42). Cuba und die Lucayen oder Yucaios, wie sie richtiger heißen (Herrera I, 7, 3) waren (nach Las Casas bei Peschel 182) von den Cibuneys oder Ciboneys bewohnt, deren Name sich in dem der Provinz Cibao im Innern von Española oder Haïti wiederzufinden scheint. Im äußersten Westen der Insel um Cap S. Anton werden als ein wildes nicht unterworfenes Volk die Gamatabeis erwähnt (B. Diaz 218). Auf Oviedo's Bemerkung (VI, 43) daß die Bewohner von Cuba Española und den Lucayen, auf welchen Gomara (178) mehrere Sprachen angiebt, drei einander unverständliche Sprachen geredet hätten, würde sich schon deshalb nur

wenig geben lassen, weil er ihr selbst (XVII, 4) widerspricht, indem er wie Gomara (185) die Eingeborenen jener beiden großen Inseln als in jeder Hinsicht, auch sprachlich nur wenig (dialektisch) voneinander verschieden bezeichnet. Eine Indianerin aus dem Nordwesten von Española, bezeugt Columbus bestimmt, redete dieselbe Sprache welche auf der Nordküste des östlichen Cuba herrschte (Navarrete I, 86, 93): der Häuptling Hatuey also, welcher von dort nach Cuba vor den Spaniern flüchtete und sich im Osten dieser Insel eine Herrschaft gründete (Herrera I, 9, 3), suchte nur seine Landsleute und Stammverwandten auf. Weiter nach Osten hin aber, jenseits Acul, fand Columbus auf Española eine Sprache die bedeutend verschieden war von der des äußersten Nordwestens (Navarrete I, 105). Da mehrere Theile der Insel sich im Besitze von Cariben befanden (s. oben III, 350), gegen deren Angriffe und räuberische Einfälle sich die einheimischen Fürsten oft miteinander verbanden (Oviedo III, 4), würde sich die Verschiedenheit der dortigen Sprachen am einfachsten auf diese beziehen lassen, obwohl sich nicht mit Sicherheit behaupten läßt daß die älteren Eingeborenen alle eines Stammes waren. Unter den verschiedenen Sprachen die es auf Española gab, war die im Reiche des Guarionex, im östlichen Theile des Inneren (Vega Real) herrschende die hauptsächlichste und allgemein verstanden (Herrera I, 3, 4); sie wurde dort und in Xaragua, weiter im Westen, am reinsten gesprochen (ebend. und Charlevoix I, 53, 62).

Ist es demnach wahrscheinlich daß, abgesehen von den Cariben auf Española, die Bewohner dieser Insel denen von Cuba und den Lucayen stammverwandt waren — die Bermudas fand man unbewohnt (Oviedo L, 26) — so gilt dieß weiter auch von Jamaica, wo ganz die nämliche Sprache herrschte wie auf Cuba (B. Diaz 9, dieselbe wie auf Haiti sagt Oviedo XVIII, 1) und von Puerto rico, dessen Bevölkerung wie die von Jamaica (Oviedo XVIII, 1, Gomara 183) in allen Stücken der von Haiti ähnlich war (Gomara 180). Da Grijalva Eingeborene von Cuba als Dolmetscher in Campeche benutzte (P. Martyr 335), liegt zwar der Schluß nahe daß die Bewohner der Großen Antillen zum Maya-Stamme gehörten; wie leicht indessen diese Thatsache auch einer anderen Auslegung fähig ist auf welche schon Vater (Mithrid. III,

3, 3) hingewiesen hat, zeigt der Umstand daß nicht bloß die Inseln untereinander (Española und Puerto rico, Herrera I, 7, 4), sondern auch mit dem Festlande in vielfachem Verkehr standen, denn im Innern von Haiti erhielten die Entdecker Nachrichten nicht nur von der Insel Yamaye (Jamaica), sondern auch, wie später auf Cuba, von dem nahen Continente selbst (Peschel 216, 252, vgl. 180 Anm): die Entwickelung des Verkehrs konnte Einzelne zur Erlernung des Maya geführt haben, wenn es für die Bewohner der Inseln eine fremde Sprache war. Das Wenige was von der Sprache von Haiti noch übrig ist, scheint nicht für deren Verwandtschaft mit dem Maya zu sprechen, an das nur der Name einer der Lucayen, „Mayaguana,“ jetzt Mariguana (de Laet I, 16 und Alcedo, Art. Maguana) zu erinnern scheint, welcher sich gewöhnlich in der Form „Maguana“ (auf der Karte bei Charlevoix „Mayaguana“) als Benennung einer Landschaft auf Española wiederfindet. Dahin gehört auch der von Alcedo genannte Fluß Mayagues auf Puerto rico und der von P. Martyr (286) angeführte Ortsname Maiaguariti auf Española.

Wir haben anderwärts schon berührt (III, 350) daß der Sage nach die ältesten Bewohner Haiti's von Martinique gekommen sein sollen. Wahrscheinlich waren diese Einwanderer Arowaken, da die Anwesenheit der letzteren auf den kleinen Antillen wo sie von den Cariben ausgerottet wurden, bestimmt bezeugt ist und die Ortsnamen auf Haiti, die zum Theil arowakisch sind, ebenfalls dafür sprechen (R. Schomburgk in N. Ann. des v. III, 168 ff.). Mit Unrecht behauptet daher Peschel (184) daß es an einem haltbaren Grunde für die Abstammung der Bewohner der Großen Antillen von den Arowaken fehle; auch ist diese Ansicht als die Meinung der Cariben selbst schon von älteren Reisenden wie Raleigh u. a. bezeichnet worden (Bryan Edwards 24).

Vielleicht gelingt es ferneren sprachlichen Untersuchungen einen höheren Grad von Gewißheit noch darüber zu erlangen ob die Großen Antillen und Lucayen wirklich von Mayas Arowaken und Cariben bevölkert gewesen sind. Die wenigen alterthümlichen Reste die R. Schomburgk (a. a. O., J. R. G. S. XXIII, 280, Bullet. soc. géogr. 1852, II, 143) auf Haiti entdeckt hat, vermögen darüber kein Licht zu verbreiten. Es sind in Stein gegrabene Menschenbilder, die sich in Höhlen finden und von richtiger Auffassung zeigen, und ein großer Ring von

ungeheuern platten Steinen in dessen Mitte ein Granitblock von 5½' Länge steht welcher einst eine menschenähnliche Gestalt gehabt zu haben scheint, in der Nähe von S. Juan de Maguana; ferner ein 10 Pfd. schwerer Indianerkopf mit stark abgeplatteter Stirn aus Trappfelsen gehauen und bei Cap Cabron gefunden; ein alter Begräbnißplatz mit runden oder vielmehr oblongen tumulis auf denen oben Felsstücke standen, und einige Erdmauern, die Trümmer des sogenannten Palastes der Königin Constanza. Höhlen mit menschlichen Gebeinen soll es auf den Großen und Kleinen Antillen geben, und auf Isle à Vache im Südwesten von Haiti hat man napfförmig ausgehöhlte Steine von 2' Durchmesser und kleine irdene Figuren angetroffen. Ueber die rohen Skulpturen der Insel Haiti vgl. auch Moreau de St.-Méry, Descr. de la partie française de St. Domingue I, 264. Wer mit Schomburgk geneigt ist sich die Großen Antillen in vorhistorischer Zeit im Besitze eines untergegangenen Culturvolkes zu denken, wird sich ohne Zweifel zunächst der Mayas erinnern.

Die Eingeborenen von Española waren kleiner als die Spanier und von untersetztem Körperbau. Columbus nennt sie fast so hell wie die Spanier (Navarrete I, 92), was Torquemada (XIV, 25) wohl richtiger nur von einigen ihrer Weiber gelten läßt, da die Hautfarbe von Gomara (172) als hell kastanienbraun angegeben wird, obwohl sie Oviedo (Sumario 475) als gelblich, Charlevoix (I, 36) aber als sehr dunkel, zum Theil in Folge der Bemalung mit Roucou, bezeichnet. Besonders schöne Weiber soll es in Xaragua gegeben haben, doch erschienen die Eingeborenen im Allgemeinen den Spaniern vielmehr als häßlich. Nur ausnahmsweise hatten sie etwas Bart und Körperhaar (Oviedo, Sum. 475, 486); die kleine Stirn war durch künstliche Abplattung, die auch den Hinterkopf traf, wenigstens scheinbar vergrößert, was für eine Schönheit und für ein Zeichen der Stärke (des Adels?) galt, die Augen klein mit trüb weißer Hornhaut, die Zähne schlecht und die großen Nasenlöcher weit geöffnet (Oviedo III, 5, Gomara 172), der Schädel war so hart daß die spanischen Schwerter oft an ihm zerbrachen (Oviedo V, z. A.), was Herrera (I, 1, 16) aus der Gewohnheit erklärt den Kopf stets unbedeckt zu tragen. An den Bildern bei Oviedo fallen, wie Peschel (181) bemerkt, besonders die flache Stirn und der vortretende Kiefer auf. Die Bewohner von Cuba waren von schönerem Wuchs als die von Haiti; auch

die der Lucayen waren gut gebaut, den Canariern an Farbe gleich und hatten große Köpfe mit hohen Stirnen, aber ihr Kopfhaar war so stark und hart wie Pferdehaar (Navarrete I, 22, Gomara 178), welches Letztere Torquemada (XIV, 25), der den Bewohnern von Cuba Jamaica und den Lucayen meist viereckige Stirnen und abgeplatteten Hinterkopf zuschreibt, zu sehr gemildert ausdrückt (cabellos moderadamente delgados).

Ueberall fand Columbus die freundlichste Aufnahme, auf den Lucayen, in Cuba, vor Allem aber in Española, dessen Bewohner er noch sanfter und gutmüthig liebenswürdiger schildert als die anderen. „Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst," sagt er von ihnen, „führen immer die sanftesten und lieblichsten Reden und lächeln dazu" (Navarrete I, 24, 110, 113). Um Freundschaft mit den Fremden zu schließen boten sie ihnen wie die Insulaner der Südsee überall die Vertauschung der Namen an (Navarrete I, 320, Oviedo XVI, 2, P. Martyr 40) und bewiesen sich dann gefällig und hülfreich ohne Begehrlichkeit und Betrug, waren schüchtern und ohne Rachsucht, obwohl es ihnen weder an Schlauheit noch an Kampfesmuth fehlte. Freilich hatten sie Waffen von nur geringer Güte: hölzerne Schwerter und Wurfspieße welche mit Spitzen von Holz das im Feuer gehärtet war oder (auf Guanahani) mit solchen von Fischgräten versehen waren und mit einem Wurfstocke geschleudert wurden (Navarrete I, 21, 75, 219, Oviedo III, 5). Mit Bogen und Pfeil wußten viele nicht ordentlich umzugehn (Charlevoix I, 46), obgleich die Angriffe welchen amentlich Puerto rico und Española von den Cariben erfuhren, häufig und gefährlich waren, und auch Guanahani den Einfällen Fremder die aus Nordwesten herkamen, sich ausgesetzt sah (Navarrete I, 23).

Von der Natur reich gesegnet, waren sie nur mäßig betriebsam. Indessen hatten sie Landbau in bedeutender Ausdehnung (Navarrete I, 92). Maniok und nächstdem Mais waren ihre wichtigsten Nahrungspflanzen, doch bauten sie auch Kürbisse und Bohnen, Ignamen, Bataten, Ananas, Maguey, Aji und mancherlei Kräuter (Oviedo VII, 1, 3, 11 ff., Acosta VI, 16, Herrera I, 3, 3). Um ein Stück Land zu cultiviren war nichts weiter nöthig als daß das Buschwerk abgeschnitten und verbrannt wurde; darauf stach man Löcher in den Boden mit einem spitzigen Stocke, dem einzigen Ackerbaugeräthe das es auf den Antillen gab, und besorgte die Einsaat. Solange die Pflan-

zen noch klein waren, wurden die Felder gejätet (Oviedo, Sumario 475), wenn er reifte, von Knaben gegen die Vögel geschützt, und in manchen Gegenden wo es nöthig war, künstlich bewässert (P. Martyr 303). Besondere Sorgfalt wurde dem Anbau des Cacao zutheil, dessen Bohnen auch hier allgemeines Tauschmittel waren, daher das kostspielige Getränk das man aus ihnen zu bereiten verstand, nur ein Luxus der Reichen und Vornehmen blieb (Oviedo VIII, 30). Der Mais wurde mit einem runden Steine auf einem hohlen gemahlen und dann zu kleinen Kuchen verbacken, gekocht oder geröstet, aus dem Maniok aber durch Auspressen zuvor das Gift entfernt. Salz gewann man auf Española und anderwärts durch das Kochen des Meerwassers (Oviedo VI, 6). Nächst dem Landbau war die Fischerei für sie ein wichtiges Subsistenzmittel (Gomara 174), bei der sie sich zum Fang von großen Fischen und Schildkröten hauptsächlich eines kleinen Raubfisches bedienten: diesen banden sie an einen langen starken Faden an dessen anderem Ende ein Stück Holz befestigt war und pflegten ihm schöne Reden zu halten wenn sie ihn losließen oder mit der Beute wieder zurückzogen (Oviedo XIII, 9, P. Martyr 39). Außer mancherlei Geflügel das sie zum Theil auf sehr geschickte Weise zu fangen verstanden (s. Oviedo XVIII, 2), verzehrten sie auch Mäuse Kaninchen und Eidechsen (Oviedo, Sumario 477), welche letzteren (die Iguana) auch bei den weißen Creolen eine beliebte Speise sind; namentlich aber zogen sie auf allen Inseln auch eine später verschwundene kleine Raçe von Hunden die sie zur Jagd gebrauchten (Oviedo XII, 5). Auch spirituöse Getränke zur Berauschung besonders bei ihren Tänzen fehlten nicht (Gomara 174). Das Tabakrauchen geschah aus gabelförmigen Röhren deren Doppelende in die Nasenlöcher eingeführt wurde, während man das andere Ende in den auf Kohlen liegenden Tabak steckte. Diese Röhren, nicht das Kraut, führten den Namen tabaco, und das Schlucken des Rauches galt ihnen für um so gesünder, als es zugleich ein Genuß und eine religiöse Handlung war (Oviedo V, 2). Aehnlich mag es sich mit dem Ballspiele verhalten haben, zu dem wie in Mexico solide elastische Bälle dienten, welche nur mit dem Kopf oder Ellenbogen, der Hüfte oder dem Knie geschlagen werden durften (ebend. VI, 2).

Auf Haiti fand Columbus die Eingeborenen ganz unbekleidet (Navarrete I, 92), nämlich die Männer und Mädchen, wogegen die

verheiratheten Weiber wenigstens einen kurzen Rock oder einen handbreiten Schurz von Baumwollenzeug trugen (Oviedo III, 5, VI, 2, ders., Sumario 475, Gomara 172). Ebenso war es in Cuba, wo es indessen viele Baumwolle und gewebte Zeuge gab (Navarrete I, 51 f.). Auf den Lucayen, außer in Guanahani, waren die Frauen bekleidet (ebend. 21, 31) und die Bevölkerung gesitteter als man sie auf dem Festlande fand (Gomara 178). Vornehme Frauen trugen nach Charlevoix (I, 37) selbst auf Haiti einen Rock der bis auf die Füße reichte. Runde Hütten mit einem Spitzdach von Blättern und nur einem niedrigen Eingang, auf einigen Pfosten ruhend deren Zwischenräume mit Rohr ausgefüllt wurden, waren dort wie auf den Lucayen (Navarrete I, 31) die gewöhnlichen Wohnungen (Oviedo VI, 1). P. Martyr (25) erzählt von dem Hause eines Caziken das 32 große Schritte im Durchmesser hatte, mit buntem Rohr gedeckt und von kleineren Hütten umgeben war. Größere Häuser hatten bisweilen bedeckte Vorhallen und ihr Dach ruhte auf einem Balken dessen gabelförmige Stützen den inneren Raum in zwei Theile schieden (Herrera I, 1, 13, Charlevoix I, 52). Auf Cuba gab es Häuser in denen 100—200 Menschen zusammenwohnten (Herrera I, 1, 14). Wie in einigen Theilen der tierra firme bekleidete man auch auf den Antillen die Häuser außen mit zartem wohlriechendem Rohr und zierte sie mit so feinem Flechtwerk daß sie gemalt zu sein schienen; eines derselben hat ein Spanier einmal für 600 pesos de oro gekauft (Torquemada III, 2). Die Dörfer waren meist nur klein und ihre Häuser lagen oft weit voneinander entfernt, da die Eingeborenen ganz untereinander in Frieden lebten. Auf dem großen Platze der zum Ballspiel bestimmt war, lag die Wohnung des Caziken; sonst umstanden häufig je vier Häuser einen freien Platz (ebend. 3). Man hielt sich dort für so sicher daß ein quer vor die Thür gelegtes Rohr genügte das Eigenthum zu schützen (Herrera I, 2, 11); freilich wurde aber auch der kleinste Diebstahl durch Pfählung bestraft (Oviedo V, 3). Solche Verbrechen waren selten, da der Geiz verabscheut und die Eingeborenen, besonders was Speise und Trank betraf, äußerst freigebig waren: es nimmt sich daher sonderbar aus daß Gomara (173) nachdem er dieß erzählt hat, hinzufügt, sie seien von sehr schlechtem Charakter gewesen.

Sie besaßen und übten mancherlei Kunstfertigkeiten. Fleißiger und geschickter als die anderen waren die Bewohner von Jamaica, welche

sich durch höhere geistige Begabung auszeichneten (P. Martyr 35). Die Baumwollenzeuge welche es auch auf den Lucayen gab (Navarrete I, 31) haben wir schon erwähnt. Ihre mit Thiergestalten bemalten irdenen Gefäße und die mit Schnitzwerk verzierten Sessel werden von P. Martyr (64) gerühmt, zumal da sie nächst dem Feuer mit dem sie Baumstämme zu Kähnen aushöhlten, nur steinerne Aexte und Muschelschalen als Werkzeug hatten. Auf den Lucayen gab es Kähne die aus einem Stamme verfertigt, bis zu 45, in Cuba solche die 60—80 und selbst 150 Menschen fassen konnten (Navarrete I, 22, 73, 171). In Jamaica fand Columbus ein Boot von 96′ Länge und 8′ Breite (Peschel 180). Ihre Fahrzeuge gingen auf Schaufelrudern; nur die Cariben scheinen Segel gehabt zu haben (Oviedo VI, 4, Berthelot im Bullet. soc. géogr. 1846 II, 13). Aus Pflanzenfasern verfertigten sie Seile Netze und Hängematten und durchschnitten mit manchen derselben (den Fasern des Cabuya und Henequen) mit Hülfe eines aufgestreuten feinen Sandes Steine und selbst Metalle (Oviedo VII, 10). Gold wurde nur als Schmuck geschätzt und namentlich in der Nase getragen (P. Martyr 32). In Haiti verarbeitete man es zu Stangen und mancherlei anderen Formen, namentlich zu Masken die mit guten Steinen besetzt wurden (Navarrete I, 98, 115, 118); auch von goldenen Kronen der Caziken ist die Rede, doch verstanden sie das Metall nicht zu schmelzen, sondern nur zu hämmern (Herrera I, 1, 19). Auf Cuba gab es ebenfalls gut gearbeitete Masken und steinerne Bildwerke welche Weiber darstellten (Navarrete I, 42). Von Musikinstrumenten besaßen sie Hörner von sehr lautem Klang (Herrera I, 3, 4) und Pauken die mit Menschenhäuten bespannt waren (Oviedo VI, 30).

Española, das uns in jeder Beziehung besser bekannt ist als die übrigen Inseln, war zur Zeit der Eroberung in fünf voneinander unabhängige Länder getheilt. Magua, d. i. „die Ebene“ (Alcedo III, 430), Vega Real, der östliche Theil des Inneren, stand unter Guarionex; Maguana oder Mayaguana, südwestlich von jenem und durch das rauhe Gebirgsland Cibao von ihm getrennt,* unter Caonabo,

* Cibao, das Charlevoix (I, 61) als eine Provinz von Maguana bezeichnet, gehörte dem Urmatex, einem Vasallen des Guarionex, und führte von seiner rauhen Beschaffenheit den Namen Hayti (Haïti), der später auf die ganze Insel übergegangen ist. Den nördlichen und östlichen Theil des Innern der Insel nennt P. Martyr (286) Caiabo, das Land im Westen von dort an der Nordküste, Bainoa.

einem von auswärts, nach Torquemada (XI, 13) von den Lucayen gekommenen „Cariben,“ dessen Frau Anacaona die Schwester des Behechio war welcher Xaragua, den Südwesten der Insel, beherrschte. Goacanari (Goacanagari) gebot über Marien, den Nordwesten; Cayacoa über Higuey, den äußersten Südosten des Landes, doch scheint es außer diesen fünf noch mehrere unabhängige Häuptlinge gegeben zu haben (Oviedo III, 4). Die Fürsten oder Caziken fanden überall den pünktlichsten Gehorsam, das Volk lebte in der vollkommensten Unterthänigkeit. Von jenen allein wurden auf den Lucayen sowohl die Jagd als auch der Landbau angeordnet, ihnen allein fiel auch die ganze Ausbeute zu und wurde von ihnen ganz nach eigenem Ermessen vertheilt (Gomara, P. Martyr), und obgleich es auf Española bisweilen einem Unterthanen gestattet wurde mit dem Herren aus einer Schüssel zu essen (Torq. XI, 14), war die Macht der Caziken dort doch nicht weniger unbegrenzt. Sie genossen die Auszeichnung auf einer Bahre getragen zu werden (Navarrete I, 96); die Weise der Anrede deren man sich gegen sie bediente, war verschieden von derjenigen mit welcher man sich an den Adel wendete, und ein ähnlicher Unterschied wurde zwischen diesem und dem Volke gemacht (Torq. XI, 13). In Cuba, das zur Zeit der Entdeckung in 29 Provinzen getheilt gewesen sein soll, trugen die Caziken einen Federbusch zum Schmuck (Berthelot a. a. O. 11 f.). Außer den erwähnten drei Ständen gab es Sklaven, die von ihren Herren mit einem schwarzen Pulver tättowirt zu werden pflegten (Oviedo VI, 17).

Die Erbfolge ging in Haiti zunächst auf den erstgeborenen Sohn oder, wenn Söhne fehlten, auf den Schwestersohn über, doch ging diesem entweder der Bruder des Verstorbenen welcher mit ihm denselben Vater hatte oder der nächste Verwandte der Mutter des Verstorbenen vor, je nachdem das Vermögen und die Würde von väterlicher oder von mütterlicher Seite herstammte (Oviedo V, 3, Gomara 173; P. Martyr 304 spricht sich in letzterer Hinsicht anders aus): auch Weiber gelangten bisweilen zur höchsten Gewalt. Nur die nächsten Blutsverwandten konnten keine Ehe miteinander eingehen (Oviedo, Sumario 475). Viele Weiber hatten nur die Reichen und Vornehmen; eine unter ihnen war die Hauptfrau, doch lebten sie ohne Streit miteinander (Oviedo V, 3). Die groben Ausschweifungen welche ihnen Schuld gegeben werden, scheinen sich auf die vornehmen Weiber be-

schränkt zu haben und nächstdem hauptsächlich aus der Verführung durch die Spanier entsprungen zu sein, dem Volke waren sie fremd; Las Casas (Beschr. 108, Oeuvres I, 190) versichert daß nach seinen Beobachtungen weder in Westindien und Yucatan noch in Peru Sodomie geherrscht habe, wenn sie auch an einzelnen Orten vorgekommen sein möge.

In manchen Gegenden von Haiti mußten einige Lieblingsweiber dem Caziken lebendig ins Grab folgen, wenn sie sich nicht der Beschuldigung des Ehebruches aussetzen wollten (Oviedo V, 3, P. Martyr 304, Charlevoix I, 45). Die Leiche des Herrschers, aus der man vorher die Weichtheile entfernt hatte, wurde am Feuer getrocknet, mit Streifen von Baumwollenzeug umwickelt und auf einer Bank sitzend in einem Gewölbe beerdigt, wohin man ihm auch Brod Wasser und Salz, einige Früchte und seine Waffen mitgab; von den Gemeinen pflegte man nur die Köpfe aufzubewahren (Gomara 173, Herrera I, 3, 3). Für die vorzugsweise Speise der Todten galt die Mamey-Frucht, die deshalb nicht genossen wurde (Charlevoix I, 59). Das Leben im Jenseits dachte man sich im Allgemeinen als ein glückliches, doch hat sich in Cuba auch der Glaube an ein verschiedenes Loos der Guten und Bösen im anderen Leben gefunden (Herrera I, 3, 3 und 2, 14). Schwerkranke setzte man aus auf dem nächsten Berge und gab ihnen nur etwas Wasser mit und einige Speise (Torquemada XIII, 35); Sterbende wurden sogar erstickt (Herrera). Die Kur der Kranken bestand im Aussaugen, Anblasen, Reiben der schmerzenden Stelle; ein vom Arzte in den Mund genommener Stein wurde dann von ihm hervorgezogen und damit die Ursache der Krankheit für beseitigt erklärt. Indessen war die ärztliche Thätigkeit nicht immer ohne Gefahr, da ein unglücklicher Ausgang oft schwer gerächt wurde, wenn der Aberglaube an dem Todten selbst ein Zeichen eines vom Arzte gemachten Fehlers zu erkennen meinte (Gomara 173, P. Martyr 108, Herrera I, 3, 4).

Auf Cuba fand Columbus keinen Götzendienst, wohl aber den Glauben an einen Gott im Himmel: alle Kraft und alles Gute kam nach der Meinung der Eingeborenen vom Himmel herab (Navarrete I, 53, 170). Die Bewohner von Española welche die Sonne und den Mond verehrten, nannten das höchste Wesen Jocaúna und Guamaónocon und hatten fünf verschiedene Namen für Mamona, die

Mutter desselben (P. Martyr 102 f.). Nach Torquemada (VI, 17) hieß der höchste Gott Atabex und man schrieb ihm nicht bloß eine Mutter, sondern auch einen Bruder Guaca zu. Es scheint daß er keinen Cultus erhielt, sondern daß ein solcher nur den niederen Göttern zutheil wurde (Charlevoix I, 54). Daß das höchste Wesen und seine Mutter als Sonne und Mond zu deuten seien (Müller 177) ist nicht wahrscheinlich, da diese letzteren der Sage nach aus einer gewissen Höhle, die ersten Menschen aber aus zwei anderen hervorgegangen sein sollten: die Menschen, heißt es, wohnten sonst unter der Erde und es war ihnen verboten die Sonne zu sehen welche ihre Höhle bereits verlassen hatte. Da ging ein Wächter aus um zu schauen, wurde aber von der Sonne überrascht und versteinert; Anderen die ebenfalls neugierig waren, geschah dasselbe, sie wurden in Bäume verwandelt (P. Martyr 105 ff.) und nach mehrfachen Umgestaltungen (Charlevoix I, 38), die vielleicht auf die Lehre von einer allmälichen Vervollkommnung der Schöpfung zu deuten sind, trat die vollendete Menschengestalt hervor. Die Höhle aus welcher Sonne und Mond entsprungen sein sollten, nicht weit von Cap Français, wurde als ein Heiligthum hochgeehrt (Herrera I, 3, 3), sie enthielt zwei Idole, wahrscheinlich diejenigen von denen Benzoni (I, 26) sagt, daß zu ihnen viel gewallfahrtet worden sei, und viele Götzenbilder waren an den Wänden eingehauen (Charlevoix I, 60). Andere Sagen erzählten von dem Ursprunge des Meeres aus einem Kürbis (Gomara 173), von der Entstehung des Weibes aus einem Geschwüre an welchem der Mann litt, von dem Versinken eines großen Continentes der einst die Inseln miteinander verbunden haben sollte (P. Martyr 106). Was Herrera (I, 9, 4) als Tradition von Cuba über die Weltschöpfung und die große Fluth mittheilt (vgl. Clavigero, Append. I, 2), stammt offenbar aus christlicher Quelle.

Ihre rythmischen Gesänge (Areitos) brachten die Eingeborenen von Española in Verbindung mit Tänzen zur Aufführung welche die Spanier den ländlichen Tänzen ihrer Heimath ähnlich fanden (Oviedo V, 1). Sie behandelten historische Gegenstände, die Liebe und den Krieg (P. Martyr 280), und scheinen zum Theil von profaner Art gewesen zu sein, wie die Tänze und Waffenspiele mit denen die Spanier in Xaragua empfangen wurden (ebend. 59), zum Theil aber auch die Bedeutung religiöser Mysterien gehabt zu haben, in welche nur die

Söhne der Caziken eingeweiht wurden um sie an hohen Festen vor dem versammelten Volke aufzuführen (ebend. 107). Die Caziken nämlich standen, ohne selbst Priester zu sein, doch an der Spitze des Cultus: die Tempel und Opferplätze (Cues), wo die Gottesverehrung stattfand, waren entweder ihre Häuser selbst oder Hütten die als ihnen gehörig betrachtet wurden (Herrera I, 3, 3, Torquemada VIII, 8); dort waren die Bilder ihrer Ahnen aufgestellt, welche von Holz, inwendig hohl und mit einem Rohre versehen, nur von ihnen um Orakel befragt werden konnten und nur aussprachen was sie selbst ihnen eingaben. Sie berauschten sich zu diesem Zwecke mit einer Art von Schnupftabak und führten die heilige Handlung allein aus, von der natürlich das Volk ausgeschlossen blieb (P. Martyr 109). Verschieden von diesen Statuen, deren jede den Namen des Caziken trug dessen Gebeine sie umschloß, waren die eigentlichen Götzenbilder, welche jedoch auf den Antillen weder in großer Anzahl vorhanden waren noch eine besonders hohe Verehrung genossen (Torquemada VI, 17). In bedeutendem Ansehn dagegen standen die Priester, welche zugleich Aerzte und Wahrsager und die eigentlichen Mittelspersonen zwischen den Menschen und den Göttern waren (Gomara 173). Sie hießen wie die Götterbilder selbst Zemes (Cemis), da sie viele derselben im Besitze hatten und stets eines derselben als Abzeichen ihrer Würde an sich trugen, oder wurden mit einem besonderen Namen Buhitis oder Butios genannt (Oviedo V, 1, Herrera I, 3, 4, Charlevoix I, 57). Die Zemes waren von Holz, Lehm, Kreide, Stein oder Gold und manche von ihnen mit Baumwolle ausgestopft (Oviedo V, 1, Gomara 172, P. Martyr 103, Charlevoix I, 54). Es fand sich unter ihnen ein weibliches Marmorbild mit zwei männlichen Dienern zur Seite, deren einer als Götterbote bezeichnet wurde, während der andere ein Wassergott war der das Land bisweilen mit Ueberschwemmung heimsuchte (P. Martyr 111). Manche dieser Götzen waren von sehr wunderlicher Gestalt, hatten viele Köpfe und Schwänze, verschieden geformte Augen und Ohren, und zeigten furchtbare Zähne (Oviedo V, 1, vgl. die Abbildungen auf der Karte bei Charlevoix zu I, 61). Drei Steinbilder wurden als Götter der Feldfrüchte, der Geburten und des Wassers verehrt (Herrera I, 3, 3). Andere hatten die Gestalt von Kröten, Krokodillen, Schildkröten, Schlangen, auch ein vierfüßiges, einem Hunde ähnliches Thier befand sich darunter (Charlevoix I,

54, Benzoni I, 26). Sie waren in Española in den Häusern aufgestellt (Navarrete I, 222), auch band man sich solche an die Stirn beim Auszug in den Krieg und erwartete von ihnen die Gewährung aller Wünsche (P. Martyr 103). Es gab viele religiöse Feste, zu deren Feier sich die Eingeborenen mit Blumen und anderem Putze schmückten, beteten und sangen; um der Aehnlichkeit willen die es mit Gebräuchen der Mexicaner und der Mayas hatte, ist besonders eines derselben bemerkenswerth, bei welchem eine große Prozession gehalten und geweihte Kuchen dargebracht wurden, die man zerbrach, austheilte und als Schutzmittel gegen alles Unglück das ganze Jahr hindurch sorgfältig aufbewahrte. Auch pflegten bei dieser Gelegenheit diejenigen welche sich dem Heiligthume näherten, sich vorher zum Erbrechen zu reizen um vor dem Gotte (wie wir sagen würden) reinen Herzens zu erscheinen (Gomara 173, Charlevoix I, 56). Mehrtägigen Fasten mußte sich namentlich unterwerfen wer den Ausgang eines wichtigen Unternehmens, z. B. eines bevorstehenden Krieges, im voraus erfahren wollte (Herrera I, 3, 4). Emile Nau (Hist. des Caciques d'Haiti. Porte au Prince 1855) erzählt von einem Culturheros Lonquo, der den Eingeborenen der Sage nach ihre Künste und Kenntnisse gelehrt habe (vgl. darüber Ausland 1856 p. 170 ff.).

So freundlich sich das Verhältniß sogleich anfangs gestaltete in welches die Spanier zu den Eingeborenen von Española traten, war der Frieden doch nur von kurzer Dauer. Raub und Gewaltthaten jener riefen schon seit der ersten Reise des Columbus eine Feindschaft hervor, deren nächste Folge die Ermordung der 38 Gefährten war welche er in der neu gegründeten Kolonie zurückgelassen hatte. Columbus selbst behandelte allerdings die Bewohner der neu entdeckten Länder großentheils menschenfreundlich und milde, und schrieb ein gleiches Verfahren auch seinen Untergebenen vor (Navarrete II, 111). Meist schonte er ihr Eigenthum aus Humanität, obwohl er so wenig als irgend einer der späteren Entdecker ein Recht derselben eine solche Schonung zu verlangen oder ein Recht auf den Besitz ihres Landes anerkannte, denn „Empörer" hießen alle die sich nicht aus freien Stücken vollständig unterwarfen. Es galt seiner Zeit als unangefochtener Grundsatz daß Heiden in jeder Hinsicht rechtlos seien: sie zu berauben und zu Sklaven zu machen war eine rechtlich ganz unverfängliche Handlung, sie ihrer Freiheit zu berauben zum Zwecke der Bekehrung,

selbst ein verdienstliches Werk. Columbus stand in dieser Rücksicht nicht über seiner Zeit: ganz unbefangen rieth er seiner Königin die Kosten welche seine Fahrten verursachten, durch Menschenraub und Sklaverei zu decken, und machte damit in der stillschweigenden Voraussetzung selbst den Anfang daß sein Vorschlag Billigung finden werde. Diebstähle befahl er grausam mit Verstümmelung zu bestrafen und rieth zu Hinterlist und Verrath gegen den Caziken Caonabo, als dessen Feindseligkeit den Spaniern Schwierigkeiten bereitete. Hierzu fand er an Hojeda das geeignete Werkzeug: Caonabo wurde mit List gefangen, sein Weib Anacaona floh zu ihrem Bruder nach Xaragua und die Insel war damit pacificirt (Navarrete III, 166, Oviedo III, 1). Guarionex, welchen auszuliefern die Ehrenhaftigkeit des Maiobanex standhaft verweigert hatte, weil er unschuldig und brav sei (P. Martyr 82), wurde offen angegriffen, geschlagen und seiner Macht beraubt (Oviedo III, 2). Die Furcht vor der Macht welche die verrätherisch behandelte Anacaona noch besaß, erweckte den Verdacht daß sie auf Empörung sinne: man griff daher gegen sie zu neuem Verrath. Ovando veranstaltete zu diesem Zwecke ein Turnier und ließ bei dieser Gelegenheit die versammelten Häuptlinge niedermetzeln (Oviedo III, 12, Herrera I, 6, 4). Der Krieg welcher in Higuey ausbrach (1502) war durch die Niederträchtigkeit eines Spaniers hervorgerufen der muthwillig seinen Hund* auf einen Caziken hetzte und diesen zerreißen ließ; Bedrückungen der Eingeborenen führten dort zwei Jahre später zu einem zweiten Kriege (Herrera I, 5, 4, I, 6, 8).

Diese Bedrückungen waren die natürliche Folge der Begierde welche die Spanier hauptsächlich in die neu entdeckten Länder trieb, die Begierde die Schätze derselben möglichst schnell und vollständig in ihrem Privatinteresse auszubeuten, daher sie denn auf neue Entdeckungen gewöhnlich erst dann auszogen, wenn die älteren Länder sich minder ergiebig zu zeigen anfingen. Cortes selbst (116) hat dieß offen ausgesprochen: auf den Inseln, sagt er, findet keine feste Kolonisation statt, die Spanier saugen die Länder nur aus die ihnen zufallen, verlassen sie dann, treiben sich umher und stören die Entwickelung der Niederlassungen. Viele Bewohner von Española

---

* Auf Menschen dressirte Hunde zu halten, die von Columbus eingeführt, nur (wie man sagt) mit Menschenfleisch gefüttert wurden, war erst seit 1541 verboten (Herrera, IV, 10, 1).

wurden durch Ueberbürdung mit Arbeit aufgerieben oder brachten sich aus Verzweiflung selbst ums Leben auf die verschiedensten Arten (Oviedo III, 6, Gomara 176). Ein Spanier erhielt einst auf Cuba 300 Indianer zugetheilt; nach 3 Monaten waren deren noch 30 übrig — so erzählt Las Casas (Oeuvres I, 229) als Augenzeuge und fügt viel ähnliche Beispiele hinzu. Daß er hierin kaum erheblich übertrieben hat, geht aus anderen Berichten hervor die man keiner Parteilichkeit beschuldigen kann. Das Uebermaß der Arbeit das von den Eingeborenen, die man dabei noch der Faulheit beschuldigte, namentlich in der Goldgräberei verlangt wurde, brachte es dahin daß die künstlichen Fehlgeburten überhand nahmen, weil die Mütter es nicht ertragen konnten ihre Kinder dem unvermeidlichen Elend einer furchtbaren Sklaverei preisgegeben zu sehen (P. Martyr 294). Da sie den Spaniern unterlegen und ihnen alle Mittel und Wege fehlgeschlagen waren sich ihrer zu entledigen, stellten sie sogar den Landbau ein um jene zu vertreiben und setzten sich selbst dadurch einer Hungersnoth aus von der sie in Masse hingerafft wurden (Gomara 171). Unter solchen Umständen ist es begreiflich daß der früher erwähnte Hatuey, wie man erzählt, alles Gold ins Wasser werfen ließ um die Christen fern zu halten die diesem „ihrem Gotte" überall nachstrebten, und daß er selbst vor seiner Hinrichtung kein Christ werden wollte, um im anderen Leben keinem Spanier zu begegnen.

Nicht minder begreiflich ist das rasche Hinschwinden der Bevölkerung. Zu der Ueberarbeitung derselben, zu dem Hunger, den vielen Selbstmorden und künstlichen Fehlgeburten kamen im J. 1517 und besonders 1518 auch noch große Blatternepidemien (Gomara 176, Charlevoix I, 349). Daß diese letzteren es indessen nicht hauptsächlich waren an denen sie zu Grunde ging, ergiebt sich daraus, daß von den mehr als 500000 Menschen welche Gomara (a. a. O.) auf Española angiebt (Peschel 191 glaubt kaum 300000 annehmen zu dürfen) schon im Jahre 1508 nur noch 60000, 1514 nur 14000,* um 1550 aber nicht mehr 500 übrig waren (Herrera I, 10, 12). Viele waren geflohen: im J. 1626 lebte ein Theil dieser Flüchtlinge auf den kleinen Antillen (du Tertre II, 63); andere hatten sich auf die Inseln des Jardin de la Reyna gerettet (Remesal II, 11); christianisirte Indianer von Española wohnten in späterer Zeit auch auf der Insel

* Anderwärts (Coleccion 38) werden um 1516 noch 15—16000 angegeben.

Buen Ayre (de Laet XVIII, 15). Im spanischen Theil von Haiti gab es noch 1729 an einem lange Zeit unbekannt gebliebenen Orte einige Eingeborene (P. Margat in Lettres édif. I, 792); selbst 1750 sollen in Boya, 14 lieues nordwestlich von der Hauptstadt, noch einige ihrer Nachkommen gelebt haben (Placide-Justin, Hist. de l'Isle d'Hayti. Paris 1826 p. 48). Nur in Mischlingen hat ihr Geschlecht fortbestanden: Charlevoix (I, 268) versichert daß mehr als ¾ der Spanier von Haiti von eingeborenen Weibern abstammen. Den letzten Versuch ihre Unabhängigkeit zurück zu erobern machten die Indianer von Española unter Don Enrique, dem als Christen erzogenen Sohne eines Häuptlings, der durch schmachvoll ungerechte Behandlung gereizt, seinen Zwingherren entfloh und die Seinigen zum Aufstande gegen die Spanier um sich sammelte (1519). In dem Kriege der bis 1529 dauerte, 1532 aber auf's Neue begann, verfuhr er weit ehrenhafter und milder als seine Feinde und ließ von den Spaniern nur diejenigen tödten welche gegen ihn kämpften. Seine Truppe war ungefähr 4000 Mann stark, und es blieb zuletzt nur übrig ihm 1533 beim Friedensschluß nicht nur seine Freiheit und Unabhängigkeit, sondern auch das Gebiet von Boya zu eigen zuzugestehen (Remesal III, 1 ff., Herrera II, 5, 1, IV, 6, 7, V, 1, 5 ff., V, 5, 4).

An den Untergang der einheimischen Bevölkerung von Española knüpfte sich auch die Entvölkerung der Lucayen. Zunächst wurden viele Menschen von dort schon im J. 1500 geraubt und als Sklaven verkauft (Navarrete III, 10) — ein Schicksal das die Eingeborenen aller Länder des spanischen Amerika, wenn auch in verschiedenen Graden betroffen hat, vorzüglich die von Yucatan und Florida, von denen viele nach Guatemala geschleppt wurden, denn die Conquistadoren fanden dort kein Gold und hielten sich dafür durch Sklavenfang schadlos (Remesal VIII, 26). Es geschah dies oft auf die arglistigste Weise und unter den nichtigsten Vorwänden, besonders häufig unter dem einer fingirten Empörung. Die Gefangenen wurden mit einem glühenden Eisen gezeichnet und zum Verkauf ausgestellt, wie außer Las Casás (Oeuvres II, 14 ff.) auch Gomara, B. Diaz (42, 146 und sonst) und Andere häufig erwähnen. Als nun auf Española die Bevölkerung sich minderte und die Hände zur Frohnarbeit für die Spanier zu mangeln begannen, fing man (1508) mit königlicher Erlaubniß an von den Lucayen Menschen zu holen die man massenweise — Gomara

(179) sagt übertrieben, es seien deren 40000 gewesen — zu der Uebersiedelung nach Española vorzüglich durch die Vorspiegelung verlockte sie in das Paradies zu ihren Vätern zu bringen. Es ist überflüssig hinzuzusetzen welches Loos sie erwartete: zu ihren Vätern wurden sie allerdings nach kurzer Zeit versammelt.

Cuba wurde seit 1511 durch Velasquez unterworfen. Aehnliche grundlose Metzeleien wie auf Española fanden auch dort statt und vorzüglich trug die schonungslose Härte des Statthalters de Soto viel dazu bei die Eingeborenen aufzureiben. In den Bezirken von Comaguey und Guamohaya sollen sich ⅔ der Indianer durch Erdeessen das Leben genommen haben um den Grausamkeiten der Spanier zu entgehen (Coleccion 46), viele sollen nach Yucatan und Florida entflohen sein (L'art de vérif. les d. XVI, 185), viele wurden nach Neu Spanien fortgeführt (Gomara 185). Mag es sein daß man es mit dem gänzlichen Untergang der Eingeborenen, von dem schon Gomara (um 1550) spricht, nicht so streng zu nehmen habe (Humboldt und Bonpland VI, 104 ff.), da sie 1533 noch ziemlich zahlreich, und selbst 1701 noch einzelne von ihnen vorhanden waren (Berthelot in Bullet. soc. géogr. 1846 II, 20, 26), so steht doch eine ungeheuere Verwüstung von Menschenleben auch hier außer Zweifel. Das nämliche Schicksal traf Jamaica und Puerto rico: Francisco de Garay's Grausamkeit rief auf ersterer Insel eine Empörung hervor (nach 1520), die anfangs glücklich, dann unglücklich für die Eingeborenen verlief und zu ihrer Ausrottung führte: 1655, als die Engländer Jamaica in Besitz nahmen, waren sie alle vertilgt und die Insel im elendesten Zustande. Die Indianer von Puerto rico, das die Spanier 1508 ff. JJ. eroberten, verbündeten sich gegen sie mit ihren eigenen Feinden, den Cariben, wurden aber nach ihrer Unterwerfung von demselben Schicksal heimgesucht.

Der Untergang einer einheimischen Bevölkerung die man nur nach Hunderttausenden zählen kann, im Laufe weniger Jahre, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man sich zu der Frage gedrängt sieht, ob denn von Seiten der spanischen Regierung gar nichts geschah oder geschehen konnte um dieser Verwüstung Einhalt zu thun?

Höher als Columbus stand die Königin Isabelle. Sie wurde nicht müde den Befehlshabern ihrer Schiffe einzuschärfen daß sie die Eingeborenen der neuen Länder gütig und milde behandeln, sich aller

Feindseligkeit und Gewaltthat enthalten und auf die Annahme des Christenthums bei ihnen hinwirken sollten; sie gab selbst das Beispiel dazu, indem sie die ohne ihre Erlaubniß nach Spanien entführten Indianer zu verkaufen verbot und eine strenge Untersuchung wegen dieses Menschenraubes anordnete; sie sprach noch in ihrem Testamente den bestimmten Willen aus daß die Verhältnisse der Indianer zu den Spaniern in dem angedeuteten Sinne geregelt werden sollten, und König Ferdinand der sie hierin bei ihren Lebzeiten unterstützt hatte, blieb auch nach ihrem Tode diesen Grundsätzen treu (Navarrete II, 173, 182, 246, 328 ff., Coleccion 37). In demselben Geiste waren die Gesetze und Verordnungen geschrieben welche Carl V., Philipp II., III. und IV. erließen; eine Menge derselben (s. die Zusammenstellung bei Solorzano I, 12) bezweckten die Bekehrung und das Wohl der Indianer. Manche Fehler wurden freilich auch in ihnen begangen. Schon 1497 wurde verlangt daß die Eingeborenen als Unterthanen der Krone einen Tribut an diese zahlen sollten (Navarrete II, 185); Columbus' Vorschlag, Verbrecher als Kolonisten nach Española zu schicken fand Billigung: die Insel wurde in dem genannten Jahre zum Verbannungsorte erklärt, alle Verurtheilten, nur mit Ausnahme der schwersten Verbrecher, durften die Abbüßung ihrer Strafe in der Heimath mit einer Dienstbarkeit auf eine bestimmte Zeit in diesem Exil vertauschen (ebend. 207, 212), und obgleich es nur in den ersten Jahren nach der Entdeckung jederman freistand ohne specielle Erlaubniß in die amerikanischen Kolonien überzusiedeln, blieben diese doch seit 1508 längere Zeit hindurch die Abzugskanäle durch welche sich das Mutterland seiner schlechtesten und gefährlichsten Elemente entledigte (Oviedo XXVI, 1). Bei weitem die größten Uebel aber lagen in den Schwankungen und inneren Widersprüchen selbst welche die Gesetze enthielten und ihre Ausführung unmöglich machten, in ihrem Widerstreben gegen den Geist der Zeit und insbesondere gegen die Absichten und Leidenschaften der Conquistadoren, welche alle darin einig waren sie nicht zu befolgen, was man bei der Entfernung der neuen Welt von der alten und bei dem Interesse der spanischen Krone an der Ausbeutung der entdeckten Länder, ihnen meist ungestraft hingehen lassen mußte.

Den besiegten Caziken von Española hatte Columbus einen Tribut in Gold und Baumwolle auferlegt. Wer diesen bezahlte, erhielt

ein Messingblech das er fortan als Quittung am Halse zu tragen hatte; da er aber nicht in dem verlangten Maaße beigebracht werden konnte, gab man den Eingeborenen auf das Feld zu bauen und Früchte zu liefern. Columbus vertheilte daher Ländereien und einige Sklaven zum Zwecke des Anbaues an einzelne Spanier mit der Anweisung auf die von den Eingeborenen als Frohndienst zu leistende Feldarbeit; von der Königin, welche zwar jede Sklaverei der Indianer mißbilligte, außer wenn sie aus einem gerechten Kriege entspränge (vgl. oben III, 352), war er hierzu (1497) bestimmt ermächtigt worden (Herrera I, 2, 17, I, 3, 13 und 16, Navarrete II, 215). Dieß war der Anfang der berüchtigten repartimientos. Diese lauteten zuächst nur auf 10 bis 20000 Matas (jede zu 3 bis 4 Pflanzen) Maniokwurzeln — also nur auf das Produkt der Feldarbeit, obschon wenn die Arbeiter entwichen, erlaubt wurde sie wieder zu fangen und als Sklaven zu verkaufen (Peschel 303 nach Las Casas Ms). Jene Vertheilung des Landes hat sich aber ganz von selbst zu einer Vertheilung der Indianer umgestaltet die darauf saßen, und die spanische Regierung hat dieß stillschweigend geschehen lassen und nachgesehen, da die Arbeit der letzteren unumgänglich nothwendig war um die Schätze des Landes auszubeuten: das Wohlwollen der Königin für die Indianer blieb deshalb unfruchtbar. Die Instruction für Ovando (1501), der auf Columbus als Gouverneur der Insel folgte, besagt daß die Eingeborenen als Vasallen der Krone einen Tribut geben, von gezwungenen Diensten frei bleiben, für diejenigen Dienstleistungen aber die nothwendig seien, bezahlt werden sollten (Herrera I, 4, 12). Ovando war nicht der Mann zur Ausführung solcher milden Maßregeln: er hauptsächlich hat mit Umgehung der königlichen Befehle die repartimientos oder encomiendas* einzuführen fortgefahren und die Eingeborenen zur Minenarbeit verwendet; von ihm wurden Indianer auch an Spanier verliehen die weder Minen noch andere Güter besaßen und daher jene nur weiter vermiethen konnten (Herrera I, 7, 8), und es war gemeine Scheinheiligkeit und reiner Hohn, wenn diese Verleihungen mit der beigesetzten Verpflichtung geschahen für den Unterricht der Indianer im Christenthume

* Beide Ausdrücke werden oft als gleichbedeutend gebraucht, eigentlich aber bezeichnet, wie Helps (I, 377 note) richtig bemerkt, der erste die Vertheilung als Handlung, der andere die geschehene Vertheilung oder den einem Spanier, dem encomendero, zugefallenen Theil der von ihm auf einen anderen übergehen kann.

zu sorgen. Die gewöhnliche Formel nämlich lautete: A vos, Fulano, se os encomiendan tantos Indios, en tal Cacique, y enseñaldes las cosas de nuestra Santa Fé Catolica (ebend. I, 5, 11). Verringerte sich die Zahl der Verliehenen, so wurde sie wieder vervollständigt. Dieß Alles war freilich ein grober Mißbrauch der Amtsgewalt von Seiten Ovando's und die offenbarste Ungesetzlichkeit; wie hätte man es aber auch anfangen sollen um den Willen der Königin auszuführen, wenn sie (1503) die Indianer für frei erklärte und streng verbot sie zu verklaven, zugleich aber auch befahl sie zum Handel und Verkehr mit den Christen, zur Arbeit um Lohn, zum Landbau und besonders zur Ausbeutung der Goldquellen anzuhalten? (Navarrete II, 299) Die Eingeborenen waren dazu sehr wenig geneigt, und noch weit weniger wäre damit den Spaniern gedient gewesen: es war ein wohlgemeinter aber nutzloser Rathschlag den die Königin gab, ebenso wie der andere daß jene sich ordentlich kleiden und in Dörfern ruhig zusammenleben sollten (ebend. 329 f.).

Mit dem Tode Isabella's (1504) verschlimmerte sich das Loos der Indianer: die repartimientos wurden noch rücksichtsloser als bisher verliehen und oft nur durch die Diener derer verwaltet welchen sie zugesprochen worden waren (Herrera I, 6, 16 f.). Ein weiterer Schritt in der Entwickelung derselben geschah damit, daß von den mit Indianern belehnten Spaniern (encomenderos) eine jährliche Abgabe erhoben und der Besitz dieses Lehens für nicht zurücknehmbar erklärt wurde, außer in Folge eines auf Confiscation lautenden Richterspruches (ebend. I, 7, 8). Schon nach einigen Jahren (1513) trat aber hierin wieder eine Aenderung ein, die indessen nicht, wie sie sollte, den Indianern zu Gute kam: damit diese nicht durch Ueberarbeitung zu Schaden kämen, erließ man jene Abgabe den encomenderos (Navarrete II, 355). Ein Gesetz von demselben Jahre verfügte daß die Indianer gut verpflegt und im Christenthum unterrichtet, daß sie nur nach den Gesetzen gestraft, daß sie an Feiertagen mit Arbeit verschont würden (Herrera I, 9, 14) — Alles ohne Erfolg, und natürlich genug, da zugleich eine für die Spanier viel wichtigere Bestimmung erlaubte, von den nicht besiedelten Inseln Arbeiter in die Kolonien einzuführen, und deren Dienstbarkeit für erblich erklärte (Navarrete II, 356). Vieles ließ die Gesetzgebung unbestimmt, vielfach schwankte sie auch hin und her. Wie früher für Hojeda so wurde 1514 für

Pedrarias Davila (de Avila) als maßgebend hingestellt daß die Indianer unmittelbar zu persönlichen Dienstleistungen in Anspruch genommen, oder daß von den Caziken eine bestimmte Anzahl für eine gewisse Zeit zu diesem Zwecke gestellt werden, oder daß sie endlich ganz sich selbst überlassen bleiben, aber einen bestimmten Tribut zahlen sollten (Herrera I, 10, 7). Auch hatte man eine Proclamation aufgestellt die im Namen des Königs von Spanien den Eingeborenen vorgelesen werden sollte. In dieser wurde ihnen vom Papst erzählt und von der Kirche und von der Pflicht die sie hätten sich dem Könige zu unterwerfen — natürlich Alles in spanischer Sprache und in der Regel ohne Dolmetscher. Fruchtete diese Komödie nicht, so durften sie bekriegt und als Rebellen behandelt, d. h. zu Sklaven gemacht werden, was ohnehin und ohne jene Formalitäten in Rücksicht aller Canibalen (Cariben) erlaubt war (Herrera I, 7, 14, Oviedo XXIX, 7). Sehr verständig gaben zwei Häuptlinge in Darien dem Enciso auf die erwähnte Proclamation zur Antwort, daß sie mit der Lehre von einem Gotte der Himmel und Erde regiere ganz zufrieden seien, daß aber der Papst der verschenke was ihm nicht gehöre, und der König der ihn darum gebeten habe, Narren sein müßten (Herrera II, 1, 2).

Außer der Königin Isabella selbst waren es fast nur die Dominikaner denen das Schicksal der Indianer tiefer zu Herzen ging und die ein ernsthaftes Interesse für die Besserung ihrer Lage auch mit der That zeigten. Sie kamen im Jahre 1510 nach Española und ergriffen ihre Aufgabe mit edlem Eifer und lobenswerther Unerschrockenheit. Antonio Montesino hielt in einer sehr energischen Predigt offen den Spaniern das schwere Unrecht vor dessen sie sich schuldig machten, doch erreichte er nichts: es entstand große Aufregung und Erbitterung gegen die freimüthigen Mönche, die der Gefahr ernster Unruhen* zum Trotz seit dieser Zeit viele Jahre lang fortfuhren für ihre gute Sache öffentlich zu kämpfen — leider ohne etwas von Bedeutung auszurichten, denn die Gesetze von 1513, welche allerdings das Werk der Dominikaner und dazu bestimmt waren die Verhältnisse der Eingeborenen zu regeln und ihr Loos zu mildern, änderten factisch an ihrer Lage so

* Die Rücksicht auf solche Gefahr führte später zu dem Verbote von Las Casas' Schriften, an dem sich freilich deutlich zeigt daß es der spanischen Regierung mehr um die Verheimlichung als um die Beseitigung des Unrechtes zu thun war das den Indianern geschah.

gut wie nichts. Indessen fing man doch allmälich in Spanien an einzusehen welches Verderben die repartimientos anrichteten: dem Fr. de Garay wurde daher (1521) ebenso wie dem Vazquez de Aillon (1523) aufgegeben alle Stiftung neuer repartimientos zu unterlassen, weil in Española und S. Juan (Puerto rico) alles Unglück aus dieser Quelle entsprungen sei, die Indianer ganz wie andere Vasallen der Krone zu behandeln der sie einen regelmäßigen Tribut zu bezahlen hätten, gegen sie keine Angriffskriege zu führen und auch gegen die widerspänstigen nur nach dreimaliger Aufforderung zur Unterwerfung vorzuschreiten (Navarrete III, 150 f., Herrera III, 5, 1). Die Aufhebung des richtig erkannten Hauptübels selbst blieb gleichwohl noch unausgesprochen; erst als der „hohe Rath von Indien", Real y supremo Consejo de las Indias (1524) von Carl V. gegründet, und der Dominikaner Fr. Garcia de Loaysa als dessen Präsident eingesetzt worden war, geschah ein weiterer Schritt in dieser Richtung: die Cariben der tierra firme erklärte man ausdrücklich der Sklaverei für verfallen, die Eingeborenen der großen Antillen aber ebenso bestimmt für frei (Herrera III, 8, 10).

Es war zu spät um ihren Untergang noch aufzuhalten, zumal da es auch jetzt der Krone noch nicht rechter und voller Ernst war mit der Aufhebung der encomiendas selbst, und sie jetzt so wenig als früher einen Ausgang aus dem immer wiederkehrenden Widerspruch zu finden wußte, daß die Indianer durchaus freundlich behandelt werden, jedenfalls aber dienstbar sein sollten zur Ausbeutung der Schätze des Landes (Navarrete III, 347 und sonst). Indessen traten die Bemühungen der Regierung sie zu erhalten und ihnen Erleichterung zu verschaffen im J. 1526 kräftiger hervor: den als Sklaven gehaltenen sollte freigestellt werden in ihre Heimath zurückzukehren; in manchen Ländern, namentlich in Neu Spanien, sollte es gänzlich verboten sein Sklaven zu machen und im Gesicht zu zeichnen, und wo es solche gäbe, sollten sie der Obrigkeit nachgewiesen und von dieser gezeichnet werden (Herrera III, 9, 2 und 10, 4, IV, 4, 3). Ferner wurde verboten daß man sich zur Eroberung neuer Länder der Indianer bediene, und die encomenderos bei Strafe des Verlustes ihrer encomienda angewiesen in dem ihnen bestimmten Orte zu wohnen (ebend. III, 10, 8); daß keine dienstbaren Indianer besäße wer nicht am Orte oder ganz von Amerika abwesend wäre und in Spanien lebte, war schon früher verfügt

worden, aber wie von allen Bestimmungen dieser Art hatte man auch davon oft Ausnahmen gemacht (Navarrete II, 362). Es wurde dieß (1526, 1534 und öfter) auf's Neue eingeschärft (Remesal II, 14, Solorzano III, 27). Die Indianer sollten zum Lasttragen gar nicht mehr gebraucht werden, da jetzt die Kolonien mit Lastthieren hinreichend versorgt seien, noch zu Bauten und anderen schweren Arbeiten mit den Sklaven verwendet werden (1528, Herrera IV, 4, 3). Mit schweren Strafen wurde bedroht wer sie zur Dienstbarkeit zwingen und unbezahlte Arbeit thun lassen würde (ebend. III, 9, 2), und trotzdem hob der König die encomiendas selbst nicht auf, sondern empfahl dieß zwar, gestattete aber ihren Fortbestand, wenn man diesen für die Heranbildung und Christianisirung der Eingeborenen durchaus nothwendig fände! (ebend. III, 10, 10). Mit der Ausführung dieser so unbestimmten Gesetze wurden Dominikaner und Franciskaner beauftragt, diese sollten die repartimientos machen, wenn solche nöthig wären (ebend. IV, 2, 3). Die Phrase von der „Entlastung des königlichen Gewissens" durch solche wohlwollenden Gesetze und die Ermahnung die Eingeborenen gut zu behandeln und zu christianisiren kehrt mit stereotyper Gedankenlosigkeit in ihnen stets wieder ohne daß dadurch in der Sache etwas geändert wurde, denn auch in den späteren Gesetzen ist fortwährend von den encomenderos und encomiendas als zu Recht bestehend die Rede.

Remesal (VII, 11) hätte sich demnach die Mühe ersparen können den Beweis zu versuchen daß die repartimientos stets gegen den Willen der Könige von Spanien gemacht worden seien. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung liegt am Tage, so wahr es auch ist daß sie dieselben gern abgeschafft haben würden, wenn sie die Macht dazu gehabt und es mit ihrem Interesse vereinbar gefunden hätten. Was sie in dieser Hinsicht thaten, bestand nur in einer allerdings wesentlichen Veränderung die sie mit diesem Institut um 1526 vornahmen, nämlich darin, daß nicht die Indianer (denn diese waren nach dem Gesetze frei und Vasallen der Krone) den encomenderos zugetheilt sein, sondern nur der Tribut den sie an den König zu zahlen hätten, aber auch nur dieser, den letzteren zu Gute kommen sollte: dieß war fortan die gesetzlich bestimmte Bedeutung der encomienda, obwohl die bisherigen Widersprüche und Schwankungen der Gesetzgebung in Bezug auf sie auch noch jetzt keineswegs ganz beseitigt wurden (Solorzano III, 1).

Demgemäß war die encomienda ein Recht auf den Tribut einer bestimmten Anzahl von Indianern, das gewöhnlich für zwei Leben (Vater und Sohn) mit der Verpflichtung verliehen wurde für das leibliche und geistige Wohl derselben zu sorgen. Sonst hatte der encomendero kein Recht weiter an den Indianern, insbesondere kein Recht auf ihre Arbeitskraft, und man hat oft, besonders in späterer Zeit (1633) den Mißbrauch abzustellen gesucht, daß man statt des Tributes vielmehr Arbeit von ihnen forderte (ebend. 3). Den encomendero, dem die Gerichtsbarkeit über seine Indianer nicht zustand, der auch als Patron keinen gesetzlich gültigen Contract irgend einer Art mit seinen Schutzbefohlenen sollte schließen können (ebend. II, 21), machte das Gesetz verbindlich die Kosten der Rechtspflege, des Religionsunterrichtes, des Kirchenbaues u. s. f. zu tragen, für den Anbau des Landes zu sorgen und steinerne Häuser zu bauen, seinerseits nicht unter und mit den Indianern, sondern in einer Stadt zu leben, und verurtheilte ihn zum Verluste der encomienda selbst, wenn er sich Bedrückungen erlaubte. Dem Könige sollte er nur Kriegsdienste leisten im Falle eines Aufstandes oder eines Angriffes von außen (ebend. III, 4, 25 ff.) Da die encomiendas nur zur Belohnung persönlicher Dienste bestimmt waren, durften sie nicht verschenkt, verkauft, verpachtet oder verlassen, und selbst nicht verpfändet werden, doch riß eine Menge von Mißbräuchen in dieser Hinsicht ein: man trieb einen förmlichen Handel mit ihnen und gab sie oft zum Schein auf um sie dann wiederzuerhalten (ebend. 7, 15). Um die Spanier auf die Dauer an die Kolonien zu fesseln sollten sie nach einem Gesetze von 1536 auf den legitimen Sohn oder auf die Wittwe übergehen — eine Bestimmung die 1542 zwar aufgehoben, 1546 und 1552 aber so wiederhergestellt wurde, daß die sämmtlichen legitimen Söhne und Töchter und an letzter Stelle auch die Wittwe die encomienda erben konnten (ebend. 17).

Dieß Alles vermochte den bestehenden Uebeln nicht zu steuern, die bereits zu tief eingewurzelt und durch die Macht der Verhältnisse gestützt waren. Daß der Druck den die Indianer zu leiden hatten, sich gleich blieb, ist schon daraus verständlich daß es juristisch zweifelhaft war ob ihnen ein Recht der Klage gegen ihren encomendero zustehe (Solorzano III, 26). Wenn ein Untergebener seinen Vorgesetzten nur in hinreichendem Maaße Indianer und Gold lieferte, war er sicher daß ihm jede Schändlichkeit nachgesehen wurde (Oviedo XXIX, 9). Die In-

dianer, sagt Las Casas (Oeuvres I, 203) stehen unter dem Drucke von vier verschiedenen Herren: unter dem König dem sie Tribut zahlen, unter dem encomendero, unter dem Steuereintreiber, dem schlimmsten von allen, und ihrem eigenen Caziken. Wie wir weiter unten zeigen werden, wo wir die fernere Entwickelung dieser Verhältnisse in der späteren Zeit zu betrachten haben, kamen zu diesen vieren namentlich in Peru noch zwei andere, der Geistliche und der Corregidor. Der encomendero hieß bei den Indianern „der Teufel"; oft wurden die Caziken genöthigt Menschen für ihn zu rauben (Las Casas II, 14 ff., vgl. Oviedo, Sumario 483) oder ihre eigenen Unterthanen an Spanier als Sklaven zu verkaufen, da gegen solchen Kauf und Verkauf ein besonderes Gesetz gegeben werden mußte (1541, Herrera VI, 10, 1). Ferner boten Wucher und Hungersnoth eine Gelegenheit dar um die Indianer zu Sklaven zu machen. Da schon ein Diebstahl von 5 Maisähren mit der Strafe der Sklaverei bedroht war, säete man einige Körner an den Rand des Weges um zu einem solchen Vergehen zu verleiten, oder man benutzte in ähnlicher Weise das Gesetz daß ein Indianer der mit einer Sklavin Umgang pflog, mit seiner Familie dem Herren der letzteren zufiel (Las Casas, Oeuvres II, 26). Der Tribut den die Indianer gaben, sollte zwar nicht größer sein als der welchen sie früher an die einheimischen Häuptlinge gezahlt hatten, und es sollte ihnen frei stehen denselben auch in Naturalien zu erlegen, zu Minenarbeiten sollten sie gar nicht mehr verwendet, sondern diese ausschließlich durch Neger betrieben werden (1538, Herrera VI, 5, 4); die sog. „neuen Gesetze" von 1542 befreiten sogar die Eingeborenen von Puerto rico Cuba und Haiti bis auf Weiteres von allem Tribut und aller Dienstbarkeit (ebend. VII, 6, 5) — es mochte aber kaum noch der Mühe werth scheinen diese kümmerlichen Reste der früheren Bevölkerung mit besonderen gesetzlichen Bestimmungen zu bedenken, deren Erfolglosigkeit man ohnehin zum voraus wissen konnte.

Von Costa rica's älterer Geschichte und ehemaliger Bevölkerung ist nichts bekannt. Daß Columbus die Ostküste des Landes besucht und Jorge de Alvarado (1530) einen Eroberungszug dahin unternommen, sind die einzigen Daten die wir aus früherer Zeit besitzen. Erst seit der Mission der Franciskaner in Talamanca (1688—1709),

dem südlichen Theile des Landes, welche freilich durch einen allgemeinen Aufstand der Indianer (1692) unterbrochen wurde (Villagutierre III, 12) und durch einen zweiten gänzlich zu Grunde ging, hat man von den dortigen Völkern einige Kunde erhalten. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war das Land weit bevölkerter als späterhin, und es scheint daß Landbau und Baumwollenweberei in alter Zeit dort verbreitet war, daß die Eingeborenen namentlich Mais Bananen Tabak und Cacao bauten, welcher letztere neben Eiern Cigarren und andern Verbrauchsgegenständen dort noch neuerdings als Scheidemünze dient (Wagner u. Sch. 522, 241). Finden sich im Lande zwar nur geringe Spuren von alten Monumenten, so bezeugen doch die sehr regelmäßig geformten gefälligen Thongefäße, die massiven Schmucksachen von Gold welche aus den dortigen Gräbern stammen, und die kleinen Götzen (Adler, Fledermäuse) von Erz Gold und Kupfer, die sie schwerlich, wie sie sagen, erst von den Spaniern erhalten haben (Squier, Nicaragua II, 339, Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 12, Wagner und Sch. 561), daß die Eingeborenen von Talamanca früher auf einer höheren Culturstufe gestanden haben.

Gegen Ende des 17. Jahrh. waren die sehr kriegerischen Changuenes, welche an oder in der Lagune von Chiriqui lebten und sich von da in's Innere ausbreiteten das bedeutendste der dortigen Völker (Espinosa V, 1 f., 40); als das cultivirteste werden die Tojas auf der gleichnamigen Insel 6 Stunden von Puerto belo bezeichnet, indessen hatten sie keine Art von Regierung und nur die Weiber waren bei ihnen mit Mänteln bekleidet; den Spaniern waren sie durchaus feindlich. Ihnen im Westen, nach dem Südmeere hin, saßen die Terrabas (ebend. 2 und 44), wo noch jetzt ein Ort dieses Namens liegt, im Südosten die Torresques. Außerdem werden noch die Talamancas und Borucas genannt — die letzteren wohl am Südmeer, wo sich noch gegenwärtig die Namen Boruca und Burica finden, von denen der zweite schon von Andagoya angeführt wird (Navarrete III, 407). Die genannten Völker trieben Handel untereinander, hauptsächlich mit Salz Messern und Baumwollenzeug, und auf diese Weise hatten sich besonders die arbeitsameren Terrabas eiserne Geräthe in größerer Menge von den Borucas verschafft (Espinosa V, 2). Grobe Götzendiener waren sie zwar nicht, doch gab es Idole bei den Terrabas (Arricivita I, 7). Bei den Borucas und Talamancas mußte bis-

weilen ein Sklave seinem Herren in den Tod folgen (Espinosa a. a. O.).

Damals wie jetzt scheint es in Costa rica nur im Südosten von Boca del Toro nach dem stillen Meere hin noch Indianer in etwas größerer Anzahl gegeben zu haben (Wagner u. Sch. 555), man benennt diese Völker aber gegenwärtig fast alle mit anderen Namen. Die Blancos im Gebirge, welche für die weißesten Indianer gelten die es in den südlichen Theilen von Amerika giebt (Roberts 88) reden dieselbe Sprache wie die Talamancas und die Chiripo-Indianer oder Viceitas (Wagner u. Sch. 562 — im Vocabular ebend. und in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. XV, 29 steht unrichtig Valientes statt Viceitas): ihr Wohnsitz läßt vermuthen daß sie die Changuenes Espinosa's sind, deren Name noch jetzt einem Flusse jener Gegend geblieben ist. Drei verschiedene Sprachen sprechen dagegen die wilden und rohen Tiribis (Terrabas?) von Boca del Toro bis zum Banana-Fluß, welche den genannten Völkern feindlich, ihre Gefangenen als Sklaven an die Mosquitoküste verkaufen oder deren Köpfe als Trophäen aufbewahren (Roberts 86 f.), die Valientes an der Ostseite der Chiriqui-Lagune und die Guatusos, welche Squier auch im Südosten des Nicaragua-See's angegeben hat (s. oben p. 275). Als Nachbarn der Valientes werden auch noch die Guaimies genannt (Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 7). Alle diese Völker sind fast gar nicht näher bekannt. Im Aeußeren fanden sie Wagner und Scherzer (557) den Dakotas der Vereinigten Staaten sehr ähnlich. Die Bergbewohner verehren die Sonne, die Strandbewohner das Meer. Das höchste Wesen benennen sie mit einem besonderen Namen (Sibu) und haben Zauberärzte (ebend. 559 ff.). Merkwürdiger Weise gelangen sie, wie man sagt, durch ein ganz ähnliches Verfahren zur Kenntniß ihres persönlichen Schutzgeistes wie die Indianer der Vereinigten Staaten, indem sie nämlich um die Pubertätszeit durch mehrtägige Fasten es dahin zu bringen wissen daß er ihnen in einer Vision erscheint; das in Gold gearbeitete Bild desselben tragen sie dann zeitlebens als Amulet (Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 12, vgl. oben III, 118). Milchgenuß und Salz verschmähen sie (Wagner und Sch. 559, woselbst einiges Nähere über ihre Sitten; über die der Valientes insbesondere bei Roberts 68 ff.).

In Veragua fand Columbus eine ebenso friedliche Bevölkerung wie auf den Antillen, sie war aber in äußerer Cultur etwas wei-

ter fortgeschritten. Die dortigen Eingeborenen gingen bekleidet — anderwärts und namentlich am Fluß Veragua selbst fehlte indessen die Kleidung (P. Martyr 247) — , sie webten große baumwollene Tücher die sie dauerhaft bunt färbten, hatten Aexte von Kupfer und andere gegossene Metallsachen, und es gab dort Schmiede die mit allem nöthigen Handwerkszeug ausgerüstet waren. Mit der eigenthümlichen Goldlegirung die man Guanin nannte, waren sie in Menge versehen. (Navarrete I, 308, 283 ff., 299 ff., P. Martyr 245). Ueber einige Alterthümer von Veragua und das Volk der Savanerics (s. oben p. 272).

Etwas besser unterrichtet sind wir über die Völker der Landenge von Panamá und über die von Darien. Als Balboa, der Entdecker der Südsee, (1513) von S. Maria la Antigua del Darien an der Westseite des Golfes von Urabá ausgehend, diese Länder durchzog, herrschte in ihnen in ziemlich großer Ausdehnung die Cueva-Sprache. Sie reichte von Panama bis nach Chame, 15 leguas weit in der Richtung von Nata, in welcher es weiterhin viele verschiedene Sprachen gab (Oviedo XLIII, 1, der sich XXIX, 31 so ausspricht als ob auch Nata zum Gebiet der Cueva-Sprache gehöre). Nach Andagoya (bei Navarrete III, 398), dem Herrera (II, 3, 5) vorzugsweise gefolgt zu sein scheint, obgleich er kein ganz zuverlässiger Gewährsmann ist, breitete sie sich von Careta und Acla — Careta heißt noch jetzt ein Fluß unweit Cap Tiburon (Joaq. Acosta 51) — nach Westen über das Gebiet von Comagre (Comogre) und das eigentliche Cueva aus wo der Cazike Pocorosa herrschte, und erstreckte sich von dort bis in das 40 leguas weiter westlich gelegene Coiba, dessen Name wenigstens bei Gomara mit Cueva identisch ist und von Herrera (IV, 1, 10 f.) bisweilen Cuba geschrieben wird. In Nombre de Dios lebten die von Honduras eingewanderten Chuchures, die eine andere Sprache redeten, am Südmeer waren die Sprachen von Nata und Chiru ebenfalls verschieden von dem Cueva, dieses aber fand sich einerseits in Chame, das mit Coiba zusammengrenzte, und anderseits viel weiter östlich in Chochama wieder in der Nähe der Bai von S. Miguel (Andagoya a. a. O. 406, 408, 420), wo das Land des Caziken Chiape lag, zu welchem Balboa von Careta aus gelangte. Sein Entdeckungszug ging von Careta durch das Land von Ponca und Quarequa (Cuareca) nach Chiape und von da zurück über Tumaco und Poncra nach Tubanamá

(P. Martyr 147, 208, 211, Herrera I, 10, 1 ff., vgl. auch die Karte bei Helps).

In Darien, das wegen seines Goldreichthums Castilla de oro genannt wurde, und an der Küste des Golfes von Uraba lebten Menschen deren Farbe sich zwischen lohfarbig und bleichgelb hielt; Bart und Körperhaar, die bei ihnen ohnehin gering waren, entfernten sie, und wuschen sich sehr fleißig, weil sie sonst, wie sie selbst sagten, sehr übel riechen würden. Ihren Schädel fanden die Spanier vorzüglich dick und hart (Gomara 198 f., Oviedo, Sumario 486). In Escoria waren die Eingeborenen viel größer als anderwärts, gut gebaut und von schönen Zügen (Andagoya a. a. O. 412). Daß im Gebiete von Quarequa wirkliche Neger als Sklaven schon zu Balboa's Zeit von den Indianern gehalten wurden, versichern Gomara (198 und öfter), P. Martyr (209) und nach ihnen Alcedo (Art. Quarequea ausdrücklich; wenn es indessen heißt daß die Spanier in Panama Sklaven mit Negergesichtern fanden die zu allen niederen Diensten gebraucht wurden, mit einem Eisen (?) gezeichnet und mit schwarzer Farbe oder bunt tättowirt waren (Gomara 279), so ist man versucht diese Schwarzen mit Humboldt (Examen II, 82, vgl. Humboldt und Bonpland VI, 108 Anm.) nur für vorzüglich dunkle Amerikaner zu halten, wie diejenigen von denen Columbus hörte daß sie bisweilen von Süden oder Südwesten her* Angriffe auf Haiti machten. Es ließe sich aber allerdings auch, wenn dieser Schwarzen nicht viele waren, mit Helps (I, 360) an wirkliche Neger denken die von einem gestrandeten Sklavenschiffe herrührten. Neuerdings sind die Indianer des Isthmus, nur mit Ausnahme derer von S. Blas und der Mandinga, die ihr Blut rein erhalten haben und sich auch von den Weißen durchaus fern halten, allerdings überall mit Negern gemischt (Gisborne 178). Ihre Farbe ist schwarzbraun, nur bei den Weibern heller und glänzender, ihre Statur weit geringer als die der Indianer in den nördlichen Ländern; sie messen selten über 5′ 2—3″. Der Vorderkopf ist hoch und das Gesicht fast rund mit kurzer dicker Nase und tiefliegenden Augen, aber dünnen Lippen und wohlgebildetem Kinn. Das Haar am Körper reißen sie aus wie ehemals (Wafer 114 ff., Roberts 43 f.); auch ist eine Art des Tättowirens noch gebräuchlich (Wafer 29, 121).

---

* Cariben konnten dieß wegen der Hautfarbe nicht wohl sein (vgl. oben III, 371.)

Die jetzigen Bewohner des Landes sind (nach Seemann a. a. O.) die Manzanillos im nordöstlichen (nordwestlichen?) Theil von Panama, die kriegerischen Bayanos am Flusse Chepo, und die Cholos welche vom Golfe von S. Miguel bis zur Choco-Bai und von da bis zur Nordgrenze von Ecuador hinabreichen sollen. Anstatt der letzteren nennen Codazzi (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. I, 257 und Joaq. Acosta (31) die Cunas und Caimanes auf beiden Seiten des Golfes von Darien an den Ufern der kleinen Flüsse die sich in denselben ergießen; südlicher und zwar im Osten des Atrato die Zitaráes; noch weiter südlich, aber im Westen des letzteren Flusses, besonders am S. Juan der sich unter 4° 10′ in's Meer ergießt, die Noánamas; endlich die Chocóes an den Quellen des Baudó dessen Mündung unter 5° 8′ liegt. Oestlich von S. Blas an der Küste von Panama sind noch die Mandinga-Indianer zu erwähnen, die von den Spaniern niemals unterworfen worden sind und auch jetzt noch die Untersuchung ihres Landes hartnäckig verweigern (Wafer, Gisborne).

Die Entdecker des Landes fanden daß die Eingeborenen von Panama in den meisten Hinsichten denen von Darien glichen, in Rücksicht ihrer religiösen Ansichten und ihres Cultus aber sich vorzüglich den Bewohnern von Haiti näherten (Gomara 279); insbesondere scheinen die dort gebräuchlichen Tänze an die Areitos auf den Antillen erinnert zu haben (Oviedo, Sumario 484). Da sie in Panama wiederholt Kunde vom Inca-Reiche erhielten, hat M'Culloh (339) die Vermuthung ausgesprochen daß sie sich mehr den Peruanern anschließen mögen als den Völkern die ihnen im Norden wohnen. Die sprachlichen Verhältnisse sind bis jetzt unbekannt.

Kleider wurden von diesen Völkern weniger des Anstandes wegen als zum Putz getragen: jenem zu genügen reichte für die Männer schon eine Muschel oder ein Stück Rohr hin, ein Gebrauch der von hier bis nach Cumana hin verbreitet war; nur die Reichen und Vornehmen trugen Baumwollenzeuge, die wahrscheinlich auf dieselbe mühselige Weise zwischen zwei Stöcken gewebt waren wie dieß noch neuerdings geschieht (Wafer 146). Die Weiber waren je nach ihrem Stande mit kürzeren oder längeren, bis auf die Knöchel reichenden baumwollenen Röcken bekleidet, die jedoch Brust und Arme frei ließen, und trugen besonders im Golf von Uraba eine Art von Schnürbrust oder Busenband von schwerem Goldblech das mit getriebenen Reliefsfiguren verziert war.

Auch Ohren-, Nasen- und Lippenschmuck waren gewöhnlich (Gomara 198, Oviedo XXIX, 26, Andagoya bei Navarrete III, 397). Die Kleidung hat sich, wie es scheint, bis auf den heutigen Tag nicht geändert; auch die großen Nasenringe der Weiber und die Mundbleche der Männer die beim Essen und Trinken in die Höhe gehoben oder abgelegt werden müssen, sind wahrscheinlich sich gleich geblieben (Wafer 122, 127). Auf die Goldsachen welche die Eingeborenen in großer Menge besaßen — Joaq. Acosta hebt hervor daß sie gegossen gewesen seien — legten sie zwar (nach Gomara 191 f.) keinen besonders hohen Werth, verarbeiteten dieses Metall aber doch zu mancherlei Schmucksachen, besonders für ihre vornehmen Todten, und zu Geräthen (P Martyr 150). Auch die Kunst des Vergoldens sollen sie sehr gut verstanden haben (Oviedo, Sumario 510). Das Sammeln des Metalles geschah immer mit einer gewissen religiösen Scheu und nur von denen die sich durch Fasten und Purificationen dazu besonders vorbereitet hatten (P. Martyr 250): der Werth des Goldes war demnach für sie von sehr eigenthümlicher Art. Als Tauschmittel diente es nicht; es gab dort keine Art von Geld, aller Handel beruhte nur auf Tausch (Gomara 199).

Die Bewohner von Nata wohnten in runden Rohrhütten mit hohen und spitzigen, kirchthurmartigen Strohdächern (Oviedo XXIX, 27). Anderwärts in sumpfigen Gegenden waren die Wohnungen auf Bäumen gebaut und wurden auf Leitern erstiegen die man Nachts hinaufzog (P. Martyr 158, vgl. oben III, 393). Der Cazike Comogre besaß das solideste und schönste Haus das man bis dahin (1511) auf der tierra firme gesehen hatte (Herrera I, 9, 2). P. Martyr (148 f., vgl. Gomara 191) nennt es eine Festung, die mit einer 150 Schritte langen Mauer umgeben, aus wohl verbundenen starken Pfosten gebaut und 80 Fuß breit war.* Das Gebäude enthielt viele einzelne Zimmer und einen Saal mit sehr schöner stukaturähnlicher Arbeit an dem Dache und dem Fußboden. Es fanden sich darin die ausgetrockneten Leichen der verstorbenen Herrscher, die in reiche, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Gewänder gekleidet und an baumwollenen Stricken aufgehängt waren. Auch große Vorräthe von Lebensmitteln und Wein in Menge waren vorhanden, unter wel-

* Gomara sagt „Schritte", nicht „Fuß", und giebt den im Folgenden erwähnten Saale diese Dimensionen.

chem letzteren wohl das berauschende Getränk zu verstehen ist das dort auch noch jetzt aus Maiskörnern bereitet wird welche die Weiber vorher zerkauen (Wafer 138). Sie bereiteten treffliches Salz aus dem Meerwasser (Oviedo, Sumario 508); neuerdings sind sie auch mit zahmem Geflügel versehen (Wafer 102). Der Cazike oder, wie wir hier vielmehr sagen müssen, der Chebí (Quebi) oder Tiba** Tubanamá, einer der bedeutendsten des Landes, besaß zwei Häuser von Holz, die 120 Schritte lang, 50 Schritte breit und geräumig genug zu einer Revue über seine Krieger für ihn waren (P. Martyr 231). Ganz ähnlich werden die Wohnungen auch neuerdings noch beschrieben und jetzt wie ehemals gehörte die Hängematte zu ihren Hauptbequemlichkeiten (Oviedo XXIX, 26, Wafer 133). Ihre Kähne faßten 50—60 Menschen, trugen Masten und baumwollene Segel (Oviedo XXIX, 32). Als Waffen führten sie nach Oviedo (XXIX, 26) nicht Bogen und Pfeil, sondern Keulen und Wurfspieße die mit einem Wurfholze geschleudert wurden; Andagoya (a. a. O. 403) und P. Martyr (147) geben statt der Keulen hölzerne Schwerter an, die mit scharfen Feuersteinen besetzt waren. Gomara (199) schreibt ihnen auch Bogen und Pfeil zu, die sich nebst Aexten und langen Messern in neuester Zeit bei ihnen finden (Wafer 159). Dampier (I, 47) sah am Golf von Darien auch Blasröhre im Gebrauch. Die Weiber kämpften wenigstens ehemals oft im Kriege mit, Pauken und Schellen gaben die Signale welche die Krieger zum Kampfe zusammenriefen; als Schutzwaffen dienten Schilde (Gomara 199).

Das Land war unter eine Menge kleiner voneinander unabhängiger Herrscher getheilt. Diese hatten eine unbegrenzte Macht und entschieden selbst über das Leben der Einzelnen (Oviedo XXIX, 26), ließen sich stets auf den Schultern ihrer Sklaven oder in Hängematten tragen und wurden sehr hoch geehrt (Gomara 199). Tribut erhielten sie nicht, aber es wurde vom Volke allgemein nur für sie gearbeitet: der Ertrag des Landbaues, der Jagd und des Fischfangs gehörte ihnen zu, sie theilten davon nach Belieben aus, und wenn einer ihrer Unterthanen (was öfters geschah) auch seinen Wohnsitz änderte, so verließ er doch das Gebiet seines Herren nicht (Oviedo, Sumario 485 f., XXIX, 27). Der Herrscher entschied auch alle Streitigkeiten und ver-

* Im südlichen Theile von Darien führt jetzt der Herrscher den Titel „Lacenta"; viele kleinere Häuptlinge sind ihm untergeben (Wafer 22).

traute dabei der Wahrhaftigkeit der Parteien in ihren Aussagen, da jede Lüge die man sich gegen ihn erlaubte, mit dem Tode gestraft wurde (Andagoya a. a. O. 399, Herrera II, 3, 5). Die Strafen für Verbrechen, die jedoch selten waren, bestanden meist in strenger Vergeltung (Andagoya), dem Dieb wurden die Hände oder Arme abgehauen, Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht und als solche von ihrem Herren gezeichnet, z. B. durch das Ausschlagen eines Vorderzahnes (Gomara 199, Oviedo XXIX, 26). In neuerer Zeit erleidet der Dieb den Tod, dieselbe Strafe findet für Ehebruch statt und zwar an beiden schuldigen Theilen; als hauptsächliches Beweismittel in Rechtsstreitigkeiten wird von ihnen eine Art von Eid jetzt angewendet, den sie „bei ihren Zähnen" (?) schwören sollen (Wafer 149). Die Würde des Herrschers erbte sonst der älteste Sohn, nach diesem hatten die jüngeren Söhne, dann die Töchter die nächsten Ansprüche, und so gingen auch die Söhne der jüngeren Kinder stets den Töchtern der älteren vor (Oviedo XXIX, 27). Unter dem Herrscher (Tiba) stand zunächst der Adel (die Sacos oder Pioaraylos), welcher theils erblich theils durch Auszeichnung im Kriege erworben war (Cabra), und unter diesem das Volk (ebend. 26, Andagoya a. a. O.).

Dieser Unterschied der Stände wurde streng festgehalten und bei der Ehe auf Ebenbürtigkeit gesehen. Polygamie war gewöhnlich. Die Hauptfrau gebot den übrigen und ihre Kinder erbten allein; Scheidung, Tausch und Verkauf der Weiber kamen öfters vor, besonders wenn die Ehe kinderlos blieb (Oviedo a. a. O., Gomara 199). Künstliche Fehlgeburten veranstalteten die Weiber häufig um ihre Schönheit zu erhalten, und es wird vielfach versichert daß Päderastie und andere Laster dieser Art in jenen Ländern sehr verbreitet gewesen seien, obgleich sie für unsittlich galten (Oviedo, Sumario 508). Nur Andagoya (a. a. O. 400) stellt diese Ausschweifungen in Abrede, und man wird geneigt sein ihm Glauben zu schenken, wenn man bedenkt daß der goldgierige und grausame Balboa es war, welcher den Herren von Quarequa von seinen Hunden um jener angeblichen Laster willen zerreißen ließ (Gomara 193, P. Martyr 208 f.), die, wie er hinzufügt, nur unter den Vornehmen geherrscht hätten, vom Volke aber verabscheut worden seien. Herrera (I, 10, 1, II, 3, 5) hat beide entgegengesetzte Angaben wiederholt ohne sich weiter darüber auszusprechen. Aus neuerer Zeit hören wir daß bei den Indianern von S. Blas

nur der Häuptling, der sogenannte „alte Mann," zwei Weiber haben darf, daß sie nur untereinander heirathen, obgleich sich die schädlichen Folgen davon bemerkbar machen, und Unzucht mit dem Tode bestrafen (Gisborne 155). Die Heirath wird in Darien mit einem großen Feste gefeiert; alle Gäste steuern dazu bei, bauen den Neuvermählten ein Haus und bestellen für sie ein Maisfeld. Die Weiber müssen bei ihnen hart arbeiten, thun dieß aber willig und gern, sie werden weder geschlagen noch auch nur gescholten (Wafer 151, 142).

Die Sonne wurde als Schöpfer der Welt, der Mond als sein Weib verehrt (Oviedo XXIX, 5, Gomara 199). Jenen scheinen sie Chipiripa genannt zu haben (Andagoya). Die Gewitter glaubte man im südlichen Theile des Landes von einem Weibe gesendet das Dabaiba hieß und nach seinem Tode göttliche Verehrung erhielt (P. Martyr 253). Gomara erzählt von Opfergaben die sie darbrachten, Oviedo (XXIX, 26) sogar von Menschenopfern und von Räucherungen die sie verrichteten, während Andagoya ihnen jeden Cultus abspricht; indessen berichtet er von Zauberern (Tequinas), die in einer besonderen Hütte ohne Dach sich mit dem Teufel (Tuira) unterredeten (vgl. Wafer 32). In Cueva folgten dem Herrscher seine Lieblingsweiber und seine Dienerschaft in den Tod, und glaubten indem sie sich vergifteten in seiner Umgebung eines anderen Lebens theilhaft zu werden, von welchem die übrigen ausgeschlossen blieben (Gomara 279, Oviedo XXIX, 31). Hier und da ließen sie sich bei einem großen Leichenfeste lebendig mit ihm begraben. In manchen Gegenden wurden die Leichen der Herrscher am Feuer getrocknet oder vielmehr ausgebraten, in viele Tücher gewickelt und im Hause aufgestellt oder aufgehängt (Oviedo a. a. O. und Sumario 483 f., Gomara 199, Andagoya).

Darien das die Spanier sehr bevölkert fanden, litt zunächst durch Balboa, dann noch stärker durch Pedrarias Davila. Man kann bei Oviedo (XXIX, 10) eine Menge von Schandgeschichten lesen deren Helden diese Räuber sind. Sehr viele Menschen wurden von den Conquistadoren namentlich aus Darien fortgeschleppt um mit ihrer Hülfe andere Länder zu erobern (ebend. 25), und im Anfange des 17. Jahrhunderts waren die Eingeborenen der Provinz Panama durch die Spanier bereits so weit aufgerieben, daß es dort mehr Neger als Indianer gab (de Laet VIII, 1) — auch die Mischung beider Raçen miteinander scheint in nicht unbedeutendem Maaße zur Verminderung

der letzteren beigetragen zu haben. Die Perlinseln, erzählt schon Cieza (356) haben ihre frühere Bevölkerung verloren, und man hat diese theils durch Neger theils durch Indianer von Nicaragua und der Insel Cubagua ersetzt.

Die Chibchas und ihre Nachbarn.

Unter den Völkern von Neu Granada, welche die Entdecker in eine große Anzahl verschiedener Sprachen getheilt fanden, sind die Chibchas, Muiscas oder Mozcas das interessanteste. Ausgezeichnet durch höhere Cultur vor ihren großentheils äußerst barbarischen Nachbarn, stehen sie zugleich in dieser Hinsicht so selbstständig da, daß sich nach den vorhandenen Nachrichten nicht daran denken läßt ihre Künste und Kenntnisse von auswärts herzuleiten, sei es vom Süden aus Peru oder vom Norden aus Mittelamerika.

Die Sprache dieses Volkes, die nach Jomard noch nicht ganz erloschen sein soll (Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 167), hieß Chibcha (P. Simon II, 4, 4, Piedrahita II, 1); das Wort Muisca oder Mozca bedeutet in derselben „Leute, Person" (Joaq. Acosta 189 nota), und soll dadurch zum Namen des Volkes selbst geworden sein, daß die Eingeborenen häufig mit demselben auf die an sie gerichteten Fragen antworteten (Piedrahita IV, 5). Wahrscheinlicher ist daß sie im nördlichen Theile von Peru diesen Namen führten, da Belalcazar, als er dort die erste Kunde von Neu Granada und dem Dorado erhielt, das Land Muizqueta und dessen Herrscher Bogotá nennen hörte (P. Simon II, 3, 1): es ist eine Ungenauigkeit Herrera's (VI, 5, 5) wenn er berichtet daß sich das Volk selbst Moxca genannt habe. Der Herrscher desselben hieß Bogota (Gomara 201), und wie die Spanier hier das Land mit dem Namen seines Herren bezeichneten, so geschah es auch weiter südlich in Popayan (Cieza 382, Herrera, Descr. 18).

Die beiden Hauptzweige des Chibchavolkes lebten in Bogota und in Tunja; in ihren Mythen und Sagen zwar verschieden, glichen sie einander im Aeußeren, hatten im Wesentlichen dieselbe Religion und

redeten dieselbe Sprache (P. Simon II, 4, 11, Piedrahita II, 6, Oviedo XXVI, 27). Im Südosten war Lengupá die Grenze der Chibcha-Sprache (Piedr. V, 2); zwischen Bogota und Tunja wird namentlich der See von Guatavita als ein berühmtes Heiligthum dieses Volkes genannt; im Norden grenzte das Gebiet von Tunja an das des mächtigen Häuptlinges Tundáma oder Duytama, welches unweit des heutigen Payya lag (Piedrahita II, 6, V, 3 u. 5) und ebenfalls von Chibchas bewohnt gewesen zu sein scheint; endlich gehörte diesem Volke östlich von Tunja das Land Iraca, welches gewöhnlich nach seinem Herrscher Sugamuxi oder Sagamozo genannt wird (ders. II, 7). Etwas bestimmter als diese Andeutungen allein erlauben würden, hat Joaq. Acosta (187), welchem Uricoechea zu folgen pflegt, den Umfang des Chibchalandes angegeben: es umfaßte nach ihm Bogota und Tunja, die Thäler von Fungasugá, Pacho, Caqueza und Tensa, d. h. die Distrikte von Ubaté, Chiquinquirá, Moniquirá, Leyva, und ging über S. Rosa und Sogamoso bis zur höchsten Spitze der Cordilleren wo man die Ebenen des Casanare sieht; es erstreckte sich etwa von 4° bis 6° n. B. in einer Ausdehnung von ungefähr 45 leguas von Süden nach Norden und reichte 12—15 leguas von Osten nach Westen. Als die ersten, d. h. wohl die nördlichsten Indianer welche zu diesem Volke gehören, bezeichnet P. Simon (I, 2, 7) die Chicamocha. Eine zu große Ausdehnung giebt wohl Humboldt (Vues 249) der Chibcha-Sprache, wenn er sie vom Ariari und Meta bis in den Norden des Flusses Sagamozo reichen läßt. Daß in den Gebirgen jenseits des Magdalenenflusses dasselbe Volk wie in Bogota gelebt habe, ist eine offenbar unrichtige Angabe Oviedo's (XXVI, 11), wie sich sogleich zeigen wird.

Piedrahita (I, 2), ein sorgfältiger Schriftsteller von gesundem kritischen Urtheil, dem die handschriftlichen Berichte Quesada's und des Lic. Castellanos zu Gebote standen, unterscheidet sechs Hauptvölker von Neu Granada: die Pantogoros und die Pansches auf beiden Seiten des Magdalenenflusses, den letzteren benachbart in der Gegend von Tocayma, südwestlich von Bogota, die räuberischen Sutagaos mit den Neyvas, die äußerst rohen Chitareros in dem Gebiete des jetzigen Pamplona, die Laches, welche der Fluß Sagamozo vom Lande des Tundama trennte, mit Einschuß der Tamez oder Tammez im Gebirge unweit des Hafens von Cazanare und der

Achaguas (vgl. oben III, p. 428), endlich die Mozcas in den centralen Theilen von Neu Granada. Die Pantogoros hatten einen großen Theil der Westseite des Magdalenenflusses inne, sie besaßen insbesondere die zwischen Anserma und Ibague gelegene Provinz Quimbaya (Piedrahita VII, 7); zu ihnen gehörten die Pijaos, das mächtigste und tapferste Volk im Gebiete von Popayan, welches sich im Thale des Cauca von Cartago bis gegen Popayan hin und südlicher von Almaguer aus in das Thal von Neyva und bis nach S. Juan de los Llanos hinüber erstreckte (ders. IV, 1). Die Panches, ein äußerst rohes nicht zahlreiches Gebirgsvolk das mit den Mozcas in beständiger Feindschaft lebte, wohnten im Südwesten von Bogota (ders. II, 2, V, 1). Ximenez (bei Ternaux, Recueil de documents 1840 p. 168) giebt ihren Sitz auf der Ostseite des Magdalenenflusses an; nach Joaq. Acosta (298) hätten sie sich über den ganzen westlichen Theil der Cordillere ausgebreitet von Villeta an, wo sie mit den noch wilderen Colimas zusammengrenzten, bis zur Sierra Tibacuy, wo das Gebiet der Sutagaos begann, so daß ihr Land fast 30 leguas lang und 10 leguas breit war. Daß Herrera (Descr. 16) die Sprache der Panches die am weitesten verbreitete in diesen Gegenden nennt, scheint ebenso unrichtig zu sein als daß er (VI, 5, 5) sagt, die Mozcas seien von ihnen rings umgeben gewesen. Vielleicht den Panches verwandt, wenigstens ihnen benachbart und nicht minder barbarische Völker waren die Muzos (Musos) und Colimas im Norden und Nordwesten von Bogota und etwas mehr als 20 leguas von diesem entfernt (Piedrahita I, 2) wo sich noch jetzt der Ort Muzo findet. Vater (Mithrid. III, 2, 701) hat die Musos unrichtig mit den Muiscas identificirt, mit denen sie in erbitterter und um so gefährlicherer Feindschaft lebten, als sie dieselben am westlichen Gebirgsrande wie ein Kranz umgaben (Joaq. Acosta), während weiter im Süden in der Gegend von La Palma die Colimas (Acosta 342) und dann zwischen den Flüssen Pazca und Sumapaz die Sutagaos saßen (Alcedo, Art. Sutagaos). In den Ebenen von Neyva nennt Piedrahita (I, 2) die Natagaymas und im Gebirge an der Grenze von Popayan die Coyaimas. Als eines der Hauptvölker dieser Gegenden sind noch die Paezes zu erwähnen, welche hauptsächlich im Osten von Popayan an dem Flusse wohnten (Pais) der noch jetzt ihren Namen trägt (Rodriguez I, 6). Von Herrera (VI, 8, 3 f.) werden sie zwischen

Timana und Popayan gesetzt und mit den Yalcones zusammen genannt. Daß Piedrahita (IV, 1) die Omaguas neben den Pijaos und Paezes als eines der bedeutendsten Völker von Popayan anführt, haben wir schon anderwärts hervorgehoben (S. oben III, 427).* Von den Völkern welche Rodriguez (I, 6) außer den bisher genannten noch in Neu Granada angiebt, haben die Chocoes und Noanamas schon oben (p. 347) ihre Stelle gefunden, von mehreren andern aber, den Chirambiraes Chancos u. s. f., sind nur die Namen bekannt. Im Norden der Mozcas führt Acosta (188) noch die Agataes und Guanes an, welche letzteren 20 leguas östlich von Velez wohnten und vorzüglich hellfarbige und schöne Weiber hatten (Piedrahita VII, 2), und die Yariguies zwischen den Flüssen Sagamozo und Opon (Acosta 337). Vielleicht gehören auch die Choques hierher zu denen Georg v. Speier (1536) jenseits des Papamene vordrang; sie lebten in stark befestigten Dörfern und ihre Weiber begrüßten die Fremden indem sie mit einem Isopzweige Wasser auf sie sprengten. Oviedo (XXV, 14) erwähnt der Chogues unter 1° n. Breite am Vermejo.

Ueber die physischen Eigenthümlichkeiten der genannten Völker ist nur Weniges bekannt. Oviedo (XXVI, 23) sagt von den Chibchas daß sie etwas größer und von schönerem Gesichte waren als die Indianer der Küste, Herrera (VI, 5, 6) bezeichnet sie als heller und besonders ihre Weiber als hübsch im Vergleich mit anderen Indianerinnen. Die Schilderung Uricoechea's (50) stimmt hiermit wenig überein: er nennt sie klein und dick mit horizontal stehenden Augen und großer Nase, kleiner Stirn, dicken Lippen und vorstehendem Unterkiefer. In neuerer Zeit lebt am See Guatavita ein elender Menschenschlag (J. P. Hamilton 153), der mit den alten Bewohnern dieser Gegenden keine Aehnlichkeit mehr zu haben scheint. Die Bewohner von Arma waren mittelgroß und wie die übrigen von dunkelbrauner Farbe (Cieza 371). Eingeborene mit großen weißen Bärten, auch ein solcher mit großem rothen Bart, werden bisweilen, doch, wie es scheint, nur ausnahmsweise erwähnt (Piedrahita IX, 2 u. 5, II, 7). Dagegen ist die Abplattung der Stirn und des Hinterkopfes bei den Panches und Pijaos als nationale Eigenthümlichkeit hervorzuheben (ders. I, 2). Die Pan-

* Die Namen aller bekannten Völker von Popayan hat Velasco (III 1, 18, 9) in eine Tafel zusammengestellt.

togoros der Provinz Quimbaya und die Chancos welche an Ancerma grenzten, gaben ihren Kindern durch aufgelegte Breter eine künstliche Kopfform, die jedoch in verschiedenen Gegenden von verschiedener Art war (Cieza 378). Uricoechea (Tafel II) hat zwei Schädel von Eingeborenen der Provinz Velez abgebildet, welche beide eine sehr niedergedrückte, offenbar künstlich abgeplattete Stirn zeigen; der eine ist lang nach hinten ausgezogen, der andere zeigt mehr abgerundetes Hinterhaupt. Bei den Chibchas selbst scheint keine Deformation des Schädels stattgefunden zu haben. Die Paes (wahrscheinlich die vorhin genannten Paezes) in Popayan sind fast so hellfarbig wie die Europäer und haben etwas Bart (Velasco I, 4, 8, 21).

Einige Andeutungen über die älteste Geschichte der Chibchas finden sich zunächst in ihrer Mythologie. Nächst der Sonne wurde in Bogota Chibchatchum (Chibchacum), allgemeiner jedoch Bochica verehrt: jener war der Gott der Kaufleute Handwerker und Landbauern, dieser der Gott des Adels, der Usaques oder Häuptlinge (P. Simon II, 4, 4); jener war Nationalgott, wie schon sein Name vermuthen läßt, und wahrscheinlich der ältere, dieser der Gott der herrschenden Kaste und vermuthlich erst in Folge einer politischen Umwälzung zu Ehre und Ansehn gelangt. Andere Götter scheinen durch Bochica verdrängt und deren Attribute auf ihn übertragen worden zu sein, wenn nicht etwa dieser Schein, was auch wohl möglich ist, auf einem bloßen Irrthum der spanischen Berichterstatter beruht. Dieß gilt vor Allem von Chimizapagua, Nempterequeteva (Nemterequetaba) oder Xue, dem von Osten, von Pasca her gekommenen Heros auf welchen die ältesten Sagen der Chibchas den Ursprung der Cultur zurückführen. Dieser nämlich wird, wie Joaq. Acosta (208) richtig bemerkt, bei den ältesten Schriftstellern, namentlich bei P. Simon, von Bochica unterschieden, sonst aber (z. B. von Piedrahita I, 3) vielfach mit ihm vermengt. Er wird als ein Mann mit großem Barte geschildert, der eine Kopfbinde und Tunica ohne Kragen und Mantel, das alte Kostüm der Chibchas trug. Die Kunst des Spinnens und Webens und die Gründung eines geordneten Staates mit weisen Gesetzen werden auf ihn zurückgeführt. Ein schönes Weib, das Chie (Chia), Huytaca, Xubchasgagua (Yubecayguaya) genannt wird, wußte später die Menschen von ihm abwendig zu machen und zum Ungehorsam gegen seine Lehren zu verleiten (P. Simon II, 4, 3), wurde aber zur Strafe von ihm

in eine Eule, nach Andern in den Mond verwandelt. Unter den Wohlthaten welche Chimizapagua, der Bote des höchsten Gottes, den Menschen erwies, wird hauptsächlich hervorgehoben daß er — nach einer anderen Ueberlieferung war es Bochica —, als Chibchacum einst aus Zorn eine große Ueberschwemmung geschickt hatte, im Regenbogen erschien, durch einen Schlag mit seinem goldenen Stabe an die Felsen von Tequendama den dortigen Wasserfall entstehen ließ und, als er so der Noth abgeholfen hatte, den Chibchacum in die Erde verbannte, als deren Träger er jetzt bisweilen Erdbeben verursacht. Die Spur seines Fußes soll er in einem Felsen in der Provinz Ubaque hinterlassen haben und nachdem er einige zwanzig Jahre in Sagamozo gelebt hatte, dessen Herrscher der Erbe seiner Heiligkeit und Macht wurde, in den Himmel versetzt worden sein (Piedrahita I, 3). Was P. Simon (II, 4, 11 f.) von dem Culturheros Sadiguia-Sonoda erzählt der in Tunja und namentlich in Sagamozo gelebt und gelehrt habe, stimmt mit den Angaben über Chimizapagua oder Nemterequetaba so nahe zusammen, daß wir beide für eine und dieselbe Person halten dürfen. Durch ihn, fügt er hinzu, gelangte Sagamozo zu großem Ruhm und hoher religiöser Bedeutung; die Würde jenes großen Mannes, der öfters auch Idacanzas genannt wird, erbte nicht fort, wie dieß bis dahin gewöhnlich gewesen war, sondern Sagamozo wurde ein Wahlreich dessen Herrscher abwechselnd aus den Orten Tobazá und Firabitóba stammen und durch vier Electoren bestellt werden sollte. Im Falle eines Streites bei der Wahl sollte der Tundama Schiedsrichter sein (Piedrahita II, 7). Auch in späterer Zeit stand der Oberpriester von Sagamozo in außerordentlichem Ansehn: nur der Krieg galt für gerecht welchen er dafür erklärte, und wenn man trotzdem in ihm unterlag, so folgte große Trauer, weil man der eigenen Sündhaftigkeit die Schuld daran beimaß (Piedrahita I, 4).

Das theokratisch regierte Reich von Sagamozo oder Iraca, dessen Gründung die Sage auf den Culturheros der Chibcha selbst zurückführt, scheint demnach das älteste im Lande gewesen zu sein, gleichzeitig mit ihm bestand aber bereits die Herrschaft des Tundama. Auch der Häuptling von Guatavita soll schon in alter Zeit große Macht besessen haben (P. Simon II, 3, 2). Die größeren Reiche des Zaque in

in Tunja* und des Zippa in Bogota gehören erst der späteren Zeit an, und zwar soll das erstere, welches nach einer, jedoch nicht allgemein angenommenen Ueberlieferung das gesammte Land der Chibchas umfaßte, durch einen der Priesterkönige von Iraca gegründet worden sein, welcher die Königswahl in Tunja (eigentlich: Hunsa) auf Hunzahúa lenkte. Dieser nahm den Titel Zaque an und gelangte zu einer weit ausgebreiteten Herrschaft. Von seinen Nachfolgern wird nur Thomagata genannt (Piedrahita II, 6); durch das Emporkommen der Zippas aber, etwa 70 Jahre vor der Ankunft der Spanier, scheint ihre Macht stark geschmälert worden zu sein. Sie erstreckte sich zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Spanier im Osten bis zur Cordillere, im Westen bis nach Sachica und Tinjacá, reichte im Süden bis Turmequé und im Norden bis an die Grenze des Tundama und des heiligen Landes von Iraca (Acosta 193). Ebenso wie der Zaque schwang sich auch der Zippa nur durch Gewalt zur Herrschaft empor, denn vor ihrem Auftreten gab es bei den Chibchas lauter kleine voneinander unabhängige Herren (P. Simon II, 4, 6). Der erste bekannte Zippa ist Saguanmachica (um 1470), den die historischen Ueberlieferungen von Tunja, welche übrigens voll Fabeln sind, als einen Rebellen gegen dieses letztere Reich bezeichnen. Allerdings führte er Kriege gegen den Zaque von Tunja, der damals sehr mächtig war, dehnte aber seine eigene Herrschaft hauptsächlich nach Süden aus und unterwarf namentlich die Sutagaos (Piedrahita II, 1 u. 6, Acosta 190). Sein Nachfolger Neméquene (1490) setzte die von ihm angefangenen Eroberungen fort, unterjochte Guatavita, im Südosten Ubaque nebst mehreren andern Ländern, und wendete sich dann gegen Tunja das mit Sagamozo verbündet, in alter Feindschaft mit diesem südlichen Reiche stand, wurde aber vom Zaque geschlagen und starb an den im Kampfe erhaltenen Wunden (P. Simon II, 4, 15 ff., Piedrahita II, 2 ff. u. 9). Thysquezuza welcher ihm folgte, hatte den Thron inne als die Spanier in das Land eindrangen. Er residirte in Mucquetá, das jetzt Funza heißt, und herrschte damals erst seit kurzer Zeit über Ebaque (Ubaque, Ibague?) Guasca, Guatavita, Zipaquirá, Fusagasugá und Ebaté (Ubate), doch hatten alle diese eroberten Länder ihre ursprünglichen Verfassungen behalten: der Zippa, der Zaque und der Häuptling von Sagamozo oder Iraca waren damals die drei be-

* Nach Acosta (188) residirte der Zaque ursprünglich in Ramiriqui.

deutendsten voneinander unabhängigen Herren welche über die Chibchas geboten (Acosta 188).

Die Macht des Herrschers war bei den Chibchas unbeschränkt: er gebot über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen. Unter ihm standen die Häuptlinge, der Adel welcher in mehrere Rangklassen abgetheilt und insofern von ihm abhängig war, als er der Bestätigung durch ihn in seiner Würde bedurfte, daher er sich ihm nie ohne Geschenke nahete (P. Simon II, 4, 6, Piedrahita I, 5). Der Herold welcher seinen Willen verkündigte, war der höchste Staatsbeamte. Aus Ehrfurcht kehrte man dem Herrscher stets den Rücken zu, wie der gemeine Mann dem Häuptling, dem ins Gesicht sehen zu müssen sogar eine entehrende Strafe, z. B. des Diebstahles, war (Simon), und die vornehmen Leute welche ihn umgaben, fingen seinen Speichel in weißen Baumwollentüchern auf (Gomara 201, Oviedo XXVI, 13). Er wurde auf einer Bahre getragen und der Weg den er nahm, vorher sorgfältig gereinigt, mit Tüchern bedeckt und mit Blumen bestreut (Piedrahita). Zur Benutzung einer Bahre bedurfte es für jeden Anderen einer besonderen Erlaubniß von Seiten des Herrschers; ebenso verhielt es sich mit dem Tragen von Ohren- und Nasenschmuck, mit schönen Kleidern — denn jeder Stand hatte seine bestimmte Tracht — und selbst mit dem Genuß von Wildpret (P. Simon II, 4, 7, Piedrahita II, 5).

Die Thronfolge ging in Bogota auf die Schwestersöhne über, nach denen die Brüder das nächste Anrecht hatten; unter die Söhne des Verstorbenen wurde nur dessen bewegliches Vermögen mit Einschluß der Weiber vertheilt (Simon II, 4, 6, Piedrahita I, 5, Gomara 201). Nach Oviedo (XXVI, 29), dem Herrera (VI, 5, 6) gefolgt ist, wären die Brüder und deren Söhne die nächsten Erben gewesen. Der muthmaßliche Thronfolger erhielt eine äußerst strenge Erziehung im Tempel, wo er vom 16. Jahre an (Acosta 200) in gänzlicher Zurückgezogenheit lebte, die Sonne nicht sehen, kein Salz essen, mit keinem Weibe umgehen durfte u. s. f., wenn er nicht für regierungsunfähig und ehrlos erklärt werden wollte (Piedrahita) — in Sagamozo dauerte dieses ascetische Leben für ihn sieben Jahre (Zurita 30). Nach beendigter Erziehung hatte er ein Jahr lang zu fasten; dann erfolgte die Ceremonie der Nasen- und Ohrendurchbohrung, d. h. er

wurde für großjährig erklärt und zum Herren des Dorfes Chia * gemacht (Simon). Diese Würde behielt er bis zum Tode des Herrschers, dessen Platz er einzunehmen bestimmt war, und damit es an einem Thronfolger nicht fehlte, wurde beim Tode des Bogota selbst immer sogleich auch die Stelle des Häuptlinges von Chia aufs Neue besetzt (Oviedo XXVI, 11). Nur wenn ein Thronerbe mangelte, ernannte der Herrscher selbst einen solchen, doch hatte sich dieser vorher in manchen schweren Versuchungen zu bewähren (Simon, Piedrahita). Dem Regierungsantritte selbst und dem Eide der Treue von Seiten der Unterthanen ging der Schwur des Herrschers voraus, daß er gerecht und den Sitten des Landes gemäß regieren wolle (Piedrahita).

Der Palast des Bogota, dessen Grundlage und Thürpfosten bei der Erbauung mit Menschenblut getränkt wurden und auf Mädchenleichen standen (Simon II, 4, 7), war nicht von Stroh, wie Oviedo (XXVI, 11) angiebt, sondern aus doppelten dicken Holzwänden gebaut, einer inneren und äußeren, die mit Flechtwerk bedeckt und mit einer Mischung von Lehm und Stroh beworfen waren; aus Stroh bestand auch die Dachung. Der Bau war im Ganzen von runder Form und endigte (in der Mitte, wie es scheint) pyramidalisch: die innere Anlage glich nämlich einer Schnecke, deren labyrinthische Gänge größere Sicherheit gewährten. Es gab 12 Haupt- und viele Nebeneingänge, die Thüren und Fenster der Gemächer waren nur klein und die ersteren von leichter Arbeit, da sie bloß dazu dienen sollten den Wind und die Blicke der Neugierigen abzuhalten. Eine eigenthümlich construirte Holzwand umgab das Gebäude und schloß zugleich zwei große Plätze ein: dort wohnten mit ihren Dienerinnen die Weiber des Herrschers, deren er mehr als 200 hatte, obgleich unter diesen nur eine Hauptfrau war, welche die Macht hatte ihm bei ihrem Tode auf 5 Jahre allen Umgang mit Weibern zu verbieten. Außer den eigentlichen Palästen besaß der Herrscher auch viele Lusthäuser bei denen sich Teiche und Bäder befanden (Piedrahita I, 5).

Lebensweise und Beschäftigung der Unterthanen waren in diesem despotisch regierten Lande durch feste Gesetzte geregelt: jeder Monat war

* Auch wird er selbst häufig schlechtweg „Chia, Mond" genannt: es scheint demnach daß man den Zippa und seinen Nachfolger sich als Sonne und Mond repräsentirend gedacht, vielleicht auch nur ihr Verhältniß zu einander unter dem Bilde von Sonne und Mond aufgefaßt hat.

in drei Theile getheilt, deren erster der Enthaltsamkeit und den religiösen Pflichten, der zweite der Arbeit, der dritte der Erholung und Lustbarkeit gewidmet wurde (Oviedo XXVI, 23). Die Strafgesetze waren hart und zum Theil so eingerichtet, daß sie den Schatz des Herrschers bereicherten, der überall als Erbe auftrat wo ein solcher fehlte. Wer den schuldigen Tribut nicht zahlte, an dessen Thür wurde gleichsam als Einquartierung ein Tiger angebunden den er füttern mußte bis nach geleisteter Zahlung; auch hatte er außerdem täglich noch ein Baumwollenkleid zu liefern, sonst wurde ihm das Feuer in seinem Hause ausgelöscht, man ließ ihn frieren. Die Gesetze Nemequene's straften Mord mit dem Tode, auch wenn die Verwandten des Erschlagenen verziehen. Dieselbe Strafe stand auf der Nothzucht, oder es wurde dem Verbrecher, wenn er verheirathet war, doppelt vergolten an seiner eigenen Frau. Wer sich der Blutschande oder der Sodomie schuldig machte, welche jedoch selten war, erlitt einen qualvollen Tod. Der Dieb wurde geblendet; wer sich im Kriege feig bewies, dem wurden Weiberkleider angezogen oder er verlor das Leben (P. Simon II, 4, 7, Piedrahita II, 5). Auch Auspeitschen, Abschneiden der Nase und der Ohren kamen als Strafen zur Anwendung (Gomara 201). An den Vornehmen wurden Verbrechen hauptsächlich durch Beschimpfung geahndet: man schnitt ihnen das Haar ab, schlitzte ihnen den Aermel auf, ließ sie durch ihre Weiber auspeitschen (ebend., Piedrahita I, 4).

Die Mythologie der Chibchas lehrt daß das Licht ursprünglich verborgen war in einem großen unbeschreiblichen Behälter oder Hause (Chiminigagua, Behälter der Sonne), das auch als Schöpfer der Welt bezeichnet wird. Als dieses sich öffnete, flogen große schwarze Vögel heraus welche die Strahlen der Sonne über die ganze Welt hintrugen. Dem Gebirgssee Iguaque, 4 leguas nördlich von Tunja, entstieg ein schönes Weib, Bachue oder Turachogue (Fuzachogua nach Acosta 194) mit einem dreijährigen Knaben: diese beide wurden die Stammeltern des Menschengeschlechts, verwandelten sich aber später in Schlangen und gingen in den See zurück, daher dem Wasser häufig Opfer gebracht wurden, denn jenes erste Menschenpaar erhielt göttliche Verehrung und man fertigte von ihnen Bilder an, deren eines so schwer gefunden wurde daß ein Mann allein es nicht zu heben vermochte (P. Simon II, 4, 2 f.). Wie das erste Menschenpaar so waren auch alle

anderen Götter der Chibchas männlich und weiblich (ebend). Ihr oberster Gott Bochica, dessen vielfache Verwechselung mit dem Culturheros Nemterequetaba wir oben schon berührt haben, scheint, wie auch Duquesne (bei Acosta 412) annimmt, der wohlthätige Sonnengott gewesen zu sein; wenigstens genoß er gleich der Sonne die höchste Verehrung und wird nirgends von dieser bestimmt unterschieden, sein Weib Chia aber war die Göttin den Mondes. Nach Piedrahita (I, 3) wurde er auch Zuhe „Sonne" genannt — ein Name den man auch den Spaniern beilegte. Oviedo (XXVI, 23) und nach ihm Herrera (VI, 5, 5) erzählen daß Sonne und Mond den Chibchas als Schöpfer aller Dinge gegolten hätten. Ob Chiminigagua besondere Verehrung genoß, wissen wir nicht, dagegen wird dieß von Chibchacum, dem Gotte der Kaufleute Handwerker und Landbauern bestimmt versichert. Es gab ferner einen Gott der Weber und Maler, Nencatacoa, einen Gott der Trunkenen, der indessen seiner Faulheit wegen nur wenig in Ehren stand, obgleich er bei Tanz und Gesang mitwirkte. Der Gott Chaquen bewachte die Grenzen der Felder, Bachue gab der Saat Gedeihen, Cuchavira, der Regenbogen, half den Kranken und besonders den Wöchnerinnen (Simon II, 4, 4, Acosta 195). Auch Seen, Flüsse, Bäume fanden Verehrung, und es gab heilige Berge auf denen man Kostbarkeiten vergrub und nie einen Baum zu schlagen wagte (Piedrahita I, 3, Oviedo XXVI, 31).

Die berühmtesten Tempel standen in Bogota Sagamozo und Guatavita, und zwar verdankte letzterer Ort seinen Ruf angeblich dem Umstande,* daß einst das Weib eines Häuptlinges sich in den dortigen See gestürzt hatte um eine entehrende Strafe nicht zu überleben der sie unterworfen worden war (Piedrahita I, 3, Simon II, 3, 2). Die Ausstattung der Tempel war kostbar und es gab deren eine große Anzahl; der von Sagamozo soll auf lebendig begrabenen Menschen gestanden haben (Piedrahita V, 5). Sie enthielten die Bilder der Sonne und des Mondes, männliche und weibliche Statuen von Gold, Silber, Holz, Baumwolle oder Wachs, sehr viele Idole die mit bemalten Kleidern bedeckt, aber von unkünstlerischer roher Arbeit wa-

* Wenn es richtig ist, daß man bei dem großen religiösen Feste in Guatavita die Wanderungen des Bochica dramatisch darstellte, wie Duquesne bei Acosta mittheilt, würde die Berühmtheit dieses Ortes wohl vielmehr auf den genannten Gott selbst zurückzuführen sein oder auf den mit ihm identificirten Heros Nemterequetaba.

ren. Im Gebiete von Bogota hat man dergleichen in ungeheuerer Menge gefunden, zum Theil scheußliche Thiergestalten. Man scheint sie vorzüglich häufig in Höhlen verehrt zu haben. So enthielt z. B. eine große Felsenhöhe in der Gegend von Tunja ein gemeinsames Heiligthum in welchem ein riesenhafter mit Federn bekleideter Vogel von Holz verehrt und Orakel gegeben wurden; manche dieser Götzen waren über mannshoch (Remesal IX, 11). Auch jedes Privathaus hatte seine Götterbilder, namentlich in Tunja; man trug sie stets mit sich herum, insbesondere nahm man sie mit in den Krieg, in welchem man auch die Gebeine verstorbener Helden mitführte um sich den Sieg zu sichern (Oviedo XXVI, 28, 30, Piedrahita IV, 5). Außerdem war in den Tempeln eine Menge von Opferkästen aufgestellt zur Aufnahme der darzubringenden Gaben; einige derselben hatten Menschengestalt und standen über der Erde, andere waren in die Erde eingegraben. Die Priester nahmen sie von Zeit zu Zeit hinweg und vergruben sie (Piedrahita IV, 5).

Nicht in den Tempeln allein wurde den Göttern geopfert, sondern auch an Seen Flüssen Felsen und anderen Orten, aber stets waren es die Priester welche das Opfer darzubringen hatten, und sie mußten sich bei dieser Gelegenheit gänzlich entkleiden (Simon II, 4, 5). Aus weiter Ferne wallfahrtete man an den See von Guatavita um Opfergaben hineinzuwerfen; der dortige Häuptling pflegte sich ganz mit Goldstaub zu bestreuen und dann in dem See zu baden — ein Gebrauch an den sich der Ursprung der Sage von dem Dorado knüpft (vgl. Acosta 199). Die Opfer bestanden in Gold Edelsteinen und anderen werthvollen Gegenständen, in Gefäßen und Thierbildern; auch lebendige Thiere, namentlich Papageien und andere Vögel wurden dargebracht. Wer die Götter um etwas bitten wollte, begann damit zu fasten und sich alles geschlechtlichen Umganges zu enthalten; dann wusch er sich und bot seine Gaben dar. Hatte er auf seine Frage die Antwort des Gottes erhalten, so reinigte er sich aufs Neue und hielt ein Fest mit Tanz und Gesang (Piedrahita I, 3). Das feierlichste Opfer war das eines Jünglings den man im Kriege gefangen und vorher in einem bestimmten Sonnentempel sorgfältig erzogen hatte. Nur wenn er jedem Weibe fern geblieben war, taugte er zu diesem Zwecke: er wurde der Sonne geweiht, nicht im Tempel, sondern im Freien auf einem Berge enthauptet und sein Blut an einen Felsen gestrichen den

die aufgehende Sonne beschien (Simon II, 4, 5). Auch bei dem Volke der Pijaos gab es Opfer dieser Art und es scheint daß der dazu Erkorene ebenso wie in Mexico den Gott selbst vorstellte dem er dargebracht wurde (Piedrahita I, 2). In anderen Fällen — denn solche Opfer kamen öfters vor und wurden auf verschiedene Weise verrichtet — riß man ihm das Herz aus, auf ähnliche Weise wie in Mexico (Piedrahita I, 4). Letzteres war insbesondere bei dem großen Feste der Fall das nur alle 15 Jahre wiederkehrte und in Beziehung zu der Zeitrechnung der Chibchas stand. Es war mit einer Art von Mummenschanz verbunden und das Opfer welches man vorher gut pflegte und hoch feierte, wurde immer aus einem bestimmten Dorfe in der Gegend von S. Juan de los Llanos genommen (Duquesne bei Acosta 411). Ein Kind das dem feindlichen Volke angehörte, war das gewöhnliche Opfer vor dem Auszuge zum Krieg (Oviedo XXVI, 28), den man nie unternahm ohne vorher das Orakel zu befragen (Gomara 201). Daß Menschenopfer die übrigens nur der Sonne gebracht wurden (Acosta 198), häufig gewesen seien, wird allgemein versichert, nur Herrera (VI, 5, 6) behauptet das Gegentheil.

Die Plätze auf denen die Chibchas ihre religiösen Feste feierten, waren die 5 Klafter breiten und ½ legua langen Straßen, welche in gerader Linie von den Palästen des Zippa ausliefen. Am Ende derselben waren große roth angestrichene Bäume aufgepflanzt, welche Mastbäumen mit Mastkörben ähnlich, den Städten von weitem ein viel versprechendes Ansehen gaben, als ob sie eine Menge von Schlössern und Palästen enthielten. Oben an den Bäumen befestigte man einen Gefangenen der als Zielscheibe benutzt wurde, um das von ihm herabrinnende Blut aufzufangen und den Göttern darzubringen (Piedrahita IV, 4 f.). Der Cultus erforderte ferner viele Lieder und Reden, die Tempel wurden mit Wasser besprengt und häufige Räucherungen vorgenommen, durch welche man die Sonne zu bewegen hoffte „daß sie den Menschen ihre Sünden vergebe“ (Oviedo XXVI, 28, Herrera VI, 5, 6). Auch den Spaniern wurde als „Söhnen der Sonne“, da sie ankamen, diese Ehre des Räucherns zutheil.

Der Stand des Priesters, Chque oder Xeque (Jeque) wie die Spanier das Wort schrieben, war erblich und ging wie der des Häuptlinges stets auf den Schwestersohn über (Simon II, 4, 5). Er allein scheint im Besitze bedeutenderer Kenntnisse und höherer Bildung gewe-

sen zu sein, die daher auch mit ihm untergingen. Von je höherer Geburt und zu je höheren Ehren ein Knabe bestimmt war, in desto längerer Clausur und mit desto größerer Strenge wurde er erzogen, bis er mit dem Feste bei welchem ihm die Ohren durchbohrt wurden, seine Freiheit und Selbstständigkeit erhielt (Oviedo XXVI, 28). Dem entsprechend lebten die künftigen Priester 12 Jahre lang abgesondert in einem Hause für sich bei magerer Kost und wurden hart gehalten; war ihre Erziehung beendigt, so badeten sie in einem bestimmten Flusse, bekamen neue Kleider, und nach Anlegung des Ohren- und Nasenschmuckes ertheilte der Herrscher selbst ihnen die Investitur.* Für ihre leiblichen Bedürfnisse wurde aus öffentlichen Mitteln gesorgt, man verlangte von ihnen aber auch daß sie sich ganz dem Dienste der Götter widmeten: sie wohnten im Tempel, durften nicht heirathen, hatten sich vielen Fasten und schmerzhaften Uebungen zu unterwerfen, zu denen wie in Mexico namentlich das Blutziehen aus vielen Körpertheilen gehörte, und wurden ausgestoßen wenn sie unkeusch und unmäßig lebten; sie sprachen und schliefen wenig, wobei ihnen das Kauen der Coca als Reizmittel zu statten kam (Simon II, 4, 5, Piedrahita I, 3). Nur Remesal (IX, 11) erzählt daß der Dienst mancher Götter von Mädchen verrichtet worden sei. Eine Art klösterliche Erziehung soll es für beide Geschlechter gegeben haben (Gomara 201). Die Zauberer welche sich mit der Auffindung von Dieben abgaben, deren Versteck sie, wie es heißt, im Zustande der Berauschung aus ihren zitternden Fingern zu erkennen wußten (Simon II, 4, 10), scheinen mit den Priestern nichts gemein gehabt zu haben.

Die Kranken wurden gut gepflegt und wer von ihnen eines plötzlichen und schmerzlosen Todes starb, galt für glücklich (Simon II, 4, 10). Die Seelen der Todten, glaubten sie, setzten in einem Kahne von Spinnewebfäden über einen Fluß (daher die Schonung der Spinnen) und gelangten zum Mittelpunkte der Erde; auch der Glaube an eine Auferstehung der Todten und an ein jüngstes Gericht wird ihnen zugeschrieben (ders. II, 4, 3, Acosta 195), doch scheint sich der erstere vielmehr darauf zu beschränken daß sie eine spätere Rückkehr der Todten

* Demnach scheint es unrichtig wenn Humboldt (Vues 246 und Ansichten der Nat. II 375) angiebt daß die weltliche und die geistliche Macht bei den Chibchas getrennt gewesen sei, und die letztere sich in der Hand eines Priesterstandes befunden habe dessen Mittelpunkt das nationale Heiligthum Iraca war.

in's irdische Leben annahmen (Piedrahita I, 3). Nach Herrera (VI, 5, 6) schrieben sie (gleich den Mexicanern) den guten Menschen, den im Kriege Gefallenen und den im Wochenbette gestorbenen Frauen ein glückliches Leben im Jenseits zu, dachten sich dieses aber nur als eine Fortsetzung des irdischen: ein jeder fand dort seine Felder zur Bearbeitung wieder (Acosta).

Die Leichen der Herrscher wurden nach Entfernung der Eingeweide mit einer Harz-Mischung ausgegossen, in feine Tücher gewickelt, mit Gold und Edelsteinen geschmückt und in einem Gewölbe begraben. Oft gab man den vornehmen Todten ungeheuere Schätze mit, auch Weiber und Diener, die man vorher trunken machte, folgten ihnen in's Grab. Der Zippa wurde in einem hölzernen Sarge beerdigt der mit starken Goldplatten belegt war, (Simon II, 4, 10), Gomara (201) und Oviedo (XXVI, 27 und 31) erzählen sogar von goldenen Särgen. Nach letzterem wären die Häuptlinge in diesen Särgen mit ihren Schätzen in's Wasser versenkt, sonst aber die Leichen der Vornehmen mit Edelsteinen ausgestopft und im Tempel auf Gerüsten aufgestellt worden. Oft wurden auch die Leichen vor dem Begräbniß am Feuer ausgetrocknet (Simon II, 4, 10). Ferner gab es große Höhlen in denen die Todten in mehreren Kreisen um den schön geschmückten Herrscher hersaßen, und Opfergaben dargebracht erhielten (Remesal IX, 12). In Tunja hat man viele solche Begräbnißhöhlen entdeckt, in welchen die Todten sich alle in sitzender Stellung mit zusammengebundenen Daumen befanden, doch ist die Behauptung Cochrane's (215, 252 ff.) schwerlich richtig, daß nur die gemeinen Leute dort begraben worden seien, da sie in Widerspruch mit Remesal's Angabe steht. Die Häuptlinge, sagt jener weiter, seien auf Anhöhen beerdigt worden; ihre Gräber die mit ungeheuern Steinen von 12′ Länge, 8′ Breite und 9″ Dicke geschlossen waren, enthielten irdene Scherben und in einer Tiefe von 14′ die Gebeine des Todten. Als merkwürdig wird noch erwähnt daß auf dem Grabe dessen der an dem Biß einer Schlange starb, ein Kreuz errichtet zu werden pflegte (Simon II, 4, 3).

Polygamie war zwar erlaubt und gewöhnlich bei den Chibchas, doch zeigen schon die Heirathsceremonien, welche freilich Herrera (VI, 5, 6) ganz übersehen zu haben scheint, daß nur die erste Frau als rechtmäßig angesehen wurde: die Ehe mit dieser stiftete der Priester. Er fragte sie ob sie Bochica mehr als ihren Mann lieben wolle, diesen

mehr als ihre Kinder und ihre Kinder mehr als sich selbst; er fragte sie ferner ob sie sich der Nahrung enthalten wolle, wenn ihr Mann noch hungere; endlich stellte er an letzteren die Frage ob er diese Frau zur Ehe wolle. Trotz des unverkennbaren sittlichen Ernstes der in diesem Verfahren lag, wurde die Braut ihren Eltern von dem Manne abgekauft, wobei es Sitte war von dem Kaufe abzustehen wenn das Dreifache des ersten Angebotes den Vater nicht zur Hingebung seiner Tochter vermochte (Piedrahita I, 4 und 2). Die Bewerbung geschah durch Ueberschickung eines Mantels an den Vater des Mädchens, das ihrerseits dem Manne Chicha darbot, wenn sie ihm geneigt war und ihn annehmen wollte (Acosta 202). Nur die nächsten Verwandtschaftsgrade galten als Ehehindernisse, und es scheint daß der Mann nach Willkür seine Weiber wieder fortschicken durfte, wahrscheinlich mit Ausnahme der Hauptfrau, in deren Hand eine nicht zu verachtende Gewalt dadurch gelegt war, daß sie bei ihrem Tode den Mann zu einer fünfjährigen Enthaltsamkeit verpflichten konnte (Simon II, 4, 10). Daß die Stellung des weiblichen Geschlechtes noch manches Unwürdige an sich hatte, giebt sich auch darin zu erkennen, daß bei manchen Festen allgemeine Ausschweifungen stattfanden, und daß die Mannbarkeit der Mädchen besonders gefeiert wurde; auch soll man an einigen Orten auf die Jungfräulichkeit der Braut keinen Werth gelegt, sondern in ihr einen Beweis dafür gesehen haben, daß sie unfähig sei Liebe zu erwerben (ders. II, 4, 8). Die Ehebrecherin wurde einem Ordale unterworfen und im Falle sie schuldig erschien, kahl geschoren (Acosta 201) oder mit dem Tode gestraft, wenn nicht ein reicher Mann sich entschloß sie loszukaufen. Von Zwillingskindern, deren Geburt als ein Beweis grober Ausschweifungen galt, wurde eins getödtet (ebend.). Wer seine Frau im Wochenbette verlor, mußte als mitschuldig an dem Todesfalle sein halbes Vermögen an die Schwiegereltern abtreten, das überlebende Kind aber wurde von diesen auf Kosten des Vaters erzogen (Piedrahita II, 5).

Die Chibchas bauten Mais Kartoffeln und Pataten, in den heißen Thälern Yucca und mehrere Gemüse, auf Feldern die durch künstlich gezogene Gräben bewässert wurden (Oviedo XXVI, 22, Piedrahita VII, 2, Acosta 204); auch Baumwolle gewannen sie in großer Menge. Ferner bereiteten sie Salz, namentlich in Zipaquira, indem sie die Sohle in großen Töpfen kochten, die jedesmal nach dem

Gebrauche zerschlagen werden mußten — gerade so wie dieß auch noch neuerdings geschieht (Piedrahita II, 4, J. P. Hamilton 159). Der Coca bedienten sie sich als Reizmittel, doch kauten sie dieselbe nicht, wie Oviedo (XXVI, 30) angiebt, mit einer Beimischung von Kalk, sondern rein; der Zusatz von Kalk ist erst von den Spaniern eingeführt worden (Piedrahita I, 3). Größere Nahrungs- und Lastthiere hatten sie nicht; auch der Gebrauch von Kupfer Eisen und Blei war ihnen unbekannt: sie bauten den Acker mit hölzernem Geräthe und ihre schneidenden Werkzeuge waren von Stein (Simon II, 4, 10). Aussaat und Ernte wurden mit großen Prozessionen gefeiert für die man sich sorgfältig wusch und schmückte; man betete dabei unter vielen Thränen und hielt fröhliche Tänze wenn man das Gebet von der Gottheit erhört glaubte. Ein solches Fest, bei dem sich einige Theilnehmer in verschiedene Thiere, Tiger, Bären, Löwen, zu verkleiden pflegten, wurde noch im J. 1560 gehalten (Piedrahita I, 4).

Die Spanier fanden bei den Chibchas große Vorräthe von Baumwollenzeug, das zum Theil von sehr feiner Art war, aber weder leinene noch wollene Tücher (Simon II, 4, 9, Piedrahita IV, 4). Ueber einem Hemd trugen sie viereckige Mäntel die meist weiß, bei den Vornehmen bunt waren (nach Herrera VI, 5, 6 gab es auch schwarze Kleider), auf dem Kopf eine Art Helm von Thierfell mit einem Federbusch, an der Stirn einen Halbmond von Gold oder Silber mit aufwärts gekehrten Spitzen, goldene Nasenringe und Ohrschmuck, Armbänder von Stein oder Knochen. Das Gesicht wurde mit Bixa roth und mit dem Safte einer anderen Frucht schwarz bemalt. Die Weiber kleideten sich in ein größeres viereckiges Tuch mit einer Binde um die Hüften und ein kleineres um die Schultern, das sie auf der Brust mit einer goldenen Nadel befestigten. Das Haar trugen sie lang; das Abschneiden desselben war eine äußerst schimpfliche Strafe (Piedrahita I, 2). Die gewöhnlichen Häuser waren zwar von bedeutender Größe — Herrera (VIII, 4, 11) spricht von 100′ langen und 20′ breiten, etwas gewölbten Hütten von sehr solider Construction —, aber nur von Stroh und Erde gebaut, die der Herrscher mit drei Mauern umgeben (Oviedo XXVI, 11). Auch die Tempel waren nicht von Stein, nur von einem Versuche einen steinernen Tempel zu bauen wird einmal erzählt (Acosta 207). Bemerkenswerth sind nur noch die ziemlich rohen Schlösser von Holz mit denen sie verschlossen wur-

den, wie dieß auch noch in neuerer Zeit geschieht (Humboldt, Vues 262). Den Uebergang von Flüssen zu erleichtern legte man Brücken an die aus einem Maschenwerk von Schlingpflanzen bestanden (Piedrahita V, 2).

Eine rege Handelsthätigkeit belebte die großen Märkte des Landes, die in Coyaima, Turmeque, beim Häuptling Zocorotá und anderwärts gehalten wurden (Oviedo XXVI, 27, Acosta 206). Sie fanden in regelmäßigen Zwischenräumen statt (Simon II, 4, 9); Salz und Gold, welches das einzige allgemeinere Tauschmittel war, gehörten zu ihren wichtigsten Artikeln. Letzteres kam hauptsächlich aus dem Lande der Panches und wurde in kleinen gegossenen discusförmigen Scheiben als Geld verwendet (Acosta 221, 206), doch bediente man sich zur Prüfung desselben schwerlich der Waage. Außerdem wurde dieses Metall, wie schon erwähnt, zur Herstellung von Schmucksachen und mancherlei Figuren von verschiedener Art und Größe in Menge verwendet (Herrera VI, 3, 13), was man auch vom Platin behauptet hat (J. P. Hamilton 443). Die geschicktesten Goldarbeiter lebten in Guatavita (Piedrahita II, 2), die schönsten Vasen und Thonfiguren dagegen wurden in Tinjaca am Fuquene- (Fucany-) oder Siguasinza-See gemacht (ders. VI, 5).

Die Waffen deren sie sich bedienten, bestanden in hölzernen Schwertern, Lanzen, unvergifteten Pfeilen, Schleudern, hauptsächlich aber in Wurfpfeilen von Rohr mit harten Spitzen von Palmenholz, welche von einem Wurfstocke geschleudert wurden der oben und unten mit einer Zacke versehen war; doch richteten sie auch mit diesen letzteren im Kampfe nicht viel aus (Oviedo XXVI, 21, Simon II, 4, 17, Piedrahita I, 2). Für den Krieg befestigte man sich mit Verzäunungen aus dicken Balken, die bis 15' hoch und oben dicht mit Baumwolle ausgestopft waren, in Tunja und Sagamozo waren diese Zäune vorn mit großen Goldplatten verziert (Piedrahita IV, 5, V, 5). Der Häuptling Tundama verschanzte sich gegen die Spanier in einem Sumpfe mit einem Wassergraben, hinter welchem er eine mit Schießscharten versehene Erdmauer und Fußangeln anlegen ließ (ebend. VII, 5), und stellte ihnen ein geordnetes Heer entgegen, dessen einzelne Abtheilungen sich durch Federschmuck von verschiedenen Farben unterschieden (Joaq. Acosta 231). Die Bewohner von Tunja zeigten sich tapferer als die von Bogota und waren zum Kampfe in Schwadronen

formirt (Oviedo XXVI, 27). Die Kriegführung gegen die Spanier scheint nur in Folge der Ueberraschung größtentheils ungeregelt gewesen zu sein. Die erbeuteten Köpfe der Feinde, namentlich die der Panches, wurden aufgehoben und in den Heiligthümern aufgestellt (ebend. 11, Gomara 201).

Die historischen Traditionen der Chibchas lebten nur in Gesängen fort, Quipos wie die Peruaner hatten sie nicht (Piedrahita II, 1): es scheint eine Verwechselung daß man ihnen neuerdings den Gebrauch derselben zugeschrieben hat (La Roquette in N. Ann. des voy. 1855 III, 27). Auch Coreal's (II, 117) Angabe daß sich die Eingeborenen von Popayan der Quipos bedient hätten, ist schwerlich richtig. Dagegen besaßen die Chibchas wenigstens für die Zahlen eine vollkommnere Weise der Bezeichnung als die Quipos, nämlich eine Reihe von complicirt verschlungenen Figuren, welche sich auf ihrem von Duquesne erklärten Kalenderstein und bei Humboldt (Vues pl. 44) und Joaq. Acosta finden, die in ihrer Darstellung des Kalenders jenem gefolgt sind.* Jene Zahlzeichen und die Zeitrechnung der Chibchas liefern, wie es scheint, einen vollgültigen Beweis dafür daß die Civilisation dieses Volkes in alter Zeit zu einer nicht unbedeutenden Höhe gediehen war, daß sie sich eigenthümlich und selbstständig entwickelt hatte und ihren Ursprung schwerlich den Peruanern oder mittelamerikanischen Völkern verdankte, wie man öfters hat vermuthen wollen, der Abenteuerlichkeiten Paravey's nicht zu gedenken (Mém. sur l' origine de la civilis. des peuples de Bogota. Paris 1835), der vielleicht durch eine Aeußerung Humboldt's (Ans. d. Nat. II, 375) veranlaßt, zu beweisen gesucht hat daß die Chibchas Japaner seien, ihre Civilisation aber hauptsächlich von den Arabern erhalten hätten. Die wesentlichen Bestimmungen ihres Kalenders, dessen Einrichtung die Sage auf Bochica (Nemterequetaba?) zurückführt, waren folgende.

Die Woche bestand aus drei Tagen, an deren drittem jedesmal Markttag war. Zehn solcher Wochen bildeten einen Monat und man bezeichnete die einzelnen Tage desselben mit den Zeichen für die Zahlen von 1 bis 10, welche im Laufe des Monates dreimal wiederholt wurden, so daß jedes dieser Zeichen einmal auf einen Markttag fiel. Das

---

* Acosta p. 408 ff. hat Duquesne's Abhandlung über diesen Gegenstand zuerst vollständig mitgetheilt. Uricoechea's Angaben über denselben enthalten mancherlei Unrichtigkeiten.

gemeine Jahr hatte 20 solcher Monate von je 30 Tagen; neben diesem aber gab es ein Ackerbau-Jahr von 12 Monaten, das nur von einer Regenzeit zur anderen gezählt wurde, und ein Priesterjahr von 37 Monaten; die beiden letzteren aber wurden dadurch miteinander in Uebereinstimmung gesetzt, daß die Priester nach je 3 Jahren zu 12 Monaten einen sog. tauben Monat einschalteten. Da hierbei die Monate ebenfalls immer nur mit den Zahlzeichen von 1 bis 10 bezeichnet wurden, fing das zweite Jahr von 12 Monaten mit dem Zeichen 3 an und endigte mit 4, das dritte begann mit 5, endigte aber wegen der Hinzufügung des „tauben" Monates mit 7, das vierte begann mit 8 und s. f. In einer langen Reihe aufeinander folgender Jahre führte also jeder Monat immer wieder ein anderes Zeichen, daher die Priester den Erntemonat dem Volke jedesmal besonders anzukündigen pflegten. Der Cyclus der Chibchas umfaßte 20 Priesterjahre oder 60 Ackerbaujahre und war wieder in 4 Unterabtheilungen oder kleine Cyclen getheilt, auf deren Ausgang immer das früher erwähnte Menschenopfer fiel.

Die sehr erheblichen Mängel an denen eine solche Jahresrechnung litt, sind unmittelbar ersichtlich. Eine Andeutung über die Art auf welche sie verbessert wurden, finden wir zunächst in der Angabe daß der Anfang des Monates stets auf den ersten Tag nach dem Vollmonde fiel, denn wenn dieß richtig ist, konnte natürlich der Monat nicht immer, sondern nur bisweilen genau 30 Tage haben. Da mit Rücksicht auf die Einschaltung des „tauben" Monates je 3 Jahre aus 37 Monaten bestanden, und der Monat, wenn sein Anfang immer auf den ersten Tag nach dem Vollmonde fiel, ein synodischer von 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 3 Secunden war, so hatten je 3 Jahre bei ihnen die Länge von 1092 Tagen 15 Stunden 10 Minuten: die durchschnittliche Jahreslänge der Chibchas betrug demnach 364 Tage 5 Stunden 3 Minuten. Ja wir müssen vermuthen daß sie es zu einer noch genaueren Bestimmung gebracht hatten und sich eines uns unbekannten Systemes von Einschaltungen bedienten, denn es scheint (nach einer Andeutung die sich auf ihrem Kalendersteine findet) daß sie die Länge der Schatten, insbesondere zur Zeit der Solstitien und Aequinoctien, beobachteten und daß sie zu diesem Zwecke eben solche Säulen wie die Peruaner besaßen. Ob der Anfang ihres Jahres, wie Duquesne annimmt, auf den ersten Vollmond nach dem Wintersolsti-

tium fiel, bezeichnet Humboldt als ungewiß. Als einzelne Theile des Tages und der Nacht unterschieden sie den Morgen, den Vormittag und Nachmittag, den Anfang der Nacht und die Zeit nach Mitternacht.

Auch was man von den Alterthümern Neu Granada's weiß, spricht für eine relativ hohe Cultur des Volkes in früherer Zeit und — was besonders wichtig ist — für eine Ausbreitung derselben über das Gebiet der Chibchas hinaus. Die alten Kunststraßen im Lande von Bogota sind noch wenig untersucht und jetzt vernachlässigt (Cochrane 206), doch scheinen sie zahlreich und bedeutend gewesen zu sein: in Sagamozo gab es eine solche von 100 leguas Länge mitten durch das Gebirge; die Sage bezeichnete sie als den Weg den Bochica bei seiner Ankunft im Lande genommen habe. Ebenso gab es Kunststraßen von Subia und Tenjo, wo der Zippa Paläste besaß, nach Bogota, und ihre Spuren waren noch im vorigen Jahrhundert sichtbar (Alcedo, Art. Sogamoso und Subia). In Guane, einem Dorfe der Provinz Velez, hat man eine in der Erde stehende Steinplatte von 2½ varas Länge und 2 varas Breite gefunden, auf welcher in Halbrelief drei menschliche Figuren in langer Kleidung eingegraben sind; die mittlere Figur ist bärtig, trägt Sandalen und hat ein Buch, zu ihren Füßen stehen 5 Reihen unbekannter Buchstaben (letras desconocidas, Alcedo, Art. Guane). Auch wenn dieses Werk keine Indianerarbeit wäre, würde es doch nicht richtig sein daß, wie Uricoechea (36) angiebt, der schöne bei Humboldt (Vues pl. 66) abgebildete Kopf von Quarz der zum Hornstein übergeht, die einzige bedeutendere Skulptur sei die wir von Neu Granada kennen: Rivero y Tschudi (tab. 39 ff.) haben zwei Figuren von Sandstein aus der Gegend von Timana gegeben, deren Oberarme senkrecht am Leib herabgehen während die Hände in der Magengegend aufliegen. Der Stil dieser Bildwerke ist sehr eigenthümlich und zeigt noch am ersten Aehnlichkeit mit peruanischen Goldfiguren (ebend. tab. 7); bei zwei anderen sieht ein Gesicht aus dem geöffneten Leib hervor wie dieß Squier an einigen Statuen in Nicaragua gefunden hat (s. oben p. 282). In derselben Gegend steht ein viereckiger Tisch von Sandstein, vielleicht ein Opferaltar, welcher auf 5 Säulen ruht, deren zwei die Bilder von Sonne und Mond zeigen (ebend. tab. 47). Andere haben jene Säulen als Karyatiden bezeichnet und sowohl von kolossalen Statuen als auch von Tempel-

und Palastbauten gesprochen, die jedoch noch nicht hinreichend untersucht sind. Dasselbe gilt von den Ruinen von S. Augustin am oberen Magdalenenfluß, das früher eine große Stadt war: es finden sich dort gut gearbeitete Bildwerke von Stein bis zu 3 varas Höhe deren Gesicht nach Osten hin gerichtet ist, was auf Sonnencultus zu deuten scheint; vorzüglich reich aber sind die Gegenden von Velez an mannigfaltigen Resten des Alterthums (Näheres in Bullet. soc. géogr. 1847 II, 97 ff. und Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 171 und 348 ff.). Dort liegen 6 lieues westlich von Tunja namentlich Reste von schönen cylindrischen Säulen ohne Piedestale und Kapitäle, die einen Raum von 45 varas Länge und 22 varas Breite bedecken; ihre Entfernung voneinander beträgt nicht mehr als ihr Umfang selbst, nicht über ½ vara (Bullet. soc. géogr. a. a. O., 1850 I, 300 und 425). Aehnliche fünfeckige Steine wie der vorhin erwähnte Kalenderstein hat man öfter entdeckt, und Jomard's reichhaltige Sammlung von Alterthümern aus Neu Granada enthält allein deren fünf. Wir erwähnen von anderen Gegenständen besonders noch Idole Halsbänder und Schmucksachen von Gold und aus verschiedenen Steinarten, die Mumien aus den künstlich gegrabenen Grotten des Cantons Leiva, welche in bunt bedruckte Zeuge von reicher Zeichnung eingewickelt waren, wie sie die jetzigen Bewohner des Landes nicht mehr herzustellen vermögen, die an Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten reichen Gräber die man in der Provinz Antioquia in älterer und neuerer Zeit aufgefunden hat (Bullet. soc. géogr. 1847 II, 97 ff., J. P. Hamilton 161 ff.). Die meisten Metallfiguren aus Neu Granada bestehen aus einer Legirung von Gold und Kupfer nebst etwas Silber und stellen rohe Menschengestalten mit fadenförmig ausgezogenen Armen und Beinen dar, die mit dem Rücken auf eine Platte aufgelegt sind. Irdene Gegenstände und Musikinstrumente sind vorzüglich häufig, geschickte Arbeiten in Holz werden von Cieza de Leon erwähnt, selbst eine Statue mit ausgebreiteten Armen. Uricoechea (40) gelangt durch die Untersuchung dieser alterthümlichen Reste zu dem Schlusse daß die Chibchas Gold Silber und Kupfer zu schmelzen und in Formen zu gießen, zu löthen und zu hämmern verstanden.

Die meisten anderen Völker von Neu Granada standen auf einer viel tieferen Stufe als die Chibchas. Von den Catios der Provinz Antioquia theilt indessen Joaq. Acosta (355) nach einem

Manuscripte des P. Simon mit, daß sie ihre historischen Annalen in Bilderschrift auf Zeuge geschrieben, weder Idole noch Tempel gehabt hätten und Monotheisten gewesen wären. Die derselben Quelle entnommene Angabe daß sie sich der Waage bedienten, widerspricht zwar einer Aeußerung die sich bei P. Simon anderwärts findet (vgl. oben III, 381 f.), wird aber von Cieza (365) bestätigt. Auch die Kunst des Metallgießens war in jenen Gegenden in Uebung: Vadillo sah unzweifelhafte Spuren derselben in Buritica, ehe er in das Thal des Cauca kam. Was Cieza (364) sonst noch von den Bewohnern des Gebietes von Antioquia erzählt, gestattet kaum den Schluß auf eine höhere Cultur derselben: der Herrscher des Landes Nutibara, Sohn des Anunaibe, erhielt einen Tribut an Zeugen Gold und Edelsteinen, und ließ sich auf einer reich mit Gold verzierten Bahre tragen; das Land war vortrefflich angebaut und die Bewohner lebten in großen hölzernen Häusern die mit Stroh gedeckt waren, aber das Verzehren der Kriegsgefangenen, die Aufstellung der erbeuteten Feindesköpfe als Siegeszeichen welche bei ihnen im Gebrauch war, und die geringe Bekleidung verrathen die Rohheit die trotzdem bei ihnen herrschte.

In Arma und noch weiter südlich im Cauca-Thale, wo viele verschiedene Sprachen heimisch waren, fanden Menschenopfer in bedeutender Anzahl und Canibalismus in großem Maaßstabe statt: in manchen Gegenden wurden die Gefangenen in Käfigen gemästet um dann verzehrt zu werden, und in den Thälern von Nore sollen die Eingeborenen sogar die Kinder gefressen haben die sie selbst von gefangenen Weibern erhielten (Cieza 371 f., 365, Oviedo XLV, 3). Daher bezeichnet Herrera (Descr. 18) die Bewohner dieser Gegenden als Cariben, was aber natürlich nicht in ethnographischem Sinne verstanden werden darf (vgl. oben III, 352). Die Bewohner von Arma lebten in runden Häusern die 15—20 Familien faßten, und waren im Besitze vieler Kostbarkeiten: Jorge Robledo fand (1540) bei ihnen reiche Beute; viele ihrer Krieger trugen Rüstungen die ganz aus Goldplatten bestanden (Piedrahita VII, 7, Herrera VI, 8, 1 f); auch hat man in den dortigen Gräbern viele Idole von Gold gefunden (Uricoechea 30). Tempel scheinen sie nicht gehabt zu haben, wohl aber Priester und viele hölzerne Idole von Menschengestalt, deren Kopf ein mit Wachs überzogener Feindesschädel war. Letztere standen in der Behausung des Häuptlinges, waren mit dem Gesicht nach Osten

gerichtet und man brachte ihnen außer Gold und den Herzen der Kriegsgefangenen vorzüglich Wohlgerüche dar die man vor ihnen verbrannte (Cieza 371, Piedrahita und Uricoechea a. a. OO.). Das Land war größtentheils sehr gut angebaut (Cieza 374). Der kleine Schurz mit dem sie sich bekleideten, war aus Baumrinde gemacht; sie bereiteten Salz, fertigten Gold- und Thonarbeiten, und das kostspielige Mumificiren der Häuptlinge war bei ihnen wie in Tunja im Gebrauch (Uricoechea 30 ff.). Die Bewohner von Ancerma (Anserma) schildern Cieza (367 ff.) und Herrera (VI, 6, 6) denen von Arma fast in jeder Hinsicht ähnlich. Piedrahita (VII, 7) bemerkt als abweichend über die dortigen Pantagoros nur daß sie keine Idole hatten, obgleich er anderwärts (I, 2) die Tammez als das einzige Volk von Neu Granada angiebt dem solche fehlten. Auch noch weiter aufwärts am Cauca in Cali lebten gleich rohe Menschen. Sie gingen unbekleidet und selbst die Weiber kämpften im Kriege mit. Die Spanier fanden dort ein großes rundes Opferhaus mit vier Fenstern, in welchem ein großer Tisch mit ausgestopften Menschenhäuten stand: man hatte die Leichen mit Feuersteinmessern geöffnet, ihnen die Haut abgezogen, diese mit Asche gefüllt, dann ihnen den Kopf wieder aufgesetzt und die Waffen in die Hand gelegt (Cieza 380, Andagoya bei Navarrete III, 448).

In Popayan gab es vorzüglich viele und schöne große Dörfer mit Häusern von mehr als 300 Schritten Länge die über hundert Familien faßten (Andagoya a. a. O.), aber die Macht der dortigen Häuptlinge war weder ausgebreitet noch unbeschränkt, denn sie wurden vom Volke gewählt (Cieza 377, 366). Die Kleidung der Bewohner von Popayan bestand nur in einem baumwollenen Tuche; Salz bereiteten sie auf dieselbe Weise wie die Chibchas an vielen Orten (ebend. 387). Man hat einige Figuren von Metall und von Holz bei ihnen gefunden. Ihre Todten verbrannten oder trockneten sie (Joaq. Acosta 170). Neuerdings bauen sie fleißig das Land, sind ernste stille und dienstfertige Menschen, die unter günstigen Verhältnissen sehr treue Diener werden (J. P. Hamilton 303, 327). Als das roheste Volk von Popayan, das zerstreut und ohne feste Wohnungen lebte und dem Canibalismus ergeben war, werden von den alten Berichterstattern die Paezes geschildert (Rodriguez I, 6, Herrera VI, 8, 3 f.). Bei

ihnen wie bei den übrigen Völkern dieser Gegenden war das Kauen der Coca vorzüglich stark im Gebrauch (Herrera VI, 3, 16).

In Neyva wurden wie von den Chibchas Sonne und Mond als Hauptgötter verehrt (Oviedo XXVI, 28). Dasselbe berichtet Gomara (202) von den Panches, die nach Piedrahita (V, 1) nicht die Sonne, sondern nur den Mond anbeteten. Herrera (VII, 9, 5) schreibt ihnen sogar einen Monotheismus zu, neben welchem sie jedoch viele Zaubereien getrieben hätten. Sie zeigten sich im Kampfe sehr tapfer. Ihre Waffen waren Schleudern Lanzen Schwerter und Schilde (Oviedo XXVI, 24), sie marschirten in geschlossenen Carré's auf, hatten ein sehr wirksames Pfeilgift (Piedrahita V, 1) und werden als die rohesten Canibalen bezeichnet. Als eigenthümlich im Aeußern werden an ihnen die schwarz gefärbten Zähne (Herrera VII, 9, 4), unter ihren Sitten aber die Gewohnheit hervorgehoben, daß sie ihre Weiber niemals aus ihrem eigenen Dorfe nahmen und die ersten Kinder umbrachten solange ihnen nur Mädchen geboren wurden (Piedrahita I, 2). Velasco (II, 248, III, 1, 3, 8) berichtet daß die Anatagaymas (Natagaymas) und Cocaymas (Coyaimas) in alter Zeit Hieroglyphen hatten, doch scheint man darunter nur Bilderschriften an Felsen (Thiere Blumen und andere Figuren) verstehen zu dürfen. Die Sutagaos, welche ebenfalls vergiftete Pfeile führten, waren minder gefährlich: sie pflegten Andere nur zu plündern um von dem Geraubten ihren Göttern zu opfern, am Leben vergriffen sie sich nicht (Alcedo). Die Muzos verehrten zwar Sonne und Mond nicht als Götter, nannten diese aber „Vater" und „Mutter", hatten sehr eigenthümliche Heirathsgebräuche und bedienten sich im Kriege sowohl giftiger Pfeile als auch giftiger Fußangeln (Piedrahita VII, 6). Ihre Todten pflegten sie zu mumificiren. Unter Häuptlingen standen sie nicht (Joaq. Acosta 341). Was Herrera (VIII, 4, 5 ff.) über sie berichtet, steht zum Theil in Widerspruch mit den Angaben Piedrahita's. Die Laches, von deren religiösen Vorstellungen Piedrahita (I, 2) wenig glaubliche Dinge erzählt, werden als das einzige Volk von Neu Granada genannt bei dem unnatürliche Laster herrschten: der sechste Knabe den eine Frau gebar welche keine Mädchen hatte, soll sogar herkömmlicher Weise bei ihnen zu schimpflichen Diensten bestimmt worden sein. Die Chitareros der Gegend von Pamplona waren friedliche Menschen, und ihr Land wurde von den Spaniern

ohne Schwierigkeit pacificirt (Joaq. Acosta 329). Als „jenseits der Berge liegend" erwähnt Ximenez (bei Ternaux, Recueil de documents 1840 p. 161) ein Land Menza, dessen Bewohner in steinernen Häusern wohnten, Kleider und Schuhe trugen, viele Reichthümer besaßen und die Sonne verehrten, wir wissen über dasselbe aber nichts Näheres.

Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Neu Granada's (1536 ff.) hat neuerdings Joaq. Acosta trefflich bearbeitet, auf den wir zu verweisen uns begnügen. Das Schicksal der Eingeborenen während und nach der Unterwerfung des Landes durch die Spanier war im Allgemeinen dasselbe wie anderwärts. Manche von ihnen wurden durch die bloße Erscheinung der Weißen und, wie wir vermuthen müssen, durch die ersten Nachrichten von ihren Thaten in solchen Schrecken gesetzt daß sie sich erhingen (Piedrahita IX, 2), und zu einem großen Theile sind sie lieber untergegangen und haben einander aufgerieben als daß sie sich unter das spanische Joch beugten (ebend. IV, 1). Oft zogen sie es vor Hungers zu sterben um den Fremden nicht zu dienen, und weigerten sich des Landbaues den sie früher getrieben hatten um jene dadurch zum Abzug zu nöthigen. In Popayan entwichen sie nach hartnäckigen Kämpfen in's Gebirge und fanden dort in Menge den Untergang (Cieza 383, 377): Zurita (285), der eine große Zahl von Einzelheiten über das Verfahren der Conquistadoren gegeben hat, hörte Spanier sagen, die Straße von Neu Granada nach Popayan könne man nicht verfehlen, denn die Gebeine der auf dem Wege liegen gebliebenen Indianer dienten überall als Wegweiser. Aquimin-Zaque, der Herrscher von Tunja, wurde gleich Quautemotzin und Atahualpa in Folge eines unbegründeten Verdachtes der Empörung hingerichtet (Piedrahita IX, 1). Auf Menschen dressirte Hunde hatte zwar Quesada, der erste Entdecker und Eroberer des Landes nicht mitgebracht, aber Federmann der von Coro, und Belalcazar der von Quito her eingedrungen war, führten solche bei sich, und sie wurden später häufig gegen die Indianer gebraucht (ders. VII, 1). Die Bedrückungen der Encomenderos riefen (1540) Aufstände hervor, die sich öfter wiederholten; vorzüglich weit verbreitete sich namentlich der Aufstand im J. 1572 (ders. VII, 3 und sonst, XII, 9). Um den Frieden wieder herzustellen und das Land nutzbar zu machen, führte man Indianer von Peru in großer Menge nach Neu Granada hinüber und

siedelte sie in besonderen Dörfern neben den Chibchas an (ders. VII, 5). Katholische Missionäre wirkten im Lande seit 1551 (Remesal IX, 11): sie verbrannten Idole in Menge; bessere Früchte scheint ihre Thätigkeit kaum getragen zu haben. Die später bei den Paezes vor 1630 unternommenen Missionsversuche wurden 1655 wieder aufgegeben (Rodriguez II, 1 f.). Jetzt sind die Indianer von Neu Granada großentheils Christen dem Namen nach und benehmen sich kriechend unterwürfig gegen die Weißen; nur in den Hochländern, wo sie unabhängiger sind, betragen sie sich etwas freier und würdiger (J. P. Hamilton 270). Ihre alte Tapferkeit haben sie noch im J. 1820 bewährt im Kampfe für die königliche Herrschaft gegen die Republikaner, und manche ihrer Helden sich zugleich dadurch ausgezeichnet, daß sie sich auch der Grausamkeit gegen den Feind entschieden widersetzten (ders. 29,305).

Die Peruaner.

Das Reich der Inca-Peruaner, welches an der Küste sich vom Süden Neu Granada's bis nach Chile erstreckte, vereinigte in sich eine große Menge sehr verschiedener Völker, deren Unruhe und Unbotmäßigkeit eine nur wenig unterbrochene Reihe von Kriegszügen nach allen Seiten hin nothwendig machte. Nicht überall war es den Incas gelungen die ungleichartigen Bestandtheile der unterworfenen Länder einigermaßen zu verschmelzen: in Bildung und Sprache blieben große Unterschiede bestehen, und es gab zur Zeit der Ankunft der Spanier Theile des Reiches in denen der Reisende fast nach jeder Meile Weges auf eine andere Sprache stieß (Cieza 453). Wir vermögen nicht mehr eine einigermaßen vollständige Uebersicht der alten ethnographischen Verhältnisse jenes großen Ländergebietes herzustellen, theils weil die Nachrichten welche wir über diesen Gegenstand besitzen, zu fragmentarisch sind, theils aber auch weil es nicht mehr möglich ist das Hauptvolk der Quechua (Quichua, Kechua, Ketschua) überall mit Sicherheit von stammfremden Völkern zu unterscheiden, da dessen Sprache von den Incas in den eroberten Ländern eingeführt, und die Bevölkerung der letzteren überhaupt aus politischen Gründen vielfach durcheinan-

dergeworfen, verpflanzt und mit Quechua-Elementen versetzt zu werden pflegte.

Erklärt es sich leicht aus dem Uebergewichte des herrschenden Volkes daß, wie Alcedo bemerkt, die meisten der jetzigen Ortsnamen in Peru aus dem Quechua stammen, so darf man doch nicht voraussetzen daß der Ausbreitung dieser Namen die des Volkes selbst entsprochen habe. Quechua, nach Vater (Mithrid. III, 2, 520) der einheimische Name des mäßig warmen Küstenlandes, hieß den Spaniern ursprünglich das Volk an beiden Ufern des Amancay oder Abancay (Garcilasso III, 12), das von Inca Capac Yupanqui unterworfen, sich so treu bewies, daß seinen Häuptlingen Ohrenschmuck zu tragen gestattet und andere Auszeichnungen ertheilt wurden, seine Sprache aber, fügt Alcedo hinzu, „gab der allgemeinen Sprache des Incareiches den Namen, weil sie dieselbe war.“ Da das Quechua auch noch neuerdings hier im Süden, in der Gegend von Cuzco am reinsten gesprochen wird (Rivero y T. 118), dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit das bezeichnete Gebiet als den ursprünglichen und hauptsächlichen Sitz dieser Sprache betrachten. Nordwestlich von dort in Guamanga war sie zwar ebenfalls allgemein in Gebrauch, aber schwerlich einheimisch, außer etwa bei einem kleinen Theile der Bevölkerung, da es neben ihr noch mehrere verschiedene Sprachen gab (Herrera VII, 3, 13), und dasselbe Verhältniß fand weiter nördlich in Guanuco statt (ders. VI, 8, 5). Indessen werden neuerdings das Cauqui der Provinz Yauyos (Jauja), as Chinchasuyu in Cerro de Pasco, das Yunca in Truxillo und das Lamana in einigen Theilen des Departements de la Libertad als Dialekte des Quechua bezeichnet (Rivero y T. 118).

Chinchas nennt v. Tschudi (Müller's Archiv f. Physiol. 1844, p. 102) die Bewohner der ganzen Küstenstrecke vom Despoblado de Tumbez bis zur Wüste von Atacama hin — ein Gebiet das jedenfalls viele verschiedene Völker umfaßte —, und fügt hinzu (vgl. auch Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. I, 267) daß die eigentlichen Chinchas nur die Küstengegend zwischen 10 oder 11° und 14° s. B. inne gehabt hätten. Sie sollen sich in einigen Dörfern der Küste und in den Binnenthälern der Provinz Yauyos noch unvermischt erhalten haben. Den Namen Chincha führte ein äußerst fruchtbares Thal dessen Bewohner in alter Zeit ihre Macht bis nach Collao ausgedehnt haben sollen (Cieza 423). Es lag auf der Mitte des Weges von Caxamarca

nach Cuzco (Jerez 335, Oviedo XLVI, 9), also in der Gegend von Pasco und des See's Chinchacocha wo Tschudi den Sitz der Chinchasuyu-Sprache angiebt. Ein anderes Chincha und ein gleichnamiger Fluß werden von Oviedo (XXXIX, 1) unter 3½° s. B. angegeben; auch unmittelbar nördlich von der Wüste Atacama fand sich ein Land dieses Namens das Almagro auf seinem Zuge nach Chile passirte (ders. XLVII, 2), und in Pisco Bay westlich von Cuzco an der Küste führt eine kleine Inselgruppe denselben Namen, dessen häufige Wiederkehr man nicht etwa von der weiten Ausbreitung des Chinchastammes ableiten, sondern nur daraus erklären darf, daß der nördliche Theil des Incareiches Chinchasuyu hieß, wie der südliche Theil Collasuyu, so daß die Wörter Chincha und Colla überhaupt keine ethnographische, sondern nur eine collective und relative Bedeutung haben. Nach Alcedo, der einen Ort Chinchero in der Provinz Calca y Lares (nördlich von Cuzco) nennt, wurde Chincha ehemals die von Inca Pachacutec eroberte Provinz Chunchasuyu genannt, unter welcher wahrscheinlich die Gegend von Tarma zu verstehen ist, wo er das Volk der Chunchos angiebt, das nach d'Orbigny seinen Sitz viel tiefer im Süden hat (s. oben III, 538). Daß alle die Völker welche man Chinchas oder Chunchos nannte zu den Quechues gehörten, ist im Allgemeinen wenig wahrscheinlich, wie sie sich aber zu diesen verhielten ist nicht näher bekannt.

Der Name Yunca bezeichnet eigentlich nur das heiße Tiefland; Garcilasso (vgl. Balboa, Hist. du Pérou éd. Ternaux p. 90) erwähnt indessen eine Sprache dieses Namens, die er in das Thal von Chincha und andere benachbarte Thäler setzt. Wie die Puquina-Sprache ist sie nach Hervas (Vater, Mithrid. III, 2, 548), der sie auch Yunca-Mochica nennt, vom Quechua ursprünglich verschieden, von Tschudi aber (Peru II, 377, Kechua-Spr. I, 17) hat sich über diesen Punkt widersprechend geäußert. Dasselbe gilt von seinen Angaben über die Lamana- oder Lamista-Sprache, der wir früher (III, 542) durch ihn verleitet, einen unrichtigen Platz angewiesen haben: sie gehört wie das Calchaqui in Tucuman (s. oben III, 480) zum Quechua-Stamme (Vater a. a. O. 521).

Eine alte Ausbreitung der Quechas weit nach Norden bezeugt vor Allem der Umstand daß die Incas in Quito, da sie es eroberten, einen Dialekt des Quechua vorgefunden haben. Ein solcher ist auch jetzt noch

dort heimisch, obschon das Vocabular der Sprachen von Quito und von Cuzco sehr verschieden ist, in den Zahlwörtern z. B. aber übereinstimmt (Osculati 64). Insbesondere redeten die nach Quito eingewanderten Caras, ein halbcivilisirtes Volk, einen verdorbenen Dialekt der Inca-Sprache (Velasco I, 4, 5, 5). Vielleicht waren sie es welche diese letztere nach Quito gebracht haben, wo die Quitus und noch weiter im Norden die sprachlich nicht von ihnen verschiedenen Yumbos, die Eingeborenen von Quixos* (Quijos), einen Dialekt des Quechua sprechen (ebend. III, 4, 7, Villavicencio 166 ff., vgl. über die Yumbos oben III, 427, 544). In den Nachbarländern von Quito diente in früherer Zeit das Quechua ebenfalls als allgemeines Mittel der Verständigung, obwohl dort viele verschiedene Sprachen herrschten, aber noch weiter nördlich in Pasto war sie gar nicht mehr in Gebrauch (Herrera V, 10, 11). Jedenfalls darf es indessen nur mit wesentlichen Einschränkungen verstanden werden, wenn d'Orbigny (I, 256) die Quechuas ohne Unterbrechung, wie es scheint, sich von Quito bis 15° s. B. ausdehnen läßt, wo die Aymaras beginnen. Im Südosten des Titicaca-See's giebt er sie dann wieder in Cochabamba Chayanta Chuquisaca und Potosi an und am Ostabhange der Anden bis nach Tucuman hin, während der Westabhang in Arequipa den Aymaras gehöre. Daß ihre Sprache sich von Cochabamba östlich bis gegen S. Cruz de la Sierra, und von Chuquisaca bis in den Norden des Pilcomayo erstreckte, daß im Gebiete von Tarija zwischen dem Pilcomayo und Vermejo in der Nähe der Cordillere Quechuas und Aymaras lebten und die ersteren selbst noch den südlichen Theil von Tucuman bis über S. Jago del Estero hinaus inne hatten, ist von uns schon anderwärts gezeigt worden (s. III, 436).

Das zweite Hauptvolk von Peru sind die Aymăras, deren Sprache, das Aimaran, sie als Stammverwandte der Quechuas ausweisen soll (v. Tschudi, Kechua-Spr. I, 18). Das Gebirgsland von La Paz und Oruro scheint ihr Hauptsitz gewesen zu sein, namentlich Chuquiabo, obwohl dort auch Quechua gesprochen wurde (Herrera VIII, 5, 3), was Alcedo auch von der Provinz Aimaraez selbst behauptet, die von Capac Yupanqui erobert wurde. Gegenwärtig ist das Dorf Vilcapujio, einige Meilen nordwestlich von Potosi, wohl einer der süd-

* Das Gebirgsland Quixos y Macas umfaßt den oberen Lauf der Flüsse Macas Pastaza Curaray und Napo, östlich und südöstlich von der Stadt Quito.

lichsten Punkte wo noch Aymaras wohnen (Castelnau III, 354). In der Stadt La Paz sollen sie 9/10 der Bevölkerung ausmachen (ebd. 371). Bertonio, der Verfasser einer Grammatik der Aymara-Sprache, rechnet zu diesem Stamme die Canchis, Canas, Collas, Collaguas, Lupacas, Pacases, Carancas uud Charcas (Vater, Mithrid. III, 2, 535). Die beiden zuerst genannten Völker leben südöstlich von Cuzco zu beiden Seiten der Vilcañotas-Berge, die Canas im Norden, die Canchis im Süden der Landschaft die ihren Namen trägt, beide in Charakter Sitten und Kleidung voneinander verschieden und beide, wahrscheinlich in Folge des von den Incas ausgeübten Sprachzwanges, jetzt Quechua redend (Skinner II, 151 ff.). Die Collas, deren Sprache nach Tschudi (Kechua-Sp. I, 17) von letzterem grundverschieden sein soll, besaßen das Gebirgsland im Süden von Cuzco. Als ihre Hauptstadt wird Hatuncolla genannt (Cieza 443). Ihr Name hat jedoch, wie schon bemerkt, schwerlich eine bestimmte ethnographische Bedeutung. Nach d'Orbigny (I, 308) herrschte das Aymara zwischen 15° und 20° s. B., 69° und 75° w. L. von Paris, fast in ganz Arequipa, in den Provinzen Aymaras Paucartambo und Cuzco und den Departements La Paz und Oruro; Ledesma (J. R. G. S. XXVI, 219) giebt es namentlich im Westen und Norden des Titicaca See's an, in den Provinzen Chucuito und Guancane des Departements von Puno, und in den Bergen des Departements von Moquegua (Arequipa). Daß sich dieses Volk in älterer Zeit wahrscheinlich bis an die Küste und südlich bis nach Atacama erstreckte, wird sich in der Folge zeigen. In den Hochthälern von Süd-Peru sollen sich die Aymaras noch unvermischt erhalten haben (v. Tschudi). Der Ort Ymara den Orellana (1542) am Marañon fand (Oviedo L, 24), hat wohl nur eine zufällige Namensähnlichkeit mit diesem Volke gemein.

Ueberblicken wir jetzt die hauptsächlichsten Völker des peruanischen Reiches welche nicht zu dem Stamme der Quechuas und Aymaras gehörten, so sind im äußersten Norden die Quillacingas zu nennen die östlich von Pasto saßen, ein kriegerisches Volk, das zwar den Maisbau in großer Ausdehnung trieb, aber als häßlich schmutzig und wenig begabt geschildert wird (Cieza 386, Herrera VI, 7, 1). Im Westen von Pasto erwähnt Velasco (III, 1, 17, 3) die Barbacoas Telembis und Iscuandees, welche ganz republikanisch und zwar

so organisirt waren, daß jedes dieser drei Völker drei Häuptlinge wählte, die zusammen die Regierung führten. Von den Völkern von Quito, deren Namen sich bei Velasco (III, 4, 18) zusammengestellt finden, erwähnen wir außer den vorhin genannten die Cañares, welche durch Atahualpa fast ganz aufgerieben worden sind (ebend. II, 225), die Puruayes oder Puruhaes in der Gegend von Riobamba (Alcedo, Velasco III, 3, 9, 2), die Mocoas Macas und Xibaros (Jivaros). Letztere beiden an den Flüssen Paute Macas und Pastaza südöstlich von Cuenca (Rodriguez I, 6, II, 5, Velasco II, 231, vgl. oben III, 543), haben weder von den Incas noch von den Spaniern bezwungen werden können. Auch das ehemals mächtige und äußerst kriegerische Volk der Pacamoros, deren Namen die Stadt Jaen de Bracamoros trägt, zu unterwerfen hatten die Incas nicht vermocht. Sie waren nach Cieza (409) ganz ungesittet und trugen keine Kleider; Velasco (II, 238) schreibt ihnen eine gewisse Cultur zu die ihnen von den Peruanern gekommen sei, und nennt Cumbinamba als ihre Hauptstadt. Im Gebiete von Loja lebten die Paltas Cañas und Malacatas welche drei verschiedene Sprachen redeten (Herrera VIII, 2, 16), die ersteren ein unbildsames und zu Künsten und Handwerken nur wenig geschicktes Volk, das sich nur zur Bereitung von Adoben und zur Minenarbeit brauchbar zeigte (Garcia III, 4, 5). Im westlichen Theile von Quito, im Gouvernement Cara, führt Velasco (III, 3, 3, 7) noch die Yungas und Manganches, jedoch nur als Mischlingsvölker an; die letzteren sind Zambos und wohnen im Norden von Guayaquil nordöstlich vom Flusse Daule (Alcedo). Yuncas oder Yungas werden insgemein die Bewohner der Ebenen genannt; Zarate unterscheidet sie in eigentliche Yungas Tassanes und Mochichas, drei Völker die, wie er sagt, verschiedene Sprachen reden. Die Guancavilcas im Gebiet von Yaguache, Gouvernement Guayaquil, welche ihren Namen von der Sitte hatten, sich zwei Vorderzähne auszuschlagen, waren sehr kräftige und kriegerische Menschen, die zwar in viele einzelne Stämme zerfielen, aber zusammen eine Republik bildeten und unter einer geordneten Regierung lebten. In alter Zeit bekriegten sie hauptsächlich die Puruhaes und Cañares. Die Macht der Incas reichte zwar bis in diese Gegenden, fand aber in dieser Entfernung von der Hauptstadt oft nur zweifelhaften Gehorsam. Mit den Spaniern anfangs im Frieden lebend,

wurden die Guancavilcas in Folge von Bedrückungen erbitterte Feinde derselben und schlossen erst Frieden mit ihnen, nachdem sie gesiegt hatten; die Pest von 1589 hat sie fast ganz aufgerieben (Velasco III, 3, 9, 1 f., Alcedo). Weiter südlich finden sich in Sechura an der Küste Eingeborene die sich durch ihre Sprache von allen übrigen Peruanern unterscheiden, ein stolzer und sehr begabter Menschenschlag der sowohl von dem Aberglauben als auch von den Lastern der anderen Indianer frei ist (Alcedo).

Ueber die Völker von Maynas, die südlicheren Campas und einige andere peruanische Völker haben wir anderwärts schon gehandelt (s. oben III, 538 ff.). In der Nachbarschaft der vorhin besprochenen Chinchas lebten die Guancas oder Huancas, die v. Tschudi (Müller's Archiv 1844 p. 98, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. I, 267) zwischen 9° und 14° s. B. setzt und im Departement von Junin noch unvermischt antraf. Ihr Hauptsitz war das Thal von Jauja (Cieza 432). Der Name Guanca, der auch südöstlich von Guayaquil im Innern des Landes als Orts- und Flußname vorkam (Herrera V, 3, 6), bezeichnete in der Sprache der Inca-Peruaner gewisse örtliche Feldgötter welche die Landleute bei der Feldarbeit unterstützen sollten (Skinner I, 149). Westlich von jenem Volke an der Küste von Lima nach Pisco hin wohnen die Yauyos-Indianer, die im Aeußern wie in der Sprache von den Quechuas verschieden sind (v. Tschudi, Peru I, 318). Ob die Callahuayas welche sich als wandernde Aerzte und Zauberer im Gebiete der Quechuas und Aymaras umhertreiben, als ein besonderes Volk anzusehen sind, wissen wir nicht; ihre Geschichte ist unbekannt (Wedell 177). Die Chancas, welche aus einem kleinen See oder Sumpf stammen wollen den sie Soclococha nannten und als heilig verehrten — sie hatten dort ihren Haupttempel —, erschienen einst in Chuquibamba und gingen von dort nach Andahuaylas, westlich von Cuzco. Sie versuchten ernstlich den Incas die Herrschaft des Landes streitig zu machen, wurden aber von Inca Yupangui geschlagen und wanderten in Folge hiervon nach Norden an den Fluß Moyobamba (Cieza 436).

Im Süden des Incareiches, auf dem Westabhange der Anden in Tarapaca und Atacama zwischen 19° und 22° s. B. giebt d'Orbigny (I, 330) die Atacamas an, und von dort noch weiter nach Süden bis zu 24° s. B. namentlich in der Gegend von Cobija das Fi-

schervolk der Changos, deren Sprache jetzt untergegangen sein soll. Alcedo nennt letztere wohl irrthümlich in Copiapo. Dagegen hat St. Criq (Bullet. soc. géogr. 1853 II, 298) wahrscheinlich zu machen gesucht daß das Gebiet der Changos in früherer Zeit weiter nach Norden reichte bis zu 17° s. B.: er fand in jener Gegend von vorn nach hinten zusammengedrückte alte Schädel die er den Aymaras zuschreibt, welche in das Land der Changos eingedrungen, sich theils unter ihnen festsetzten theils sie verdrängten, wie die verschiedene Begräbnißweise wahrscheinlich macht die beiden Völkern eigen war und sich bei beiden erhalten hat. Oestlich von den Changos zwischen 20° und 25° s. B. lebten die Llipis.

Die große Lückenhaftigkeit unserer ethnographischen Kenntnisse von Peru hat das Unternehmen die Masse der dortigen Völker nach der Schädelgestalt in wenige Hauptstämme zu klassificiren leider in hohem Grade begünstigt. Morton (97) unterschied zunächst Alt-Peruaner und Inca-Peruaner und bezeichnete als Hauptsitz der ersteren, die er für die Urheber der alten gigantischen Bauten des Aymaralandes erklärte, Tiaguanaco, die Umgegend des Titicaca-See's und das südlich von dort gelegene Gebirgsland. Pentland's Untersuchung der Gräber in der Nähe des Titicaca und einige Schädel aus den Gräbern von Arica und Atacama (pl. 1—5), deren Kopfdurchmesser indessen sehr verschiedene Verhältnisse zeigen, schienen ihm zu lehren daß sich der Schädel der „alt-peruanischen Raçe“ durch ein stark entwickeltes und namentlich weit verlängertes Hinterhaupt bei nur geringer Expansion der Seitentheile charakterisire. Für die „Inca-Peruaner“ gab er als typisch an (115, 130): einen auffallend kleinen viereckigen Kopf mit stark zusammengedrücktem, oft verschobenem Hinterhaupte, das bisweilen ganz senkrecht abfalle, aufgeschwollenen Seiten und etwas erhobener, aber stark zurückweichender, oft unregelmäßig gebildeter Stirn; auch die Scheitelgegend bezeichnete er als erhoben und hervorragend, obwohl sich dieß an den von ihm gegebenen Abbildungen keineswegs allgemein bestätigt. Später überzeugte sich Morton daß die Schädelform die er seinen Alt-Peruanern zugeschrieben hatte nicht natürlich, sondern durch künstliche Mittel hervorgebracht war, und fand, wie er glaubte, daß sie nicht im Lande der Aymaras, deren Typus er in ihr gesehen hatte, allein vorkomme, sondern bei einigen Stämmen der Küste ebenso wie in den Gebirgsgegenden von Bolivia anzutreffen

sei: er nahm daher (On the Ethnogr. and Archaeol. of the Am. aborigines. New Haven 1846 p. 18, bei Schoolcraft II, 326) seine frühere Unterscheidung einer alt- und neuperuanischen Raçe (Aymaras und Quechuas) wieder zurück, ohne jedoch daran die nahe liegende und nicht unwahrscheinliche Vermuthung zu knüpfen daß das Land der Aymaras sich in alter Zeit bis an die Küste und bis nach Atacama hinab erstreckt haben möge; wenn man nämlich Aymaras und Quechuas auch nicht mehr als zwei verschiedene Raçen betrachtet und die Kopfform der ersteren als künstlich zugiebt, so liegt doch darin kein Grund zu leugnen daß die Schädelgestalt welche Morton die alt-peruanische genannt hat, ausschließlich den Aymaras zukomme. In Algodon-Bai unter 22° 6′ s. B. hat v. Bibra (II, 236) alte Schädel ausgegraben, die mit Morton's Typus der „Alt-Peruaner" übereinzukommen scheinen und daher von ihm den Aymaras zugeschrieben werden: sie sind lang und schmal, nach hinten und oben ausgezogen, die schmale Stirn weicht stark zurück, die Seitenwandbeine sind flach und verlaufen nach hinten, der Hinterkopf ist abgeplattet und eine wulstige Erhebung läuft von der Glabella über die Stirn bis zum Hinterhauptsbein. Wahrscheinlich von derselben Art sind die stark verlängerten Schädel aus den Gräbern von Caracollo bei Oruro (Castelnau III, 364), schwerlich aber gehören die ebenfalls sehr lang ausgezogenen aus der Grotte von Sanson-Machaï in der Umgegend von Pasco hierher (ebend. IV, 216).

Eine neue Eintheilung der Urbewohner von Peru in drei Raçen hat v. Tschudi (Peru II, 362, Müller's Archiv 1844 p. 98) gegeben: der Schädel der Chinchas stellt von vorn gesehen eine abgestutzte Pyramide dar deren Basis nach oben gerichtet ist; die Stirn ist sanft gewölbt und hat starke Stirnhöcker, das Hinterhaupt fällt in seinem oberen Theil senkrecht ab und biegt sich dann schief nach innen und unten; der Gesichtstheil ist klein, die Augenhöhlen queroval und der Oberkiefer steht senkrecht. Der Aymara-Schädel erscheint von vorn gesehen oval, von der Seite lang gestreckt und gewölbt; die Stirn ist zwar gewölbt, verläuft aber schneller nach hinten als bei den Chinchas, der processus zygomaticus des Stirnbeins ist stark nach außen gerichtet und die Seitenwandbeine neigen sich schon von ihrer Verbindung mit dem Stirnbein an nach hinten; das Hinterhauptsbein steigt nur 1″ weit senkrecht nach hinten herab und verläuft dann rasch nach

innen und unten, zum Theil in fast horizontaler Richtung; der Gesichtstheil ist groß, die Augenhöhlen viereckig und der Oberkiefer steht geneigt. Die Huancas zeigen von vorn gesehen einen viereckigen Schädel; die Stirn ist sehr stark geneigt, häufig in der Mitte concav, und hat einen starken mittleren Höcker; hinter der Kranznath ist das Schädelgewölbe etwas concav; das Hinterhaupt, im oberen Theil schief nach innen geneigt, wendet sich dann rasch nach unten; das Gesicht ist stark entwickelt, die Augen länglich rund. Bei allen drei Raçen ist der Schuppentheil des Hinterhauptbeins durch eine Naht abgetrennt die erst in späterem Alter, bisweilen erst mit 10—12 Jahren verwächst; über das dreieckige Zwickelbein das sich an dieser Stelle häufig eingeschoben findet s. oben I, 122. Wir unterdrücken die Bedenken welche die große Sicherheit und Bestimmtheit der vorstehenden Schilderung und die mangelnde Angabe von abweichenden und mittleren Typen erregt, obwohl sie durch das vorhin über die Chinchas Beigebrachte stark genährt werden. Die jetzigen Peruaner, heißt es, stellen Mischformen jener drei Hauptraçen dar: der Umriß ihres Schädels nähert sich der viereckigen Form der Chinchas, durch die Gestalt der Scheitelbeine gleichen sie den Huancas, und die Art wie diese sich mit dem Hinterhauptsbein vereinigen erinnert an die Aymaras (Rivero y T. 30) — eine Mischung von seltener Regelmäßigkeit. Am entschiedensten ist neuerdings Gosse (Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Paris I, 149) gegen diese Ansichten Tschudi's aufgetreten. Namentlich bemerkt er daß der Typus seiner Huancas dem der Aymaras bei d'Orbigny entspreche und macht wahrscheinlich daß diese beiden Raçen ein und dieselbe seien. Da ferner Ruschenberger an der Küste Schädel fand deren Hinterkopf vom Hinterhauptsloch aus fast vertical emporsteigt, können (nach Gosse) nicht wohl die sämmtlichen Bewohner jener Gegenden zu den Chinchas gerechnet werden; das Zwischenscheitelbein oder Zwickelbein aber, weit entfernt als ein allgemeiner und eigenthümlicher Charakter der peruanischen Völker gelten zu können, erkläre sich vielmehr, wo es sich finde, bald aus scrofulösem Habitus, bald aus dem Druck der zur Zeit des Wachsthums auf den Schädel gewirkt habe oder aus Vererbung pathologischer Erscheinungen. Wenn ferner Rivero und Tschudi darauf hinweisen daß sich selbst an Mumien von einjährigen Aymara-Kindern und sogar an dem Fötus einer Huanca-Mumie die ihrem Stamme charakteristische Ab-

plattung des Kopfes gefunden habe, so macht Gosse gegen den Schluß welchen man hieraus zu ziehen geneigt sei, geltend daß die Schädelform des Fötus durch Austrocknung stark verändert sein möge und daß sich überhaupt an dem Fötus die Eigenthümlichkeit der Raçe nicht erkennen lasse. Man muß gestehen daß Tschudi's Behauptungen sich diesen Bedenken gegenüber schwer halten lassen werden, von so geringem Gewicht auch auf der andern Seite die positive Annahme Gosse's ist, daß die Bevölkerung von Peru nur aus zwei verschiedenen Raçen bestehe, einer civilisatorischen aus Asien gekommenen und einer rohen und kriegerischen die von Osten her eingewandert sei.

Außer bei den Aymaras und Huancas war die künstliche Abplattung des Kopfes auch bei den Chinchas, und zwar wie überall als Rangzeichen, gebräuchlich (Rivero y T. 31 f.); überhaupt hat diese Sitte in Peru eine vorzüglich ausgedehnte Verbreitung gehabt. Morton (On the Ethn. and Arch. of the Am. aborigines p. 18) giebt außer der horizontal ausgezogenen cylindrischen Gestalt die er den Aymaras zuschreibt, noch drei andere künstlich hervorgebrachte Schädelformen an die sich bei den Alt-Peruaner fanden: die konische oder Zuckerhutform, welche Pöppig (II, 246) bei Indianern des oberen Huallaga angetroffen zu haben scheint, die durch angebundene Breter den Kopf seitlich abplatteten; dann eine solche mit platt gedrückter Stirn; endlich eine solche mit senkrecht abfallendem Hinterhaupt, welche letztere den Caranques in der Gegend von Guayaquil und den Collas eigen war, obwohl die Caranques dem Kopfe auch noch andere künstliche Formen gaben (Cieza 403 f., 443). Nur drei künstliche Schädelformen nimmt Gosse (a. a. O. 161) an, der es rügt daß die Abplattung des Schädels von vorn nach hinten von Tschudi ganz mit Stillschweigen übergangen worden sei; indessen scheint es daß in Peru in dieser Hinsicht eine große Mannigfaltigkeit der Formen herrschte und daß wir schwerlich mit ihnen vollständig bekannt sind. Die Paltas pflegten sowohl die Stirn als auch den Hinterkopf platt zu drücken (Garcilasso). Wenn d'Orbigny (I, 319) aus dem Profil einer Kolossal-Statue die aus der Zeit vor der Herrschaft der Incas stamme, schließen will daß die künstliche Abplattung des Schädels erst nach der Eroberung des Landes durch die Incas eingeführt worden sei, so steht dieser Vermuthung Vieles entgegen. Die Eingeborenen von Puerto Viejo und Guayaquil bedienten sich anderer Mittel um ein

nationales Kennzeichen herzustellen: sie tättowirten sich im Gesicht und sollen ihren Kindern drei obere und drei untere Schneidezähne (Alcedo spricht nur von den zwei oberen) ausgebrochen haben (Cieza 401).

Die gewöhnlichen Charaktere der jetzigen Peruaner giebt d'Orbigny (I, 119), mit dem Hinweis auf die großen individuellen Verschiedenheiten der Schädelformen die sich in Südamerika finden, folgendermaßen an. Die Gestalt des Kopfes ist oblong und seitlich etwas zusammengedrückt. Sie sind von dunkelolivenbrauner Farbe, im Mittel 1,597 Meter groß, massiv gebaut mit verhältnißmäßig sehr langem Stamme. Das große ovale Gesicht zeigt meist niedrige, nur wenig gewölbte, etwas zurückfliehende Stirn, horizontal stehende Augen mit gelbbrauner Hornhaut, nicht vorstehende Backenknochen, lange und sehr gebogene, unten dicke Nase und ziemlich großen Mund bei nur mäßig starken Lippen; die Züge sind kräftig ausgeprägt und von ernstem melancholischem Ausdruck. Die Quechuas insbesondere messen im Mittel 1,6 Meter, sind breitschulterig, von sehr gewölbter Brust, kleinen Händen und Füßen. Der Kopf ist ziemlich groß, das Gesicht mehr rund als oval; an den immer horizontal stehenden Augen tritt der Augenbrauenbogen stark hervor, doch sind die Augenbrauen nur unbedeutend, der Bart sehr gering; die Nasenwurzel ist tief eingesenkt, die Nasenlöcher offen, das Kinn ziemlich kurz (I, 250, 265 ff.). Die Aymaras gleichen den Quechuas durchaus, da die Kopfabplattung, die wahrscheinlich durch Depression der Stirn und ringförmige Einschnürung hervorgebracht wurde, bei ihnen außer Uebung gekommen ist (ebend. 314 ff.). Die Atacamas stimmen im Aeußeren ebenfalls mit ihnen überein, die Changos unterscheiden sich nur dadurch, daß ihre Nase nicht gebogen, sondern gerade ist und etwas offene Löcher hat (330, 333). Die Schilderung v. Tschudi's (Peru II, 238) giebt nicht die einzelnen Stämme und Völker, sondern nur die Gebirgsbewohner und die Bewohner des Flachlandes als verschieden an: jene sind groß und schlank, ihr Kopf groß mit niedriger Stirn, die Augen klein und lebhaft, die Nase stark und eher spitzig als platt, die Backenknochen stehen nur wenig hervor, der Mund ist klein und hat fein geschnittene Lippen, die Ohren sind ebenfalls von geringer Größe, das Kinn spitzig und die Haut zart. Im flachen Lande leben kleinere Menschen von kurzem breitem Gesicht, weit geschlitzten tief liegenden Augen, etwas platter Nase mit großen schief stehenden Löchern, viereckig vortreten-

den Backenknochen, weitem Mund mit starken Lippen, kleinem rundem Kinn und großen abstehenden Ohren. Indessen giebt es keine bestimmten Grenzen zwischen diesen beiden Typen, sie gehen ineinander über, und fast jede Provinz zeigt Bewohner von eigenthümlicher Gesichtsbildung (ebend. 359). Skinner (I, 154) hebt namentlich die helle Farbe der Gebirgsbewohner hervor: er nennt sie heller als die Creolen. Als die weißesten und schönsten Indianer von Peru fielen den Spaniern die Eingeborenen von Chachapoyas auf (Cieza 427, Herrera V, 7, 12). Die Hautfarbe der Peruaner zeigt oft schon von einem Dorfe zum andern beträchtliche Verschiedenheiten (Villavicencio 168). An manchen Orten, z. B. in Payta unter 5° s. B., ziehen sie sich gern Bärte um den Spaniern nachzuahmen, doch werden diese meist nicht stark (Garcia II, 5, 7). Die Indianer von Quito, wo es einige Völker mit zartem weichem Kopfhaar giebt, haben meist kleine Augen und eine zwar nicht niedrige, aber seitlich schmale Stirn; Nase, Ohren und Augenbrauen sind wohlgebildet, der Bart, der wie das Körperhaar mit Kalkpulver und anderen Mitteln beseitigt wird, ist nur gering; die Füße sind klein, die Sinne von vorzüglicher Schärfe, und es giebt Menschen von großer Muskelkraft unter ihnen (Velasco I, 4, 8, 22 ff.). Die Yumbos in Quixos sind hoch gewachsen, glänzend kupferfarbig, von regelmäßigen Zügen mit großer Stirn und großen Augen (Osculati 107). Die schwarzbraunen kleinen Yauyos haben eine offene Stirn, große lebhafte Augen, stark vortretende Backenknochen und weiten Mund (v. Tschudi I, 318).

Ueber die Herkunft der Peruaner selbst und den Ursprung ihrer Cultur von auswärts hat man auch in neuerer Zeit noch mancherlei durch ihre Kühnheit überraschende Ansichten aufgestellt. Aus Ostindien hat sie namentlich v. Braunschweig abzuleiten und buddhistische Culturelemente bei ihnen nachzuweisen gesucht. Castelnau (IV, 250, 269), der diese Analogien zwar anerkennt, erklärt sie für Semiten und glaubt nicht blos in der Hautfarbe, den Gesichtszügen und dem Schnitt des Haares, sondern auch in den Waffen und der Kleidung, den Musikinstrumenten, der Backsteinfabrikation und der Art den Bogen zu spannen eine volle Uebereinstimmung der Peruaner mit den alten Aegyptern nachweisen zu können. Noch später hat sich Desjardins bemüht Ostasien als die Quelle der peruanischen Cultur nachzuweisen und sie in einen alsdann nahe liegenden Zusammenhang mit

den Chibchas und den Mexicanern zu bringen. So wahrscheinlich man es aber auch finden muß daß einzelne Menschen zu Zeiten aus Ostasien nach Polynesien und Amerika gelangt sind, so reicht dieß doch bei weitem nicht hin um jene Ansichten glaubhaft zu machen. Sollen sie annehmbar sein, so muß vielmehr vorausgesetzt werden daß jene Auswanderer in größerer Anzahl gleichzeitig an den neuen Ort ihrer Bestimmung kamen, daß sie auf einer längeren Reihe von Zwischenstationen und jedesmal für längere Zeit, nämlich für die Dauer mehrerer Generationen, die herrschende Bevölkerung wurden, daß ihnen ihr Baustil, ihre Künste und Kenntnisse, ihre ausgearbeiteten religiösen Vorstellungen und Cultusformen unterwegs weder durch eigene Verwilderung noch durch andere Umstände verloren gingen, sondern im Wesentlichen erhalten blieben bis zu ihrer Ankunft in dem Lande der neuen Welt wo wir sie jetzt finden: wir müßten im Stande sein bestimmt nachzuweisen oder doch wahrscheinlich zu machen, daß auf allen längere Zeit hindurch von ihnen behaupteten Stationen eine Continuität ihrer alten eigenthümlichen Civilisation stattgefunden habe; denn kamen z. B. Buddhisten aus Asien erst nach einigen hundert Jahren in Amerika an und verloren sie irgendwo einmal unterwegs ihren Baustil und ihren Cultus durch die Noth und Bedrängniß ihrer Lage in neuer Umgebung, so konnten sie auch nichts davon nach Amerika mitbringen. Verpflanzten sie aber diese dahin, wo ist dann ihre Sprache geblieben, ihre Culturpflanzen, ihre Hausthiere und der Gebrauch des Eisens?

Lassen wir die müßigen Speculationen um uns den historischen Nachrichten zuzuwenden welche wir über Peru besitzen.

Für die ältere Geschichte des Incareiches finden wir uns vorzugsweise an Balboa (Hist. du Pérou ed. Ternaux 1840) und an Garcilasso de la Vega gewiesen. Ersterer lebte 20 Jahre (1566—86) in Amerika. Die Quellen aus denen er schöpfte sind uns unbekannt, und wenn er weniger ausführlich ist als Garcilasso, so hat er dafür vor diesem den Vorzug größerer Besonnenheit und Unparteilichkeit voraus. Er scheint nur die einheimischen Traditionen wiederzugeben ohne sie nach eigener Phantasie auszumalen. Seine Angaben über die Regierungsdauer der einzelnen Incas sind freilich zu hoch um für glaubwürdig gelten zu können. Garcilasso war zwar ein Sprößling des Incageschlechtes selbst, ist aber erst 8 Jahre nach der Erobe-

rung des Landes durch die Spanier (1540) in Cuzco geboren, lebte nur als Knabe in seinem Vaterlande und schrieb in einem Alter von mehr als 60 Jahren, wie er selbst angiebt (VII, 8), sein Werk aus der Erinnerung. Seine Unzuverlässigkeit und vielfache Unglaubwürdigkeit hat v. Tschudi (Peru II, 371, Rivero y Tsch. 40) genügend nachgewiesen — von Montesinos gar nicht zu reden der die sämmtlichen Incas, es sind bei ihm deren 101, von der Sündfluth an aufzuzählen weiß und sich mit jenem in Rücksicht vieler Hauptsachen in Widerspruch befindet. Schwer zu begreifen ist wie Desjardins (10), der freilich sogar Montesinos oft als Quelle benutzt, jenem so vieles Vertrauen schenken mag, da er doch selbst dessen Unzuverlässigkeit sogar für die späte Zeit des Huayna Capac anerkennt (85) und seine Beschreibung der Festung von Cuzco als offenbar ungenau und zum Theil unrichtig bezeichnet. Es mag hinreichen hier nur einige Hauptsachen anzuführen die geeignet sind das Mißtrauen gegen Garcilasso zu rechtfertigen. Auf die Mangelhaftigkeit seiner Sprachkenntniß hat schon Vater (Mithrid. III, 1, 524 Anm.) hingewiesen. Er stellt (I, 9 ff.) die Peruaner vor der Incazeit als durchaus roh dar, was sich ziemlich vollständig widerlegen läßt, erzählt von ihnen Barbareien die zum Theil unglaublich sind, und schreibt als Nachkomme der Incas offenbar in dem Interesse diese allein als die Urheber aller Civilisation darzustellen. Sein Gemälde von dem Zustande der peruanischen Völker vor der Ankunft der letzteren ist augenscheinlich fast allein aus seiner Phantasie entsprungen. Die Feinde der Incas schildert er stets als die gräßlichsten Canibalen, läßt sie aber gleichwohl nur selten in blutigen Schlachten, häufig aber durch friedliche Mittel von jenen besiegt werden; oft unterwerfen sie sich sogar freiwillig und werden meist äußerst milde und gnädig von den Siegern behandelt. Kein Inca verliert eine Schlacht; jeder derselben regiert etwa 30 Jahre und es kommt bis auf den 7. Herrscher ihrer Dynastie (IV, 24) kein Aufstand in ihrem Reiche vor, sondern die überwundenen Völker nehmen die Religion und das Joch der Incas bereitwillig auf und halten daran fest. Menschenopfer, die in den anderen Quellen durchgängig erwähnt werden, stellt Garcilasso auf das Bestimmteste in Abrede. Einzelne erhebliche Irrthümer dieses Schriftstellers zu berichtigen werden wir später an mehreren Stellen Veranlassung haben.

Anello Oliva (Hist. du Pérou ed. Ternaux. Paris 1857), der

aus alten Ueberlieferungen eines peruanischen Häuptlings schöpfte, versichert zwar daß die „Dynastie der Sonne“ bis in den Anfang des zehnten Jahrhunderts nach Chr. hinaufreiche, und Balboa (11) giebt dafür das Jahr 949 an, wenn man aber der glaublichen Angabe Jos. Acosta's (I, 25) beistimmt daß die historische Kenntniß der peruanischen Gelehrten mit Hülfe ihrer Quipos sich nur über 400 Jahre erstreckte, so wird man jene Behauptung wenig annehmbar finden; ja man muß geneigt sein auch den von Acosta gesetzten Zeitraum noch für zu groß zu halten — er giebt der Incadynastie eine Dauer von 3 bis 400 Jahren (VI, 19) —, wenn man bedenkt daß sich aus unseren Quellen (abgesehen von Huascar und Atahualpa), nur 13 Incas ergeben, deren Regierungszeit nach Prescott's (I, 11) Bemerkung schwerlich einen längeren Zeitraum als etwa 250 Jahre umfaßte. Mögen wir mit letzterem nicht daraus folgern daß die Herrschaft der Incas keine längere Dauer als die eben angegebene gehabt hat — denn es kann leicht ein größeres oder kleineres Stück dieser Regentenliste verloren gegangen sein —, so verdient es doch unsere Zustimmung, wenn er die verbürgte Geschichte des peruanischen Reiches erst innerhalb des letzten Jahrhunderts vor der Eroberung beginnen läßt.

Wenn die Herrschaft der Incas nicht weit älter ist als gewöhnlich angegeben wird, kann man sich um der vielen und verschiedenartigen alten Bauten willen die sich im Lande finden, schwer der Annahme entziehen daß andere Dynastien ihr vorausgegangen seien, wie A. Oliva sagt, und daß ihr Begründer Manco Capac nicht rohe Barbaren, sondern Menschen vorfand welche die Anfänge der Civilisation bereits hinter sich hatten und von ihm auf dieser Bahn weitergeführt wurden (Rivero y Tsch. 62). Hiermit würde sich die Angabe wohl vertragen daß der Titicaca-See und seine Hauptinsel das älteste Heiligthum des Landes war, älter als selbst das Incageschlecht, denn von dort sollte der Sage nach die Sonne selbst ausgegangen sein als sie zum ersten Male erschien, dort sollte nach der großen Fluth Viracocha, der Stammvater des Menschengeschlechtes, aus dem Wasser heraufgestiegen sein und sich in Tiaguanaco niedergelassen haben (Acosta I, 25, Cieza 445); Tiaguanaco aber ist gerade der Ort dessen großartige Trümmer durch ihren Baustil in die Zeit zurückzuweisen scheinen welche dem Auftreten der Incas vorausging. Viracocha, dessen Name „Schaum des Meeres“ bedeuten soll (Oviedo),

gilt freilich nach einer anderen Sage für den höchsten Gott und Schöpfer der Welt selbst (Acosta V, 4) und nach einer dritten für den ersten Inca (Andagoya bei Navarrete III, 341, Zarate I, 68) — Garcilasso stellt beides in Abrede —, und manche der peruanischen Völker leiteten ihren Ursprung nicht von ihm her, sondern glaubten daß ihre Stammeltern aus einer Höhle hervorgekommen seien, aber gleichwohl scheint uns die Ansicht daß Viracocha der älteste Culturheros der Peruaner sei welcher den Incas vorherging, später aber bald mit dem höchsten Gotte bald mit den Incas selbst identificirt wurde, das Meiste für sich zu haben.* Zu dieser Verschmelzung scheinen vorzüglich zwei Umstände beigetragen zu haben, nämlich daß einer der Incas den Namen Viracocha führte, weil dieser Gott ihm im Traume erschienen war (Acosta VI, 20), und daß die Herrscher selbst nach ihrem Tode als Götter verehrt wurden.

Daß die Incas und die Cultur welche sie brachten, aus der Gegend des Titicaca stammten, wird fast einstimmig berichtet: dort mußte also schon vor der Stiftung ihres Reiches eine höhere Bildung sich entwickelt haben. Im Einzelnen sind die Nachrichten verworren und vielfach widersprechend. Zwei Häuptlinge der Collas welche Zapana und Cari genannt werden, sollen vor der Unterwerfung ihres Landes durch die Incas einst auf die große Insel im Titicaca vorgedrungen sein, weiße bärtige Menschen dort gefunden und diese getödtet haben (Cieza 443). Der erste Inca welcher von jener Insel auswanderte und die Stadt Cuzco gründete, wird nach Gomara (232) bald Zapalla (Zapana?) bald Viracocha genannt. A. Oliva (a. a. O.) dagegen nennt den Ahnherren der Incas Quitompe, den Erbauer von Tumbez — die einzige Tradition welche einen Hinweis auf die Anwesenheit von Stammverwandten der Quechuas in diesen nördlichen Gegenden schon in alter Zeit enthält. Nach der gewöhnlichen Angabe war Manco Capac, als dessen Stammland die Gegend des Titicaca bezeichnet wird, der Gründer der Dynastie und der Stadt Cuzco. Nur Acosta (I, 25, VI, 20) und Balboa (4) geben nach einer anderen Sage eine

* Die unwahrscheinliche Behauptung bei Rivero y Tschudi (160) daß sein Cultus in Peru zur Zeit der Ankunft der Spanier erst zweihundert Jahre alt gewesen sei, stützt sich, wie es scheint, nur auf die unrichtige Voraussetzung daß erst Inca Viracocha die Verehrung dieses Gottes eingeführt habe (s. unten über die Religion).

Höhle bei Pacari Tambo 5—6 leguas von Cuzco als seinen Ausgangspunkt an. Er soll von hellerer Farbe gewesen sein als die übrigen Indianer und man hat eine solche bisweilen dem Incageschlechte überhaupt zugeschrieben; wahrscheinlich steht damit die Sage von weißen bärtigen Menschen in Verbindung welche in alter Zeit die Cultur über Peru verbreitet haben sollen (Herrera, Descr. c. 19, vgl. Prescott I, 9). Erst die spätere Zeit scheint aus Verehrung für die Incas alle Wohlthaten der Cultur, Künste und Handwerke, Kleidung, Sittigung und einen reineren religiösen Glauben, auf Manco Capac zurückgeführt zu haben, und die Incas begünstigten diesen Glauben, indem sie die von ihnen selbst getroffenen Anordnungen jenem zuschrieben um sie durch sein Ansehn zu stützen (Garcilasso II, 9). Bald ist es sein Bruder den die Sage ihm zum Begleiter und Gehülfen giebt (Cieza 390), bald sein Weib Mama Oello, Balboa erzählt sogar von vier Brüdern und vier Schwestern: sie waren Kinder der Sonne und von dieser gesendet um sich da niederzulassen und eine Stadt zu bauen, wo ein goldener Stab den sie mit sich führten in die Erde sinken würde. Diesem Befehle gehorsam gründeten sie Cuzco, dessen Name den Nabel bedeutet — ein Ereigniß das Garcilasso (I, 17) mehr als 400 Jahre vor die spanische Eroberung setzt. Nach Balboa bestand Cuzco schon vor dem Auftreten der Incas, wurde aber von diesen erobert. Aus welchen Gründen Rivero y Tschudi (63) anzunehmen geneigt sind daß Manco Capac nicht der Stammvater der Incas selbst gewesen sei, sondern vielmehr nur eine eingeborene Familie von Cuzco auf den Thron erhoben habe, ist von ihnen nicht näher angegeben worden.

Der Umstand daß die Sage die Incas vom Titicaca herstammen und von dort aus höhere Cultur über das Land verbreiten läßt, ist noch in einer anderen Hinsicht vorzüglich wichtig: das Land um den Titicaca ist der alte Hauptsitz der Aymaras, wie wir gesehen haben; es scheint demnach daß die Incas diesem Volke angehörten, daß die Cultur des Incareiches von den Aymaras ihren Ursprung genommen hat und diese letzteren das ältere, die Quechuas und Inca-Peruaner das jüngere Culturvolk sind, wie Prescott (I, 11), d'Orbigny (I, 295, 327) und Rivero y Tsch. (29) vermuthet haben. Wenn die heilige oder Hofsprache der Incas, welche seit der spanischen Eroberung sich ganz verloren haben soll, wirklich von der des Volkes

verschieden war (Garcilasso VII, 1, A. Oliva), so liegt es daher am nächsten an einen Dialekt des Aymara zu denken.

Die Zahl der Herrscher von Manco Capac an bis zum Ende der Dynastie hätte nach Cieza (438) und Acosta (VI, 23) bloß 11 betragen, doch scheint der letztere nur durch die Namensähnlichkeit von Sinchi-Rocca und Inca Rocca zu der Hinweglassung von 4 Regentennamen gekommen zu sein, die er jedoch merkwürdiger Weise, obwohl in wahrscheinlich unrichtiger Folge unter den Häuptern von Urincuzco, der zweiten Hauptlinie des Incageschlechtes aufführt, welche nach Einigen abwechselnd mit der ersten die Regierung führen sollte (Herrera V, 3, 8). Das Königsgeschlecht zerfiel nämlich in die beiden Hauptzweige der Hanancuzco und Orencuzco oder Urincuzco, d. i. Hoch- und Nieder-Cuzco, welche beide ihren Stammbaum auf Manco Capac zurückführten (Acosta I, 25, Cieza 406), und wahrscheinlich den Stadttheilen die sie bewohnten ihre Namen gaben (Cieza 437, Garcilasso I, 17, Skinner I, 236). Dem entsprechend waren auch alle anderen Ortschaften des Reiches in einen oberen und unteren Theil, Hanansaya und Urinsaya, getheilt (Acosta VI, 13). Nach D. Fernandez (III, 3, 6 f.) hätte das Incageschlecht vielmehr aus 4 Hauptzweigen bestanden, welche Hanan Cuzco, Hullin Cuzco, Tambo und Marca hießen, im Ganzen aber 14 Linien oder Ayllos gezählt, da jeder regierende Inca, nur mit Ausnahme von Huayna-Capac eine solche begründet habe (vgl. Acosta VI, 20), die letzten drei aber von Huascar, dessen Bruder Mango und Sairi Topa Inca (Sayri-Tupac) ausgestorben seien. Desjardins (47) hat die Reihen der Incas mitgetheilt wie sie sich bei Garcilasso Balboa und Montesinos von Manco Capac an finden; Rivero y Tschudi (44) geben die von ersterem aufgestellte Reihe (mit Hinzufügung des Inca Urco) als die wahrscheinlichste wieder, und mit Recht, denn sie ist die längste — die kürzeren sind wahrscheinlich nur durch Auslassungen entstanden —, und Garcilasso der selbst der Incafamilie angehörte, mag gerade über diesen Gegenstand wohlunterrichtet gewesen sein. Die beigefügten Zahlen sind indessen erst von 1475 an zuverlässig.

Manco-Capac 1021—62 (um 1100 nach Garcilasso, 949—1006 nach Balboa).

Sinchi-Rocca 1062—91 (1006—1083, Balboa).*

* Sinchi-Rocca und seine drei Nachfolger fehlen bei Acosta VI, 20 ff.

Lloque-Yupanqui 1091—1126 (bis 1161, Balboa).
Mayta-Capac 1126—56 (bis 1226, Balboa).
Capac-Yupanqui 1156—97 (bis 1306, Balboa).
Inca-Rocca 1197—1249 (bis 1356, Balboa).
Yahuar-Huaccac 1249—89 (bis 1386, Balboa, fehlt bei D. Fernandez II, 3, 5, wird aber nachträglich als Yaguar Guac Inga Yupangue II, 3, 7 von ihm erwähnt. Herrera V, 3, 9 nennt an dieser Stelle Inca Yupanqui, den er vor Tupac Yupanqui noch einmal anführt).
Viracocha, eigentlich Inca-Ripac 1289—1340 (bis 1438, Balboa).
Inca-Urco, reg. 11 Tage (fehlt bei Garcilasso, Balboa, Acosta und Fernandez).
Titu-Manco-Capac-Pachacutec 1340—1400 (fehlt bei Herrera; nach Balboa gab es keinen Inca dieses Namens).
Yupanqui 1400—39 (fehlt bei Fernandez u. wird von Acosta mit dem vorhergehenden identificirt).
Tupac Yupanqui (Topa Inga Yupangui) 1439—75 (nach Balboa Pachacuti beigenannt und gestorben 1493 nach einer Regierung von 22 Jahren; als seinen Nachfolger schaltet Acosta seinen gleichnamigen Sohn ein).
Huayna-Capac 1475—1525.
Huascar (Guascar) in Cuzco 1526—32.
Atahualpa* (Atabalipa) in Quito 1532—33.

Hiernach bleibt nur darüber ein Zweifel ob Pachacutec und Yupanqui für dieselbe oder für zwei Personen zu halten seien. Man ist geneigt sich für das Erstere zu entscheiden, da alle übrigen Quellen hierin gegen Garcilasso und untereinander übereinstimmen, obwohl andererseits zugestanden werden muß daß die Namensähnlichkeit von Yupanqui und Tupac-Yupanqui leicht den einen von ihnen übersehen lassen konnte, und die Einschaltung eines zweiten Tupac Yupanqui bei Acosta dafür spricht daß mehrere Regenten dieses Namens aufeinander folgten: es scheint daß die drei Incas welche Huayna-Capac vorhergingen, nicht Pachacutec, Yupanqui und Tupac Yupanqui, sondern Yupanqui, Tupac Yupanqui I und Tupac Yupanqui II hießen.

Die Macht der Incas war anfangs nur unbedeutend und blieb

* Der Name Atabalipa beruht offenbar nur auf verschiedener Orthographie, da b im Spanischen wie w und das i kurz gesprochen wird.

lange Zeit auf wenige Meilen im Umkreis der Stadt Cuzco beschränkt (Cieza 453, Acosta VI, 19), die Reihe der Eroberungen aber durch welche sie sich allmälich vergrößerte, läßt sich nach den auf uns gekommenen Nachrichten zu wenig sicher und vollständig feststellen, als daß es der Mühe lohnte hierauf ausführlich einzugehen. Wir beschränken uns daher auf wenige Bemerkungen. Von größeren Eroberungen der ersten Incas wird nichts erzählt, und selbst Garcilasso, der zum Preise des Geschlechtes schrieb dem er entsprossen war, läßt erst Mayta-Capac Tiaguanaco einnehmen und seinen Nachfolger Capac-Yupanqui die Aymaras und Quechuas im Nordwesten und Westen von Cuzco unterwerfen (III, 11 f.), wogegen D. Fernandez (II, 3, 5) berichtet daß der erstere außer anderen Vergrößerungen seines Reiches sich namentlich Cuzco's bemächtigt und dort zuerst seine Residenz aufgeschlagen, der andere aber die Herrschaft der Incas nicht erweitert habe. Hiernach hätte die Sage Unrecht welche Cuzco als den ältesten Sitz der Incas bezeichnet, wenn wir nicht annehmen sollen daß es ihnen durch innere oder äußere Kriege auf einige Zeit unter den ersten Regenten jenes Herrscherhauses wieder verloren ging, und es würde begreiflich sein daß Acosta (VI, 20) in Uebereinstimmung mit Balboa noch von Inca-Rocca, der ebenfalls keine Eroberungen machte (Fernandez), sagt, er habe noch keine ausgebreitete Macht besessen, sich aber mit vieler Pracht umgeben und angeordnet daß nach seinem Tode sein ganzer Schatz auf seinen eigenen Cultus verwendet werde. Auch die traditionell gewordene Politik der Incas ihre Herrschaft mehr auf friedlichem Wege durch List als durch Gewalt auszudehnen (Garcilasso, Cieza 390), scheint auf eine gewisse Schwäche derselben in älterer Zeit hinzudeuten: auf diese Weise wurden noch vor Viracocha die Collas unterjocht welche lange Kriege mit den Canas und Canches geführt hatten (Cieza 443). Eine Empörung die unter dem zuletzt genannten Inca ausbrach, wurde glücklich gedämpft. Viracocha konnte es dem Adel gegenüber nicht durchsetzen daß sein ältester lasterhafter und feiger Sohn Inca-Rocca von der Thronfolge ausgeschlossen wurde: dieser folgte ihm; da er aber die vom Feinde bedrängte Hauptstadt des Reiches* nicht zu retten wußte, trat mit Hülfe des Adels selbst sein

* Garcilasso (IV, 24, V, 17) setzt diese Bedrohung von Cuzco in frühere Zeit, nämlich an das Ende der Regierung des Yahuar Huaccac und unter Viracocha, der den Angriff der Chancas — denn diese nennt er als die Empö-

jüngerer Bruder Inca-Pachacutec an seine Stelle (Herrera V, 3, 10 ff.), und erst mit diesem scheint die Macht der Incas einen großen Aufschwung genommen zu haben. Er war es (oder der mit ihm oft identificirte Inca Yupanqui), welcher zunächst die von den Chancas in Andahuaylas drohende Gefahr abwendete (Cieza 436, vgl. oben p. 384) und dann die Huancas überwand, welche bis dahin unter gewählten Häuptlingen gestanden hatten und in gut befestigten Dörfern wohnten die mit einer Art von steinernen Thürmen versehen waren, sonst aber roh und barbarisch beschrieben werden, da sie den gefangenen Feinden die Haut abzuziehen und sie mit Asche auszustopfen pflegten (Cieza 432). Nach D. Fernandez (II, 3, 5) dehnte Pachacutec seine Herrschaft bis nach Vilcas aus, das nur 40 leguas nordwestlich von Cuzco (Cieza 435), und südlich von Guamanga lag (Alcedo), von wo sie sich bis an die Küste in der Gegend von Lima erstreckt zu haben scheint,* da von Tempelbauten erzählt wird die er dort aufgeführt haben soll. Im Südosten grenzte das Reich an das Land der Chiriguanas die, wie es heißt, von Inca Yupanqui bekämpft wurden (s. oben III, 412).

Auf den Gipfel ihrer Macht gelangten die Incas mit Tupac-Yupanqui und Huayna-Capac; aber wie das mexicanische Reich kurz vor seiner Eroberung durch die Spanier eine Ausdehnung gewonnen hatte die den Zerfall desselben in hohem Grade begünstigte, weil es aus einer Menge von heterogenen Theilen bestand die von dem herrschen-

---

rer — abgeschlagen habe; Pachacutec aber erwähnt er (V, 28) als den ältesten Sohn und unmittelbaren Nachfolger Viracocha's. Balboa's (39) Erzählung jener Ereignisse stimmt in mehreren Hauptpunkten, doch nicht in allen, mit Herrera's Bericht überein.

* Als weit großartiger und schneller stellt Garcilasso die Entfaltung der Macht der Incas dar: Caxamarca soll sich an Inca Pachacutec ergeben und die Nordgrenze des Reiches gebildet, dessen Sohn Inca Yupanqui aber noch bei Lebzeiten des Vaters den Chimu (die Gegend von Truxillo) unterworfen haben (VI, 15, 32 f.); Yupanqui heißt es weiter, habe die Antis Chiriguanas und Moxos (Muzu) bekämpft und sei in Chile weit vorgedrungen (VII, 13 f., 17, 19 f.). Gleichwohl schreibt Garcilasso die Eroberung von Huanuco erst dem Tupac Yupanqui zu, den er außerdem Chachapoyas und das südlicher gelegene Huacrachuca, die Paltas und Canaris und das Land bis an die Grenze von Quito unterwerfen läßt (VIII, 1 ff.); Quito selbst nebst Tumbez Puna und den anliegenden Küstenländern soll dagegen erst Huayna Capac erobert haben — ersteres jedoch noch bevor er selbst zur Regierung gekommen sei (VIII, 7, IX, 2, 6). Es bedarf kaum der Bemerkung daß viele dieser Angaben nur geringe innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, daher wir im Texte anderen Nachrichten über das allmäliche Wachsthum des Incareiches gefolgt sind.

den Volke noch nicht auf die Dauer pacificirt und hinreichend assimilirt worden waren, so wurde auch der Untergang der Incamacht durch die zu raschen und deshalb unsicheren Eroberungen erleichtert welche die letzten großen Regenten in weiter Ferne gemacht hatten. Tupac-Yupanqui unterwarf die Chinchas, welche zwar ihre bisherigen Häuptlinge und den alten Tempel ihres Gottes Chinchaycama (Chincha Camac, Garcilasso VI, 18) behalten durften, daneben aber auch den Sonnencultus, Tracht und Sitten der Inca-Peruaner annehmen mußten und einen Statthalter erhielten (Cieza 424), wie dieß in anderen eroberten Ländern ebenfalls zu geschehen pflegte. Die vor Alters mächtigen Herren des Thales von Santa wurden durch Klugheit und List gewonnen und zu Großen des peruanischen Reiches gemacht (ders. 420), auch Caxamarca und Chachapoyas demselben einverleibt (ders. 426 f.). Der Chimu, ein kleiner König welcher über eine Küstenstrecke von der Gegend von Truxillo bis nach Tumbez hin herrschte, soll von Tupac-Yupanqui besiegt worden sein, der sogar noch weiter bis an die Küste von Puerto Viejo und Guayaquil vordrang, wo er indessen keinen Erfolg hatte. Im Norden dehnte er seine Macht bis gegen Quito hin aus, im Süden rückte er bis nach Chile vor (Cieza 401, 406, Fernandez II, 3, 5, Balboa 80, 109, Herrera V, 3, 14 f.). Huayna-Capac hatte zunächst mit der Befestigung der Eroberungen seines Vorgängers zu thun, Empörungen und Unruhen zu dämpfen. Unglücklich zwar gegen die Chiriguanas und Pacamoros, gelang es ihm doch einerseits die Guancavilcas und die Bewohner der Insel Puna, mit denen sie sich verbunden hatten, zu unterwerfen und bis an den Fluß Angasmaio (Andasmaio?) in der Gegend von Pasto vorzurücken, anderseits einen Theil von Chile zu erobern (Cieza 386, 406 f., Fernandez a. a. O., Herrera V, 3, 16 und 7, 15, VI, 7, 1); doch vermochte er in weit größerer Nähe die aufrührerischen Canas nur dadurch zu beruhigen, daß er eine Tochter ihres Herrschers zur Ehe begehrte.

Freilich ist es eine grobe Uebertreibung wenn Cieza (388) Peru selbst 700 und dem peruanischen Reiche 1200 leguas Ausdehnung in gerader Linie zuschreibt; auch 800 leguas welche Gomara (231) angiebt, sind noch zu viel. Wenn die Mitte desselben wirklich in Vilcas (Cieza 435) oder Andahuaylas lag, wo deshalb ein besonders großer Sonnentempel stand (Herrera Descr. 19), also etwa unter 13°

s. B., würde es sich südlich nur etwa bis in die Gegend von Copiapo erstreckt haben, welche Oviedo (XLVII, 4) noch zum Incareiche zählt, wahrscheinlich aber lief seine Grenze noch 3 Breitengrade weiter südlich am Napel, und selbst weit über diesen hinaus scheinen peruanische Heere wenigstens zeitweise vorgedrungen zu sein (Näheres darüber s. oben III, 492). Der Tribut den die Incas aus Chile erhielten, bestand hauptsächlich in Ziegeln von feinem Golde (Gomará 236). Auch über die Ausdehnung der Herrschaft der Incas von hier nach Osten haben wir früher schon gesprochen (III, 436) und erinnern hier nur noch an die Thatsache daß in Chaco sowohl die Lules und Mataras (III, 479) als auch die Mbocobies einst zum peruanischen Reiche gehört zu haben scheinen, da sich die Weiber der letzteren, als sie zum Christenthum bekehrt worden waren, verschiedenfarbiger Fäden mit einer Anzahl von Knoten, gleich den peruanischen Quipos, bei der Beichte bedienten um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen (Pauke 111). Auch der Name des Flusses Pilcomayo, eigentlich Pilcomayu „Fluß der Vögel", ist nach Garcilasso ein Wort der Quechua-Sprache. Weiter im Norden waren die Völker am Huallaga und Ucayale, wie es scheint, von den Incas abhängig, worauf insbesondere die bei den Panos gefundenen Bilderschriften und der Umstand hinweist daß im Dorfe Lamas reines Quechua gesprochen wurde (s. oben III, 540 ff.), obwohl, wie wir vorhin bemerkt haben (p. 383), weder die Pacamoros in der Gegend von Jaen noch die Jivaros am Paute und Pastaza von ihnen unterworfen werden konnten: das Gebirgsland östlich von Loja gehörte nicht mehr zum Incareiche (Cieza 411), und wenn die Yaguas bei Pebas am Marañon wirklich Peruaner sind (s. oben III, 428, 438), können sie frühestens wohl zur Zeit der spanischen Eroberung dorthin geflüchtet sein, wie auch von anderen Völkern erzählt wird daß sie den fliehenden Incas an den Apurimac und Huallaga folgten (oben III, 542). Im nördlichen Quito gebot Huayna-Capac noch über die Landschaft Quijos (Gomara 243), und Coreal (II, 61) versichert daß sich dort bei den Eingeborenen von Pancaleo neben ihrer eigenen Sprache auch die von Cuzco erhalten habe. Der Ort Guaco in Corregimiento von Ibarra wurde von jenem zur nördlichen Grenze seines Reiches erklärt (Alcedo).

Quito war bis dahin ein den Inca-Peruanern unbekanntes Land gewesen, obwohl es sich zum Theil im Besitze stammverwandter Völ-

ker befand, von deren Geschichte jedoch nur sehr wenig bekannt ist. Die rohen Quitus, in alter Zeit das herrschende Volk, unterlagen später den civilisirteren Caras, von denen es heißt daß sie auf Floßen von Holz von der pacifischen Küste her eingewandert seien (Velasco I, 4, 5). Diese, über deren Cultur und Geschichte Fray Marcos de Niza ein Buch voll Fabeln geschrieben hat (ebend. 11), wurden angeblich ungefähr seit dem Jahre 1000 n. Ch. von den Scyris oder Shyris regiert, bis Tupac-Yupanqui um 1460 einen Theil des Landes eroberte und Huayna-Capac, der seit 1475 die Eroberung fortsetzte, um 1487 die Hauptstadt Quito einnahm. Die Caras bildeten den Mittelpunkt eines ausgedehnten Reiches. Außer Sonne und Mond verehrten sie ihre Heroen Pacha und Cacha, pflegten aber den von ihnen besiegten Völkern ihre einheimischen Götter zu lassen. Sie kleideten sich theils in Thierfelle, theils in Baumwolle und Wolle und hatten wie die Peruaner ein Sonnenjahr, das sie durch die Beobachtung der Solstitien regulirten welche sie mit Hülfe zweier Säulen an den Thoren ihres Sonnentempels anstellten. Die Quipos, deren sie sich ebenfalls bedienten, bestanden aus kleinen Steinen von verschiedenen Farben und Gestalten, doch waren sie unvollkommener als die peruanischen. Edle Steine verstanden sie zu durchbohren und zu poliren; Velasco (a. a. O.) hebt unter ihren Kunstwerken namentlich zwei große, aus einem Stücke gearbeitete hölzerne Trommeln mit zwei engen gewundenen Oeffnungen hervor, und bemerkt daß ihre Bauten aus regelmäßig behauenen Steinen, aber ohne Kunst und Geschmack aufgeführt waren. Die Stadt Quito selbst ist durch Tupac-Yupanqui und Huayna-Capac bedeutend vergrößert worden.

Huayna-Capac starb nach Balboa und den Untersuchungen von Velasco zu Ende des Jahres 1525 (vgl. Humboldt, Ans. d. Nat. II, 383). Die wichtigste Bestätigung dafür liegt in des gefangenen Atahualpa eigener Angabe (1533) daß sein Vater vor 8 Jahren gestorben sei (Jerez 334). Ihm als dem jüngeren Sohne seiner Hauptfrau, fügte er hinzu, habe er Quito zugetheilt wo er gestorben sei, dem älteren Huascar sei Cuzco mit seinen ungeheueren Schätzen zugefallen; dieser jedoch, hiermit noch nicht zufrieden, habe auch noch auf Quito Anspruch gemacht, sei aber von seinen (Atahualpa's) Feldherrn geschlagen worden. Diese Erzählung des Atahualpa (vgl. Oviedo XLVI, 5 u. 9) enthält jedenfalls die eine Unrichtigkeit, daß er selbst

ein Sohn der Hauptfrau Huayna-Capac's gewesen sei, denn er stammte vielmehr von der früheren Königin von Quito deren Reich jener erobert hatte (Gomara 231), war demnach illegitim und zur Thronfolge nicht berechtigt. Diese kam dem Huascar allein zu, Chilicuchima aber, Atahualpa's Bruder (nach Jerez 343) und andere Feldherren, welche unter Huayna-Capac bei der Eroberung von Quito mitgewirkt hatten, erhoben hier nach dessen Tode den Atahualpa zur Herrschaft (Balboa), sei es nun daß jener eine Theilung des Reiches in dieser Art wirklich angeordnet hatte (Garcilasso IX, 12), wie meist berichtet wird, oder nicht (Cieza 426). Die Insel Puna, welche trotz ihrer nördlichen Lage bei dieser Theilung dem Huascar zugefallen sein soll (Gomara 226, Oviedo XLVI, 16), es aber (vielleicht in Folge einer Intrigue Atahualpa's) vorzog sich seinem Gegner anzuschließen, wurde deshalb von Tumbez aus bekriegt. Sie war mit starken Mauern fast ganz umgeben und seine Bewohner, die des Canibalismus und unnatürlicher Laster beschuldigt werden, unternahmen häufige Raubzüge nach dem Festlande (Herrera IV, 7, 11). Huascar forderte von seinem Stiefbruder Unterwerfung und ließ ihn gefangen nehmen, als er sie weigerte; diesem aber gelang es zu entfliehen,* und nun entspann sich der Krieg aus welchem Atahualpa als Sieger soeben nach Caxamarca zurückgekehrt war als die Spanier ankamen (Cieza 426, Herrera V, 3, 17). Huascar wurde durch Chilicuchima verfolgt, der sich durch Verrath seiner bemächtigte, und später auf Atahualpa's Befehl umgebracht, da er, wie es heißt, dem Pizarro doppelt so viel Gold und Silber zu geben versprechen wollte als dieser, dessen Opferwilligkeit das gleiche Schicksal nicht abzuwenden vermochte, welches ihm mit Hülfe falscher Zeugen von den spanischen Eroberern bereitet wurde (Oviedo XLVI, 5 u. 17, vgl. Andagoya bei Navarrete III, 427 f., Herrera V, 1, 2 u. 3, 3. Letzterer stellt Atahualpa ganz als Empörer dar und bezeichnet ihn wie Garcilasso als grausam und hinterlistig, Huascar dagegen als milde und gütig, während Balboa ihre Charaktere auf die entgegengesetzte Weise schildert).

Die uns geläufigen Namen „Peru und Quito“ waren bei den Eingeborenen zur Bezeichnung ihrer Länder und Staaten nicht im Gebrauch (Herrera III, 6, 13), und es scheint überhaupt daß diese

* Balboa bezeichnet die Geschichte von Atahualpa's Gefangennehmung und Flucht als Fabel und giebt von dem Verlaufe des Krieges überhaupt eine abweichende Darstellung.

nur nach ihren Herrschern benannt wurden, welche im Besitze unumschränkter Macht und daher die einzigen selbstständigen Träger des Staatslebens waren. Der Inca vereinigte in sich alle weltliche und priesterliche Gewalt, er galt dem Volke sogar für untrüglich und fehlerlos (Garcilasso II, 15), denn er war göttlicher Abkunft, gehörte dem Geschlechte der Sonne an und genoß nach seinem Tode göttliche Verehrung. Daher wurde auch seinen willkürlichsten Befehlen absoluter Gehorsam zutheil, und es ist ohne Beispiel daß einer seiner Unterthanen ihn verrathen hätte (Acosta VI, 12, Herrera IV, 7, 10). Nach Garcilasso's (V, 12) Darstellung waren die Incas wahre Väter ihres Volkes und regierten es mit musterhafter Milde. Balboa dagegen, der von mehreren Verschwörungen innerhalb der Familie der Incas zu erzählen weiß, stellt einige derselben als grausam und blutdürstig dar. Alles Land das zu ihrem Reiche gehörte, war in drei Theile getheilt, deren einer Eigenthum der Sonne, d. h. des Tempels, der zweite dem Volke, der dritte dem Inca zugewiesen war, und wurde in der angegeben Reihenfolge bestellt, so jedoch, daß die Ländereien deren Ertrag für den Unterhalt der Armen und Kranken, der Wittwen Waisen und Soldaten bestimmt war, denen vorgingen welche der Ernährung des Volkes insgemein dienen sollten (ders. V, 2), das Heer aber vom Inca erhalten wurde. Wer ein Stück Land zu bebauen hatte, bezog von diesem Lande seinen Unterhalt so lange er mit der Bearbeitung desselben beschäftigt war, und jedem Familienvater wurde mit Rücksicht auf die Zahl seiner Kinder ein Land von bestimmter Größe zugetheilt, das er jedoch nicht als Privateigenthum besaß und nicht vererben konnte, denn alljährlich wurde eine neue Vertheilung vorgenommen um den wechselnden Bedürfnissen der einzelnen Familien zu entsprechen; Tribut aber hatte der Landbauer nicht weiter zu leisten außer seiner Frohnarbeit auf den Feldern des Tempels und des Inca (Acosta VI, 15), und es wird versichert daß diese höchstens etwa drei Monate in Anspruch nahm (Garcilasso V, 15). In unfruchtbaren Jahren wurde das Volk aus den Magazinen des Staates gespeist. Das Gebiet einer jeden Gemeinde war durch Grenzsteine bezeichnet (Herrera V, 4, 3). Die nutzbaren Thiere und die Jagden, die Wolle der ersteren und deren Verarbeitung wurden (nach Acosta VI, 15, Herrera V, 4, 2) in ähnlicher Weise wie die Felder und der Landbau vertheilt, nach Anderen waren die Heerden nur Eigenthum der Tem-

pel und des Inca, welcher große Wildparks besaß, in denen er von Zeit zu Zeit ein Treibjagen veranstalten ließ um Wolle zu gewinnen (Gomara 236, Jerez 339, Cieza 429). Die Bergwerke gehörten ihm allein (Acosta VI, 15). Gold und Silber waren dem Verkehr und dem Privatbesitz überhaupt entzogen: sie durften nach Cuzco nur ein-, nicht aber von dort wieder ausgeführt werden (Cieza 437). Alle Kostbarkeiten dienten ausschließlich als Schmuck der Tempel und Paläste und konnten nur als freies Geschenk dem Inca dargeboten werden (Garcilasso IV, 5, V, 7). Sämmtliche Leistungen für den Staat bestanden nur in Arbeit und eigenen Arbeitsprodukten, außer dem Feldbau namentlich im Anfertigen von Kleidungsstücken und Waffen, zu denen das Rohmaterial aus dem Staatsschatze geliefert wurde (Garcilasso V, 6), und für jede Provinz und jedes Dorf derselben war genau festgesetzt was und wie viel sie zu liefern hatte (Acosta VI, 13). Den Eingeborenen von Pasto, die als häßlich dumm und schmutzig geschildert werden, soll Huayna-Capac, da sie nichts von Werth besaßen, einen Tribut von Ungeziefer auferlegt haben um sie nicht ganz leer ausgehen zu lassen (Piedrahita IV, 2, Herrera V, 4, 2). Die Incas gaben ihren Unterthanen, wie Acosta bemerkt, beständig zu arbeiten. Armuth und Müßiggang waren durch die strengen socialistischen Einrichtungen welche den Staat beherrschten, eben so unmöglich gemacht wie Ehrgeiz und Habsucht; der Gehorsam gegen die Gesetze war allgemein, und wenn niemand Aussicht hatte seine Lage durch Thätigkeit und Fleiß zu verbessern, so konnte doch auch niemand ins Elend gerathen. Alle freie Bewegung der Einzelnen, alle Regsamkeit aus eigenem Trieb, aller Wetteifer, alles Streben nach weiteren Fortschritten war erstickt und die Staatsmaschine von den väterlich waltenden Incas vollständig darauf angelegt keinen Funken geistigen Lebens in der Masse des Volkes sich entzünden zu lassen.

Ueber je 10, 100, 1000, 10000 Menschen oder vielmehr Familien war immer je ein Beamter gestellt, deren jeder seinem Vorgesetzten über Alles was vorfiel zu berichten hatte. Da Arbeit und Lebensgenuß von Staatswegen ausgetheilt und genau beaufsichtigt wurden, erforderte dieß ein sehr großes Personal. Die Beamten hatten für ihre Untergebenen in jeder Hinsicht Sorge zu tragen; die Decurionen insbesondere führten außer den Verzeichnissen über die Arbeiten welche gemacht wurden, auch Geburts- und Sterbelisten und waren zugleich

öffentliche Ankläger (Acosta VI, 13, Garcilasso II, 12 u. 14). Sie selbst standen unter strenger Controle, es waren jährliche Inspectionsreisen zu diesem Zwecke angeordnet und man trug Sorge das Volk vor Bedrückungen von Seiten des Adels zu schützen (Herrera V, 4, 2 f.). Die höheren Aemter waren erblich, auch die niederen gingen gewöhnlich auf die Söhne über, wenn sich diese dazu tauglich zeigten (Garcilasso V, 13, Herrera V, 4, 3), und selbst mit den Kunstfertigkeiten die als besondere Handwerke von Einzelnen betrieben wurden, war es nicht anders (Prescott I, 138). Wie die Arbeiten die ein jeder für den Staat zu leisten hatte und für die Gemeinde welcher er angehörte, durch Gesetze geregelt waren — schon fünfjährige Kinder und selbst Greise mußten gewisse Arbeiten thun —, so waren es auch Kleidung und Nahrung, Festlichkeiten und Spiele, die Behandlung der Fremden, der Armen und Kranken. Niemand durfte seinen Wohnort willkürlich wählen oder ändern. Die Glieder jeder Gemeinde mußten untereinander heirathen, die Mädchen mit 18—20, die Männer mit 24 Jahren, und sie wurden von den Incas selbst oder von stellvertretenden Beamten zusammengegeben (Garcilasso IV, 8). Jede Provinz hatte ihre besondere Tracht, eine Art von Uniform die zu ändern Verbrechen war; die Kopfbinde bezeichnete den Geburtsort und das Vaterland eines jeden (Acosta VI, 16, Cieza 392).

Eroberte Länder wurden zwar meist milde behandelt, ihre politische Verfassung unangetastet gelassen und ihnen der Tribut auf einige Jahre freigegeben, bisweilen kam es aber auch vor, und dieß traf namentlich entlegene Provinzen des Reiches, daß die ganze einheimische Bevölkerung auswandern und in eine andere Gegend übersiedeln mußte (Garcilasso V, 12, VII, 1, Acosta VI, 12, Fernandez II, 3, 11), oder es wurde ein Theil derselben (nach Oliva wären es stets ⅔ gewesen) an andere Orte versetzt um dort bestimmten Häuptlingen zugetheilt und zum Feldbau oder zu anderer Arbeit verwendet zu werden, wie es das Bedürfniß des Landes erforderte (Cieza 442). Diese Uebergesiedelten hießen Mitimaes und bildeten z. B. in Cuzco den Hauptheil der Bevölkerung: den Fremden die dort wohnten, waren bestimmte Quartiere angewiesen die stets in der Richtung des Landes lagen aus welchem sie stammten, so daß Cuzco ein Bild des Reiches im Kleinen darstellte; man ließ sie selbst hier bei ihren einheimischen Sitten und Gebräuchen, nur mußten sie in religiöser

Hinsicht sich fügen und an dem Cultus der Sonne theilnehmen (Garcilasso VII, 9, Cieza 437 f.). Die Einrichtung der Mitimaes soll erst von Inca Yupanqui herrühren und diente hauptsächlich dem Zwecke eine unruhige Bevölkerung im Zaum zu halten, Sitten und Herrschaft der Inca-Peruaner auszubreiten, oder auch unbewohnte Landstriche zu bevölkern und nutzbar zu machen (Cieza 393, Herrera V, 4, 8). Sie stand in Verbindung mit dem Sprachzwang den die Incas ausübten: nicht allein die Häuptlinge der neu erworbenen Länder, welche nach Cuzco beschieden wurden um dort am Hofe unter Aufsicht und gleichsam als Geißeln zu leben, mußten die Quechua-Sprache erlernen, wie Oliva und Zarate (I, 30) angeben, sondern dasselbe Gesetz bestand seit Inca Yupanqui oder Pachacutec für alle Angehörigen des Reiches überhaupt (Cieza 392, Herrera V, 1, 1 u. 3, 13); Garcilasso (VI, 35) erzählt sogar von Schulen für das niedere Volk die in der Absicht gegründet worden seien die Sprache von Cuzco zur allgemeinen Sprache des Reiches zu machen. Es war dieß jedenfalls ein ebenso sinnreich ausgedachtes als wirksames Mittel um die ungleichartigen und widerstrebenden Bestandtheile desselben zusammenzuhalten, aber von gleich despotischer Art wie alle Haupteinrichtungen dieses Staatswesens.

Das peruanische Reich war von Cuzco aus nach den Himmelsgegenden in vier Theile getheilt, welche Antisuyu und Cuntisuyu (Osten und Westen), Chinchasuyu und Collasuyu (Norden und Süden) hießen (Garcilasso II, 11). Die einzelnen Provinzen wurden durch Statthalter regiert die in den Hauptstädten residirten (Cieza 397) und meist dem Incageschlechte selbst angehörten. Am Raymifeste hatten sie den sämmtlichen Tribut welchen ihre Provinz aufbrachte, nach Cuzco zu begleiten und abzuliefern (Acosta VI, 13). Indessen wurde der Steuerertrag nicht bloß hier in den Magazinen der Hauptstadt aufgespeichert, sondern im ganzen Lande und besonders in den größeren Städten gab es außer Palästen für den Inca und einem Sonnentempel reich versorgte Magazine von Feldfrüchten, Kleidern und vor Allem von Kriegsbedarf (Cieza 397). Wohl nicht richtig erklärt P. Sancho (bei Ramusio III, 413) die ungeheuere Größe der Vorräthe welche die Spanier aufgehäuft fanden, aus dem Umstande daß das Eigenthum der verstorbenen Incas von ihren Nachfolgern nicht angetastet werden durfte, denn auf den eingelieferten Tribut ist diese Bestimmung schwerlich zu beziehen.

Die Menge der Paläste welche die Incas besaßen scheint sehr groß gewesen zu sein, wie selbst die jetzt noch vorhandenen Ruinen derselben bezeugen. Außer Cuzco und Quito erwähnt Cieza (392 ff., 428, 432, 435) große Paläste im Norden in Tomebamba und Tacunga, südlicher in Huanuco Jauja und Bilcas, an welchem letzteren Orte mehr als 700 Magazingebäude verschiedener Art standen. Alle Städte zweiten Ranges, Caranqui Latacunga Riobamba Hatuncañar Tomebamba Huancabamba und Tumbez in Quito, besaßen nach Velasco (I, 4, 12, 11) einen Palast und einen Sonnentempel, eine Festung, viele Beamtenwohnungen und Vorrathshäuser, während in den kleineren Städten die beiden ersteren fehlten. Wenn Rivero y Tschudi (237) von 200 Incapalästen erzählen die sich auf dem Wege von Cuzco bis nach Quito gefunden hätten, so kann man dabei nur an die Herrenhäuser denken die an den großen Straßen in geringen Entfernungen von einander zur Aufnahme der Incas auf ihren Reisen gebaut waren. Die gewöhnliche Anlage der Paläste scheint die gewesen zu sein, daß vier Gebäude einen freien Platz einschlossen: so war es wenigstens in Cuzco und in Caxamalca. Auf dem Hofe befand sich ein Bad zu welchem in ein großes steinernes Becken kaltes und warmes Wasser zufloß; das eine der Gebäude bestand aus vier glockenförmigen ineinandergehenden Gewölben, die Zimmer waren glänzend roth oder weiß angestrichen (P. Sancho bei Ramusio III, 413, Jerez 334, Oviedo XLVI, 8), andere mit Malereien ausgeschmückt; in manchen derselben gab es Säle die 200 Schritte lang und 50—60 Schritte breit waren (Anonymus bei Ramusio III, 373, d'Estete ebend. 393, Garcilasso VI, 4).* In Cuzco fanden sich mehrere reich vergoldete und mit Goldplatten verzierte Häuser; eines derselben von viereckiger Gestalt und 350 Schritten Länge war ganz mit Goldziegeln gedeckt (Cieza 438, Jerez 343, Oviedo XLVI, 13). Gute Steine, Statuen und Bildwerke aller Art dienten zur in-

* Bei Kingsborough IV findet sich die Abbildung einer altperuanischen geschnitzten Dose auf welcher die Fronte eines Palastes dargestellt ist: ein Mittelbau von drei Stockwerken über den die Spitzen von Pfeilern emporragen welche von der Erde aufsteigen; dahinter erhebt sich eine Kuppel. Die drei Thüren endigen wie die Fenster oben in eine Spitze; die letzteren haben einen Mittelpfeiler, und dieser läuft in zwei nach oben gerichtete Stützen des Fenstergewölbes aus. Zwei Thürme mit rautenförmigen Fenstern auf den Ecken des Gebäudes verjüngen sich nach oben schnell und laufen in einen Knopf aus den eine schlanke Stütze trägt. Ob die Peruaner wirklich so gebaut haben, erscheint als ziemlich zweifelhaft.

neren Ausstattung der Paläste die mit Loggien umgeben und mit großen Gärten verbunden waren, und es wird, obwohl zweifelnd, erzählt, daß Atahualpa einen Garten besessen habe, dessen Blumen Sträucher Bäume und Thiere ganz von Gold gewesen seien (Gomara 232, Oviedo a. a. O).

Eine große carmoisinrothe Quaste oder vielmehr Tresse (borla) von feinster Wolle die über die Augenbrauen und Schläfe herabhing — nach Jerez (331) von doppelter Handbreite — nebst einer weißen und einer schwarzen Feder zeichnete den Herrscher aus (Gomara 228, Garcilasso VI, 28, Oviedo XLVI, 6 und 17). Die prächtigen Nationalkostüme der Incas hat nach Bildern in Cuzco Castelnau (Antiquités pl. 57 ff.) wiedergegeben. Besser als in der werthlosen Broschüre von Sahuaraura Inca (Recuerdos de la Monarquia Indiana. Paris 1850) sind die Bilder der Incas schon bei Ranking (Researches on the conquest of Peru, Mex. etc. Lond. 1827), die bei Skinner aber (The present state of Peru, Lond. 1805) scheinen bloß aus der Phantasie entnommen zu sein. Der hohe Adel, den die Spanier wegen seiner durch schwere Ohrgehänge lang ausgezogenen Ohren Orejones nannten, trug eine ähnliche Kopfbinde wie der regierende Inca mit einer wollenen Tresse, diese hing aber am linken Ohre herab (Acosta VI, 12, Benzoni III, 20); auch ein eigenthümlicher Schnitt der Haare sowie Schuhe und Federbüsche unterschieden ihn von den niederen Ständen (Gomara 231 f.). Nur die Vornehmen, Männer und Frauen, pflegten das Haar lang wachsen zu lassen und durften wie der Inca auf einer Bahre getragen werden, was sonst nur dem gestattet war, welchem von letzterem dieses Privilegium besonders zugesprochen wurde (Jerez 331, Oviedo XLVI, 17). Den Inca-Titel führten nach Garcilasso nur die männlichen Nachkommen der männlichen Linie des Herrscherhauses, und auch diese erst nach ihrer Verheirathung, doch soll er in alter Zeit auch an einige der großen Vasallen des Reiches verliehen worden sein (Rivero y Tsch. 72). Unter den Orejones, die nicht selten einen entscheidenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeübt zu haben scheinen, selbst dem Willen der Incas entgegen, stand der niedere Adel, die Curacas und die Häuptlinge der unterworfenen Völker, die gleich jenen an eine gesetzlich bestimmte Tracht gebunden waren.

Die Söhne des hohen Adels wurden am Hofe erzogen; namentlich

mußten die erstgeborenen Söhne der Großen und zeitweise auch diese selbst in Cuzco leben, nicht allein um den Glanz der Hofhaltung zu vermehren, sondern auch um sie in sicherer Abhängigkeit zu erhalten und diese sie fühlen zu lassen (Cieza 438, Garcilasso VII, 2, Gomara 232, Oviedo XLVI, 17). Vorzüglich scheint es Inca Yupanqui (Pachacutec?) gewesen zu sein der ein demüthigendes Ceremoniell und zahlreiche Abstufungen des Ranges am Hofe eingeführt hat (Herrera V, 3, 13). Um vor dem Inca zu erscheinen mußte man vorher die Schuhe und guten Kleider ausziehen, zum Zeichen tiefster Unterwürfigkeit eine Last auf den Rücken nehmen und während der Audienz die Augen niederschlagen; auch Chilicuchima erschien nicht ohne eine solche Last vor dem gefangenen Atahualpa, der seinerseits ihn so wenig eines Blickes würdigte wie den gemeinsten Indianer (Jerez 343, d'Estete bei Ramusio III, 396, Gomara 232, Oviedo XLVI, 12). Die eiserne Ruhe in Gesicht und Benehmen, die den letzteren auch da nicht verließ, als Pizarro's Gesandter de Soto ihn die Reitkünste sehen ließ welche die einheimischen Krieger erschreckten (Prescott I, 363 f.), entsprach allein den Vorstellungen von königlicher Würde und Majestät die in Peru galten. Die Begrüßung des Inca geschah durch eine Handlung die offenbar eine religiöse Bedeutung hatte, denn sie war derjenigen ähnlich durch welche der feierliche Schwur geschah: man küßte die eigenen Hände und erhob sie dann zur Sonne, wer dagegen durch einen Schwur bei der Sonne und Erde etwas beglaubigen wollte, küßte die letztere und hob dann die Hände empor (Oviedo XLVI, 17). Auszuspeien pflegte Atahualpa stets in die Hand einer vornehmen Dame (ebend. 10, Gomara 231). Eunuchen bewachten, wie wenigstens Gomara (226) angiebt, den Harem des Inca. Besonders bemerkenswerth ist aber die Art von Posten die ebenfalls von Inca Yupanqui eingerichtet, den Herrscher in den Stand setzten mit größter Schnelligkeit Nachrichten nach allen Seiten hin zu verbreiten und Berichte oder auch einzelne Gegenstände, z. B. bestimmte Speisen für seine Tafel, aus entfernten Theilen des Landes zu erhalten: bei Pizarro's Ankunft in Tumbez wurde die Botschaft davon sogleich von dort an Huayna-Capac abgesendet (Herrera V, 3, 13 und 4, 1, III, 10, 4). In Entfernungen von je 1½ leguas standen nämlich immer zwei kleine Häuser in denen vier Schnellläufer oder Chasquis wohnten, die abwechselnd den Dienst hatten und alle Monate durch andere ersetzt

wurden; der ankommende rief sogleich seinen Auftrag dem folgenden zu der ihn zu übernehmen hatte, und es wurde auf diese Weise möglich eine Verbindung zwischen entfernten Punkten in dem dritten Theile der Zeit herzustellen den ein einzelner Eilbote gebraucht haben würde, nämlich zwischen Caxamarca und Cuzco in 5, zwischen Cuzco und Quito in 8 Tagen, da jene Läufer gegen 50 leguas in 24 Stunden zurückzulegen vermochten (Jerez 335, Cieza 395, Acosta VI, 17, Garcilasso VI, 7).

Beim Tode des Inca trat eine allgemeine Trauer ein, die nach Jerez (345) vier Tage, nach Garcilasso (VI, 5) ein ganzes Jahr dauerte. Was er besessen hatte blieb ihm und seinem Cultus gewidmet; sein Nachfolger durfte es sich nicht zueignen, sondern mußte sich neue Paläste bauen und sie neu ausstatten (Acosta VI, 12), wovon der Grund nach Prescott (I, 29) darin lag, daß man an die einstige Wiederkunft der verstorbenen Incas glaubte. In seiner Jugend hatte der Inca gleich allen Prinzen von königlichem Geblüte eine abgesonderte ritterliche, aber zugleich streng ascetische Erziehung erhalten und mußte im Alter von 16 Jahren bei dem Feste der Ohrendurchbohrung davon die Probe ablegen. Man huldigte dem Thronerben bei seinem Regierungsantritt, indem man ihm einen weißen Federbusch darbrachte; ehe aber die Festlichkeiten die damit verbunden waren, beginnen konnten, hatte er selbst zur Trauer um seinen Vorgänger drei Tage zu fasten und eingeschlossen zu leben (Sancho bei Ramusio III, 400). Nach Herrera (V, 3, 7) dauerte diese Zurückgezogenheit einen ganzen Monat, dann wurden auf dem Hügel von Guanacaure feierliche Opfer gebracht und ihm nach mehreren anderen Ceremonien im Tempel die königlichen Insignien angelegt, welches Alles, um gültig zu sein, in Cuzco geschehen mußte.

Ueber das Erbfolgerecht der Incas lauten die Angaben verschieden. Nach Acosta (VI, 12 und 18), dem Zarate (I, 70) Herrera (V, 4, 1) und Levinus Apollonius (36) gefolgt sind, erbte der Bruder des verstorbenen Herrschers den Thron, nach diesem hatte der Sohn seiner legitimen Frau, die seit Inca Yupanqui und nach dessen Bestimmung seine Schwester war, das nächste Anrecht und für den hohen wie für den niederen Adel galt die nämliche Erbfolge. Garcilasso (IV, 10) dagegen, mit welchem Gomara (234) und Fernandez (II, 3, 9) übereinstimmen, sagt wohl richtiger daß der älteste Sohn

der Hauptfrau unmittelbarer Thronerbe war, wenn er nicht an Geisteskrankheit litt; fehlte ein legitimer Sohn, so trat der älteste männliche Sprosse der Incafamilie an seine Stelle. Cieza (396, 398) spricht sich über diesen Punkt undeutlich aus indem er angiebt, die Regierung gehe auf den Schwestersohn über, seine Meinung aber scheint dahin zu gehen daß dieser erst nach dem Sohne der legitimen Frau an die Reihe gekommen sei. Beim Adel galt nach Gomara (234, 278) das Neffenerbrecht, doch soll es in dieser Beziehung manche Verschiedenheiten gegeben haben (de Laet XI, 15). An der Küste von Puerto viejo und Guayaquil pflegten Aemter und Würden zunächst auf den Sohn, an zweiter Stelle auf den Bruder und an dritter auf den Schwestersohn des Verstorbenen überzugehen (Cieza 402).

Mag sich bezweifeln lassen ob die Tyrannei und schlechte Behandlung, welche die Indianer nach dem Sturze der Incas gegen ihre Untergebenen auszuüben pflegten, sich als eine Nachwirkung des früheren Despotismus betrachten lasse, wie Cieza (453) will, so läßt sich doch nicht leugnen daß die Herrschaft der Incas für das eigentliche Volk drückend genug war; sie mußte es schon durch die zahlreichen Eroberungskriege sein die von ihnen geführt wurden. Zur Tributpflicht die vom 25. bis 50. Lebensjahre dauerte (Herrera V, 10, 8), trat die ebenfalls für gewisse Jahre allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste. Die ackerbauende Bevölkerung wurde von den Soldaten oft schwer gepreßt und hart behandelt (Oviedo XLVI, 16), und dieser Druck mußte um so empfindlicher sein, als die Heere der Incas stets im Felde lagen und die Soldaten ihre Familien bei sich hatten (Andagoya bei Navarrete III, 432). Das Uebergewicht der letzteren sprach sich schon darin aus, daß sie besser bekleidet und beschuhet waren als die Landleute es sein durften (Oviedo XLVI, 17), und der Werth den man auf kriegerische Tapferkeit legte, war so groß, daß selbst der Inca welcher sich feig gezeigt hatte, nach seinem Tode nicht in Liedern besungen werden durfte: man übergab seinen Namen der Vergessenheit (Herrera V, 4, 1). Wenn die Spanier von Seiten Atahualpa's keinen Widerstand erfuhren, so lag die Ursache davon keineswegs in mangelnder Tapferkeit, sondern in der Ueberraschung welche den Befehl zum Angriff unmöglich machte. Die spätere Vertheidigung des Quizquiz dagegen war ebenso kräftig und muthig als ausdauernd, und in Quito, wo selbst die Weiber thätigen Antheil am Kriege nahmen, war der

Kampf sehr hartnäckig, wogegen in Pasto allerdings die Waffen nur schlecht und die Bevölkerung wenig kriegerisch war (Cieza 385). Treffend hat Prescott (II, 55) darauf aufmerksam gemacht daß sich die Peruaner muthvoller und kriegsgewandter zeigten als die Azteken, da sie die von den Spaniern erbeuteten Waffen und Pferde gegen sie benutzten, was jene nicht zu thun wagten.

Garcilasso (V, 12), der freilich in diesen Dingen kein ganz unverdächtiger Zeuge ist, versichert daß die Kriege regelmäßig erklärt wurden und daß den Soldaten Plünderung untersagt war (II, 14). Da es indessen gewöhnlich war daß die Incas selbst Schädel von Feinden als Trinkgeschirre benutzten (Anonymus bei Ramusio III, 375), und bei den Gebirgsvölkern auch noch späterhin der Gebrauch herrschte die erbeuteten Feindesköpfe bei den Hütten als Trophäen aufzustecken und von den Zähnen Halsbänder zu machen (Skinner I, 172), so läßt sich schwer annehmen daß die Kriegführung in älterer Zeit von besonders humaner Art gewesen wäre. Die Kriege welche die Incas führten, waren, wie schon bemerkt, lauter Eroberungskriege, und wenn bisweilen auch der Zweck fremde Völker zu ihrem eigenen religiösen Glauben zu bekehren dabei stark hervortrat, so ist doch zu bezweifeln ob er selbst nicht vielmehr politischen Absichten untergeordnet war. Den Bedürfnissen des Krieges wurde alles Andere nachgesetzt und selbst die Lamaheerden welche Eigenthum der Tempel waren, durften angegriffen werden wenn jene es erforderten (Gomara 236). Die Heere, deren Stärke bis zu 200000 Mann angegeben wird (Prescott I, 66), führten Zelte von Baumwollenzeug mit sich, aus denen das Feldlager bestand das sie bezogen (Oviedo XLVI, 6), und waren in der Schlacht nach einer bestimmten Ordnung aufgestellt. Im Vordertreffen standen die Schleuderer, welche platte eiförmige Steine warfen; sie führten Schilde von dünnem aber festem Holze und waren in gesteppte Jacken von Baumwolle gekleidet. Dann kamen die Keulen- und Axtträger. Die Waffe der ersteren hatte einen faustgroßen Knopf von Metall (gewöhnlich Kupfer) der mit 5—6 scharfen Spitzen besetzt war, und wurde mit beiden Händen geschwungen; die der anderen war mit einer handbreiten Metallschneide versehen, bei den Vornehmen von Gold oder Silber. Darauf folgten die mit Wurfspießen, endlich die mit Piken Bewaffneten, welche letzteren ihre Waffe auf einen baumwollenen Aermel aufzulegen pflegten den sie am linken Arme trugen. Einige Sol-

daten hatten auch hölzerne, mit Baumwolle gefütterte Helme. Jede Schwadron stand unter einem besonderen Anführer und besaß ein eigenthümliches Feldzeichen (Jerez 334, Oviedo XLVI, 8, Gomara 226, Anonymus bei Ramusio III, 373). Auch Bogen und Pfeil und der Lasso waren im Kriege im Gebrauch (Gomara 229, Prescott II, 51). Die Blasröhre und vergifteten Pfeile welche neuerdings Maw (83, 227) in Moyobamba gefunden und beschrieben hat, scheinen den Bewohnern dieser Gegend erst in späterer Zeit von Osten her zugekommen zu sein. Osculati (119) sah sie am Napo und Amazonas, wo man sich außer anderen Giften namentlich des von den Ticunas bereiteten bedient, welches in 2—3 Minuten tödtet. Auch in Quito zogen die Heere in wohlgeordneten Abtheilungen unter Trommelschlag und Hornmusik zum Kriege aus; die Waffen welche sie führten, waren lange Lanzen die von einem Wurfbret geworfen wurden, Schleudern, Keulen, Bogen und Pfeile (Oviedo XLIX, 3, Herrera V, 10, 12). Daß das Kriegswesen in Peru überhaupt auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe stand, beweist insbesondere auch die Menge bedeutender Festungen die es dort gab. Wir werden sie später, wenn wir von den Bauten der Peruaner zu reden haben, etwas näher kennen lernen.

Die Rechtspflege war nach Garcilasso's (II, 12 ff.) Darstellung wohlgeordnet und streng. Die Strafen welche die Richter zu verhängen hatten, waren durch Gesetze bestimmt, und wenn es auch keine Appellation von ihrem Spruche gab, so mußten sie selbst doch Rechenschaft geben von ihrer Amtsführung. Das Gesetz war minder streng gegen die erste Uebertretung als gegen deren Wiederholung, minder streng gegen fahrlässige Vergehungen als gegen wohl überlegte. Diebstahl aus Noth wurde nur gering, Todtschlag im Streit, wenn der Erschlagene diesen erregt hatte, weniger hart gestraft als im Gegenfalle (Herera V, 4, 3). Kinder und Halberwachsene erhielten gelindere Strafen als Volljährige, die Großen und Mächtigen aber um so schwerere je höher sie standen (Garcilasso). Indessen konnten die Mitglieder der Incafamilie selbst nicht zum Tode, sondern höchstens zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt werden (Torquemada XII, 14). Für Vergehen von Kindern wurden deren Väter und für die der Untergebenen bisweilen deren Vorgesetzte mitgestraft; die Schuldigen gaben sich aber trotz der großen Strenge der Gesetze oft selbst an,

weil sie überzeugt waren daß sonst die Götter das Land mit schwerem Unglück heimsuchen würden (Garcilasso). In seiner Residenz war der Inca alleiniger Richter (Herrera V, 4, 3); es ist aber wohl ein Irrthum daß ihm allein, wie Torquemada (a. a. O.) angiebt, die Verurtheilung zum Tode zugestanden habe, da selbst nach Garcilasso die Todesstrafe häufig war und schon auf geringen Vergehungen stand. Wer zum Reisegefolge des Inca gehörte und unterwegs einem Indianer das Geringste raubte, verlor das Leben (Cieza 413); künstliche Fehlgeburt und ausschweifendes Leben wurden ebenfalls mit dem Tode bestraft (Herrera V, 4, 3). Aufruhr und Verbrechen gegen die Religion galten für die schwersten Uebelthaten: wer zauberte, erlitt mit seiner ganzen Familie den Tod (ebend.); verging sich eine der Sonnenjungfrauen mit einem Manne, so mußte dieß die ganze Verwandtschaft der Schuldigen mit dem Leben büßen, das Haus ihrer Eltern wurde dem Boden gleich gemacht. In andern Fällen geschah dieß sogar mit dem ganzen Geburtsort des Verbrechers: man zerstörte ihn vollständig, besäete den Platz auf dem er gestanden hatte mit Steinen, und besprengte ihn mit Blut (Velasco I, 4, 11, 19). Nicht allein gab es neben einfacher Todesstrafe eine durch mancherlei Qualen und Martern geschärfte, sondern sie wurde bisweilen auch in ungeheuerem Umfange verhängt: Huayna-Capac soll im Zorne einst 20000 Menschen in Caranque und dessen Umgegend haben schlachten lassen (Cieza 389). Auch Ehrenstrafen waren gewöhnlich und für geringere Vergehungen namentlich Gefängniß (Herrera V, 4, 3). Da das Gesetz darauf Anspruch machte die Thätigkeiten der Einzelnen bis in's Kleine zu regeln, so daß der freien Selbstbestimmung möglichst Weniges überlassen blieb, mußte es auch für ausgedehnte Aufsicht und für die Bestrafung der Uebertreter sorgen: wer seinen Haushalt in Unordnung gerathen ließ, wurde zur Rechenschaft gezogen, wer sich dem Müßiggang ergab, erhielt die Peitsche (Garcilasso V, 11), und selbst die Lüge, die für sehr schändlich galt und äußerst selten gewesen sein soll (Velasco a. a. O.), wurde bestraft, besonders an den Weibern (Torquemada XII, 14).

Dem Gehorsam welchen die Incas bei ihren Unterthanen fanden, lagen hauptsächlich religiöse Motive zu Grunde, da man ihrem Geschlechte göttlichen Ursprung zuschrieb. Daraus erklärt sich auch die Sonderstellung die sie in vieler Beziehung und unter Anderem auch in-

sofern einnahmen, als sie allein sich mit ihren Schwestern, obwohl nur mit denen welche nicht von derselben Mutter stammten (Fernandez II, 3, 9), verheirathen durften und sogar verheirathen sollten. Gomara (234 und 278) versichert zwar daß dasselbe auch bei den Soldaten und bei manchen der Orejones vorgekommen sei (diesen erlaubte Huayna-Capac die Ehe mit ihren weiblichen Verwandten von väterlicher Seite, Herrera V, 4, 1), doch war Ersteres, wenn die Angabe überhaupt begründet ist, jedenfalls gegen das Gesetz; indessen mag es richtig sein daß bei Schließung der Ehe sonst nur geringe Rücksicht auf Verwandtschaft genommen wurde. Auch die Polygamie, welche jener ohne Einschränkung als herkömmlich bezeichnet, scheint nur dem hohen Adel gestattet gewesen zu sein (Rivero y T. 182). Der Inca selbst schloß die Ehe unter den Großen des Reiches, seine Statthalter und Beamten gaben die Leute aus dem Volke zusammen, so daß die Ehe mit der Hauptfrau nur mit Bewilligung des Herrschers zu Stande kommen konnte (Acosta VI, 18, Herrera V, 4, 3). Mädchen von reiner königlicher Abkunft wurden nie an Vasallen verheirathet (Garcilasso IV, 5). In derselben Weise wurde durchgängig auf Gleichheit des Standes und Ranges bei den Verlobten gesehen und in der Regel sogar nur Angehörige desselben Ortes miteinander verheirathet; es gehörte dazu die Einwilligung des Vaters, geschah an einem bestimmten Tage des Jahres, und wie die Schließung der Ehe, so konnte auch ihre Auflösung nur durch einen dazu bestellten Beamten ausgesprochen werden. Die Heirathsceremonie bestand nach Acosta (VI, 18) darin, daß der Mann dem Mädchen das seine legitime Frau werden sollte, einen Schuh oder vielmehr eine Sandale anzog; nach Herrera (V, 4, 3) fasteten die Brautleute zwei Tage, dann holte das Mädchen Wasser an einem bestimmten Orte, bereitete Chicha und kredenzte sie ihrem künftigen Manne, der seinerseits bei seinen Schwiegereltern fast ganz wie deren eigener Sohn diente. Die Verlobten erhielten bei ihrer Verheirathung eine Vermahnung daß sie sich würdig und liebevoll gegeneinander betragen sollten, und selbst dem Inca und seiner Braut wurden bei dieser Gelegenheit von den Großen des Reiches ihre gegenseitigen Pflichten vorgehalten (Fernandez II, 3, 9).

Die verheiratheten Frauen lebten eingezogen im Hause, wo sie stets fleißig waren, spannen und webten, oder sie halfen den Männern bei der Feldarbeit (Garcilasso IV, 13). Oeffentliche Mädchen durften

nicht in, sondern nur außerhalb der Stadt wohnen und waren verachtet (ebend. 14), und wenn Gomara (278) die Weiber überhaupt vielfacher Untreue zeiht, so darf man diese Beschuldigung billig bezweifeln; auf dem Ehebruche der im Allgemeinen dem Diebstahl oder Raube gleich behandelt wurde (Garcilasso VI, 36), stand für die Hauptfrau und für ihren Verführer der Tod (Acosta VI, 18, Gomara 234), und zwar durfte die Frau von ihrem Manne selbst am Leben gestraft werden (Herrera V, 4, 3). Der Mann der ihn mit einem ledigen Weibe beging, blieb dagegen straflos. Uneheliche Geburten galten für sehr schimpflich, doch gab es ein besonderes Haus in dem der Inca die Kinder welche ausgesetzt wurden, auf seine Kosten erziehen ließ (Herrera a. a. O.). An der Küste in der Gegend von Guayaquil waren allerdings grobe Ausschweifungen und selbst unnatürliche Laster gewöhnlich, aber es wird ausdrücklich bemerkt daß diese anderwärts in Peru nicht vorkamen (Cieza 402 f., 416, Oviedo XLVI, 16 f.). Für die Wittwen, die nur selten zum zweiten Male heiratheten, wurde von Staatswegen gesorgt, obwohl sie in Mißachtung fielen, wenn sie sich weigerten mit ihrem Manne zu sterben, wogegen alte unverheirathete Mädchen sehr in Ehren standen (Garcilasso IV, 7, Rivero y T. 183). Der natürliche Vormund minderjähriger Kinder war deren Vatersbruder (Herrera a. a. O.). Zwillingsgeburten oder natürliche Mißgestalt des Kindes galt als eine schlimme Vorbedeutung, der die Eltern dadurch zu begegnen suchten, daß sie einige Zeit fasteten (Cieza 417).

Die Erziehung seiner Kinder blieb zwar dem Vater überlassen, in dessen Gewalt und Dienstbarkeit sie bis zum 25. Lebensjahre standen (Garcilaso VI, 36), doch war er für sie verantwortlich (Velasco I, 4, 12, 24). Für ihre Abhärtung gegen Kälte und Ermüdung wurde besondere Sorge getragen, in den niederen wie in den höchsten Ständen, und auch die vornehmsten Damen nährten ihre Kinder selbst (Garcilasso IV, 12). War das Kind 15—20 Tage alt, so wurde ein Fest gehalten bei welchem es seinen ersten Namen erhielt: an drei aufeinander folgenden Tagen schor man ihm das Haar und schnitt ihm die Nägel, entwöhnte es und weihete das abgeschnittene Haar der Sonne (Cieza und Velasco a. a. OO.). Eine Aehnlichkeit dieses Festes mit der christlichen Taufe, die man hat finden wollen, besteht gar nicht, außer daß in den südlichen Provinzen des Reiches das Kind dabei gewaschen und durch gewisse Ceremonien gegen dämonische Ein-

flüsse sichergestellt wurde (Rivero y T. 177). Ein zweiter Name trat zu dem ersten bei einem Feste das nach Cieza 10 oder 12 Jahre später begangen wurde und, wenn die letztere Angabe richtig ist, von dem der Ohrendurchbohrung und Wehrhaftmachung verschieden gewesen sein müßte. Letzteres nämlich, das zugleich die Bedeutung eines Huldigungseides gehabt zu haben scheint welcher dem Inca geleistet wurde (Fernandez II, 3, 6), trat erst mit dem 16. Lebensjahre ein. Die jungen Leute von Adel — selbst den Thronfolger nicht ausgenommen, dem bei dieser Gelegenheit nichts geschenkt wurde — fasteten zuerst 6 Tage, dann hatten sie in die Wette zu laufen, miteinander zu kämpfen und wurden einen Monat lang in jeder Weise auf ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit, Kraft und Standhaftigkeit geprüft. Nach bestandener Probe durchstach ihnen der Inca die Ohren, wodurch sie in den Adelstand aufgenommen wurden, und verlieh ihnen die Schärpe als Zeichen des männlichen Alters (Garcilasso VI, 24 ff.). Ihre geistige Bildung erhielten sie in den öffentlichen Schulen, die von Inca Rocca gestiftet, nur den Kindern der Vornehmen zugänglich waren; dem Volke Belehrung zu ertheilen blieb verboten, „damit es nicht übermüthig werde und den Staat erschüttere.“ Der Unterricht, welcher sich auf die Gesetze und die Geschichte des Landes, die Religion und die sämmtlichen den Peruanern bekannten Zweige des Wissens erstreckte, wurde natürlicher Weise von einigen Mitgliedern der Incafamilie selbst ertheilt, denn diese befanden sich allein im Besitze aller höheren Bildung: letztere mußte mit dem Untergange des Incageschlechtes in Peru ebenfalls gänzlich zu Grunde gehen und die rohe Masse des Volkes allein zurückbleiben (Garcilasso IV, 19, Velasco I, 4, 12, 25, Humboldt, Ans. d. Nat. II, 386).

Quinoa und Kartoffeln, die in den kalten, Mais, der in den warmen Gegenden gebaut wurde, waren die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen der Peruaner. Zu dem Mais kamen in dem warmen Klima noch die Banane und Agave, vorzüglich aber die Baumwolle, die man in ungeheuerer Menge zog, endlich die Coca und der Tabak, welcher letztere jedoch nur zum Schnupfen verwendet wurde und von medicinischem Gebrauche war (Prescott I, 129). Der Landbau stand in hohen Ehren: der Inca selbst gab bei einem hohen Feste das Beispiel zur Feldarbeit. Es ist daher schwerlich richtig daß, wie Zarate (I, 15) angiebt, die Cultur des Maises von den Weibern allein besorgt

worden sei. Der große Fleiß den die Peruaner auf den Ackerbau und die Viehzucht verwendeten, wird vielfach gerühmt, er ist ihnen in mehreren Theilen des Landes auch in der neueren Zeit geblieben, und man fand ihn in vortheilhaftem Gegensatze zu der Landwirthschaft der dortigen spanischen Bevölkerung (Skinner II, 248, Stevenson I, 245). Dieselbe Sorgfalt wurde in Quito auf den Ackerbau verwendet, wo ihn die Weiber verrichteten, während die Männer spannen und webten (Cieza 391 f.); auch das Gebiet von Pasto war früher außerordentlich stark bevölkert und angebaut, und schon Cieza (385 f.), der zwischen 1541 und 1550 schrieb, erwähnt dort die Schweinezucht als sehr ausgebreitet.

Um im Gebirgslande Felder zu gewinnen und die gewonnenen zu schützen legte man oft große Mauern an (Cieza 437): noch neuerdings sah Castelnau (IV, 213) Spuren von altem Landbau auf Terrassen die von Mauern gehalten wurden in der Gegend von Pasco. Man gebrauchte alle Arten von animalischem Dünger um die Fruchtbarkeit der Felder zu steigern; besonders wurde der Vogelmist (Guano) von manchen Inseln an der Küste zu diesem Zwecke gesammelt (Cieza 425, Garcilasso V, 3), im Norden namentlich von den Lobos-Inseln (Herrera, Descr. 22), aber auch im Süden hat man ihn noch in späterer Zeit in Gebrauch gefunden (Coreal II, 78). Im Thale von Chilca, südöstlich von Lima, dessen sandigem Boden es ganz an Wasser fehlte, wurde die Saat in große mit Sardellenköpfen gefüllte Gruben geworfen (Torquemada XIII, 32). Auch war es gewöhnlich das Land nach längerer Benutzung einige Zeit brache liegen zu lassen (Garcilasso V, 1). Künstliche Bewässerung der Felder war wegen Regenmangels an vielen Orten unentbehrlich: man sorgte für sie durch Wassergräben die man aus einem benachbarten Flusse ableitete (Jerez 327, d'Estete bei Ramusio III, 393, Gomara 276); diese wurden in sehr guter Ordnung und Regelmäßigkeit geführt, und man gab sich, wo das Terrain dieß nöthig machte, mit ihnen die Mühe, sie auf einem Umwege von 10—12 leguas Feldern zuzuleiten, die nur ½ legua von dem Flusse entfernt waren welcher sie speiste (Cieza 388, 418, Zarate). Die Spuren dieser Bewässerungsanstalten haben neuere Reisende öfters wieder aufgefunden (Skinner II, 170 f.). Auf ebenem Boden dienten gleichmäßig fortgezogene, miteinander in Verbindung stehende Furchen zu diesem Zwecke, unweit Moy-

obamba dagegen und in anderen Gebirgsgegenden zog man bogenförmige Furchen und zwar so, daß die Bogenenden der höher gelegenen immer auf den Scheiteln je zweier niedriger liegenden standen, in welche also das Wasser von oben abfließen mußte (Maw 116). Nach Rivero y Tschudi (253) gab es sowohl offene als gedeckte Kanäle von 120—150 leguas Länge die nur zur Bewässerung dienten; sie waren 6—8' weit und mit Platten von 4—6' Länge und 3' Breite ausgekleidet — mit und nach der Eroberung des Landes durch die Spanier ist natürlich bei weitem das Meiste von diesen großartigen Anstalten zu Grunde gegangen und scheint bis auf schwache vereinzelte Reste spurlos verschwunden zu sein.

Das Ackergeräthe der Araucaner bestand in einer Art von spitzigem Spaten der mit einer Handhabe versehen war (Herrera V, 10, 12) und in der Erde fortgezogen wurde um sie zu furchen. Daß dieses Pflügen nicht bloß durch Menschen, sondern namentlich auf den Bergebenen von Callao durch Lamas geschah die man als Zugthiere benutzte, scheint (nach Humboldt's Bemerkung, Ans. d. Nat. I, 203) eine Aeußerung Cieza's anzudeuten, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn wir uns erinnern daß Schmidel von einheimischen „Schafen" bei den Orthuesens erzählt, die er gesattelt und als Zugvieh gebraucht sah, und daß Molina bezweifelt hat ob der Pflug der Araucaner, die zum Theil längere Zeit unter der Herrschaft der Inca-Peruaner gestanden zu haben scheinen, erst von den Spaniern eingeführt worden sei (s. oben III, 435 u. 508).

Das Lama, eigentlich Llama, welches nicht vom wilden Guanaco stammt (v. Tschudi), sondern sowohl von diesem als auch von dem Alpaca oder Paco und dem Vicuña specifisch verschieden ist, wird in Peru und Quito nirgends mehr wie die drei letzteren Thiere im ursprünglich wilden, sondern nur hier und da im verwilderten Zustande gefunden (Humboldt a. a. O.). Ein Befehl des Königs von Spanien vom Jahre 1779 wollte zwar daß das Vicuña gezähmt und als Hausthier gehalten werde, die angestellten Versuche ergaben aber daß dieß nur ausnahmsweise mit einigen wenigen von ihnen gelingt; das Thier zeigt sich zu wild (del Pino Manrique bei de Angelis II, p. 17). Wenn Garcilasso (VIII, 16 f.) das Huanacu (Guanaco) als das werthvollere Hausthier der Peruaner bezeichnet, neben dem sie auch das geringere und kleinere Paco im gezähmten Zustande gehabt

hätten, so ist unter jenem das Lama zu verstehen; die anderen beiden (Guanaco und Vicuña), nach Cieza (450) auch das Paco, wurden nur gejagt, obwohl man sie ebenfalls sorgfältig hegte. Das Lama benutzte man als Zug- und Lastthier, durchbohrte ihm die Ohren und lenkte es an einem durch die Oeffnung gezogenen Faden (Herrera VII, 9, 2). Es trug nur 4—6 Arroben — Cieza giebt seine Tragkraft zu niedrig, Garcilasso zu hoch an —, konnte aber, obgleich es das Wasser verhältnißmäßig lange Zeit zu entbehren vermag, nur kleine Tagereisen von 2—3, höchstens 4 leguas machen (Acosta VI, 41), so daß man zur Reise von Cuzco nach Potosi mit ihm vier Monate nöthig hatte (Garcilasso a. a. O.). Es wurde in sehr zahlreichen Heerden gehalten und lieferte gleich den anderen vorhin genannten Thieren den Peruanern vorzüglich Wolle; die Milch blieb unbenutzt. Die Sorgfalt welche man auf seine Zucht verwendete, ergiebt sich insbesondere daraus, daß weibliche Thiere weder geopfert noch sonst geschlachtet, kranke dagegen sogleich getödtet wurden (Acosta VI, 15). Von Geflügel hielt man im Hause nur einen Vogel welcher der Gans ähnlich, aber etwas kleiner war als diese (Garcilasso VIII, 19).

Die Küstenbewohner, welche von jeher arm waren und z. B. in der Gegend von Tumbez bis nach Chincha hin nur in Hütten von Binsen und Baumzweigen wohnten die oft nicht einmal ein Dach hatten (Sancho bei Ramusio III, 410), nährten sich hauptsächlich vom Fischfang. So noch jetzt die Changos im Süden und die Atacamas, welche neben der Fischerei auch etwas Landbau treiben (d'Orbigny I, 330 ff.). Netze, narkotische Mittel zur Betäubung der Thiere, auch Bogen und Pfeil dienten in Guayaquil dem Fischer um sich seiner Beute zu bemächtigen (Ulloa I, 170). Am Amazonenstrom wurde der Fischfang hauptsächlich mit Pfeilen betrieben, die man von einem Wurfbrete schleuderte welches eine Elle lang und drei Finger breit, oben aber mit einem knöchernen Zahne zur Widerlage für den Pfeil versehen war — eine Waffe welche auch die Soldaten des Inca mit großer Geschicklichkeit zu führen verstanden (Acuña 612, 631).

Daß Fische und Fleisch von den Peruanern nicht selten ungekocht gegessen wurden, ist den Spaniern mehrfach aufgefallen, da es ihnen den Eindruck der Rohheit und Barbarei machte (Jerez 327, Gomara 234, 276, Oviedo XLVI, 4). Brod bereiteten sie aus dem

Mais nur selten; es scheint dieß bloß an hohen Festen geschehen zu sein (Prescott I, 125). Dagegen gewannen sie spirituöse Getränke aus Mais und anderen Vegetabilien, und Gomara (278) behauptet daß sie dem Trunke ergeben gewesen seien, was bei der bekannten Strenge der Gesetzgebung schwerlich in großer Ausdehnung der Fall war. Viele berauschende Getränke, deren eines aus gekauter Yucca hergestellt wird, haben neuerdings namentlich die Yumbos in Quixos (Osculati 111). Die Coca (Erythroxylon coca), deren Genuß unter den Incas den Plebejern verboten* (Acosta IV, 22), obwohl nach Cieza (440) allgemein verbreitet war, scheint in alter Zeit ebenso wie jetzt mit gebrannten und gemahlenen Knochen, Pflanzenasche oder Kalk zu kleinen Kugeln zusammengeballt und als Reizmittel gekaut worden zu sein (Acosta a. a. O., Desjardins 60); auch vertrat sie späterhin die Stelle des Geldes (Acosta IV, 3, Weddell 518, woselbst Näheres über die Cultur des Strauches), was auf eine allgemeine Ausbreitung ihres Gebrauches schließen läßt. Ihre Wirkung ist im Allgemeinen der des Stechapfels (Tschudi, Peru II, 307, vgl. auch die Reise der Novara III, 348 ff.) oder der des Opiums ähnlich (Pöppig II, 210), und ihr Genuß scheint in engen Grenzen gehalten, zwar der Gesundheit nicht nachtheilig, sondern eher vortheilhaft zu sein, da es Indianer giebt welche von Kindheit auf Coca kauten und ein Alter von 130 Jahren erreichten (Tschudi), im Uebermaaße aber ist er äußerst schädlich, führt gänzliche Energielosigkeit, Unlust und Untüchtigkeit zu jedem Geschäfte herbei. Dennoch ist die Coca nicht bloß den Indianern der Anden zum Bedürfniß geworden, sondern auch einzelne Weiße unterliegen der Versuchung vollständig und werden jeder nützlichen Thätigkeit dadurch entfremdet und feindlich. Im 16. Jahrhundert ist der Anbau derselben mehrmals, aber immer vergebens von der spanischen Regierung verboten worden (Pöppig II, 254), wogegen man neuerdings die gefährliche Probe vorgeschlagen hat ihren Gebrauch auch in Europa einzuführen, und sie in ähnlicher Weise wie den Branntwein bei anstrengenden Arbeiten zu allgemeiner Verwendung zu bringen.

Die Spanier fanden als sie in Peru vordrangen, einen bedeuten-

* Der Grund dieses Verbotes lag nach Tschudi (Peru II, 309) wahrscheinlich darin, daß die Coca als Opfer für die Götter und auch sonst beim Cultus verwendet wurde, wodurch sie eine gewisse Heiligkeit erhielt.

den Unterschied zwischen den Bewohnern des Küstenlandes und denen der Hochebenen tiefer im Inneren. Die letzteren, welche sie zuerst in der Gegend von Caxamarca näher kennen lernten, waren kräftiger und reinlicher — Männer und Weiber pflegten täglich zu baden (Cieza 433) —, kochten ihre Speisen ordentlich und waren besser gekleidet, benahmen sich anständiger, zeigten sich überhaupt fähiger und gebildeter, die Weiber keuscher (Jerez 330, Oviedo XLVI, 6, Herrera V, 2, 9); die Bevölkerung des Niederlandes lebte ärmlich roh und schmutzig (Gomara 276, Oviedo XLVI, 15); in der Gegend des Dorfes Colima gab es noch zu Huayna-Capac's Zeit Menschen die ganz unbekleidet gingen (Cieza 404). Sonst waren in Peru beide Geschlechter durchaus anständig gekleidet, in Wolle Baumwolle oder Stoffe von anderen Pflanzenfasern (Cieza 385). Mäntel aus Baumbast, wie sie die Indianer von Caquetá im äußersten Südosten von Neu Granada verfertigten, scheinen sie zwar nicht gehabt zu haben, besaßen aber so ungeheuere Vorräthe von Wollen- und Baumwollenzeug, daß z. B. in Caxamarca viele Häuser bis unter das Dach damit angefüllt waren (Jerez 334). Die Frauen trugen im Allgemeinen lange bis auf die Knöchel reichende Kleider, die Männer kurze Hemden oder Röcke ohne Aermel die nur bis auf die Waden gingen (Anonymus bei Ramusio III, 372, Jerez 327, Oviedo XLVI, 4). Bei diesen kam oft noch ein kurzer Mantel und eine Art von Sandalen hinzu, jene hatten außer dem Unterkleid, das mit Schnüren um die Taille fest gebunden wurde, in Cuzco noch ein langes, anderwärts ein kurzes Obergewand, das mit einer dicken Nadel von Kupfer oder Silber auf der Schulter befestigt war; nur die Arme blieben frei. Sandalen und Kopfbinden, die wir oben schon erwähnt haben, glichen denen der Männer (Cieza 393, Jerez 330, Gomara 234). Das Weben der Kleider und Verfertigen der Sandalen wurde von den Weibern besorgt. Neuerdings besteht die Tracht der Männer in einem Hemde und Beinkleid die bis über das Knie herabreichen, einer Mütze und Sandalen, die der Weiber nächst einem Hemde in einem Ueberkleid, das wie jenes auf der Brust von einer Nadel zusammengehalten wird (d'Orbigny I, 293).

Im Gebirgsland baute man Häuser von Stein und deckte sie mit Stroh, auf den regenlosen Hochebenen solche von Luftbacksteinen mit platten Dächern, und überspannte sie zum Schutz gegen die Sonne

mit beworfenen oder übertünchten Matten, oder man begnügte sich auch mit bloßen Rohrhütten (Cieza 388, Herrera V, 4, 2). Die Bevölkerung des Landes war zum Theil in bedeutende Städte concentrirt, und man begreift nicht wie Zarate (I, 53) behaupten konnte daß Cuzco die einzige Stadt im Reiche gewesen sei die diesen Namen verdiente. Schon in der Bai von S. Mateo fanden die Spanier bei ihrer ersten Landung einen Ort von mehr als 3000 Häusern, andere Orte waren kleiner, aber die ganze Küste bis zur Insel Puna hinab sehr stark bevölkert (Jerez 321 f.). Tumbez hatte steinerne Häuser und war von sechs bis sieben Mauern umgeben (Herrera III, 10, 5). Caxamarca, die zeitweilige Residenz des Atahualpa, nahm den Raum von einer Legua ein, hatte ungefähr 2000 Häuser, die vollkommen gerade Straßen bildeten, und nur zwei Thore deren Zugang über eine Brücke führte. Die Häuser, über 200 Schritte lang und gut gebaut, waren mit 3 Klafter hohen, starken Erdmauern umgeben, ihre Wände und Dächer mit Stroh und Holz gedeckt; in manchen derselben gab es große Gemächer von acht Abtheilungen, und jedes von diesen hatte seine besondere Thür und Wasserleitungen die von den Höfen hineingeführt waren. An dem einen Ende eines rings ummauerten sehr großen Platzes stand die ganz von Stein gebaute Festung, die auf einer größeren Treppe von innen und einer kleineren von außen zugänglich war, und der Felsen auf dem Berge über der Stadt war zur Anlage eines noch bedeutenderen Festungswerkes mit drei Mauern benutzt, zu dem eine Wendeltreppe hinaufführte (Anonymus bei Ramusio III, 373, Jerez 330, Herrera V, 2, 9). Jauja, dessen terrassenförmig gebaute Häuser an die spanischen Städte erinnerten, hatte ebenfalls gerade Straßen und kann kaum kleiner gewesen sein, da man die Anzahl der täglich auf dem dortigen großen Platze versammelten Menschen, wenn auch stark übertrieben, auf 100000 schätzte (Jerez 341). Vor allen andern zeichnete sich aber Cuzco aus, dessen Einwohnerzahl man mit Ausschluß der ebenso stark bevölkerten Vorstädte auf 200000 angegeben hat (Prescott I, 472); die Besatzung bestand aus 30000 Mann (Jerez 343). Den Plan der Stadt, welche von den Eingeborenen Cozco genannt wurde (Alcedo), hat Pentland mit Angabe der noch vorhandenen Ruinen wiederherzustellen gesucht (s. Rivero y T. 302). Sie lehnte sich im Norden an den Hügel Sacsahuaman, auf dem die Festung lag, und war durch die nach Osten führende oder An-

tisuyu-Straße in eine nördliche und südliche Hälfte (Hanan-Cuzco und Hurin-Cuzco), durch den Huatanay-Bach aber in eine östliche und westliche getheilt. Eine alte Abbildung derselben findet sich bei Ramusio (III, 411). Sie hatte lange, aber enge Straßen, die alle gepflastert und in der Mitte mit einem ausgemauerten Kanal versehen waren; die meisten Häuser bestanden aus vortrefflichem Mauerwerk von großen Steinen, andere waren zur Hälfte von Stein, noch andere von Luftziegeln oder Erde gebaut, mit Stroh oder Gras gedeckt und hatten zum Theil platte Dächer, manche von ihnen erreichten eine Länge von 350 Schritten; auch gab es in Cuzco große unterirdische Gebäude (Sancho bei Ramusio III, 413, Jerez 343, Cieza 437 f., Gomara 234, Herrera V, 6, 4). Die Thore der Stadt durften nur passirt werden solange die Sonne am Himmel stand und wurden Nachts geschlossen (Torquemada XII, 14). Die Festung von Sacsahuaman, welche große Waffenvorräthe und andere Magazine enthielt, wurde von drei äußeren Mauern von cyclopischer Bauart umgeben, die mit Brustwehren versehen, an der Vorderseite (Außenseite?) von oben nach unten abgerundet waren und in einem Abstande von etwa 30′ hintereinander lagen am Hügel hinauf, die eine immer beträchtlich höher als die andere. Diese Mauern schlossen sich mit vielen vorspringenden Winkeln an die Mauer der steil abfallenden Südseite* des Hügels an; innerhalb derselben stand ein großer Thurm (a modo di cuba) mit vier terrassirten Umgängen (di quattro o cinque gironi, uno più alto dell' altro, Sancho a. a. O), oder nach Garcilasso ein cylindrisches und zwei viereckige Forts — jenes für die Incafamilie und deren Schätze, diese für die Besatzung bestimmt —, die sowohl untereinander als auch mit den Incapalästen in der Stadt und dem Sonnentempel durch unterirdische Gänge in Verbindung standen (Rivero y T. 249, Castelnau IV, 238). 20000 Menschen sollen an dieser Festung 50 Jahre lang gebaut haben (Prescott I, 16); die Steinarbeiten waren hier wie anderwärts so vortrefflich, daß sie keinen Mörtel erkennen ließen. Die meisten größeren Städte hatten

* Markham (112) allein, der die Festung ausführlich beschreibt, behauptet daß es vielmehr die Nordseite sei welche nach dem Flusse Rodadero hin steil abfalle. Abbildungen der noch vorhandenen Ueberreste der Festung, namentlich des aus ungeheuern Felsblöcken gebildeten Hauptthores, des sog. Palastes des Manco Capac nebst anderen alten Bauten von Cuzco s. bei Castelnau, Antiquités pl. 20 ff. u. 29, Rivero y T. pl. 48 ff.

ähnliche Festungswerke, deren Stärke und Zweckmäßigkeit den spanischen kaum nachstand (Jerez 326 f., Oviedo XLVI, 2—6, vgl. Skinner I, 172). Auch die Stadt Quito, deren Häuser nach Herrera (V, 10, 12) nur von Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt waren, soll in älterer Zeit, da sie noch im Besitze der Caras war, größtentheils Steinbauten gehabt haben, die jedoch an dem Fehler litten daß die Thürme sehr hoch, unten weit und oben eng waren (Velasco II, 221, I, 4, 12, 10).

Es ist öfters davon die Rede daß Fugen an den Mauern entweder gar nicht oder kaum sichtbar waren. Man hat daraus geschlossen daß die Inca-Peruaner ohne Mörtel gebaut hätten (Cieza 423, Acosta VI, 14), und von Ulloa (I, 484) wird dafür sogar der Grund angegeben daß man dieß gethan habe, weil solche Bauten den Erdbeben besser widerstünden; indessen erwähnen nicht allein Gomara (277) und Garcilasso (VI, 1) des Kalkes und anderer Bindemittel deren sie sich bedienten — nach de Laet (XI, 16) hatten sie einen feinen klebrigen Mörtel der bisweilen mit Blei Gold oder Silber vermischt wurde —, sondern es hat auch die sorgfältigere Untersuchung der Alterthümer des Landes herausgestellt daß sie verschiedene Arten Mörtel, von Kalk oder Gyps, von Thonmergel mit kleinen Steinen vermischt, auch von Asphalt anwendeten (Rivero y T. 234, Humboldt, Ans. d. Cord. II, 86). Die mangelhaften mechanischen Hülfsmittel die ihnen zu Gebote standen, nöthigten sie zu großer Langsamkeit beim Bauen, da sie auf eine angefangene Mauer nur mittelst angedämmter Erdaufwürfe die nöthigen Steine hinaufzuschaffen wußten, wie wenigstens Gomara (277) versichert. Bogen- und Gewölbebau sollen sie nach Acosta (VI, 14) und Herrera (V, 4, 4) nicht gekannt und daher keine steinernen Brücken gehabt haben, doch finden sich an einigen größeren Gebäuden bestimmte Spuren des ersteren, obgleich er selten gewesen zu sein scheint, und viele alte Gräber (Huacas) zeigen ihn deutlich (Rivero y T. 241).

Die Brückenbauten waren meist nicht sehr bedeutend: die gewöhnlichen Brücken ruhten auf zwei dicken Seilen, die an Felsblöcken an den Ufern des Flusses befestigt waren und ein Netzwerk von starken Stricken trugen, an welches man unten große Steine anband um das Ganze einigermaßen im Gleichgewicht zu halten. Ein hoher Rand diente als Geländer. Meist waren zwei solcher Brücken nebeneinander

angebracht, die eine für das Volk, welches Brückengeld bezahlte, die andere für die Vornehmen und Hauptleute. Manche derselben werden bis 166 Schritte oder 360' lang angegeben, breit genug für zwei Pferde und auch für diese vollkommen sicher; die größeren ruhten in der Mitte des Flusses auf einem dicken Pfeiler (Jerez 338, 342, Cieza 436, Anonymus, d'Estete und Sancho bei Ramusio III, 376, 393, 403, 408). Andere bestanden nur aus zwei über einen Fluß gespannten beweglichen Seilen an denen der Ueberfahrende in einem Korbe hinübergezogen wurde (Gomara 277), doch gab es hier und da auch solche die aus dicken Balken gebaut waren, und selbst Brücken von Stein finden sich erwähnt (Jerez 342, Oviedo XLVI, 12), deren Existenz indessen von Acosta (VI, 14) geleugnet wird.

Die Küste von Valparaiso bis nach Guayaquil bringt keinen Baum hervor der zum Schiffbau oder zum Bau eines größeren Hauses tauglich wäre (Pöppig I, 327); selbst zu Kähnen ist das dortige Holz nach Garcilasso (III, 16) meist entweder zu hart oder nicht dick genug; daher gab es fast nur Floße, und die Peruaner hatten diesen eine solche Einrichtung zu geben gewußt, daß sie selbst zum Laviren zu gebrauchen waren (Beschreibung derselben bei Ulloa I, 168). Sie bestehen nach Porter's Angabe (Journal of a cruise made to the Pacific Oc. N. York 1822) aus 8 Balken von 25—30' Länge, haben ein auf drei Querbalken stehendes Verdeck, einen Mast mit baumwollenem Segel, einen großen Stein statt des Ankers, und auf solchen elenden Fahrzeugen machen die Eingeborenen zweimonatliche Seereisen von Guayaquil bis nach Lima. Die Fischerei im Meere betrieben sie sonst auf Binsenbüscheln oder aufgeblasenen Schläuchen reitend (Acosta III, 18), und die von Rohr oder aus Thierhäuten construirten Fahrzeuge (Cieza 425) scheinen der Abbildung bei Coreal (II, 30) und der Beschreibung d'Orbigny's (I, 291, 333) ganz entsprochen zu haben: es waren zwei Schläuche die nur mit einigen Querhölzern verbunden wurden, oder sie bestanden ganz aus Binsenrollen und hatten ein Segel von demselben Stoff. Auch in kleinen Trögen oder mit Hülfe von Kürbissen setzten sie über das Wasser, wozu freilich gehörte daß sie gute Schwimmer waren (Gomara 277).

Zu den großartigsten Bauwerken der Incazeit gehörten vor Allem die Wasserleitungen und die Kunststraßen. Garcilasso (V, 24) erzählt von einem Kanal der 150 lieues (leguas?) lang war, Oviedo

(XLVI, 17) von einem anderen der 1—2 Klafter Tiefe und 8—10′ Breite hatte. Die Röhren die das Wasser fortleiten sollten, wurden bisweilen auf großen Strecken mit einer starken Mauer unterbaut (Cieza 441). An den Aquäducten von Nasca (südlich von Pisco) die von Steinen ohne Mörtel erbaut und oben mit Platten belegt sind, haben mehrere Röhren über 1½ Meter Höhe, andere dagegen sind viel niedriger. Bisweilen liegen mehrere derselben übereinander und es finden sich Fenster an ihnen angebracht um sie reinigen zu können (Castelnau IV, 161).

Von dem großen Platze der Stadt Cuzco gingen vier Kunststraßen aus, welche sie mit den Provinzen des Reiches nach den vier Himmelsgegenden hin in Verbindung setzten: die eine führte nach Quito und Pasto, die zweite nach Arequipa, die dritte in die Anden, die vierte nach Chile (Cieza 437). Die erste begann nicht weit südlich von Pasto zwischen den Dörfern Ipiales und Guaca (ebend. 389, de Laet X, 7), ging von Quito aus über die Städte: Caranqui, Latacunga, Riobamba, Hatuncañar, Tomebamba, Huancabamba, Tumbez (Velasco I, 4, 12, 11), und theilte sich, wir wissen nicht an welchem Orte, in zwei Zweige, deren einer auf dem Rücken der Cordilleren hinführte, während der andere die Ebene durchschnitt welche zwischen dem Meeresufer und der Andeskette lag (Cieza 413, Jerez 326 und sonst, Gomara 277). Ebenso war auch die Verbindung zwischen Cuzco und Andamarca im Süden durch eine doppelte Straße hergestellt (Jerez 342, d'Estete bei Ramusio III, 396), und von dort nach Chile scheint sie über Potosi gegangen zu sein, da Spuren derselben noch jetzt von Uspallata in der Provinz Mendoza an sichtbar sein sollen die sich bis dahin verfolgen lassen (Parish 312). Da Quito von Cuzco in gerader Linie 225 geographische Meilen entfernt ist, mußte diese Straße mehr als 250 geogr. Meilen lang sein (Humboldt, Ans. d. Nat. II, 321), Rivero und Tschudi (268) berechnen ihre Länge übereinstimmend mit Zarate's Angabe sogar auf 500 leguas und Gomara's (277) Angabe von 600 leguas erscheint nur um Weniges zu groß, wenn man die zweifache Linie in Anschlag bringt auf der sie theils in der Ebene theils durch das Gebirge geführt war. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung wurde sie von Tupac-Yupanqui gebaut oder doch angefangen, von Huayna-Capac aber vollendet oder doch ausgebaut und verbessert (Gomara 277, Garcia IV, 19, 8, Herrera V, 3, 16, Rivero y T. 261).

Die Breite dieser Straßen scheint nicht überall dieselbe gewesen zu sein, sie wird verschieden, von 15' bis 25' angegeben; 6 Reiter hatten nebeneinander auf ihnen Platz (Cieza 413, Gomara 277, Jerez 326, d'Estete bei Ramusio III, 396, Zarate I, 13). Um sie in möglichst gerader Richtung zu führen hatte man an vielen Stellen den Boden erhöht, hier Abgründe ausgefüllt, dort Hügel abgetragen, anderwärts die Felsen gesprengt, Treppen angelegt und große Mauern aufgeführt zum Unterbau. So erzählen die genannten alten Berichterstatter und so schildert Humboldt (a. a. O.) diese Werke aus eigener Ansicht: er fand die Straße 20' breit, mit wohlbehauenen Quadern von schwarzem Trappporphyr gepflastert, bisweilen sogar mit cementirten Kieseln überzogen (macadamisirt) und bemerkt daß sie Berghöhen von 12440' überschreitet. Tschudi (Peru II, 108, vgl. Rivero y T. 259 ff.) sah die besterhaltenen Fragmente in den Altos zwischen Jauja und Tarma; das Pflaster bestand aus platten breiten Steinen und von zehn zu zehn Schritten war eine Reihe schmaler, etwas erhabener Steine querüber gelegt, so daß ein allmäliches Ansteigen stattfand. Daher mögen wir weit eher Sarmiento beistimmen, der die großen Incastraßen als ein Werk schildert wie man es in Europa gar nicht würde haben herstellen können, als Desjardins (165), welcher, wahrscheinlich nach oberflächlicher Ansicht minder gut erhaltener Theile derselben, die Angaben Cieza's und Zarate's für übertrieben erklärt. Die Straßen wurden stets in gutem Stande erhalten; zu beiden Seiten war in der Ebene eine klafterhohe Mauer gebaut und Baumreihen angepflanzt, die an Wassergräben standen; wo sich aber keine Mauern an der Seite anlegen ließen, hatte man wenigstens Pfähle aufgerichtet zur Bezeichnung des Weges und, wie Garcia (IV, 19, 8 nach Piedrahita) sagt, zur Erinnerung an die Erbauer. Auch an Wasserröhren fehlte es nicht um den Durst des Reisenden zu stillen, von welchem durch einen Einnehmer Weggeld erhoben wurde, und in Entfernungen von je 3—4 leguas — denn weiter pflegten die Incas an einem Tage nicht zu reisen (Cieza 430) — standen große aber kunstlos gebaute Häuser (Tambos), die mit Waffenmagazinen und Vorrathshäusern verbunden waren, hauptsächlich aber die Bestimmung hatten zur Aufnahme des Inca und seines Gefolges zu dienen (Cieza, Jerez, Gomara a. a. OO. Rivero y T. 237, 240). Die Bauart und Einrichtung derselben scheint überall genau die nämliche gewesen zu

sein: der Tambo von Callo, den Ulloa sehr ungenau dargestellt hat, ist nach Humboldt (Vues tab. XXIV und p. 195) ein quadratisches Gebäude von 30 Meter Seitenlänge mit 5 Meter hohen und 1 Meter dicken Mauern; er hat 4 große äußere Thore, 8 Gemächer, von denen jedoch nur noch 3 erhalten sind, und in jedem der letzteren befinden sich in regelmäßiger Anordnung 18 Nischen. Die Bausteine sind nicht von gleicher Größe, aber gut gearbeitet und zusammengefügt, nur ihre hintere Fläche ist oft uneben und eckig, die vordere oder äußere dagegen convex und schräg abgeschnitten. Der Raum zwischen der äußeren und inneren Mauer soll mit kleinen, durch Thon verbundenen Kieseln ausgefüllt sein.

Für die Baudenkmäler der Peruaner ist eine verhältnißmäßig große Einförmigkeit charakteristisch, die sich schon im Behauen der Steine, dann in der Form der Thüren zeigt, welche 6—8′ hoch sind um die auf Tragsesseln sitzenden Incas einzulassen, ferner in der symmetrischen Vertheilung der an den Wänden angebrachten Nischen, endlich auch in dem Mangel an Ornamenten; Pilaster, Säulen, Gewölbebögen fehlen an ihnen (Humboldt, Ans. d. Cord. II, 85 ff.). Im Vergleich mit den Alterthümern von Mexico und Mittelamerika fällt es an ihnen angenehm auf, daß jede Ueberladung mit Schmuck ihnen fremd, daß dieser einfacher und zum Theil von reinerem und besserem Geschmack, bei weitem nicht so phantastisch ist wie an jenen. Dagegen tritt freilich eine gewisse Plumpheit und Derbheit, ein Mangel an Ausarbeitung und Bestimmtheit der Formen öfter an den Bildwerken hervor, doch scheint es fast als gelte dieß nur von den mittelmäßigeren Kunstwerken, die sich hier wie überall in viel größerer Menge erhalten haben als die vom ersten Range. Daß eine großartige Einfachheit der Anlage und Ausführung vorzugsweise im Geschmacke der alten Peruaner lag, lassen die Bauten und Bildwerke, die wenigen noch übrigen Malereien, die Formen der Gefäße und selbst die Muster der Kleiderstoffe ziemlich sicher erkennen.

Rivero y Tschudi (210) unterscheiden zwei Epochen der peruanischen Baukunst, deren erste vor der Incazeit liege und die Ruinen von Gran Chimu, Huanuco (el viejo), den Tempel von Pachacamac, die Denkmäler der Titicaca-Insel, die von Tiahuanucu (Tiaguanaco) und des Südrandes des See's von Chuquito umfasse, während der zweiten namentlich die Monumente von Cuzco zugehören sol-

len. Diese Ansicht etwas näher zu prüfen haben wir nur ein Mittel, denn die Bauwerke von Tiaguanaco sind die einzigen von denen sich mit einiger Sicherheit behaupten läßt, daß sie aus der Zeit stammen welche der Herrschaft der Incas vorausging, nicht bloß weil die allgemeine Ueberlieferung besagt daß diese sie schon vorgefunden hätten (Garcilasso III, 1), und ihre Erbauung in die Zeit verlegt „ehe die Sonne die Erde beschien", d. h. wahrscheinlich: „ehe die Söhne der Sonne, die Incas, auf Erden wandelten", sondern vorzüglich deshalb weil sie in ihrem Stile, in der Art und dem Reichthum des Schmuckes, durch die Form der Thüren und die Pilaster die sich an ihnen finden, von den Monumenten der Incazeit abweichen. Da sie nur 4 leguas vom Südufer des Titicaca-See's entfernt, im Mittelpunkte des Aymara-Landes stehen, von wo die Incas zuerst ausgegangen sein sollen, gewinnt es hiermit zugleich eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß die letzteren nur die späteren Träger und Erben einer Cultur waren die sie dort vorgefunden und sich angeeignet hatten, ja daß sie vielleicht, wie schon Gibbon vermuthet hat, selbst nicht einmal eine ebenso hohe Culturstufe erreichten wie die der Aymaras in früherer Zeit gewesen war.

Ungeheuere Steinblöcke sind in Tiaguanaco verbaut, obgleich es in der Umgegend weder Felsen noch Steinbrüche giebt, so daß sie aus einer Entfernung von 40 lieues herbeigeschafft werden mußten (Christoval de Jaque bei Ternaux, Archives I, 343): daher die Sage daß eine unsichtbare Hand diese Werke einst in einer Nacht errichtet habe (Rivero y T. 294). Cieza (446) giebt die Dimensionen einzelner Blöcke zu 30', 15' und 6', Acosta (VI, 14) zu 38' 10' und 6' an, doch bemerkt letzterer zugleich daß es an der Festung von Cuzco noch größere gebe (Garcilasso VII, 27 f.);* es läßt sich demnach, wenn diese Festung wirklich ganz von den Incas herrührt, die Verwendung so außerordentlicher Steinmassen nicht als ein charakteristisches Merkmal der Bauten der Aymaras betrachten. Nach d'Orbigny (I, 324) messen die größten derselben 7,80 Meter auf 4 Meter auf 2 Meter, nach Castelnau (III, 395) haben sie 8 Quadratmeter Oberfläche und 1,5 Meter Dicke. Besonders interessant sind auch die zwei aus Monolithen bestehenden Thüren; der Stein aus welchem die eine gearbeitet ist, hat 4 Meter Höhe und 2,30 Meter Breite, während die

* Prescott (I, 16) scheint Acosta's Worte mißverstanden zu haben.

Oeffnung der Thür selbst 1,53 Meter hoch ist und eine durchgängig gleiche Breite von 0,81 Meter besitzt (Desjardins 157). Die größte Aufmerksamkeit aber haben von jeher die beiden riesenhaften Menschenbilder von Stein in Anspruch genommen, deren lange, von der Nationaltracht abweichende Gewänder schon Cieza hervorhebt, welcher die vortreffliche Arbeit rühmt und hinzufügt daß es noch andere Bilder dieser Art gab. Sie tragen eine turbanartige Kopfbedeckung, Nase und Mund sind groß, die Augen stehen gerade und sind offen, die eine Hand ruht anf dem Knie und die ganze Gestalt ist in kauernder Stellung; nach Castelnau, der den größten Theil der dortigen Denkmäler noch unter der Erde verborgen glaubt, sind sie erst durch Ausgrabung zu Tage gekommen.

Bestimmt unterscheidbar scheinen an den Ruinen von Tiaguanaco nur zwei Hauptheile zu sein: ein künstlicher Hügel von etwa 100′ Höhe dessen Basis mit ungeheuern pilasterartigen Steinen eingefaßt ist — von Desjardins (151) als eine abgestumpfte vierseitige Stufenpyramide beschrieben die unten 150 auf 200 Meter mißt — und der sogenannte Tempel, ein großes, nach den Himmelsgegenden gut orientirtes Carré von 122 Meter Seitenlänge, das mit eckigen, 5—6 Meter hohen Pilastern umgeben ist. An einem Winkel desselben finden sich die vorhin erwähnten Monolithen-Thüren, deren eine auf der Ostseite elegant à la grecque verziert ist. Ueber dieser in der Mitte sind Basreliefs angebracht, das Sonnenbild, wie es scheint, zu dessen beiden Seiten und ihm zugewendet sich geflügelte Gestalten mit einem Scepter in der Hand in knieender Stellung befinden; einige derselben tragen Menschenköpfe, andere haben Köpfe von Greifen (Castelnau III, 391, etwas verschieden ist die Beschreibung bei Desjardins 159). Das Ganze ist sehr verwickelt, und unterhalb dieser Gestalten sind eine Menge symbolischer Zeichen zu sehen, unter denen vorzüglich das Sonnenbild bemerkenswerth ist. Die öftere Wiederholung des letzteren und der Umstand daß die Bauten und Gräber der Aymaras stets mit der Fronte nach Osten liegen (d'Orbigny I, 327), erlauben den Schluß daß der Sonnencultus wahrscheinlich schon bei ihnen bestand und nicht erst von den Incas in Peru eingeführt worden ist. Desjardins (162, 125) spricht noch von einem dritten Gebäude in Tiaguanaco, dem sog. Palast, der 163 Meter lang, 159 breit und terrassenförmig, doch nur 6 Meter erhoben sei, und bemerkt daß die kleinen Nischen die an ihm

angebracht sind, das einzige Beispiel von Bogenbau darbieten das sich hier finde. Bei der großen Zerstörung der Ruinen (vgl. Tafel 46 bei Rivero y T.) ist es wohl möglich daß darunter der Platz zu verstehen ist an welchem Castelnau (III, 395) nur drei außerordentlich große Steinbänke mit je drei Sitzen zu finden glaubte. Steine von den verschiedensten Formen, deren Bearbeitung in Rücksicht der Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, sind in Tiaguanaco verwendet, und an vielen derselben läßt sich noch erkennen daß sie durch Metall verbunden waren welches in eine transversale Furche gegossen wurde die in einer runden Grube endigte. Auch sehr schöne unterirdische Kanäle sind dort entdeckt worden (Castelnau).

Eine zweite Gegend wo sich der Sage nach Baudenkmäler befinden die aus der Zeit vor dem Auftreten der Incas herstammen sollen, liegt nordwestlich von Cuzco am Flusse Vinaque bei Guamanga. Sie sind viereckig, weichen von der Bauart der Inca-Peruaner bedeutend ab und wurden vom Volksglauben auf weiße bärtige Menschen zurückgeführt, die in alter Zeit hier gelebt haben sollten (Cieza 434, de Laet X, 28, Herrera VI, 6, 9). Wahrscheinlich ist darunter die Pyramide von Curumba 7 leguas von Andahuaylas zu verstehen, deren Gestalt zwar bemerkenswerth genug ist, aber gewiß nicht zu dem Schlusse Brasseur's (III, 655) berechtigt daß Tolteken die von Mexico nach Peru gewandert wären, sie erbaut hätten.* Sie steht auf einem künstlichen Hügel der den ersten Absatz der Pyramide bildet, und hatte dann noch 3, im Ganzen 4 Stufen, die von der Südseite her auf einer schönen breiten Steintreppe erstiegen wurden. Auch an den Hügeln in der Umgegend zeigen sich Spuren von altem Mauerwerk (Castelnau IV, 228). Ob die Bauten von Tiaguanaco, die nur Cieza's (446) eigene

* Mehrere sehr gut gearbeitete steinere Pyramiden sah Sobreviela weiter nördlich in der Nähe der Quellen des Marannon. Er vermuthet in ihnen Brückenpfeiler aus der Incazeit, da die große Kunststraße nicht weit von dort vorbeiging (Skinner I, 343.) Einige religiöse Institutionen der Peruaner, die wir weiter unten zu berühren haben werden, zeigen allerdings eine Analogie mit mexicanischem Wesen welche größere Aufmerksamkeit verdienen würde, wenn sie nicht zu vereinzelt stände. Es gehört dahin vorzüglich die Beichte der Sünden beim Priester, einige Festgebräuche, besonders der Genuß von Brod das mit Opferblut gemischt war, und das klösterliche Leben der Sonnenjungfrauen; da jedoch, wie schon Prescott bemerkt hat, die Peruaner nichts besaßen das sich mit der mexicanischen Bilderschrift vergleichen läßt, und den Mexicanern die Kartoffel unbekannt geblieben ist, können wir kaum umhin anzunehmen daß beide Völker in ihrer Entwickelung unabhängig von einander geblieben sind.

Vermuthung mit den weißen bärtigen Menschen der Sage von Guamanga in Verbindung gesetzt hat, mit denen die sich hier finden eine genauere Aehnlichkeit besitzen, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

Die Ruinen des Gran Chimu oder Chimu Canchu werden von Skinner (II, 170) und Maw (19) erwähnt, welcher letztere die Eingeborenen der Umgegend von Truxillo und Huanchaco für verschieden von den übrigen Peruanern zu halten geneigt ist, aber erst Rivero y Tschudi (268, vgl. Tafel 57) haben sie näher beschrieben. Sie liegen am Ende des Thales von Truxillo und nehmen einen Raum von ¾ leguas ein. Die Grundmauern sind von Stein und Lehm, die Bauten selbst von Luftbacksteinen aufgeführt. Die Verzierungen der Säle zeigen kleine regelmäßige, sauber gearbeitete Muster. Alcedo beschreibt in Santa eine Festung des Gran Chimu, die vielleicht mit jenen Bauresten zusammengehört. Sie bildet ein längliches Viereck und ist von drei parallelen Lehmmauern umgeben, von denen die äußere an der größeren Seite 300, an der kleineren 200 varas lang, die innere aber die höchste ist. In einer Entfernung von 30 varas von jeder Ecke der Außenmauer sind Bastionen angelegt. Auf der Seeseite liegt ein steiler Hügel, und auf dessen Gipfel drei halbkreisförmige Mauern die einem alten Gefängniß angehören sollen. Im Innern der Festung befinden sich mehrere Gemächer die durch enge Gänge voneinander getrennt sind. Den Ruinen des Gran Chimu ähnlich sind die von Cuelap im District von S. Tomas, welche durch ihre außerordentliche Größe in Erstaunen setzen (Rivero y T. 274). Noch andere finden sich in der Intendanz Truxillo am Flusse Conchuco der sich nach Pataz hinwendet: ein Palast mit meist unterirdischen Gemächern; Galerien gehen unter dem Flusse hinweg bis zu dessen anderem Ufer; einer der Bausteine, der jetzt als Brücke über denselben dient, ist 8 varas lang (Skinner II, 353, vgl. Rivero y T. 284). Daß alle diese Bauwerke in irgend einem Zusammenhange mit denen von Tiaguanaco oder von Guamanga ständen, haben wir keinen Grund zu vermuthen.

Dasselbe gilt von den Alterthümern die sich in Huanuco (Guanuco) el viejo finden, wo die Incas große Paläste und einen berühmten Sonnentempel erbauten (Herrera VII, 4, 4). Auch was Alcedo (Art. Guanuco und Guamalies) in Guanuco und nordwestlich von dort bei den Dörfern Aguamira und Baños erwähnt (vgl. auch Skinner II, 349), scheint sich nur auf Bauwerke zu beziehen die von den

Incas aufgeführt worden sind. Die Festung (der Mirador) und der Palast von Huanuco el viejo haben das Eigenthümliche, daß die sehr genau gefugten Bausteine aus denen sie bestehen, von gleicher Größe sind; der Palast zeigt sechs perspectivisch hintereinander liegende Thore (Rivero y T. 279 und Tafel 56). — Die Ruinen von Pachacamac sind sehr ausgedehnt, aber auch sehr zerstört; sie bestehen ganz aus Adoben oder Luftbacksteinen, nicht wie die alten Bauwerke von Cuzco aus Quadersteinen (ebend. 290 mit Tafel 54 f.). Adoben werden von Cieza (421) als das Baumaterial bezeichnet aus welchem der Tempel des Pachacamac bestand; ob hier indessen von den Ruinen noch jetzt etwas übrig sei, welchen schon Oviedo (XLVI, 11) ein hohes Alterthum zuzuschreiben geneigt war, erscheint als zweifelhaft. Die alte Stadt stand auf drei Hügeln (Castelnau IV, 179) oder drei breiten Terrassen (Markham 14) deren höchste das Heiligthum trug, und war mit einer ungefähr 20′ hohen Mauer umgeben, an welcher sich hier und da noch Spuren von rother Farbe zeigen. Nur auf diese Mauern scheint es sich zu beziehen, wenn Scherzer (Reise der Novara III, 340), der von Bauten aus Adoben in Pachacamac nichts erwähnt, nur von festen und soliden Mauerresten spricht, welche „aus ziegelförmig gehauenen Steinen construirt gewesen zu sein schienen". Alcedo giebt hier am Flüßchen Lurin nur Ueberreste von alten Festungswerken und südlicher bei Chilca nur solche von Inca-Palästen an. In geringer Entfernung nach Norden von Lima liegen die ebenfalls aus Adoben bestehenden Ruinen von Concon, in deren Mitte ein großes Gebäude stand (Castelnau IV, 188). Die unbedeutenden Trümmer welche sich noch auf der Insel Pachacamac finden, beschreibt Wilkes (I, 279).

Unter den Inseln des Titicaca-See's besitzt die größte, wie Alcedo (Art. Omasuyo) bemerkt, keine Monumente von Bedeutung mehr. Es ist nur noch ein einfaches viereckiges Gebäude mit vier unsymmetrisch angebrachten Thüren auf der einen und eben solchen Fenstern auf der anderen Seite vorhanden, das nichts Besonderes zeigt (Rivero y T. 297 mit Tafel 45). Es hat mehrere kleine Gemächer. Der Abhang des Hügels auf dem es steht, ist abgestuft, man scheint hier das Land gebaut zu haben, und am anderen Ende der Insel liegen ähnliche viereckige Bauwerke, welche durch nichts an die von Tiaguanaco erinnern (Castelnau III, 428 und Antiquités pl. 4 f.).

Dagegen hat die Coati-Insel einen alten Tempel oder Palast, der aus regelmäßig behauenen rechteckigen Steinen gebaut und mit Verzierungen besetzt ist die besonders häufig die Form des Kreuzes zeigen. Er hat die Gestalt eines langen Viereckes das sich nach dem Wasser hin öffnet, von welchem aus eine Reihe von Stufen zu ihm hinaufführt die von dicken Mauern gehalten werden, und steht auf einem terrassirten Unterbau, dessen zweite untere Stufe durch eine niedrige Mauer gebildet ist. Die vielen Zellen im Innern des Gebäudes umgeben einen 40—50 Meter langen und 25 Meter breiten Hof, und die meisten derselben besitzen eine Anzahl von Nischen, die wahrscheinlich zur Aufnahme von Götzenbildern bestimmt waren (Rivero y T., Castelnau a. a. OO.). Endlich giebt es auf der Insel Taquile Ruinen von großen alten Dörfern, deren Häuser gleichförmig, sehr regelmäßig und gut gebaut sind. Das Material ist Stein, die Dächer platt, doch sollen sich auch Gewölbe dort finden (Alcedo).

Ein Blick auf das Vorstehende zeigt hinreichend daß die von Riviero y Tschudi aufgestellte Unterscheidung zwischen den Monumenten welche von den Inca-Peruanern herrühren und denen welche einer früheren Zeit angehören sollen, nur ungenügend begründet ist, denn sie zählen zu der letzteren Klasse Bauwerke welche die verschiedensten Eigenthümlichkeiten besitzen, solche mit sog. cyclopischen Mauern, solche aus behauenen Steinen von gleicher oder ungleicher Größe und solche von Adoben. Es scheint besser offen einzugestehen daß wir bis jetzt in den meisten Fällen selbst nicht einmal eine wahrscheinliche Vermuthung über die Zeit ihrer Entstehung zu geben vermögen. Daher begnügen wir uns hier damit die von Rivero y Tschudi (268 ff.) gegebene Aufzählung der alten Denkmäler in manchen Punkten zu vervollständigen — namentlich mit Hülfe Alcedo's, der von jenen ganz vernachlässigt worden zu sein scheint — theils um eine Uebersicht über die bewundernswerthe Menge dieser Bauten zu gewinnen, theils um künftige Untersuchungen zu unterstützen.*

Die anderwärts schon von uns erwähnten Ruinen östlich von S. Cruz de la Sierra (s. oben III, 436, Alcedo Art. Samaipata)

* In der Beschreibung des Einzelnen gestattet uns der Raum keine ähnliche Ausführlichkeit wie sie Rivero y Tschudi in ihrem Werke sich erlauben konnten. Auch haben wir einiges minder Wichtige das sich bei ihnen besprochen findet, im Folgenden unerwähnt lassen zu dürfen geglaubt.

sind die südöstlichsten die wir kennen. Von dort nach Nordwesten fortgehend stoßen wir auf die schon besprochenen Bauwerke auf den Inseln und in der Umgegend des Titicaca-See's, zu denen wir nur noch die Reste einer großen Festung auf der Südostseite desselben bei Tanahuacas hinzuzufügen haben (Alcedo, Art. Omasuyo). Westlich von den Carabaya-Bergen liegt im District von S. Pedro de Cacha eine Ruinenstätte die nach den Völkern der Canes und Canches benannt ist: das große Gebäude mit 9 Thüren, welches zur Hälfte aus behauenen Steinen, zur Hälfte aus Erde besteht und auf 5 steinernen Galerien ruht, wird als ein Tempel des Viracocha bezeichnet; ein Teich mit Wasserleitungen die ihn speisen, auch Spuren von Wohnungen und ausgedehntem alten Anbau sind in der Nähe (Alcedo, Art. Canes y Canches). Oropesa, südlich von Cuzco hat Ueberreste eines Palastes des Inca Huascar, in Urcos, nordwestlich von dort, finden sich noch ältere Bauten die von dem Inca Yahuar-Huaccac herrühren sollen (Alcedo).

Cuzco selbst hat noch viele Reste des Alterthums, unter denen die schon oben besprochene Festung das Bedeutendste ist. Unterhalb derselben liegt der Palast des Manco Capac, der nach einer anderen Tradition jedoch vielmehr von Inca Pachacutec stammen soll (Markham 99; nach Castelnau IV, 234 ff. scheinen dieß indessen zwei verschiedene Paläste zu sein); in der Außenmauer rechts vom Eingang sieht man das Steinbild einer Syrene, ein weiblicher Kopf auf dem Rumpfe eines Vogels; eine Treppe führt auf einen sehr großen Hof mit 5 Meter hohen Mauern welche schilderhausartige Fenster haben, wie dieß an den Werken der Incas häufig ist. Das Baumaterial ist ein harter grauer Kalkstein, während zum Sonnentempel, an dessen Platz und auf dessen Mauern jetzt die Kirche von S. Domingo steht, grauer Trachytporphyr verwendet ist. An der noch übrigen Mauer des letzteren findet sich (Markham 119) die beste und regelmäßigste Arbeit die aus der Zeit der Incas bekannt ist: die Steine sind meist gegen 2' lang und alle 1' 4" hoch. Der Palast des Pachacutec zeigt die gewöhnlichen Eigenthümlichkeiten der Bauwerke aus der Incazeit: Bausteine von mannigfaltigen, äußerst bizarren Formen die durch keinen Mörtel miteinander verbunden scheinen, Thüren die oben enger als unten, wegen Mangel des Gewölbebaues oben mit einem großen Steine geschlossen sind, so daß der obere Theil ihrer Pfeiler nach innen

geneigt steht. Im Nordosten der Festung liegen die Ruinen welche den Namen del Rodadero führen (Castelnau a. a. O.).

Die Ueberreste von Limatambo in der Nähe von Cuzco bestehen aus zwei 14′ hohen Mauern, deren Steine sehr gut und genau gearbeitet, aber von sehr verschiedener Gestalt und nicht mit Mörtel verbunden sind. Hier und da sind Nischen an ihnen angebracht (Castelnau IV, 229, Markham 93). Die Festung und den Palast von Ollantay-Tambo halten Rivero y Tschudi (298) für sehr alt, weil deren Bauart von den Werken in Cuzco abweicht. Sie sind von großer Ausdehnung; über eine große steinerne Treppe gelangt man zu mehreren Galerien und endlich zu der Festung welche auf einem von Felsen gebildeten Berge liegt. Castelnau (IV, 274) fand dort in der Nähe ein rohes Gemälde das ein Indianer an einem Felsen ausgeführt hatte. Zwischen Ollantay-Tambo und Havaspampa sieht man noch gemauerte Terrassen von regelmäßig behauenen Steinen, die man zum Zwecke des Landbaues angelegt hat (Desjardins 146). Bei Concacha, 3 lieues südlich von Abancay findet sich ein mit Sitzen versehener Stein von 6,19 Meter Länge und 4,38 Meter Breite, zu welchem Stufen hinaufführen. An seiner Südseite hat er Furchen die in zwei steinerne Becken münden. Ein fast runder Stein von ungefähr 12 Quadratmeter Oberfläche im Hofe des nahe gelegenen Tempels ist mit Reliefs bedeckt die einen Berg, Seen, Straßen und ein Durcheinander der verschiedenartigsten Thiere darstellen. Auf halbem Wege zwischen Guamanga und Andahuaylas steht ein ebenfalls mit Ruinen versehener Stein, der wie jener von Concacha den Gedanken an alte Menschenopfer nahelegt, nicht weit davon eine Kirche, ehemals ein Palast, mit drei cyclopischen Mauern terrassenförmig eingefaßt, von denen die mittlere Nischen in Gestalt von Trapezen hat, und in der Nähe ein Tempel zu dem man auf 29 Stufen hinaufsteigt (ebend. 132, 135). Es scheint dieß Vilcas und dieselbe Ruinenstätte zu sein von der Alcedo (Art. Vilcas) und Cieza (435) berichten, da jener von einem großartigen Sonnentempel mit Bausteinen von enormer Größe erzählt, an dessen Stelle jetzt eine christliche Kirche stehe, und von alten Festungswerken mit Mauern von Quadersteinen und Palastruinen in der Nähe, Cieza aber von einem Sonnentempel mit zwei großen Hauptthoren und breiten steinernen Treppen von 30 Stufen in Vilcas spricht, der von 40 Thürhütern bewacht wurde. Con-

cacha gegenüber auf der anderen Seite des Apurimac liegen die äußerst schwer zugänglichen Ruinen von Choccequirao, der Zufluchtsstätte des letzten Inca, großartige Festungswerke und Paläste von zwei Stockwerken, und auf halbem Wege von dort nach Cuzco das 150 Meter lange und 5 Meter breite Bauwerk von Panticaya, dessen 30 Gemächer wahrscheinlich unterirdisch miteinander verbunden sind (Desjardins 137, 146). In der Provinz Calca y Lares, nördlich von Cuzco am Vilcamayo, finden sich Spuren einer alten Festung an dem Gottesacker von Chinchero, andere Trümmer in Lamai, beim Dorfe Victoria Ruinen eines Palastes die von dem letzten Inca herrühren, bei Tambo Ueberreste einer alten Festung von unregelmäßig gestalteten, aber genau gefugten Steinen, zwei Kastelle in der Nähe, und in der Schlucht welche zwei Hügel miteinander bilden die steinerne Statue eines Indianers mit einer Schleuder in der Hand (Alcedo). Vorzüglich viele Reste von alten Städten und Festungen besitzt aber die Provinz Jauja (ders. Art. Xauxa, über Tarma-Tambo vgl. Skinner II, 362). In den Departements Junin und Ayacucho giebt es viereckige, 16—18′ hohe Thürme* von 6′ Durchmesser, welche im Innern aus drei kleinen übereinandergebauten Zimmern bestehen, und in dem ersten von beiden ist vom Chavinillo an ein System von Fortificationen dem Bache entlang angelegt an dem jenes liegt (Rivero y T. 236, 283). Von dem Incapalast in Caxamarca sind nur noch Mauern von 13—15′ Höhe übrig, die aus wohl behauenen 2—3′ langen Quadern ohne Mörtel gebaut sind (Humboldt, Ans. d. Nat. II, 348). Beim Dorfe Cascas findet sich ein großer bearbeiteter Stein von 13 varas Länge und ¾ vara Breite (Alcedo). Stevenson (II, 81) erwähnt 5 Stunden von jener Stadt palastähnliche alte Steinbauten die sich an einen Berg anlehnen und aus übereinandergebauten Reihen von Gemächern bestehen, welche so angelegt sind, daß die obere Reihe immer auf der hinteren Seite der Dächer der darunterliegenden ruht.

Wenden wir uns jetzt der Küstengegend zu, so haben wir im Süden zunächst die zahlreichen Steine zu erwähnen, die auf dem Wege von Arequipa nach Lima nicht weit von ersterer Stadt angetroffen werden und von den Eingeborenen in alter Zeit mit eingegrabenen

* Sollten dieß vielleicht alte Gräber der Aymaras sein? (S. weiter unten.)

(gravées) Figuren versehen worden sind (Castelnau IV, 150). In der Gegend von Pisco liegt die sog. Festung von Hervay, deren Mauern von Adoben und zum Theil beworfen sind; sie hat eine beträchtliche Anzahl von Gemächern und soll aus der Zeit des Pachacutec stammen. Aehnliche Ruinen finden sich südlicher bei Nasca (Markham 29, 48), dessen Aquäducte wir früher schon angeführt haben. Alcedo giebt solche auch beim Dorfe Humay in der Provinz Ica an und nördlicher bei Guaura in der Provinz Chancay, beim Hafen Guarco in der Provinz Cañete erwähnt er (wohl nach Cieza) Spuren einer alten Festung mit einer zum Meere hinabführenden steinernen Treppe. Von dem Palast von Chuquimancù unweit Cañete sieht man noch 2' dicke Mauern, die gleich denen welche den großen Begräbnißplatz der ausgedehnten Ruinenstadt auf dem Cerro del Oro umgaben, von Erde aufgeführt sind (Castelnau IV, 175). Nördlich von Lima sind bei Pativilca und von da auf dem ganzen Wege nach Guarmey hin Trümmer von Palästen und Festungen zu nennen die von früherer Großartigkeit zeugen (Alcedo, Rivero y T. 288).

In Quito, wo Humboldt (Vues 199) den von den alten Eingeborenen des Landes, den Puruays, herrührenden Mauern von Luftbacksteinen das relativ höchste Alter zuzuschreiben geneigt ist, sind ebenfalls noch Baudenkmäler in großer Anzahl vorhanden. Humboldt (Vues 294, pl. 62), der nördlich von Guancabamba bis nach Chulucanas hin an neun verschiedenen Orten Ueberreste von alten Bauten antraf, beschreibt namentlich die von Chulucanas selbst. Diese alte Stadt zeichnet sich durch die große Regelmäßigkeit in der Anlage ihrer Straßen aus, welche rechtwinklig einander durchschneidend acht Quartiere bilden die aus je zwölf kleinen, aus Prophyr erbauten Häusern bestehen. In der Mitte jener acht Quartiere liegen die Trümmer von vier großen oblongen Gebäuden, die durch ebensoviele kleine viereckige Bauwerke an ihren Ecken voneinander getrennt sind. Auf der anderen Seite des Flusses ist der Hügel in sechs Terrassen getheilt die mit Steinplatten bekleidet sind; weiterhin finden sich die sog. Bäder des Inca. Ferner giebt Alcedo in Tumbez Reste eines Tempels, einer Festung und Straße an, welche Tupac-Yupanqui erbauen ließ als er diese Gegend eroberte. Tomebamba hat einen allgemein bewunderten Palast und Tempel der mit polirten quadratischen Platten von schwarzem Jaspis und grünem Marmor belegt ist (Velasco I, 4, 12, 30).

In Pambamarca sieht man Ruinen von vier Festungen, welche aus 3 bis 4 contentrisch geführten Gräben bestehen, deren äußerster meist 2 Toisen breit und ebenso tief ist; der Raum innerhalb der Gräben, welcher höher lag und die Außenwerke beherrschte, zeigt noch Spuren von Mauern (Alcedo). Besonders viele Alterthümer besitzt der District von Alausí im Gouvernement Cuenca; unter ihnen hauptsächlich hervorzuheben sind der kleine Sonnentempel von Achupallas, der jetzt eine Kirche ist, und die dortigen Marmorbäder, der Tambo und die Festung von Tiquizambi, und der Palast von Pomallacta (Velasco III, 3, 16, 2 ff.), welcher 4 leguas von Quito und 6 leguas von Cañar (Atuncañar) entfernt ist, mit welchem letzteren er durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stehen soll (Alcedo). Eine nicht sehr deutliche, aber vollständigere Beschreibung als neuere Reisende giebt Alcedo von Atuncañar, das von ihm als der Ort bezeichnet wird wo Atahualpa den Huascar besiegte. Der Eingang der Festung lag an dem kleinen Flusse der eine Schlucht durchströmt; an der entgegengesetzten Seite befand sich ein Hügelabhang mit einer hohen Mauer, die sich nach der einen Seite 40 Toisen, nach der anderen 25 Toisen lang hinzog, und in ihrer Mitte ein Thurm von ovaler Form, der sich über den inneren Theil des Gebäudes 2, über den äußeren (also wohl tiefer liegenden) 6—8 Toisen erhob. Von dem erwähnten Haupteingang aus lief ein enger Gang zu dem Thurme hin, vor welchem er sich zu einem freien Platze erweiterte, und von diesem zur Schlucht. In diesem Gange waren einerseits Nischen gleich Wachhäusern, anderseits zwei geräumige Gemächer angebracht, die an den Thurm stießen, in welchem sich ebenfalls mehrere Gemächer befanden. An der Mauer die aus Steinen von unregelmäßiger Form bestand, war auf der inneren Seite rundum ein Erdwall mit einer Brustwehr aufgeworfen, zu welchem nur eine Treppe hinaufführte die sich bis zum Thurme fortsetzte. Humboldt (Ans. d. Cord. II, 76 ff.) beschreibt dort nur noch ein 5—6 Meter hohes Gemäuer von ovaler Form, das im größten Durchmesser 38 Meter und in der Mitte ein etwa 7 Meter hohes Haus von 2 Gemächern hat und vermuthet daß das Werk aus der Zeit des Tupac Yupanqui oder seines Sohnes Huayna Capac stammen möge (Ans. d. Nat. II, 323). Villavicencio (435) fügt dieser Beschreibung nur hinzu daß sich in einer nahen Schlucht eine 5 Meter hohe Felsmasse finde, auf deren steil abgeschnittener Seite concentrische

Kreise, eine Darstellung des Sonnenbildes zu sehen, und in deren unteren Theil Stufen eingehauen sind. Im Norden dieser Ruinen steht ein steinerner Sitz, „der Sitz des Inca", auf einem Hügel innerhalb einer ovalen Mauer die oben mit Arabesken verziert ist — vielleicht ein Rest des von Alcedo (Art. Cañaris) erwähnten Inca-Palastes. Noch weiter nördlich 12000′ hoch am Berge Assuay liegen die Paredones del Inca, Trümmer eines Palastes von Tupac Yupanqui, Fragmente von Thürmen, Festungswerken und eines Labyrinthes. Ein sehr gut erhaltener Palast findet sich 5 leguas von Latacunga (Velasco II, 212). Den Zugang bildet ein 5—6 Toisen breiter Gang der zu einem Hofe führt, welchen 3 Säle von mehreren Abtheilungen umgeben; auf der vierten Seite, dem Eingang gegenüber, liegen kleine Gemächer. Die Mauern sind 2½ Toisen hoch und 3—4′ dick, die Thüren haben 5 varas Höhe. Die schwarzen harten Bausteine sind von unregelmäßiger Form, doch fast ohne bemerkbare Fugen, an ihrer Außenseite convex, nur an den Thüren eben. In einer Entfernung von 50 Toisen liegt ein künstlicher Hügel (Alcedo, Art. Tacunga). Caiambe unter 1°35′ s. B. hat noch runde Tempelmauern, die zwar aus Adoben bestehen, aber außerordentlich hart sind (Alcedo, Stevenson II, 208), doch giebt es dort auch alte Bauten aus Porphyr (ebend. 209). Auf dem Wege von Quito nach Pasto erwähnt schon Cieza (389) die Ruinen der Paläste von Caranque nebst einem Sonnentempel; sie liegen 23 leguas südlich von Ibarra und sind wahrscheinlich aus der Zeit des Huayna Capac der die Caranques unterwarf (Alcedo, Art. Caranqui). Auch bei dem Orte Angel sind noch Spuren einer Festung vorhanden die mit regelmäßig geführten Mauern und Gräben versehen war (Velasco III, 2, 2, 10).

Ein Volk das zu bauen verstand wie die Peruaner, konnte überhaupt in den mechanischen Künsten auf keiner niedrigen Stufe stehen. Unter den bei d'Orbigny abgebildeten Skulpturen der Quechuas sind besonders einige Menschenköpfe durch richtige Verhältnisse ausgezeichnet, selbst ein bestimmter individueller Ausdruck mangelt ihnen nicht. Die Tassen und Näpfe von Marmor und anderen Steinarten bei Rivero y Tschudi (pl. 30 ff.) sind von sehr sauberer Arbeit. Am höchsten stand die Plastik außer dem Gebiete von Cuzco in dem des Gran Chimu; die Arbeiten in Holz, die nur mit steinernen Werkzeugen hergestellt wurden, waren jedoch unvollkommener und plum-

per als die in Stein, da Säge und Axt fehlten; an den Häusern waren nur die Dachbalken von Holz (ebend. 226, 211). Die früher erwähnte Dose welche bei Kingsborough abgebildet ist, zeigt zwar reiches Schnitzwerk, aber die dargestellten Thiergestalten und Arabesken entbehren der Regelmäßigkeit und feinen Ausführung. Die Malerei scheint, abgesehen von architektonischen Verzierungen in geraden Linien, sehr niedrig gestanden zu haben (Rivero y T. 230).

Von Metallen besaßen und benutzten die Peruaner Gold in großer Menge, dann Silber Kupfer Zinn und Quecksilber, doch wurde letzteres von ihnen nur in Gestalt von Zinnober als Farbe gebraucht, besonders auch um sich selbst damit anzumalen (Acosta IV, 11, Herrera, Descr. 22). Eisenminen die sie bearbeitet hätten, sollen zwar entdeckt worden sein (L'Institut 1845 II, 75), doch bemerkt Garcilasso (II, 28) ausdrücklich daß sie sich dieses Metalles nicht bedienten. Ihr ungeheuerer Reichthum an edlen Metallen läßt sich schon nach der einen bekannten Thatsache beurtheilen, daß Atahualpa als Lösegeld ein Zimmer von 22' Länge und 17' Breite 1½ Klafter hoch mit Gold zu füllen und zwei Monate später viermal so viel Silber zu geben versprach (Jerez 335, Oviedo XLVI, 9, vgl. die Stellen bei Rivero y T. 218). Aus Cuzco hatte man natürlich wie aus dem Tempel von Pachacamac die meisten Schätze schon geflüchtet als die Spanier ankamen um zu plündern (Jerez 339, Herrera V, 3, 3 u. 6, 3), und diese pflegten ihrerseits das Beste von dem was ihnen in die Hände fiel, sogleich einzuschmelzen. Außerordentliche Reichthümer haben bekanntlich viele der alten peruanischen Gräber (Guacas) geliefert, die sich späterhin vorzüglich zahlreich und mit Kostbarkeiten in Menge ausgestattet besonders in Caiambe im nördlichen Theile von Quito gefunden haben (Alcedo, Art. Guaca).

Der Bergbau, das Goldgraben und Goldwaschen wurde sehr unvollkommen betrieben. Die Gruben gingen höchstens 40 Ellen in die Tiefe und waren so eng daß nur Einer auf einmal hinabsteigen konnte, was an senkrecht stehenden Bäumen geschah in welche Stufen eingehauen waren (Abbildung bei Coreal I, 331). Viele Gruben gingen auch nach der Seite und waren dann bisweilen, wie namentlich die von Guancavelica, so verwickelt, daß man sich schwer wieder herausfinden konnte (de Laet X, 29). Da alle Gold- und Silberminen Eigenthum des Inca waren, geschah deren Ausbeutung unter stren-

ger Aufsicht (Sancho bei Ramusio III, 413 f.). Die von Potosi wurden von den Eingeborenen vor der Eroberung des Landes durch die Spanier nicht bearbeitet, sondern erst nachher von einem Indianer entdeckt, dessen Vertrauter sie 1545 seinem spanischen Patron verrieth; doch hatten jene schon in älterer Zeit Gruben in der Nähe (Acosta IV, 6), deren reichste in Charcas waren (Oviedo XLIX). Das Verfahren zur Gewinnung des Metalles bestand einfach darin, daß man in dem Schachte ein Loch machte und in diesem ein Feuer anzündete um den Schwefel herauszuschmelzen und das zurückbleibende Metall dann in Stücke zu zerschlagen (Jerez 335, Oviedo XLVI, 17). Das zu Tage geförderte Erz zu schmelzen bauten sie große thönerne Oefen (guairas), in welchen es mit Holz und Kohle geschichtet, angezündet und dem Luftzuge überlassen wurde der das Feuer durch die daran angebrachten Löcher anblies (Acosta IV, 5, Herrera V, 3, 15), und dieses Verfahren erwies sich trotz des mangelnden Blasebalges (Garcilasso II, 28) als so vortrefflich, daß die Spanier die mit Hülfe ihrer Blasebälge in Potosi nicht mit der Schmelzung zu Stande kommen konnten, zu der alten Methode der Eingeborenen wieder zurückgriffen (Cieza 449). Auch spätere Versuche diese zu verbessern scheinen gescheitert zu sein (v. Tschudi, Peru II, 44). Um die Schmelzung des Silbererzes zu erleichtern setzten ihm die Peruaner Bleiglanz und Schwefelantimon zu (Rivero y T. 214). Ihre kleinen Oefen wurden, wo es an Holz fehlte, mit den Excrementen der Lamas geheizt (Gomara 277).

Mit zwei Stücken Kupfer und einem Paar Steinen als Werkzeug machten sie die schönsten Arbeiten, sie bedurften dazu nur noch einen kleinen Lehmofen mit Kohlen und Röhre zum Anblasen des Feuers (Cieza 452); Benzoni (III, 20) spricht von einem Tiegel der aus einem mit Erde überzogenen Tuche (ex panno terra incrustato) und Kohle gemacht gewesen und auf das Feuer gesetzt worden sei, das man durch Anblasen mit Röhren unterhielt. Ueber ihre große Geschicklichkeit in Metallarbeiten ist nur eine Stimme; seit der spanischen Eroberung freilich ging diese Kunst großentheils verloren. Sie fertigten schönes Tafelgeschirr von Metall das mit Laubwerk und anderen Verzierungen geschmückt war, Maisähren von massivem Golde, einen Brunnen mit Becken und Röhrenleitungen, umgeben von Vögeln und Menschen die Wasser holten, Alles von Golde (Cieza 452, Jerez

343 f.). In Cuzco erbeuteten die Spanier vier große Lamas (Hämmel, castrati) von feinem Golde und zehn bis zwölf lebensgroße weibliche Statuen, Idole die schön bekleidet waren und zu denen man zu sprechen pflegte als ob sie lebten (Sancho bei Ramusio III, 409, vgl. auch Garcilasso VI, 2). Die Goldschmiede, welche theils solide theils hohle Figuren herstellten, wußten auch complicirte Gegenstände ganz zu gießen; sie machten (nach Ewbank 147) ein Modell von Wachs und brachten es in eine Form von Thon um in dieser dann den Guß auszuführen. Indessen verstanden sie auch das Löthen vortrefflich; es finden sich davon bestimmte Spuren (ebend. 141 f.). Ferner verfertigten sie schöne Goldschlägerarbeiten: aus gehämmerten Goldplatten formten sie eine bestimmte Gestalt, gossen diese mit einer Harzmischung aus und vollendeten die Arbeit durch geschicktes Einsetzen kleiner Stückchen (ebend. 146). Die Kunst des Vergoldens war ihnen zwar unbekannt, aber sie wußten zarte Goldplättchen sehr gut auf Kupfer oder Stein aufzulegen und feine Arbeiten von Metalldraht zu fertigen (Rivero y T. 216). Außer Gold und Silber wurde häufig auch eine Mischung dieser beiden Metalle mit Kupfer (Champi) verarbeitet. Gegenstände von reinem Kupfer finden sich selten (Rivero y T. 222), desto häufiger dagegen solche von Bronze. Legirungen von Kupfer und Zinn wurden in sehr verschiedenen Verhältnissen hergestellt; man nahm von letzterem nur 2—3 Procent oder auch mehr (Ewbank 115). Der von Humboldt (Vues 117) mitgebrachte und beschriebene Meisel enthält 94 Procent Kupfer und 6 Procent Zinn. Statt des Zinns setzten sie dem Kupfer bisweilen auch 5—10 Procent Kiesel zu um Werkzeuge zum Schneiden von hinreichender Härte zu erhalten (Rivero y T. 215). Steine wurden mit Metallwerkzeugen wahrscheinlich nur gebrochen und dann durch Reibung geformt, geebnet und polirt (ebend. 232. Abbildung und Beschreibung von Stein-, Metallarbeiten und Werkzeugen bei Ewbank 130 ff., Rivero y T. pl. 7 ff. und 34). Welches Verfahren sie anwendeten um selbst Smaragde mit feinen Löchern zu durchbohren (Ulloa II, 385), ist unbekannt. Unter den Metallgeräthen verdienen noch die in den Gräbern gefundenen Spiegel (Ulloa II, 383) und vorzüglich der Brennspiegel eine besondere Erwähnung, mit welchem das heilige Feuer zu Anfang des Jahres entzündet wurde (Velasco I, 4, 12, 28). Die Waage ist von den ersten Entdeckern an der Küste von Quito in der Gegend von S. Ma-

teo und Galera (Oviedo XLIII, 3) oder Tumbez (Gomara 451) in Gebrauch gefunden worden. Eine gelegentliche Erwähnung derselben bei Herrera (VIII, 2, 16) scheint minder zuverlässig.

Alles was der gemeine Mann brauchte verfertigte er sich selbst; als besondere Künste und Handwerke wurden von Einzelnen nur die Goldarbeit, Malerei und Musik, die Töpferei und die Schifffahrt betrieben (Acosta VI, 16). Die Vornehmen natürlich ließen sich bedienen und hatten Rechner, Goldarbeiter, Maler und Töpfer, Schiffer, Baumeister, Weber und Feldarbeiter in ihrem Sold (Herrera V, 4, 4). Die Spanier fanden in Peru zum Theil Wollenzeuge von so großer Feinheit daß sie zweifelten ob sie nicht von Seide seien; sie wurden an kleinen Webstühlen gewebt und bisweilen mit Figuren aus geschlagenem Golde, mit Edelsteinen und Federn bestickt (Jerez 326, Cieza 452, Oviedo XLVI, 4). Die Peruaner färbten mit ausgezeichnet schönen Farben und so dauerhaft, daß selbst die Farben der wollenen (nicht baumwollenen) Zeuge die man in den Gräbern gefunden hat, vollkommen gut erhalten sind. Diese Stoffe waren häufig mit sonderbaren aber regelmäßig wiederholten bunten Figuren geschmückt (Rivero y T. pl. 37). Die feinsten Webereien waren von Vicuña-Wolle, zu den mittelfeinen nahm man Alpaca-, zu den gröberen Lama- und Huanaco-Wolle (ebend. 224). Hier und da hat sich die Weberei bei den Eingeborenen in großer Ausdehnung bis auf die neuere Zeit erhalten: in Cochabamba und den Dörfern die sonst zu seinem Gebiete gehörten, gab es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegen 2000 Baumwollenweber, welche jährlich 15—16000 Arroben Baumwolle verarbeiteten (Viedma b, § 98, vgl. Stevenson I, 256, II, 21, 92). Bedeutende Wollenmanufacturen der Indianer werden von Alcedo namentlich auch in Riobamba (Quito) erwähnt. Das Spinnen geschah an einer Spindel die sich auf einem Kürbis drehte, und wurde auch im Gehen nicht unterbrochen (Ewbank 118). Gegerbt wurde nicht mit Baumrinde, sondern man weichte die Häute in faulenden Harn ein und klopfte sie dann weich (Rivero y T. 225). Die Thongefäße, welche nicht gebrannt, sondern nur an der Luft getrocknet worden zu sein scheinen (ebend. 228), wurden zum großen Theil in Formen gemacht die das Gefäß zur Hälfte umfaßten; dann fügte man die beiden Hälften zusammen oder bildete wohl auch den oberen Theil aus freier Hand (Ewbank 116, 144).

Man gab ihnen oft groteske Thier- und Menschenformen und wußte sie so einzurichten, daß sie beim Füllen einen Ton hören ließen, z. B. das Miauen einer Katze, wenn eine solche am Gefäße dargestellt war. Manche derselben sind gekoppelt oder selbst aus vier miteinander in Verbindung stehenden Theilen gebildet. Unter den Malereien die sie an sich tragen, sind nur die kleinen Zierrathen sauber und regelmäßig ausgeführt (Abbildungen bei Rivero y T. pl. 10 ff., die schönsten auf pl. 12, 21, 24, 29; Castelnau, Antiquités; bei Ewbank 130 eine Porträt-Büste von Thon in Form eines Trinkgefäßes).

Die religiösen Vorstellungen der Peruaner sind von großer Mannigfaltigkeit und bilden trotz des allgemeinen Nivellirungssystemes der despotischen Incas kein gleichförmiges und in sich abgeschlossenes Ganze, sondern bestehen, wie es scheint, aus ungleichartigen Theilen die aus verschiedenen Zeiten, wohl auch von verschiedenen Völkern herstammen und sich nebeneinander behauptet haben.

Die göttliche Verehrung der Sonne bestand schon vor dem Auftreten der Incas (Balboa 3) und schrieb sich, wie wir gesehen haben, von den alten Aymaras her, den Vorgängern und Lehrmeistern der Inca-Peruaner, deren Königen es darum nahe genug lag als Söhne der Sonne aufzutreten und den Cultus der letzteren überall zu verbreiten wohin ihre Macht reichte, indem sie sich selbst als vom höchsten Gotte entsprungen und zu Herrschern eingesetzt dem Volke gegenüberstellten. Lehrte doch sogar die Sage um die Scheidung der Stände innerhalb des Volkes selbst zu vervollständigen einen vollkommen verschiedenen Ursprung derselben: einst waren drei Eier vom Himmel gefallen, ein goldenes, ein silbernes und ein kupfernes und aus den ersten beiden der hohe und niedere Adel, aus dem dritten die gemeinen Leute hervorgegangen (Desjardins 29 nach Avendano Ms.). Waren es demnach nicht erst, wie Garcilasso (II, 1) sagt, die Incas welche die Sonne als oberste Gottheit einführten, sondern begünstigten sie nur vorzugsweise die Verehrung derselben als des speciellen Gottes ihrer eigenen Familie, so hat anderseits doch auch der Cultus des Pachacamac, des „Weltschöpfers," schon vor ihrer Zeit bestanden: Inca Pachacutec fand, als er die Gegend von Lima eroberte, dort ein altberühmtes Heiligthum dieses höchsten Gottes vor und baute sehr bezeichnend neben dasselbe, aber an der höchsten Stelle einen Sonnentempel (Cieza 422), und seit dieser Zeit blieben Pachacamac und

Cuzco die Orte deren große Tempel das meiste Ansehn im Lande genossen (Acosta V, 12). Vor dieser Eroberung war (nach Balboa, Desjardins 76) der Cultus des Pachacamac den Incas unbekannt. Sonst wurde der Schöpfer des Himmels und der Erde in Peru allgemein Ticeviracocha oder Viracocha genannt (Cieza 396, 444, Acosta V, 4, Herrera V, 4, 4), ein Name der ursprünglich vielleicht mit Pachacamac synonym gewesen ist, wahrscheinlicher aber vielmehr zuerst nur einen Culturheros bezeichnet hat (s. oben p. 393 f.), welcher später mit jenem verschmolzen wurde. Zur Zeit des Inca Capac Yupanqui soll der Cultus des Viracocha über den der Sonne das Uebergewicht erhalten haben (Herrera V, 3, 9), Pachacutec aber erhob in Folge eines Gelübdes den Viracocha selbst über die Sonne, obwohl er den Tempeln desselben weder Ländereien noch Heerden anwies, „weil er als Schöpfer und Herr der Welt nichts dieser Art bedürfe" (Acosta VI, 21). Auf diese Art scheinen die Incas selbst dazu beigetragen zu haben daß ihr Familiengott, die Sonne, in späterer Zeit wieder zurücktrat hinter Pachacamac der mit Viracocha identificirt wurde. Ob es ein förmliches allgemeines Concil der Priester war das in Cuzco versammelt, den Rang der Götter und das Religionssystem überhaupt zu jener Zeit festsetzte, wie erzählt wird (Desjardins 75 nach Balboa 57), lassen wir dahin gestellt.

Daß Pachacamac ursprünglich der Gott der Massen, des eigentlichen Volkes gewesen wäre und Pachacutec seinen Cultus zu untergraben gesucht hätte um den der Sonne an dessen Stelle zu setzen (Rivero y T. 149 f.), ist demnach schwerlich richtig. Wir glauben die Sache vielmehr folgendermaßen auffassen zu müssen. Die Verehrer des Pachacamac scheinen zu zahlreich und mächtig gewesen zu sein als daß es möglich gewesen wäre diesen Gott zu verdrängen, und so griff der kluge Inca zu dem Mittel ihn mit Viracocha zu verschmelzen und vor diesem selbst den Sonnengott zurücktreten zu lassen: er stellte sich schließlich an die Spitze einer Reformation des Glaubens die er nicht hindern zu können sich bewußt war, oder von deren Bekämpfung er hätte befürchten müssen daß sie sein Reich durch Religionskriege zerreißen und vielleicht zertrümmern würde. Garcilasso (II, 2 ff.), als Lobredner der Incas für diese parteiisch, stellt die Sache verkehrter Weise so dar, daß das Volk die sichtbare Sonne angebetet, die Incas aber und ihre Gelehrten (Amautas) bessere religiöse Vorstellungen gehabt

und Pachacamac, die Seele der Welt, den „unbekannten Gott“ der die Welt aus dem Nichts hervorzog, verehrt hätten, während sie doch vielmehr selbst diese Gottheit erst seit der Eroberung der Gegend von Lima durch Pachacutec kennen lernten. Der Name dieses Gottes, fügt er hinzu, war so heilig daß man ihn nicht auszusprechen wagte, und während die Sonne in Tempeln verehrt wurde, geschah sein Cultus ganz nur in den Herzen der Menschen; als äußeres Zeichen desselben küßte man die Luft, wahrscheinlich um die Unkörperlichkeit und Allgegenwart desselben damit anzudeuten. Allerdings wird von mehreren Incas berichtet, daß sie an der Göttlichkeit und Schöpferkraft der Sonne zweifelten (s. die gesammelten Stellen bei Markham 128, Rivero y T. 151, Humboldt, Ans. d. Nat. II, 385),* und es mag wohl sein daß mehrere derselben sich über die Irrthümer des Volksglaubens und ihrer eigenen religiösen Familientradition erhoben hatten, aber dieß schließt nicht aus daß sie erst seit ihrer Bekanntschaft mit Pachacamac die reineren religiösen Vorstellungen, die sie vielleicht schon vorher gewonnen hatten, auch öffentlich bekannten und zu verbreiten suchten, diesen unsichtbaren Gott an die Spitze ihrer Religionslehre stellten und ihn zu einer Reform benutzten, welche ebenso sehr den Zwecken ihrer Staatsklugheit entsprach als sie ein wahrhaft bedeutender Fortschritt auf religiösem Gebiete war.

Unter den Schöpfungssagen der Peruaner — denn sie hatten derer viele und verschiedene — unterscheidet ein Theil den Ticeviracocha,

* „Viele sagen daß die Sonne lebe und daß sie der Schöpfer aller Dinge sei. Wer aber etwas schafft, muß bei dem Dinge sein daß er hervorbringt, und doch entstehen viele Dinge, während die Sonne abwesend ist: also ist sie nicht der Schöpfer aller Dinge. Und daß sie nicht lebendig ist, darf man daraus schließen, daß sie durch ihren Kreislauf nicht müde wird. Wenn sie lebendig wäre, würde sie müde werden wie wir, und wenn sie frei wäre, würde sie auch andere Theile des Himmels besuchen, wohin sie nie kommt. Sie ist wie ein angebundener Gegenstand der stets denselben Kreis beschreibt, oder wie der Pfeil der dahin fliegt wohin man ihn wirft, nicht wohin er selbst gehen will“ (Rede des Tupac-Yupanqui nach P. Blas Valera bei Garcilasso VIII 8). Huayna-Capac soll einst beim Raymi-Feste längere Zeit die Sonne aufmerksam betrachtet und dem Priester der ihn zweimal daran ernstlich mahnte, daß die der Sonne schuldige Ehrfurcht dieß verbiete, geantwortet haben: „Ich will dich zwei Dinge fragen. Ich bin euer König und Herr. Würde einer von euch sich erkühnen mir, wenn es ihm beliebt, zu gebieten daß ich von meinem Sitze mich erhebe und einen weiten Weg mache? Und würde der reichste und mächtigste meiner Vasallen mir den Gehorsam zu weigern wagen, wenn ich ihm befähle sogleich nach Chili zu laufen?“ Da nun der Priester dieß verneinte, fuhr der König fort: „Ich sage dir: es muß über diesem unserem Vater, der Sonne, einen größeren und mächtigeren Her-

welcher dem Süden angehört, ausdrücklich von Pachacamac, und nur in der von Bruder Betanzos (bei Garcia V, 7) mitgetheilten Tradition scheint er mit Con* oder Conn zusammengeworfen zu werden, dem sonst stets ein nördlicher Ursprung zugeschrieben wird. Diese letztere lautet folgendermaßen. Aus einem See in der Provinz Collasuyu (Titicaca-See?) stieg einst Contice Viracocha (Con Ticeviracocha) mit seinen Begleitern herauf; er bildete die Sonne an dem Orte wo jetzt Tiaguanaco steht, dann die anderen Gestirne, zuletzt in verschiedenen Gegenden auch steinerne Menschen, die er von seinen Gefährten bei Namen rufen ließ. Sie wurden dadurch zu lebendigen Menschen und kamen als solche aus Quellen Flüssen und Seen heraus. Später übermüthig geworden, empörten sie sich gegen den Gott der sie geschaffen hatte, er ließ sie jedoch seine Macht fühlen; sie bauten ihm Tempel mit ungeheuern Statuen und verehrten ihn, jener aber ging mit seinen Begleitern endlich zu Schiffe auf das Meer und verschwand (vgl. auch oben p. 393, Acosta I, 25 und Herrera V, 3, 6). Ursprünglich verschieden sowohl von Ticeviracocha als auch unter sich scheinen Con und Pachacamac zu sein, welche die Sage gewöhnlich in Beziehung zu einander setzt, und zwar so, daß jener diesem vorausging. Con, der wohl erst nach einem späteren Zusatz der Incas als Sohn der Sonne bezeichnet wird (Gomara 233), kam aus dem Norden; er formte die Berge und Thäler nach seinem Willen und schuf die Menschen die zuerst lange Zeit ihm gehorsam waren; später wurden sie jedoch lasterhaft und er strafte sie dafür, indem er das fruchtbare Land veröden ließ, damit sie sich darin nur mit Mühe ernähren könnten. Da kam der mächtigere Pachacamac, ein Sohn der Sonne und des Mondes, vom Süden her, wie wenigstens P. Simon (II, 4, 1) hinzufügt, vor welchem sich Con zurückzog, verwandelte die von jenem geschaffenen Menschen in Thiere, schuf neue und theilte ihnen die Gaben und Lehren mit deren sie bedurften (Garcia V, 8, Zarate I, 57; Rivero y T. 143 erzählen die Sage etwas anders). Indessen bemerkt P. Si-

ren geben als sie, der ihr gebietet diesen Weg zu machen den sie täglich beschreibt ohne Aufenthalt; denn wäre sie selbst der höchste Herr, so würde sie nicht ewig denselben Weg durchlaufen, sondern nach Gefallen ausruhen, auch wenn sie es nicht nöthig hätte" (Acosta, vgl. Balboa 59).

* Es ist ein Zusammentreffen das wir wenigstens nicht mit Stillschweigen übergehen wollen, daß bei den Araucanern der Bote welcher die Versammlung der Häuptlinge zusammenzuberufen hatte, denselben Namen führte. (s. oben III, 513).

mon ausdrücklich daß es in den einzelnen Theilen von Peru verschiedene Sagen über die Schöpfung des Menschen gab. Nach dem Berichte des Augustinermönchs (1555) bei Ternaux (Recueil de documents p. 87, 95) nannten die Eingeborenen von Guamachuco im Süden von Caxamarca den Schöpfer der Welt Ataguju, und erzählten von ihm daß er zuerst, da er allein war, zwei andere Götter geschaffen habe; diese sendeten einen vierten Gott Guamansuri auf die Erde, dessen einer, aus einem Eie geborener Sohn auf Ataguju's Befehl mit einer goldenen Hacke ausging und mit einem Schlage derselben in die Erde der dortigen Bevölkerung das Dasein gab. Doch scheint auch der Cultus des Pachacamac in jener Gegend nicht unbekannt gewesen zu sein (ebend. 109). Die Huancas wollten von einem Manne und einer Frau abstammen die aus einer Quelle kamen, welche von ihnen heilig gehalten, mit einem Tempel (Guaribilca) versehen und mit heiligen Bäumen umpflanzt wurde (Cieza 432).

Sagen von Riesen die in alter Zeit die Erde bevölkerten, finden sich mehrfach (Cieza 405) und stehen gleich denen von großen Wasserfluthen aus welchen sich nur wenige Menschen retteten,* mit der Schöpfungsgeschichte in Verbindung: so bei den Collas (Cieza 443) und Huancas (Herrera V, 3, 6); auch in Quito gab es eine solche Fluthsage, die jedoch in Velasco's (I, 4, 2, 8) Darstellung offenbar mit Elementen der mosaischen Genesis versetzt ist. Die Menschen, heißt es, bargen sich in Höhlen die sie sorgfältig verschlossen, um abzuwarten bis das Wasser sich verlaufe (Garcia V, 8). Vielleicht haben die vielen Höhlen mit ungeheuern Mengen von Menschenknochen, wie sie sich z. B. beim Dorfe Tusy finden (Castelnau IV, 214) zur Entstehung solcher Traditionen die Veranlassung gegeben. Den Untergang der Welt erwartete man durch große Dürrung herbeigeführt zu sehen und glaubte daß die Sonne dann verschwinden und der Mond herabfallen werde (Zarate I, 59, Levin. Apoll. 34, Velasco I, 4, 11, 18); aus Furcht davor und wahrscheinlich um es zu hindern, machte man daher bei eintretenden Finsternissen großen Lärm (Gomara 233, Ternaux a. a. O. 108). Der Zusammenhaug in welchem das Prügeln von Hunden bei Mondfinsternissen mit diesen stand, ist unbekannt,

* Nach einer derselben, sagt Prescott (I, 82), waren es wie in Mexico (?) deren sieben, welche später aus ihrem Versteck wieder hervorkamen und die Erde neu bevölkerten.

und der von Garcilasso (II, 23) dafür angegebene Grund, daß man den Mond der die Hunde liebe, dadurch habe zum Mitleid stimmen wollen, wenig glaublich.

Wie es um den Monotheismus stand den Garcilasso den Inca-Peruanern und insbesondere den Incas selbst zuschreiben möchte, bedarf nach dem Vorstehenden keiner weiteren Erläuterung. Pachacamac war allerdings der allgemeinste und höchste Gott. Sein Ansehn war so groß, daß man aus weiter Ferne und selbst durch Feindesland sicher zu seinem Tempel wallfahrtete, er wurde bei jeder Gelegenheit angerufen, man dankte ihm und bot ihm eine Gabe dar, selbst wenn man nur etwas Erde oder einen Stein zu geben hatte — es sollen auf diese Weise die Pyramiden entstanden sein die sich oft hoch oben auf den Bergen finden (Rivero y T. 149) —, aber er war weit entfernt der einzige Gott der Peruaner zu sein, ja es scheint daß er schon in der älteren Zeit für einen großen Theil des Volkes in ähnlicher Weise in den Hintergrund getreten ist, wie dieß später der Fall war, da man seine Existenz zwar zugab, aber nur noch die Erdbeben von ihm herleitete, die er schicke wenn er zur Erde herabsteige um die Menschen zu besuchen und — zu zählen (Skinner I, 157). In welchem Verhältnisse er zu dem bösen Principe Sopay oder Supay stand, einem Geiste im Innern der Erde, an den sich der Glaube ebenfalls bis in die neuere Zeit erhalten hat (ebend. 158), ist nicht näher bekannt (Cieza 415). Eine besonders wichtige Rolle scheint dieser nicht gespielt zu haben, doch wurden ihm in manchen Gegenden kleine Kinder geopfert. Garcilasso's (II, 1) Versicherung daß dem peruanischen Volke der Mond zwar als die Mutter der Incas und darum als heilig gegolten hätte, aber nicht eigentlich als Göttin von ihm verehrt worden wäre, und daß es ebenso eine Menge von andern Gegenständen heilig (huaca, guaca) gehalten hätte ohne darum in wirklichen Polytheismus zu verfallen, ist nicht bloß an sich unwahrscheinlich, weil der Volksglaube überhaupt sich solcher Unterschiede nicht bewußt zu sein pflegt, sondern hat auch das Zeugniß aller andern Berichterstatter gegen sich.

Nach Acosta (V, 4) wären Viracocha (Pachacamac), die Sonne und der Donner, zugleich der Gott des Regens und der Witterung überhaupt (Herrera V, 4, 4), gleichsam die oberen Götter der Peruaner gewesen, da diese drei auf eine andere Weise als die übrigen Götter verehrt wurden; insbesondere zog man eine Art von Hand-

schuh an ehe man die Hand zu ihnen erhob. Anderwärts findet sich nichts von einem solchen Unterschied, sondern es stand nach dem Volksglauben neben der Sonne die als Weltschöpfer galt, der Mond als dessen Weib und die Erde als Mutter der Menschen und aller Dinge die sie trägt (Gomara 232). Die gewöhnlichen Angaben kennen überhaupt keinen Unterschied des Ranges unter den Göttern: nächst der Sonne wurden der Mond, unter den Sternen besonders Venus und die Plejaden, der Donner und der Regenbogen, die Erde und das Meer als Götter angesehen. Auch Quellen und Flüsse, Felsen und Berge, selbst Thiere, Pflanzen und alle ungewöhnlich gestalteten Gegenstände glaubten die Peruaner von höheren Geistern beseelt: wie man der Erde Mais und Chicha darbrachte um eine gute Ernte von ihr zu erhalten, so opferte man den Flußgöttern, damit sie ihre Fische spendeten oder den Uebergang über das Wasser gestatteten, Raubthieren um den Schaden abzuwenden den sie thun könnten, und nützlichen Thieren um ihr Gedeihen zu fördern, das man sich von dem Thiere am Himmel oder von dem Sternbilde abhängig dachte, welches mit ihnen von gleicher Art war und das Leben der irdischen Thiere lenkte (Acosta V, 4 f., Herrera V, 4, 4, Desjardins 96 ff. nach Arriaga, Extirpacion de la idolatria de los Indios del Peru. Lima 1621). Die Huancas verehrten von Thieren vorzüglich den Hund, und daraus erklärt es sich, wie Humboldt (Ans. d. Nat. I, 135) bemerkt, daß sich in den alten Gräbern der Gegend von Huancaya bisweilen Hundeschädel und selbst Mumien von ganzen Hunden finden. Der Grund der Heilighaltung dieses Thieres ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß in der Sage von der großen Fluth in welcher die Menschen großentheils zu Grunde gingen, bei den Peruanern dem Hunde die Rolle zugewiesen wird welche in der mosaischen Schöpfungsgeschichte die Taube spielt (Levin. Apoll. 34). Vielleicht daß die Prügel die er bei Mondfinsternissen erhielt, ihn an seine Schuldigkeit im Falle ähnlicher Gefahr wirksam erinnern sollten.

Hiermit ist indessen die Reihe der Gegenstände welche die Peruaner verehrten, noch nicht geschlossen. Jedem besonderen Geschäfte, der Jagd, dem Fischfang, der Feldarbeit u. s. f. stand ein besonderer Gott vor: unter den Göttern des Feldes behüteten die einen die Ernte, die andern die Heerden, noch andere schützten die Grenzen, die Bewässerungsanstalten u. s. f., und jeder Einzelne hielt sich mit seiner Vereh-

rung an die Gottheit welche ihm am meisten zusagte (Gomara 232, Arriaga a. a. O.). Die Gegenstände denen der Cultus galt, waren an verschiedenen Orten verschieden. Es gehörten zu ihnen ferner die Gräber der Vorfahren und namentlich die Mumien derselben, auch hatte jede Familie ihre Laren und Penaten (Conopas oder Canopas) in Form von Steinen von eigenthümlicher Gestalt und Farbe, die oft dem Todten an den Hals gehenkt und mit ihm begraben wurden. Die Anzahl der Götter war unbeschränkt, sie hatten die verschiedensten Thier- und Menschengestalten oder waren auch fast ganz formlos, und die Heilighaltung vieler hing nur von individueller Zuneigung und Liebhaberei ab: so consequent die Incas den Sonnencultus allerwärts einführten und so despotisch sie fast auf allen Gebieten des Lebens die persönliche Freiheit beschränkten, dem Aberglauben scheinen sie neben der Staatsreligion eine völlig unbegrenzte Ausbreitung gestattet zu haben. Der Huacas oder Heiligthümer gab es eine ungeheure Menge, und ihre Verehrung war noch im 17. Jahrhundert sehr ausgedehnt. Man bezeichnete mit diesem Namen nicht speciell die Götter der einzelnen Provinzen und Dörfer, wie Rivero y Tschudi (163) angeben, überhaupt keine besondere und bestimmte Klasse von Göttern, sondern Alles was als wunderbar erschien und eine gewisse religiöse Ehrfurcht einflößte (Garcilasso II, 4), sowohl die Tempel und Adoratorien als auch die Götzenbilder (Cieza 412, Acosta V, 9, Gomara 232) und selbst die Steine welche in manchen Tempeln die Sonne repräsentirten (Levin. Apoll. 34), insbesondere aber die großen Gräber welche ganze Familien umschlossen (Cieza 416).

Auch die Incas selbst wurden nach ihrem Tode als Götter verehrt: sie stammten aus dem Göttergeschlechte der Sonne und gingen nach Vollendung ihrer irdischen Laufbahn zu den Göttern zurück. Dem verstorbenen Herrscher verblieben sein ganzer Haushalt und seine Schätze zu eigen, sein Vermögen wurde dazu verwendet den Tempel zu unterhalten der seine Leiche einschloß, ein großes Dienstpersonal und namentlich seine eigene Familie blieb ganz seinem Cultus geweiht (Acosta V, 6, Andagoya bei Navarrete III, 433, Herrera V, 3, 9). Die Statue des lebenden Inca wurde ihm selbst gleich geehrt, doch soll nur Huayna Capac schon bei Lebzeiten sich göttliche Ehre haben erweisen lassen (Acosta V, 6, VI, 22). Es ist bekannt daß die Eingeborenen auch den Spaniern anfangs mit einer gewissen religiösen Ver-

ehrung entgegenkamen und sie als „Viracochas" begrüßten, was sich nach Desjardins (67) sogar bis auf die neuere Zeit erhalten hätte, obwohl schon Herrera versichert daß die Conquistadoren durch ihre Handlungsweise und namentlich durch die Hinrichtung Atahualpa's in kurzer Zeit dieses günstige Vorurtheil und damit ihre moralische Macht über die Indianer zerstörten. Prescott (I, 258) ist der Ansicht daß man sie Kinder der Sonne nannte wegen ihrer weißen Farbe, der glänzenden Waffen und des Feuergewehrs, das sie gleich Göttern mit Donner und Blitz ausgerüstet erscheinen ließ. Mochten diese Umstände allerdings mächtig genug auf die Phantasie der Peruaner wirken, so lag doch, wie Acosta (VI, 22) sagt, ein weiterer Grund für jene Ansicht noch darin, daß sie glaubten, die Spanier zögen dem gefangenen Huascar zu Hülfe: hauptsächlich als dessen vermuthliche Befreier galten sie für Boten des Himmels. Eine andere und höchst wahrscheinlich die richtigste Auffassung der Sache findet sich indessen bei Garcilasso (V, 21): der Inca Viracocha führte seinen Namen von der bärtigen Gestalt in langen Kleidern die ihm einst erschien; so dachte man sich das Aussehen des Gottes Viracocha und übertrug dessen Namen auf die ankommenden Spanier weil sie diesem Gotte wirklich zu gleichen schienen. Es bedarf kaum der Bemerkung daß wichtiger als diese Aufklärung über den Ursprung der erwähnten Benennung das daran sich knüpfende interessante Ergebniß ist, daß die Vorstellung welche man sich von dem Aeußeren jenes Gottes machte, ziemlich nahe mit den gigantischen Steinbildern von Tiaguanaco übereinkam, die in lange Gewänder gekleidet und wenigstens nach Rivero y Tschudi's (294) Beschreibung auch mit Bärten versehen sind — eine neue nicht unwichtige Stütze für die oben ausgesprochene Ansicht, daß der Gott Viracocha ein alter Culturheros der Peruaner war der dem Süden des Landes, insbesondere der Gegend des Titicaca-See's angehörte.

Die Menge der Tempel, besonders der Sonnentempel, war in Peru sehr bedeutend; jeder größere Ort besaß einen solchen. Gewöhnlich stand er auf dem höchst gelegenen Platze in oder vor der Stadt, war mit einer Mauer umgeben und hatte einen mit Bäumen bepflanzten Hof (Jerez 327, 330). Zwar wird auch von Tempeln erzählt die nur aus großen runden Mauern bestanden, innerhalb deren hohe Bäume gleich Schiffsmasten aufgerichtet waren (Bericht des Augustinermönchs bei Ternaux a. a. O. 87), meistens aber waren sie ansehn-

liche Gebäude, die man mit großem Reichthum und glänzender Pracht ausgestattet, oft sogar überladen hatte. Arbeit und Kosten wurden bei ihrer Herstellung so wenig gespart, daß man z. B. die Steine zum Sonnentempel in Tomebamba von Cuzco herbeigeschafft haben soll (Cieza 397). Der Eingang derselben lag stets auf der Ostseite (Levin. Apoll. 18) und die größeren von ihnen bestanden (nach einer jedoch nur wenig sichern Abstraction die Rivero y T. p. 243 hauptsächlich aus Garcilasso III, 20 f. entnommen zu haben scheinen) immer aus je sieben Räumen die untereinander in Verbindung standen und noch viele kleine Gemächer neben sich hatten; die fünf ersten waren der Sonne, dem Monde, den Sternen, dem Blitz und dem Regenbogen geweiht, die beiden letzten zu Berathungen der Priester und Wohnungen für die Tempeldiener bestimmt. Der große Tempel auf der Titicaca-Insel, den Inca Yupanqui (Pachacutec?) erbaute (Herrera V, 3, 13), wurde von 600 Männern und 1000 Mädchen bedient (Sancho bei Ramucio III, 413, vgl. über diesen Tempel auch Garcilasso III, 25), der von Guanuco soll sogar ein Dienstpersonal von 30000 Menschen gehabt haben (Cieza 428), doch sind in dieser Zahl, wenn sie überhaupt richtig ist, jedenfalls alle die Familien einbegriffen, welche an den dortigen Tempel zu steuern und Frohnen für ihn zu verrichten hatten.

Von den beiden berühmtesten und größten Tempeln die es gab, dem des Pachacamac und dem Sonnentempel in Cuzco, stand der erstere 4 leguas von Lima in dem Thale Pachacamac. Schon Oviedo (XLVI, 11) erzählt von vielen verfallenen Mauern die man dort zu seiner Zeit sah und folgert daraus, daß diese Bauten in ein hohes Alterthum hinaufreichen müssen. Da jene Gegend überhaupt, wie wir gesehen haben, erst von Inca Pachacutec erobert wurde, begreift man schwer die Angabe Herrera's (V, 3, 14) daß der „alte" große Tempel der Incas der von Pachacamac gewesen sei. Es beruht dieß entweder auf einem Irrthum oder ist von dem Sonnentempel zu verstehen, der von 5 Mauern umgeben (Jerez 340, Oviedo a. a. O., d'Estete bei Ramusio III, 394) in der Nähe auf einem Hügel stand. Der Tempel des Pachacamac war das nationale Heiligthum der Peruaner. Man kam 300 leguas weit her um dort zu opfern und das Orakel zu befragen, welches unter allen die es im Lande gab, bei weitem das größte Ansehn genoß (Jerez 336, 339, Anonymus bei Ramusio

III, 376); doch war dieses nicht unmittelbar mit dem Tempel verbunden, sondern lag einige Stunden von ihm entfernt im Thale von Rimac, aus dessen Namen durch veränderte Aussprache der von Lima geworden ist (Garcilasso VI, 30). Der Tempel galt als so heilig, daß man nicht einmal seine Mauern berühren durfte (Anonymus a. a. O.), obwohl er auf einem künstlichen Hügel nur von Adoben und Erde erbaut war (Cieza 421) und in seiner Ausstattung überhaupt nicht die Pracht zeigte welche die Sonnentempel der Incas auszeichnete — auch diese größere Einfachheit legt Zeugniß ab für sein höheres Alterthum. Zwar hatte er viele Thüren die wie die Wände schön bemalt waren, hauptsächlich mit wilden Thieren (ebend., Jerez 339), aber das so hoch verehrte Idol war nur ein hölzernes Bild, schmutzig und häßlich und in einem sehr dunklen übelriechenden Saale aufgestellt, den man fest verschlossen hielt (ebend., d'Estete a. a. O., Oviedo XLVI, 11 und 15). Auch auf den Straßen, auf den Thoren der dabei liegenden Stadt und in ihrer ganzen Umgebung standen wie in der des Tempels selbst zahlreiche Götzenbilder, und in der Nähe des letzteren begraben zu werden war ein Vorzug der außer sehr vornehmen Personen nur Pilgern zutheil wurde, die mit Gaben aus der Ferne gekommen und hier gestorben waren (Cieza 421). — Im Nordwesten des peruanischen Reiches fanden die Conquistadoren im Jahre 1526 die kleine Insel S. Clara (bei Puná) unbewohnt: sie war ebenfalls ein nationales Heiligthum; es gab dort steinerne Idole mit Menschenköpfen die oben in eine Spitze ausliefen; ebenso verhielt es sich mit der Plata-Insel (Cieza 357, Herrera III, 10, 4, IV, 2, 8).

In Cuzco, das mehr als 400 Adoratorien gehabt haben soll (Acosta VI, 19), war der Bau des großen Sonnentempels von Inca Yupanqui (Pachacutec?) begonnen, von Tupac-Yupanqui und Huayna-Capac fortgesetzt worden (Herrera V, 3, 13 und 16). Rivero y Tschudi (244) beschreiben ihn nach den alten Quellen, hauptsächlich nach Garcilasso (III, 20), folgendermaßen. Er war von einer starken Mauer umgeben, hatte über 400 Schritte im Umfang und das Mauerwerk aus dem er bestand, war durchgängig von so schöner Arbeit, daß keine Fuge daran zu sehen war. Außen an der Mauer des Tempels, deren Höhe nicht mehr als zwei Klafter betrug, lief ein Gürtel von Gold herum. Die Wände waren mit Goldziegeln überzogen und auf der Westseite das aus Gold und Edelsteinen bestehende Son-

nenbild so angebracht, daß es sogleich von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen wurde (Herrera V, 4, 4). Zu beiden Seiten des letzteren saßen die einbalsamirten Leichen der Incas auf goldenen Sesseln. Ein Vestibül führte zu den fünf nächsten Räumen, unter denen der dem Monde geweihte alles das von Silber enthielt was in dem der Sonne von Gold war. Ferner gab es in dem Sonnentempel fünf Quellen, deren Wasser durch unterirdische Röhren fortgeleitet wurde und mit ihm in Verbindung standen große Gärten die mit Thieren Bäumen und Pflanzen ganz von Gold geschmückt waren (Garcilasso III, 23 f.).

Die Götzenbilder welche die Tempel enthielten, bestanden aus verschiedenem Material und hatten die verschiedensten Gestalten: sie waren von Gold, Silber, Stein, Thon oder Holz; die menschlich gestalteten unter ihnen hatten zum Theil Stäbe in der Hand und eine Kopfbedeckung die einer Bischoffsmütze glich, von Thieren werden namentlich Widder (Lamas) und Schlangen genannt (Gomara 232, Levin. Apoll. 18). Auch ein viereckiges Marmorkreuz wurde von den Incas verehrt (Garcilasso II, 3), und der Cultus des Kreuzes, von dessen Bedeutung man übrigens nichts Näheres weiß, war auch sonst in Peru heimisch. Nur im äußersten Norden des Reiches, in Pasto, hat man keine Götzenbilder gefunden (Cieza 385). Sonst aber scheinen die Peruaner deren kaum genug haben erhalten zu können, da sie sogar die Idole der von ihnen besiegten Völker in ihre eigenen Tempel aufzunehmen pflegten, freilich nicht um sie selbst zu verehren, auch nicht um sie gefangen zu nehmen und an Ausübung ihrer Macht zu hindern, sondern nur aus politischer Klugheit, um dadurch noch eine Bürgschaft mehr für den Gehorsam der Völker zu erhalten denen sie angehörten. Die Maßregel stand wahrscheinlich stets im Zusammenhang mit der oben besprochenen Einrichtung der Mitimaes: die Besiegten mußten zwar den Sonnencultus annehmen, daneben aber ließ man ihnen ihre eigenen Götter, indem man aber die letzteren in peruanische Tempel übertrug, gewann man den doppelten Vortheil, daß beide Arten des Cultus miteinander verschmolzen wurden und die Bewohner des eroberten Landes sich ohne Schwierigkeit zu einem Wechsel des Wohnortes bewegen ließen, da sie aus Anhänglichkeit an ihre alten Götter diesen gern nachzogen (Acosta V, 12, Herrera V, 4, 4, Skinner I, 147, Velasco I, 4, 11, 19).

Es entsprach der hohen Bedeutung und Stellung welche das Religionswesen im Leben der Peruaner überhaupt einnahm, daß die Priester im höchsten Ansehn standen. Sie waren in mehrere Klassen getheilt, die höheren Priester gehörten dem Königsgeschlechte, die niederen dem Adel an und der Oberpriester stand nur dem Inca selbst im Range nach (Garcilasso II, 9). Sie trugen weiße Kleider, führten ein zurückgezogenes und keusches Leben und manche von ihnen blieben unverheirathet; der Genuß von Salz und anderem Gewürz war ihnen untersagt, sie hatten eine lange und schwere Lehrzeit durchzumachen, Nachtwachen, harte Fasten und Büßungen bei vielen Gelegenheiten zu bestehen (Gomara 232, Oviedo XLVI, 17). Insbesondere waren sie immer einer mehrtägigen Enthaltsamkeit jeder Art unterworfen, ehe sie sich dem Gotte nahen und religiöse Handlungen verrichten durften; sie, die vom Gotte selbst Erwählten, waren dafür aber auch die Einzigen welche zu ihm Zutritt hatten (Jerez 339, d'Estete bei Ramusio III, 393, Levin. Apoll. 34) und in wehklagendem Tone und in einer dem Volke unverständlichen, nur für den Cultus bestimmten Sprache zu ihm redeten (Gomara 232). Mochte der gemeine Mann unterwegs auf einem Berge oder an einem Kreuzweg, eingedenk der Götter die ihn schützten, ihnen eine Sandale, etwas Coca, ein Paar Augenwimpern darbringen (Acosta V, 5), oder in eine Quelle oder einen Teich, den Göttern dankend die das Menschengeschlecht aus dem Wasser hatten heraufsteigen lassen, einige Muscheln hinabwerfen (ebend. 18), so blieb es doch ausschließlich den Priestern vorbehalten in den Tempeln den Göttern die für sie bestimmten Opfergaben darzubieten. Diese bestanden in Coca, Chicha, Mais und anderen Früchten, in Blumen und Thieren, entweder in Natur oder in Gold und Silber nachgebildet, in bunten Federn, guten Steinen, edlen Metallen von den verschiedensten Formen und anderen kostbaren oder doch werthvollen Gegenständen (Acosta V, 18, Jerez 339, Gomara 232, Herrera V, 4, 5). In Cuzco allein sollen der Sonne jährlich an 200000 Lamas geopfert worden sein (Rivero y T. 195); Acosta (a. a. O.) spricht nur von einem Lama das täglich geschlachtet und von einem Kleide das als Opfer dort verbrannt worden sei: dem Opferthiere wurde der Kopf zur Sonne hingewendet und einige Worte dabei gesprochen. Bei besonders wichtigen Gelegenheiten, wie vor dem Auszug in den Krieg, verbrannte man viele Vögel als

Opfer, schlachtete einen schwarzen Widder (s. oben III, 513) und schwarze Hunde. Mit dem Blute des Opfers bestrichen die Priester das Gesicht des Götzenbildes, die Thüren des Tempels und der Gräber, und untersuchten Herz und Lungen desselben um aus ihnen den Willen der Götter zu erkunden und Vorbedeutungen zu gewinnen; waren die Zeichen ungünstig, so wurde nicht selten das Opfer wiederholt bis sich bessere einstellten (Jerez 327, Gomara 232, Garcilasso VI, 22, Herrera V, 4, 5). Auch noch andere Weisen des Wahrsagens waren in Uebung: man bediente sich dazu aufgeschütteter Haufen von Mais, abgerissener Spinnenbeine u. dergl., auch Träume, der Flug der Vögel und die Inspiration die man mit Hülfe narkotischer Mittel zu Wege brachte, gaben dazu Gelegenheit (Rivero y T. 180). Um Orakel konnte der Gott natürlich ebenfalls nur durch den Priester befragt werden, und dieß geschah nur Nachts und mit abgewendetem Gesichte (Herrera V, 4, 4).

Menschenopfer, behauptet Garcilasso (I, 11, II, 8) seien nur in alter Zeit, unter den Incas aber nicht mehr vorgekommen, sondern von diesen an dem einzigen Orte wo sie bei hohen Festen üblich gewesen, in Pachacamac bei den Yuncas, vielmehr abgeschafft worden (VI, 30 f.), doch widerspricht er sich selbst wenigstens insofern, als er von den Yuncas erzählt sie seien schon lange vor Pachacutec, der die Menschenopfer ihnen verboten habe, von den Incas unterworfen worden. Nach Prescott (I, 98) hätten solche Opfer zwar stattgefunden, aber nur selten und bei außerordentlichen Gelegenheiten. Allerdings fand Pizarro anfangs keine Spur davon, überzeugte sich aber später von der Richtigkeit der Sache (Oviedo XLVI, 15, Herrera V, 1, 3), und Cieza's (402, 408, 421, 438) Angaben schreiben zwar den Eingeborenen von Puna und der Gegend um Guayaquil, bei denen sich mit Asche ausgestopfte Menschenhäute fanden, den Gebrauch zu ihre Kriegsgefangenen zu opfern, scheinen aber sonst die Menschenopfer bei den Inca-Peruanern als selten zu bezeichnen. Daß diese bisweilen selbst die eigenen Kinder ihren Göttern schlachten ließen, wenn es die Priester forderten, wird mehrfach versichert (Anonymus bei Ramusio III, 372, Acosta V, 25); besonders soll es von Seiten vornehmer Leute in schwerer Krankheit geschehen sein, um die Gottheit zu bewegen daß sie sich mit dem Leben des Kindes begnüge und das des Vaters schone (Acosta V, 19, Herrera V, 4, 5); und diese Opfer gin-

gen freudig zum Tode (Jerez 327). Wie sie ihre eigenen Landsleute und nächsten Angehörigen ihren Göttern hingaben, so boten sie bisweilen auch sich selbst als Opfer dar (Oviedo XLVI, 4). Am häufigsten wurden Knaben von 4—10 Jahren dem Tode geweiht, seltener Mädchen: es geschah vor dem Auszug zum Kriege, bei Krankheit des Inca für dessen Genesung und bei seiner Inauguration zum Herrscher. In letzterem Falle wurde dem Viracocha ein Knabe dargebracht; bei anderen Gelegenheiten erhielt die Sonne oder auch der Gott des Donners einen solchen, und die Modalität des Opfers war dieselbe wie in Mexico: die Brust wurde geöffnet, das Herz herausgerissen und noch zitternd dem Götzen dargereicht, welchem man, wie es scheint, das Blut zu genießen geben wollte (Acosta V, 4, 19 f., VI, 12, Oviedo XLVI, 17, Levin. Apoll. 34, Herrera V, 4, 1). Auch dem Todten pflegte man (es ist unbekannt zu welchem Zwecke) mit dem Blute geopferter Kinder einen Strich von einem Ohre zum andern zu ziehen (Acosta V, 7). Garcia (III, 3, 4), der den Angaben des Bruder Betanzos folgt, berichtet wie Herrera (V, 4, 5), daß bei der Inauguration des Inca nicht ein Knabe, sondern 200 Kinder geschlachtet worden seien, und fügt hinzu daß nach Pachacutec's Willen beim Tode des Herrschers sogar deren 1000, von denen viele dem Adel angehörten, auf diese Weise ihren Tod gefunden hätten. Rivero y Tschudi (193) haben Ersteres zwar nacherzählt, doch muß man gestehen daß die Einführung neuer massenhafter Menschenopfer gerade durch den Inca, welchem Garcilasso ihre gänzliche Abschaffung zuschreibt und dem die Peruaner eine wohlthätige Reformation des religiösen Glaubens zu verdanken hatten, wenig wahrscheinlich ist, zumal da in keiner andern der älteren uns bekannten Quellen etwas hiervon zu lesen steht. Auch beim Erntefest (Herrera V, 4, 6) und bei verheerenden Epidemien sollen Kinder geopfert, in einigen Provinzen sogar das erstgeborene Kind, in anderen immer eines von Zwillingskindern von diesem Schicksal betroffen worden sein (Rivero y T. 193, 195). Nach Balboa war es Inca Yupanqui der das erste Menschenopfer veranstalten ließ aus Rache an einem besiegten Feinde; von zahlreichen Opfern dieser Art ist jedoch bei ihm keine Rede.

Weiber und Diener folgten dem Herrscher allerdings in Menge in den Tod, dem Huayna-Capac allein angeblich gegen 1000 Angehörige seiner Familie und seines Hauses (Acosta V, 7, VI, 22); in vielen

Provinzen des Reiches wurden mit vornehmen Leuten außer ihren Waffen und Schätzen auch ihre Weiber lebendig begraben, oder diese hingen sich beim Tode des Mannes an ihren eigenen Haaren auf (Cieza 385, 394, 404, 415 und sonst, Oviedo XLVI, 17, Levin. Apoll. 34, Herrera V, 1, 1), aber diese Opfer müssen schon deshalb anders beurtheilt werden als die vorher erwähnten, weil sie nicht wie diese den Göttern gebracht wurden um von ihnen eine Gnade für die Lebenden zu erlangen, sondern nur um dem Todten die seinem Range entsprechende Begleitung in das andere Leben mitzugeben, noch mehr aber darum, weil Weiber und Diener des Inca, wenn nicht immer, doch sehr häufig und in großer Zahl ihrem Herren aus freier Wahl in's Jenseits folgten und sich dieß der Sitte gemäß gar nicht nehmen ließen, wie dieß beim Tode des Atahualpa und vorher schon bei dem des Huascar geschah (Garcilasso VI, 5, Herrera V, 3, 5).

Um von der Sonne etwas zu erbitten bestieg der Priester oder ein Fürst — denn das Volk scheint kein eigentliches Gebet verrichtet zu haben — Morgens bei Sonnenaufgang eine steinerne Bühne und sprach gesenkten Hauptes ein Gebet, bald die Hände zusammenschlagend bald sie reibend (Benzoni III, 20). Sie beteten zu den Göttern indem sie die Hände öffneten und ein schnalzendes Geräusch machten wie beim Küssen (Acosta V, 4, Herrera V, 4, 4). Alles Unglück von dem jemand betroffen wurde, galt für die Folge der von ihm begangenen Sünden: daher pflegte man diese beim Priester zu beichten, vornämlich in eigener Krankheit oder wenn ein Kind oder der Inca von einer solchen befallen wurde — doch beichtete der letztere selbst nur der Sonne. Diese Sitte herrschte wenigstens in den südlichen Provinzen, in denen von Cuzco und Collao (Bericht des Augustiners a. a. O. 111). Die bekannten Sünden mußten als Geheimniß vom Priester bewahrt werden, wenn auch nicht ohne gewisse Beschränkungen. Ob nichts verschwiegen worden sei bei der Beichte, erfuhr der Priester durch Loos-werfen oder Opferschau, und ertheilte, wenn diese ungünstig ausfielen, eine harte Züchtigung; war das Geständniß dagegen vollständig gewesen, so erfolgte die Abwaschung der Sünden in einem Flusse der sie mit sich fortführen sollte zum Meere, und endlich die Sühne derselben durch die Fasten Büßungen und Opfer die der Priester auferlegte (Acosta V, 25, Herrera V, 4, 5). Nach Rivero y Tschudi (178) ging das Sündenbekenntniß, auf welches man sich durch mehr-

tägige Fasten vorbereitete, den hohen Festen voraus: wer es ablegen wollte, blies etwas Asche die vom Brandopfer zurückgeblieben und von dem Priester auf einen Stein gelegt worden war, von diesem herunter, erhielt von dem Beichtiger einen kleinen Stein, wusch sich den Kopf an einem heiligen Orte und gab jenem ein buntes Thonkügelchen das an einem Cactusdorn steckte. Letzteres wurde nach der Beichte vom Priester zerbrochen und nur wenn es in drei Stücke zerfiel, galt jene für genügend; auch mußte das Beichtkind eine Handvoll Mais in eine Schale werfen und die Zahl der Körner durfte keine ungerade sein, wenn das Bekenntniß für wirksam sollte erklärt werden können; es folgte der Ausspruch des Priesters über die zu leistende Sühne und bisweilen die Anlegung neuer Kleider. Die Büßungen waren oft sehr hart, namentlich findet sich das Auspeitschen mit Nesseln erwähnt (Acosta V, 17); Fasten wurden vor jeder wichtigen Unternehmung gehalten, am feierlichsten in weißen Kleidern, wie dieß fünf bis sechs Tage lang vor der Bestellung der Felder, vor dem Ausmarsch in den Krieg und vor dem Beginne der Arbeit in den Goldminen gewöhnlich war (Oviedo XLVI, 17).

Eigentliche Priesterinnen gab es in Peru wahrscheinlich zwar nicht, aber mit den Sonnentempeln verbunden war eine Art von Klöstern, in denen Mädchen völlig abgeschlossen zusammenwohnten, welche nur mit Spinnen Weben und Bereitung von Chicha und Maisbrod für den Inca beschäftigt, den Nonnen gleich die Verpflichtung zu lebenslänglicher Keuschheit hatten. Sie hießen „Frauen der Sonne“ und Viele von ihnen blieben im Tempel und zu dessen Dienst bestimmt, manche kamen, dem Inca vorgestellt und von ihm erlesen (obwohl dieser, wie es heißt, nicht einmal selbst ihre Wohnung betreten durfte) an den Hof nach Cuzco, manche auch wurden den Göttern geopfert (Garcilasso IV, 1 ff., Acosta V, 15). Die Verletzung der Keuschheit von Seiten einer dieser Jungfrauen, welche jedoch nach Garcilasso gar nicht vorgekommen wäre, sollte an ihr selbst durch Lebendigbegraben, an dem Verführer und dessen ganzem Geburtsort mit völliger Vertilgung von der Erde gestraft werden; nur wenn sie beschwor daß sie nicht von einem irdischen Manne, sondern von der Sonne selbst empfangen habe, wurde sie mit einer bloßen Züchtigung entlassen und ihr Kind geschont (Gomara 232, Levin. Apoll. 36). Ob in diesem Falle etwa unter der Sonne die Söhne des von ihr ent-

sprungenen Incageschlechtes zu verstehen seien, findet sich nirgends angedeutet. Molina (bei Oviedo XLVI, 16) ist der einzige welcher jene Verpflichtung der Tempeljungfrauen zur Keuschheit oder wenigstens deren Beobachtung in Abrede stellt. Daß die Bewachung derselben nicht durch Matronen, sondern wenigstens zum Theil durch Eunuchen geschehen sei, geben außer ihm auch andere Berichterstatter an (Cieza 397, Gomara 232, Fernandez II, 3, 11, Garcia IV, 19, 3). Inca Pachacutec soll diese Frauenklöster eingerichtet haben (Garcia a. a. O. nach Betanzos), und es gab seitdem deren viele im peruanischen Reiche, überall in Verbindung mit den Tempeln. Das von Cuzco soll über 1000 Jungfrauen enthalten haben die alle aus königlichem Geblüte stammten, in den Provinzen scheinen Mädchen aus allen Ständen in diese Häuser aufgenommen worden zu sein, aus denen der Inca seine Concubinen wählte (Garcilasso a. a. O); so gab es z. B. in Caranque beim Sonnentempel ein solches Kloster mit 200 Jungfrauen die nur für den Tempel spannen und webten (Cieza 389, 406). Viele von diesen Mädchen wurden vom Inca auch an Günstlinge oder Vasallen gegeben, doch nie eine von denen welche er vorher für sich selbst ausgewählt hatte. Nach Torquemada (IX, 16) wären die Klosterjungfrauen immer nur drei Jahre im Tempel geblieben und dann durch andere ersetzt worden, der Inca hätte drei von ihnen zu Priesterinnen der Sonne bestimmt, drei für sich selbst erlesen, die übrigen aber an Untergebene verheirathet oder frei gegeben.

In jedem Monate des Jahres war ein Fest, zu dessen Feier wenigstens hundert Lamas geopfert wurden (Acosta V, 27). Das höchste unter ihnen, das Raymi-Fest, galt (wie die meisten hohen Feste) der Sonne und fiel auf das Frühlingsäquinoctium. Der wichtigste Theil desselben scheint darin bestanden zu haben, daß nach dreitägigen Fasten der Inca selbst die Sonne feierlich begrüßte, ihr einen Trunk darbot, und daß dann ein schwarzes Lamm geopfert wurde, von dem gute Vorzeichen zu erhalten eine Sache von der größten Bedeutung war (Garcilasso VI, 20 ff.); ferner gehörte dazu daß im Sonnentempel ein neues Feuer angezündet wurde, welches man wo möglich von der Sonne selbst nahm mit Hülfe eines Brennspiegels; konnte dieß nicht geschehen, so gewann man es durch Aneinanderreiben zweier Stücken Holz (ebend.). Man stellte bei diesem Feste drei Statuen der Sonne (Vater Sohn und Bruder der Sonne) und drei des Don-

ners auf und verband mit ihm die Wehrhaftmachung der jungen Leute aus dem Incageschlechte indem man ihnen die Ohren durchbohrte* (Acosta V, 27). Der Inca theilte am Raymi-Feste Brod und Chicha an das Hofgesinde aus; auch die Fremden, welche indessen bei der Feier selbst nicht anwesend sein durften, sondern den Schauplatz zu verlassen hatten, erhielten nach ihrer Rückkehr etwas von diesem Brode das von den Sonnenjungfrauen bereitet und mit dem Blute der geopferten Lamas versetzt worden war. Eben solches Brod wurde auch an dem Pitua-Feste genossen, bei welchem alle Götzenbilder vor dem Erscheinen des neuen Mondlichtes auf einen Platz zusammengebracht wurden, und das Volk sich geißelte unter dem Rufe daß das Böse fortgehen solle (Desjardins 114 ff. nach Arriaga). Von diesem Feste erzählt auch Acosta (V, 27) mit dem Zusatz daß man sich dabei in einem Flusse wusch um alles Uebel zu entfernen. Nach Rivero y Tschudi (189) soll es auf das Herbstäquinoctium gefallen (vgl. Balboa 126) und jenes Brod, das man zum Einreiben des Körpers gebraucht hätte, mit dem Blute von fünf- bis sechsjährigen Kindern gemischt gewesen sein. Außer den vier großen Sonnenfesten an den Aequinoctien und Solstitien, gab es noch viele andere, beim Eintritt des neuen Mondlichtes, beim Beginne der Feldarbeit, die durch den Inca selbst eröffnet wurde, und bei andern Gelegenheiten. Trunkenheit soll dabei allerdings gewöhnlich gewesen sein, aber Menschenfleisch wurde nicht verzehrt (Gomara 232).

Ueber die Musik der alten Peruaner ist nur sehr Weniges bekannt; wir wissen nicht einmal ob sie beim Cultus eine bedeutendere Rolle spielte. Die musikalischen Instrumente waren von sehr einfacher Art: Trommeln, Glocken, eine Art von Zither von fünf oder sieben Saiten und einige Blasinstrumente, unter denen das beste eine Art Pansflöte von Rohr oder Stein war; vermittelst der an ihr angebrachten Löcher, welche bald offen gelassen bald geschlossen wurden, ließen sich zwei verschiedene Accorde darauf angeben (Abbildung bei Rivero y T. pl. 32, vgl. Garcilasso II, 26). Die Peruaner sollen schöne Me-

* In der Beschreibung der Feste bei Rivero y Tschudi (190) scheint das über das vierte Fest des Jahres Gesagte vielmehr auf das erste bezogen werden zu müssen, doch liegen widersprechende Angaben sowohl über die Zeit des Jahresanfanges (s. unten) als auch darüber vor, ob das Raymi-Fest mit der feierlichen Durchbohrung der Ohren zusammenfiel oder nicht (vergl. Balboa 124, 128).

lodien gehabt haben, vielstimmige Musik aber war, wie es scheint, ihnen unbekannt. Die Beispiele in Noten welche sich bei Rivero y T. (135 ff.) finden, sind wohl nur in Rücksicht der Melodie zuverlässig; was sonst von ihnen über die Musik beigebracht wird, ist unklar und läßt sich aus diesem Grunde nicht weiter verwerthen. Die Spanier haben sich in Peru, außer manchem Andern das in ihre Sitten von den Indianern übergegangen ist, namentlich auch deren Gesänge angeeignet (Brackenridge a, II, 164), von denen sich bei Weddell (199) zwei besonders interessante Beispiele in Noten finden.

Es herrschte in Peru der Glaube daß der guten Menschen ein anderes glückliches Leben im Jenseits warte, die schlechten dagegen ein elendes Loos treffen werde (Acosta V, 7), doch dachten sie sich das erstere — bezeichnend genug für die irdische Lebenslage des Volkes — nicht voll sinnlicher Genüsse, sondern vielmehr nur als sorglos und frei von Leiden; ja sie sollen sogar eine Wiederbelebung des Leibes und einstige Rückkehr in's irdische Leben angenommen haben, das sie ebenso wiederzufinden erwarteten wie sie es verlassen hatten, und mit Beziehung hierauf hätten nach Garcilasso (II, 7) namentlich die Incas die ihnen ausgefallenen Haare und abgeschnittenen Nägel sorgfältig aufbewahrt. Was Gomara (234) von der leiblichen Auferstehung der Todten erzählt, an die sie geglaubt hätten, scheint indessen bei ihm nur eine Folgerung aus dem Umstande zu sein, daß sie die Spanier baten die Gebeine der Todten nicht umherzuwerfen. Als Richter der Todten galten die Götter Pachacamac und Con (Rivero y T. 148). Die Meinung daß die Seelen der Menschen nach dem Tode in Thiere übergehen, hat man neuerdings bei den Yumbos in Quijos gefunden (Osculati 112).

Die Art und Weise des Begräbnisses war in den einzelnen Theilen von Peru erheblich verschieden. Im Süden bei den Collas, welche besonders prächtige Leichenbegängnisse mit vielen Opfern zu halten und später den Todten durch Erinnerungsfeste von ähnlicher Art zu feiern pflegten, baute man auf dem Grabe einen viereckigen Thurm dessen Thür nach Osten lag (Cieza 415, 443). In Cuzco wurde der Todte schön angezogen und erhielt im Grabe die sitzende oder kauernde Stellung (ebnd.), wie dieß in Peru überhaupt häufig, doch nicht allgemein gebräuchlich war (v. Tschudi, Peru II, 393). Insbesondere brachte man die Leichen welche in Töpfen aufbewahrt wurden — selbst

Gold und Silbervasen wurden dazu verwendet und alsdann dicht verschlossen — in diese zusammengebogene Stellung und richtete ihnen das Gesicht nach Westen (Rivero y T. 199 ff.); oft aber gab man dem Todten auch eine ausgestreckte Lage (Hall II, 73). In Jauja nähte man ihn in ein frisches Lamafell ein und behielt ihn im Hause, in anderen Gegenden, z. B. in Pasto, machte man in der Tiefe ein großes geräumiges Grab (Cieza 416, 385). Die Reichen ließen sich gewöhnlich im Freien neben einem Götzenbilde beerdigen, und man stellte auf dem Grabe entweder das Bild des Verstorbenen selbst oder das Sinnbild seines Standes und Geschäftes auf: Bogen und Pfeil für den Jäger, für den Goldarbeiter den Hammer u. s. f. (Gomara 234, Oviedo XLVI, 17). Die vornehmen Todten erhielten, wie schon erwähnt, ihre Waffen und Schätze mit in's Grab, Weiber und Diener folgten ihnen in den Tod; auch gab man ihnen oft einige kleine Hausgötter, immer aber Speise und Trank, Mais und Chicha mit, ja man öffnete sogar von Zeit zu Zeit das Grab wieder um ihnen den Vorrath an Lebensmitteln zu erneuern (Cieza 416) oder ließ ihnen durch einen von außen hineinführenden Kanal an Festtagen Chicha zufließen. Die Todtenklage dauerte je nach dem Range des Verstorbenen vier, fünf oder selbst zehn Tage (Cieza 416). Hier und da gab es auch eine Art von Erbbegräbnissen oder Familiengrüften und diese führten vorzugsweise den Namen Guacas (ebend.). Oviedo (XLVI, 16) beschreibt sie als viereckige Räume von 15' Weite, so daß sie zehn bis zwölf Personen aufnehmen konnten, und mit einem Loche in der Mitte um Getränk dadurch hinabzugießen.

Von neueren Reisenden werden die Gräber auf verschiedene Weise geschildert, sie scheinen von sehr mannigfaltiger Form und Anlage zu sein. Bald haben sie die Gestalt eines ovalen Backofens und bestehen aus Adoben, bald sind sie, wie namentlich in der Sierra viereckig und ausgemauert, doch finden sich hier auch Gräber von ovaler Gestalt und in manchen Gegenden auf dem Westabhange der Cordilleren solche welche die Form eines Obelisken haben; häufig sind von Adoben gebaute Gräber um welche reihenweise oder im Halbkreis andere angelegt sind, wahrscheinlich die Gräber der gemeinen Leute welche das ihres Herren umgeben (v. Tschudi II, 397, Riv. y T. 200). Skinner (II, 190) giebt an daß sie außen von konischer Gestalt, die Spitze jedoch mit hartem Thon verdeckt und der obere Theil aus Pfählen und

Rohr gemacht seien. Bayer (266) fand Gräber von wieder anderer Form: er schildert sie viereckig, von künstlich zusammengelegten Steinen gebaut und oben flach mit Steinen gedeckt, 6—12′ hoch und 6—8′ lang und breit; an der Ostseite befindet sich eine kleine offenstehende Thür in welcher wie in einer Nische der Todte sitzt. Dieß scheinen die großen gemauerten Gewölbe zu sein in denen die Incas und andere große Herren begraben wurden (Gomara 234, Zarate I, 65, Herrera V, 1, 1). An der ganzen nördlichen Küste, besonders im Gebiet des Gran Chimu, waren nach Desjardins (168) künstliche konische Hügel die Begräbnißplätze, welche aus übereinander gelegten Todten in kauernder Stellung bestanden, im Gebirge wurden die Leichen in Felsenhöhlen niedergelegt deren Zugang man verschloß, an der Küste im Süden vergrub man sie in den Sand ebenfalls in sitzender Stellung.

Die alten Gräber im Lande der Aymaras haben das Eigenthümliche daß sie über der Erde stehen: Erdhügel von der Form eines rechtwinkligen Parallelepiped's, das sich nach oben erweitert, 3—4 Meter hoch, 5 Meter breit und meist weniger als 2 Meter dick ist. Die an der Ostseite liegende Thür von dreieckiger Gestalt hat 1 Meter Höhe, bisweilen ist sie auch viereckig und oben gerundet. Im Innern befindet sich eine Kammer von 1—1½ Meter Höhe. So beschreibt sie Castelnau (III, 355, Antiquités pl. 1) in der Gegend des Titicaca-See's, beim Dorfe Ancacato, das unweit der Lagune von Yorona liegt welche der Desaguadero bildet, und 1 lieue östlich von Oruro. Es scheint dieselbe Form der Gräber zu sein welche Andrews (II, 147) westlich von Andamarca fand und als häufig vorkommend bezeichnet (vergl. auch Weddell 75). Die Todten saßen im Innern ringsum an den Wänden (d'Orbigny I, 325). Anderwärts bestanden die Gräber der Aymaras aus kleinen Häusern von Luftbacksteinen mit schiefem Dach, oder aus viereckigen Thürmen von mehreren Stockwerken, wie wir oben nach Cieza bei den Collas angegeben haben; häufig lagen sie in Menge zusammen und bildeten große Todtenstädte (ebend.). Desjardins (168) bemerkt daß es meist konische Hügel mit einer engen Thür seien, deren mehrere, meist aber nur zwei nebeneinander liegen; sie sind aus Adoben gebaut, mit Stroh gedeckt und die Kammer im Innern — bisweilen sind auch zwei Kammern, die eine über, die andere unter der Erde — ist mit abwechselnden Lagen von Leichen und

Erde ausgefüllt. Wieder etwas anders waren die taubenhausartigen Gräber von 5—6' Durchmesser und 12—14' Höhe eingerichtet welche Frezier (237) an der Küste in der Gegend von Ilo fand. Ein bei Schoolcraft (V, 658) beschriebenes Grab von Arica war 5½' lang 4' tief und 2½' weit, hatte innen senkrechte glatt getünchte Wände und war oben mit 2" dicken Steinen geplattet. Die Atacamas begraben ihre Todten in ausgemauerten Gräbern und geben ihnen die oft erwähnte kauernde Stellung (d'Orbigny I, 331).

Die Leichen der Vornehmen und namentlich die der Incas wurden von den Peruanern einbalsamirt mit Wohlgerüchen (Garcilasso III, 20, Acosta VI, 21 f., Gomara 278). Auf welche Weise dieß geschah wissen wir zwar nicht, doch liegt kein Grund vor es zu bezweifeln. Die kostbaren Mumien der Incas saßen im Sonnentempel auf Stühlen und die Hauptfrau des Inca wurde, wie es heißt, ebenfalls als Mumie in dem Tempel des Mondes aufgestellt. Auch den alten Beherrschern von Quito soll nach Fray Marcos de Niza dieß geschehen und sie dann in einem Pyramidengrab beigesetzt worden sein (Rivero y T. 198). Die vielen mumificirten Leichen dagegen welche man in den Küstengegenden so häufig gefunden hat, sind nicht durch ein künstliches Verfahren, sondern nur durch den Einfluß des Bodens und des Klima's in diesem Zustande erhalten worden (nähere Beschreibung derselben ebend. 202, vgl. pl. 1 ff.). Sie sind mit Tüchern von verschiedener Art vielfach fest umwickelt und zeigen die bekannte zusammengekrümmte Stellung; öfters sind ihnen goldene silberne kupferne oder thönerne Figuren beigegeben, welche Menschen in verschiedener Tracht, Vögel, Fische, vierfüßige Thiere u. dergl. darstellen, von Harzen und Balsam die angewendet wären, findet sich an ihnen keine Spur; an der Luft zerfallen manche von ihnen sogleich in Staub (Skinner II, 190). Eine Menge solcher alten Leichen in feinen Wollkleidern hat man im Jahre 1830 in der Nähe von Cobija ausgegraben (d'Orbigny I, 337), andere dieser Art, welche ebenfalls vollkommen gut erhalten waren, an der Küste zwischen Iquique und Callao (Stieglitz, Cabinet peruanischer Mumien, wo die Angabe daß sich an ihnen statt der Schneidezähne nur Zähne mit breiten Kronen gefunden hätten, wohl bloß darauf beruht, daß die Abnutzung der ersteren unbemerkt geblieben ist). Unter diesen natürlichen Mumien kommen selbst solche von einem Fötus und einem Papagei vor (Rivero

y T. pl. 1 ff.). In den Gräbern von Arica hat man bei ihnen Irdenwaaren mit Lebensmitteln und ein Hundeskelett gefunden, ganz ebenso wie es ein Missionär (1755) in der Provinz Chincha sah (Schoolcraft V, 658, Lettres édif. II, 225).

Das Volk zu heben und zu bilden lag, wie wir gesehen haben, gar nicht in der Absicht der Incas. Alle Bildung und besonders alle gelehrten Kenntnisse blieben ausschließliches Eigenthum der höchsten Stände und knüpften sich hauptsächlich an das Verständniß der Quipos, die ein immerhin dürftiger Ersatz der Schrift, aber doch eine recht sinnreiche Aushülfe waren. Sie bestanden in einem Bündel miteinander verknüpfter Schnüre von gedrehter Wolle, welche sich in Haupt- und Nebenäste von verschiedenen Farben verzweigten und mit Knoten von verschiedener Art versehen waren (Abbildung bei Kingsb. IV). Wie groß und verwickelt diese Knotenschnüre bisweilen waren, läßt sich daraus ermessen, daß man in Lurin ein solches Bündel gefunden hat das ½ Arroba, ⅛ Centner wog (Rivero y T. 104). Am leichtesten und unmittelbarsten dienten sie zur Bezeichnung einer Reihe von Zahlenangaben. Jede Farbe hatte nämlich eine bestimmte Bedeutung: Roth bedeutete Krieg oder Soldaten, Gelb war das Sinnbild des Goldes, Weiß das des Silbers und des Friedens, mit Grün wurde der Mais bezeichnet u. s. f.; der einfache, doppelte, dreifache Knoten stand beziehungsweise für die Zahl 10, 100, 1000. Es kam daher nur darauf an die Gegenstände deren Register durch die Quipos dargestellt werden sollte, in einer bestimmten Reihenfolge dem Gedächtniß einzuprägen; war dieß geschehen, so hatte es keine Schwierigkeit von dem Register Gebrauch zu machen (Garcilasso VI, 8). Das Rechnen, worin die Peruaner sehr geschickt gewesen sein sollen (ebend. II, 26), wurde dadurch in vielen Fällen erleichtert; in anderen bedienten sie sich mit gleicher Gewandtheit zu verwickelten Rechnungen eines Haufens Maiskörner (Acosta VI, 8). Die Quipos wurden aber nicht allein zur Herstellung von Tributverzeichnissen Soldatenlisten und anderen statistischen Angaben benutzt bei denen es vorzüglich auf Zahlbestimmungen ankam, sondern einige derselben bezogen sich auf die Regierungsangelegenheiten und vertraten die Stelle von Gesetzbüchern, an andere knüpfte sich die Tradition der historischen Ereignisse, wieder andere vermittelten die Kenntniß des religiösen Cultus und seiner mannigfaltigen Ceremonien, noch andere stellten eine Art von Kataster

vor. Bei allen Rechtsstreitigkeiten waren die Quiposverständigen (Quipcocamayo, Quippucamayoc) die wichtigsten Auskunftspersonen, doch konnten ihnen freilich ihre Knotenschnüre nicht als eine Art von Schrift, sondern nur als eine Summe mnemonischer Zeichen dienen, durch welche sie zur Reproduction dessen veranlaßt wurden was sie vorher mit Hülfe derselben von Andern gelernt hatten (Garcilasso VI, 9, Acosta I, 25, VI, 8, Herrera V, 4, 1). Jede Art der Quipos bedurfte eines besonderen Studiums und war daher auch einer eigenen Klasse von Gelehrten anvertraut, und es gab in jeder Provinz des Reiches solche Gelehrte die an der Hand dieses Hülfsmittels dem Volke bei gewissen festlichen Gelegenheiten seine frühere Geschichte vortrugen (Levin. Apoll. 20). Indessen scheint auch das Volk diese Kunst sich wenigstens theilweise angeeignet und vielfach ausgeübt zu haben, da Acosta erzählt daß eine zum Christenthum bekehrte Frau ein ausführliches Sündenbekenntniß ihres ganzen Lebens zum Zwecke der Beichte in solchen Knotenschnüren angefertigt hatte, während Andere sich kleiner Steine bedienten aus denen sie eine Art von Rad herstellten um sich das Memoriren des Vaterunser, das Ave Maria und Credo zu erleichtern. Daß der Gebrauch der Quipos allgemeiner verbreitet war, läßt auch der Umstand schließen, daß es nicht allein in Süd-Peru noch heutzutage einige Quipos-Gelehrte geben soll, die jedoch aus der Sache ein Geheimniß machen (Rivero y T. 106) — Stevenson (II, 155) behauptet einen solchen selbst gekannt zu haben —, sondern daß auch die Hirten der Puna sich noch jetzt derselben bedienen. Die erste Schnur des Bündels giebt ihnen die Stiere, die zweite die Kühe an, welche wieder in melkende und nicht melkende eingetheilt sind, auf den folgenden Schnüren stehen die Kälber nach Alter und Geschlecht verzeichnet, dann folgen die Schafe, die Anzahl der erlegten Füchse, zuletzt das gefallene Vieh. Andere Quipos bezeichnen den Ertrag an Milch Wolle Käse u. s. f., wobei jede Rubrik ihre besondere Farbe hat oder durch eine eigenthümlich gedrehte Schnur kenntlich gemacht ist (v. Tschudi, Peru II, 384). In Quito gab es, wie Brasseur nach Velasco anführt, Platten von Holz, Stein oder Thon, welche die Stelle historischer Jahrbücher vertraten: man hatte sie in mehrere Felder getheilt und in diese verschiedenartige, künstlich geschnittene kleine Steine eingesetzt, die in ähnlicher Weise wie die Farben und Knoten an den Quipos dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen bestimmt waren.

Nach einer neueren Behauptung (L'Institut 1845 II, 75) hätten die Aymaras eine wirkliche Schrift besessen, die den ägyptischen Hieroglyphen nicht unähnlich gewesen wäre und sich noch an monolithischen Monumenten unweit Tiaguanaco finden soll. Auch v. Tschudi (Peru II, 387) erwähnt Spuren von Hieroglyphenschrift, doch fehlt es darüber an hinreichend bestimmter Nachweisung. Mancherlei Figuren auf Stein und auf Metall, welche er für Bilderschrift hält und auf die Zeit vor dem Auftreten der Incas zurückzuführen geneigt ist, finden sich allerdings in mehreren Beispielen: 8 leguas nördlich von Arequipa, ferner in einem alten Gebäude des Dorfes Huaytara (Provinz Castro-Vireyna) und in der Nähe von Huari (Rivero y T. 101). Die meisten der von ihm wiedergegebenen Zeichen bestehen nur aus verwickelten Verschlingungen einer und derselben Linie; ihr vereinzeltes Vorkommen aber und unsre Unbekanntschaft mit ihrem Ursprung und Zweck, scheint keinen sicheren Schluß zu erlauben, da man sich jedenfalls hüten muß ohne Weiteres für Bilderschrift zu erklären was sich dem Aehnliches bei einem Volke findet, von welchem nicht hinreichend feststeht daß es je eine solche besessen habe. Daß die Inca-Peruaner wenigstens nichts hatten das wirklicher Schrift ähnlich war, ergiebt sich, wie Desjardins (8) richtig bemerkt, mit großer Wahrscheinlichkeit daraus, daß die laufenden Boten welche die Beförderung wichtiger Nachrichten besorgten, diese auswendig lernen und einander mündlich überliefern mußten. Den Besitz von Bilderschrift hat Zarate (I, 22) den Peruanern ganz abgesprochen, befindet sich aber mit Acosta (VI, 4 u. 8) in dieser Hinsicht im Widerspruch, welcher ausdrücklich bezeugt, daß sie sich einer solchen bedienten, obwohl ihre Bilder unvollkommener und roher gewesen seien als die der Mexicaner. Sie standen in Rücksicht ihrer Baukunst und ihres Ackerbaues zwar höher, in Hinsicht auf astronomische Kenntnisse und die ersten Anfänge zur Schreibkunst dagegen minder hoch als letztere, von denen sie übrigens in ihrer Staatsverfassung und ihrem Religionswesen durchgreifend verschieden waren (Prescott I, 148). Die Stelle bei Garcia (II, 1, 2), welche Humboldt (Vues 307) neben Acosta als Zeugniß für den Gebrauch von Bilderschrift in Peru anführt, enthält nur die Folgerung auf die Ausübung dieser Kunst welche damit begründet wird, daß die bekehrten Peruaner wie die Mexicaner die zehn Gebote zu malen und mit anderen Zeichen ihre Uebertretungen derselben dar-

zustellen pflegten; außerdem aber stellt sie die offenbar übertriebene Behauptung auf, daß die Knotenschrift der Peruaner noch weit sinnreicher gewesen sei als die Bilderschrift der Mexicaner, was jedenfalls nicht dazu dienen kann unser Vertrauen in die Kenntnisse des Berichterstatters über diese Dinge zu erhöhen.

Die Gelehrten (Amautas) gehörten, wie es schint, nicht nothwendig dem Priesterstande an. Die Quiposverständigen bildeten den Haupttheil derseben; dann gab es besondere Astrologen, Naturkundige und Botaniker, Liederdichter und Religionslehrer, Zeichner und Maler u. s. f. Für alle diese finden sich einheimische Namen (s. bei Velasco I, 4, 12, 8); auch besitzt die Quechua-Sprache eine Menge von Wörtern die auf eine gewisse Höhe der Abstraction und auf eine bedeutendere Cultur des Geistes überhaupt schließen lassen. Mit Unrecht hat Acosta (V, 3) behauptet daß ein Wort zur Bezeichnung der Gottheit ihr fehle; es findet sich nicht nur dieses, sondern ebenso auch besondere Ausdrücke für die Begriffe: Geist, Denken, ewig, Schönheit, Weisheit u. dergl. (Velasco I, 4, 12, 23). Ueber die Ausbreitung und Beschaffenheit der wissenschaftlichen Kenntnisse welche die Peruaner besaßen, ist nur sehr Weniges bekannt. Die Heilkunst, obwohl auf die Kenntniß einiger Arzeneipflanzen gestützt, scheint auf einer ziemlich niedrigen Stufe bei ihnen gestanden zu haben: Garcilasso (II, 24 f.) spricht hauptsächlich von Purganzen und Aderläßen die als Heilmittel angewendet wurden; sonst scheint die ärztliche Praxis sich meist der Zauberei bedient zu haben, von welcher sie überall ursprünglich ausgeht und von der sie sich immer nur langsam und mit Mühe losmacht. Garcilasso (II, 26) erzählt ferner von Städteplänen und Zeichnungen ganzer Landschaften, einer Art von Landkarten die es gab. Die speciellen geographischen Kenntnisse der Peruaner müssen daher zu einem höheren Grade der Ausbildung gediehen sein, wenn auch ihre allgemeinen geographischen Vorstellungen unentwickelt und verworren geblieben sein mögen. Der wichtigste Beitrag zur Charakteristik der Bildungsstufe auf welcher sie in wissenschaftlicher Hinsicht standen, ergiebt sich aus dem was über die bei ihnen gebräuchliche Zeitrechnung berichtet wird.

Das Jahr bestand aus 12 Mondmonaten, die zusammen, wie Humboldt (Vues 129) bemerkt hat, 354 Tage 8 Stunden und 48 Minuten ausmachen. Es bedurfte daher einer Ergänzung von

11 Tagen um es mit dem Sonnenjahre auszugleichen. Ob die Einschaltung dieser ähnlich wie in Mexico am Ende eines jeden Jahres vorgenommen worden und auf diese Weise eine „müßige Zeit" entstanden sei, welche je zwei aufeinander folgende Jahre von einander trennte, wissen wir nicht mit Sicherheit. Rivero y Tschudi (127) behaupten es, wogegen Herrera (V, 4, 5) angiebt, es seien die 12 Schalttage (denn so viele nimmt er an) den einzelnen Monaten des Jahres beigegeben worden. Auch die Collas (Aymaras?) hatten einige Kenntnisse von dem Laufe der Sonne und des Mondes, ihr Jahr bestand aber nur aus 10 Monaten (Cieza 444). Der Anfang des peruanischen Jahres fiel auf das Wintersolstitium, wenigstens seit der Zeit des Inca Pachacutec (Acosta VI, 3, Garcilasso II, 22, Balboa 124), dessen reformatorische Thätigkeit sich ebenso auf den Kalender wie auf das Religionswesen erstreckt zu haben scheint. Nach Herrera (V, 4, 5) hätte der Jahresanfang in früherer Zeit im Monat Januar stattgefunden, wäre aber später auf den December verlegt worden. Andere setzen ihn auf das Sommersolstitium, wie dieß nach Rivero y Tschudi (128) in Quito der Fall gewesen sein soll, obwohl die (ebend. 129) beigefügte Stelle aus Velasco vielmehr das Frühlingsäquinoctium als den Zeitpunkt zu bezeichnen scheint mit welchem das Jahr in Quito anfing. Diego Fernandez (II, 3, 10), bei welchem sich die Namen der Monate angegeben finden, bezeichnet unsern Juni als den ersten Monat des Jahres: dieser wurde ganz von Festlichkeiten in Anspruch genommen; die nächstfolgenden waren hauptsächlich der Feldarbeit gewidmet; im vierten wurden die Festkleider von den Weibern gewebt, im fünften Chicha in großer Menge bereitet; der sechste brachte das Fest der Ohrendurchbohrung, der siebente militärische Uebungen und Manöver; im achten fanden viele Trinkgelage (religiöse Feste?) statt, im neunten wurde wieder auf den Feldern gearbeitet, auf den elften und zwölften fiel die Maisernte.

Wenn Desjardins (122) behauptet die Jahresrechnung der Peruaner sei genauer gewesen als die der Mexicaner, so kann dieß das Vertrauen sowohl zu seiner eigenen Sachkenntniß als auch zu den unedirten Quellen aus denen er Vieles geschöpft haben will, ohne sie indessen jemals speciell zu citiren, nur erschüttern; was aber Montesinos von der Genauigkeit der Intercalationen und von den zehn-, hundert- und tausendjährigen Cyclen erzählt, deren sich die Peruaner

bedient hätten, ist ganz unglaubwürdig. Geometrische Kenntnisse scheinen ihnen gefehlt zu haben. Welchen Gebrauch sie von den Beobachtungen der Venus und der Plejaden machten die sie anstellten, ist unbekannt, aber es wird allgemein versichert daß sie auf den Hügeln in der Nähe von Cuzco 12 Pfeiler oder cylindrische Thürme* errichtet hatten, welche nicht allein die Punkte bezeichneten an denen die Sonne in jedem Monate des Jahres auf- und unterging, sondern auch das Mittel an die Hand gaben durch Beobachtungen der Solstitien und Aequinoctien das Mondjahr nach dem Laufe der Sonne zu corrigiren (Acosta VI, 3, Garcilasso II, 22, Cieza 437, Herrera V, 4, 5). Die Solstitien wurden nach Garcilasso dadurch festgestellt, daß die Sonne genau zwischen zwei kleinen Thürmen die 18—20' voneinander entfernt waren, auf-, und zwischen zwei anderen unterging. Beide Paare von Thürmen standen wieder zwischen zwei größeren Thürmen welche nur als Beobachtungsorte dienten, die einen im Osten, die anderen im Westen der Stadt Cuzco. (Vielleicht war demnach der eine dieser größeren Thürme der Standort des Beobachters, während der andere ihm die Visirlinie angab). Ferner war innerhalb eines Ringes in der Mitte eine Säule aufgestellt und eine Linie genau von Osten nach Westen gezogen — durch welches Verfahren die Peruaner diese Linie herstellten, wird nicht angegeben —, und man wußte daß Tag und Nacht einander gleich waren, wenn jene Linie vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang genau in der Mitte des Schattens lag den die Säule warf, und wenn um Mittag die Säule ringsum beleuchtet und kein Schatten derselben mehr sichtbar war** (quando la sombra tomava la raya de medio á medio, desde que salia el sol hasta que se ponia y que á medio dia bañava la

* Daß Acosta von je acht solchen Thürmen auf jeder Seite der Stadt rede, wie de Laet angiebt, scheint auf einem Irrthum zu beruhen.

** Die Unwissenheit Garcilasso's nicht allein in Rücksicht der Himmelserscheinungen von denen er spricht, sondern auch in Hinsicht der Einrichtungen welche die Peruaner zum Zwecke ihrer astronomischen Beobachtungen getroffen haben, kommt hier deutlich zu Tage, denn nur an einem Orte der unter dem Aequator läge, nicht für Cuzco das fast 14° nach Süden von diesem entfernt ist, würde zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche der Schatten einer Säule den ganzen Tag über genau die Richtung von Osten nach Westen haben und zugleich um Mittag in sich selbst hineinfallen. Auf die Weise wie es Garcilasso beschreibt, konnten also die Peruaner unmöglich verfahren um die Aequinoctien zu bestimmen. Man muß sich wundern daß Rivero y Tschudi Garcilasso's Angaben ausführlich und wörtlich mitgetheilt haben ohne diese Bemerkung zu machen.

luz del sol toda la coluna en deredor senza hacer sombra á parte alguna — Garcilasso II, 22 bei Rivero y T. p. 125). Nach Prescott's (I, 116) Angabe dienten den Peruanern die cylindrischen Thürme um Azimuthbestimmungen zu machen und sie fanden die Solstitien durch die Messung der Schattenlängen derselben.

Die Peruaner hatten Fabeln in Prosa, aber auch an poetischen Erzeugnissen fehlte es ihnen nicht; namentlich wurden die historischen Ereignisse in poetischer Form bearbeitet um dadurch dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen und ihre Ueberlieferung an die Nachwelt zu erleichtern und zu sichern (Garcilasso VI, 9). Sie besaßen ferner Liebeslieder und Gedichte mythologischen Inhaltes, von denen Garcilasso (II, 27) zwei Proben mitgetheilt hat, ihre bedeutendsten Schöpfungen auf diesem Gebiete aber waren Trauerspiele, deren Stoff hauptsächlich der Kriegsgeschichte entnommen wurde und die Lustspiele welche sich im Kreise des ländlichen und häußlichen Lebens bewegten. Freilich bilden christliche Gebetsformeln, Katechismen und dergl. den Hauptheil dessen was von literarischen Produkten in der Quechua-Sprache jetzt noch übrig ist, doch leben im Munde des Volkes auch noch sehr schöne alte Gesänge. In den Liebesliedern wurden viersilbige Verse allein gebraucht oder viersilbige abwechselnd mit dreisilbigen, in den Siegesliedern bediente man sich der sechssilbigen, in der Komödie und der Elegie, welche letztere vorzüglich den Schmerz der unglücklichen Liebe aussprach, waren achtsilbige eingeführt. Gereimt waren die Verse nur zum Theil (Rivero y T. 113). Beispiele dieser Poesien finden sich bei v. Tschudi (Peru II, 382, Kechua-Sprache II, 69), ein elegisches Liebesgedicht bei Rivero y Tschudi (114). Wir geben hier nur das eine aus Garcilasso wieder.

Schöne Fürstin
Deine Urne
Schlägt dein Bruder
Jetzt in Stücke.
Von dem Schlage
Donnert es, blitzt es
Und wetterleuchtet es
Doch du Fürstin,
Dein Gewässer
Gießend regnest
Und mitunter
Hagel oder

Schnee entsendest.
Weltenbauer
Weltbeleber
Viracocha
Zu dem Amte
Dich bestimmte
Und dich weihete.

Aus dem von Tschudi mitgetheilten Drama Ollanta, das zur Zeit der Incas auf dem öffentlichen Platze von Cuzco aufgeführt worden sein soll, Proben zu geben fehlt uns der Raum. Der Gegenstand dieses Stückes gehörte dem Ende des 14. und dem Anfang des 15. Jahrhunders an, die Abfassung desselben wird von Einigen in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts gesetzt, von Andern aber für neuer gehalten. Die vorhandenen Kopien stammen theils aus dem 16. theils aus dem 17. Jahrhundert. Was Markham (172 ff.) aus demselben Drama mittheilt, will er von einem Nachkommen des Incageschlechtes selbst erhalten haben, doch erregt es Zweifel an seiner Aufrichtigkeit daß er anderwärts das Buch von Rivero y Tschudi stark benutzt hat ohne es überall als seine Quelle zu nennen. Von einem anderen dramatischen Werke, Usca Paucar, dessen Entdeckung er sich ebenfalls zuschreibt, hat er ein kleines Fragment und einige Lieder gegeben, jedoch nur in englischer Sprache ohne den Text des Originales. Die Aechtheit des Stückes vorausgesetzt, scheint es doch jedenfalls weniger interessant als das von Tschudi aufgefundene, da es mit mancherlei christlichen Zuthaten versetzt und also ohne Zweifel weit jünger ist als jenes.

Nirgends sind die Conquistadoren rücksichtsloser und grausamer gegen die Eingeborenen verfahren als in Peru, nirgends sind diese massenhafter zu Grunde gegangen als hier. Da wir nicht die Eroberungsgeschichte des Landes im Einzelnen verfolgen können, begnügen wir uns damit einige der auffallendsten Thatsachen aus derselben zum Belege anzuführen.

Als Francisco Pizarro nach der Entdeckung des Landes im Jahre 1530 an die Küste von Peru zurückkam, fiel er sogleich als Räuber über die Eingeborenen her, die ihn als Freund bei sich aufzunehmen bereit waren. Herrera, der dieß mittheilt (IV, 7, 9), thut daher sehr Unrecht diese des Verrathes zu beschuldigen, weil sie sich den von dort weiter nach Süden vordringenden Spaniern sogleich feindselig gegen-

überstellten. Atahualpa verlangte von Pizarro daß er das Geraubte zurückgebe und das Land verlasse. Dieser drang indessen weiter vor gegen Caxamarca und bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Inca stürzte ein Priester auf letzteren zu, erklärte ihm die Hauptlehren des Christenthums in seiner Weise, setzte ihm auseinander daß sein Land nicht ihm, sondern dem Könige von Spanien zu eigen gehöre und versprach ihm Schutz und Sicherheit, wenn er sich unterwerfen und Christ werden wolle. Atahualpa, ohne Zweifel höchst erstaunt über diese freche Apostrophe, antwortete vollkommen ruhig daß er weder von Jesus Christus noch von dem Könige von Spanien jemals etwas gehört oder gesehen habe, daß er sein Land als das seinige betrachte, und fragte den Priester woher er denn seine Weisheit habe. Da reichte ihm dieser eine Bibel. Der Inca schlug sie auf und erwiderte, das Buch rede nicht zu ihm. Er warf es auf die Erde. Sofort gab Pizarro das verhängnißvolle Zeichen zum Angriff, riß jenen bei den Haaren von der Bahre herab auf welcher er getragen wurde, schleifte ihn eine Strecke Weges und setzte ihn dann gefangen (Zarate). Das ungeheuere Lösegeld welches er bot, reizte die Habsucht der Sieger nur noch mehr. Auf Gerüchte hin die sich nach kurzer Zeit als unbegründet herausstellten, wurde er als Verschwörer grausam hingerichtet, und viele Indianer die das Versteck seiner Schätze verrathen sollten, vergebens zu Tode gefoltert (Oviedo XLVI, 22).

Nach Atahualpa's Tode wurde sein Bruder Manco, gewöhnlich Manco Capac II. genannt, als Inca eingesetzt — Oviedo (XLVII, 7) nennt ihn Manco Inca Jupangue (Yupanqui) —, von Juan und Hernando Pizarro aber so schlecht behandelt daß er sich empörte. Dieser Aufstand, den nur die unersättliche Habsucht der Spanier herbeiführte, wurde im Entstehen unterdrückt (1535), da die erste und die zweite Flucht Manco's aus Cuzco verrathen wurde (Herrera V, 8, 1 f.). In welcher Lage sich dieser den Spaniern gegenüber befand, geht hinreichend aus den bittern Klagen hervor die er gegen den aus Chile zurückkehrenden Almagro erhob: er beschwor ihn, man möge ihn wenigstens nicht zum Feuertode verurtheilen oder den Hunden vorwerfen, sondern aufhängen (Oviedo a. a. O.). Die Bluthunde der Spanier nämlich waren hier wie anderwärts der Schrecken der Indianer, welche man mit ihrer Hülfe zu jagen pflegte und dann von ihnen zerreißen ließ (Cieza 457). „Nicht selten, sagt ein unverdächti-

ger Zeuge, habe ich die Spanier lange Zeit nach der Eroberung sich damit unterhalten gesehen die Eingeborenen mit Schweißhunden zu hetzen, nur zum Vergnügen oder um die Hunde zu dressiren" (Prescott II, 224). Als endlich der dritte Fluchtversuch gelang den Inca Manco machte, wurde der von ihm gegen die Spanier begonnene Krieg wenigstens für einige Jahre sehr ernsthaft und gefährlich, endigte aber mit der gänzlichen Niederlage desselben im Jahre 1544. Nach Herrera's Darstellung (V, 8, 4 ff.) waren es hauptsächlich die Yanaconas und Mitimaes welche sich in diesem Kampfe sehr zahlreich auf die Seite der Spanier stellten und die Anhänger des Inca ihnen oft in die Hände lieferten. So rächten sich die politischen Gewaltmaßregeln der Incas an ihren späten Enkeln, denn natürlich genug waren sowohl die ihrem Vaterlande entrissenen und in andere Gegenden verpflanzten Mitimaes ihnen feindlich gesinnt, als auch die zu ewigen Sklaven des Herrschers selbst verurtheilten Yanaconas (Herrera V, 3, 17). Der letztere Ausdruck bezeichnet im Quechua einen Diener oder Knecht, und wäre nach Alcedo der Name eines Volkes in Chile gewesen (s. jedoch oben III, 454 Anm. u. 487 Anm.), das nach der Eroberung eine Steuer von je 10 pesos oder (wie er undeutlich hinzusetzt) von je 50 an seine Encomenderos zu zahlen gehabt hätte. Balboa (120) erzählt daß die zum Hausdienst der Häuptlinge bestimmten Indianer welche in den Steuerlisten nicht mitgezählt wurden, ursprünglich nur die amnestirten Rebellen der Stadt Yanayaco gewesen und daher Yanayaconas, später Yanaconas genannt worden seien. Nach Solorzano (II, 4) ist die Bedeutung des Wortes in der spanischen Zeit vielmehr diese, daß darunter Indianer zu verstehen sind, welche sich angeblich auf dem von den Spaniern eroberten Grund und Boden erst später niedergelassen und daher an die Scholle gefesselt und zur Dienstbarkeit verbunden waren. Solche Yanaconas, die mit dem Lande auf dem sie saßen, vererbt wurden und nicht fortgeschickt werden konnten, gab es in großer Zahl besonders in Charcas. Solorzano zeigt daß sich ihre Existenz mit den bestehenden Gesetzen nicht in Einklang bringen lasse, diese widersprachen aber einander in diesem Punkte mehrfach: factisch ließ man daher die Yanaconas fortbestehen, ihre Behandlung blieb rechtlich zweifelhaft und schwankend, man verfuhr mit ihnen nach Willkür.

Wie in den erwähnten Kriegen Indianer gegen Indianer kämpf-

ten, so geschah dieß auch in denen welche die Spanier untereinander führten. Ihre Heerden und Magazine waren schnell verwüstet, ihre Reichthümer geplündert, sie selbst verarmten gänzlich dabei und das Land wurde, wie vorzüglich Cieza oft hervorhebt, mehr und mehr entvölkert. Alle schlechten Leidenschaften kamen in erschreckender Weise in jenen blutigen Kämpfen zu Tage, welche unter den vier Brüdern Pizzarro, den Almagros und Andern ausbrachen, sobald sie die Herren des Landes geworden waren. Die Eingeborenen wurden fortwährend zu den schwersten Diensten aller Art gepreßt und durch diese zu Grunde gerichtet, oder nahmen auch in ihrem politischen Unverstande selbst Partei in den Händeln der Spanier und geriethen dadurch auf lange Zeit in die elendeste Lage (Oviedo XLVII, 20, Herrera V, 7, 8). Schon Gomara (249) giebt an daß man die Zahl der Indianer welche auf diese Weise aufgerieben wurden, auf anderthalb Millionen schätzte.

Begleiten wir das Schicksal der Incafamilie weiter, so finden wir auch dieses im nächsten Zusammenhang mit der fortschreitenden Entvölkerung des Landes. Auf der Flucht vor den Spaniern ging Manco Capac II. mit einem Gefolge, es heißt, von 40000 Indianern, welche hauptsächlich den Stämmen der Pelados, Xitipos, Panos, Chipeos, Cunivos, Piros, Campas, Unibucsas und Remos angehört haben sollen, in die Gegenden am Apurimac und Ucayale (siehe oben III, 452), und starb dann in der Zurückgezogenheit in den Bergen von Villcabamba (1553). Seine Würde ging auf einen seiner drei Söhne, Sayri Tupac über, der in der Provinz Marañon als Inca ausgerufen wurde, während in Cuzco unter spanischer Protection Paullu, ein Sohn Huayna-Capac's, den König spielte. Der erstere begab sich im Jahre 1559 selbst nach Lima und unterwarf sich der spanischen Krone, seine Länder aber empörten sich dagegen (Velasco II, 276 ff.). Nach seinem Tode (1563) lebte unter einem Inca Namens Tito (eigentlich: Cusitito Yupanqui), Sayri Tupac's Bruder, was von der Incafamilie noch übrig war in den Cordilleren verborgen. Dieser hatte dort eine förmliche Hofhaltung und der Sonnencultus bestand unter seiner Herrschaft noch fort (Las Casas, Oeuvres II, 197). Als auch er im Jahre 1569 gestorben war, wurde der dritte Sohn Manco Capac's II., Tupac Amaru, zum Inca ausgerufen (1571). Auf den angeblichen Verdacht einer Verschwörung hin, in der

That aber um sich der Schätze zu bemächtigen die er besaß, ließ ihn der Vicekönig Francisco de Toledo um 1578 ergreifen und enthaupten* (Alcedo y Herrera, Aviso hist. pol. geogr. del Peru. Madrid 1740, p. 86), ein Ereigniß das wiederum die Flucht einer Menge von Indianern in das Quellgebiet des Huallaga und Ucayale zur Folge hatte (Velasco III, 5, 7).

Auch damit gelang es noch nicht die Anhänglichkeit der Peruaner an ihr altes Fürstenhaus und ihre Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten zu brechen. Die Chunchos in der Provinz Tarma proclamirten auf's Neue einen Inca, und es sollen noch im 18. Jahrhundert die Nachkommen dieses Königsgeschlechtes über sie regiert haben (Velasco II, 280, 292). Wenigstens forderte unter dem Vorwande dieser Abstammung ein Indianer von Tarma, der sich Juan Santos-Atahualpa nannte, im Jahre 1742 sein Reich zurück und erregte einen Aufstand welcher den Spaniern gefährlich schien, da die Chunchos wegen ihres kriegerischen Wesens von ihnen gefürchtet wurden (Skinner I, 259). Alcedo (Art. Chunchos), der dieses Ereigniß in das Jahr 1744 setzt, nennt den Herrscher dieses Volkes selbst Chuncho und erzählt von ihm, daß er in Lima erzogen war und in der Verkleidung eines Dieners vor der Ausführung seines Planes nach Rom und Madrid reiste um sich weiter zu unterrichten. Größer noch war die Gefahr in welche die Erhebung des Condorcanqui, gewöhnlich Tupac Amaru genannt, im Jahre 1780 die spanische Herrschaft setzte. Zwar ohne die Gaben eines großen Eroberers, vermochte er er doch in Folge des schweren Druckes unter welchem die Indianer litten, unter diesen einen allgemeinen Aufstand zu organisiren, der hauptsächlich daran scheiterte daß sie zu schlecht disciplinirt und nicht hinreichend mit Schießgewehr versehen waren. Die ausführliche Geschichte dieser Empörung, bei welcher von beiden Seiten mit der höchsten Erbitterung und Grausamkeit verfahren wurde, findet sich nebst den zugehörigen Original-Documenten bei de Angelis V, dann bei Funes III, 254 ff., nach diesem bei Brackenridge a, II, 172 ff., vgl. auch Temple, Travels in various parts of Peru. Lond. 1830, II, 103 ff. Wir begnügen uns hier damit die Hauptmomente aus demselben hervorzuheben.

Tupac Amaru war von mütterlicher Seite dem Incageschlechte ent-

* Oben III, 542 steht unrichtig die Jahrzahl 1571 anstatt 1578.

sprossen und auf den Universitäten von Lima und Cuzco gebildet. Als Häuptling von Tungasuca in der Provinz Tinta (südöstlich von Cuzco) bereitete er sein Unternehmen vor, das in möglichst großer Ausdehnung angelegt, damit zum Ausbruch kam, daß der Corregidor von Tinta erschlagen wurde. Er brachte nach und nach ein Heer von 17000 Mann zusammen, kämpfte anfangs in Puna mit Glück gegen die Spanier und sah sich hauptsächlich dadurch unterstützt, daß fast zu gleicher Zeit von Catari angestiftet, ein Aufstand in der Provinz Chayanta losbrach, der sich von dort südöstlich nach Chuquisaca, nordwestlich nach Oruro und später auch über La Paz verbreitete. Die Indianer hatten ihren Plan mit großer List angelegt und verfolgten keinen geringeren Zweck als die Spanier gänzlich zu vertilgen; indessen waren sie im offenen Felde meist unglücklich, und Tupac Amaru, der den Titel des Inca angenommen hatte und bis vor Cuzco gerückt war, sah sich genöthigt sich von dort wieder nach Tinta zurückzuziehen. Von General Valle vollständig geschlagen, gerieth er mit seiner Frau und zwei Söhnen in Gefangenschaft und erlitt einen qualvollen Tod; den Spaniern aber trat von Asangaro aus jetzt sein Halbbruder entgegen, der indessen von Orellana und Valle in mehreren hitzigen Gefechten ebenfalls überwunden wurde. Inzwischen hatten auch Salta und Jujuy an den Unruhen theilgenommen: die Ankunft der von Tucuman und Buenos Ayres her erwarteten Hülfstruppen unter Flores verzögerte sich, und als diese endlich anlangten, vermochten sie nicht La Paz zu entsetzen das von den Indianern unter dem ganz ungebildeten Tupa Catari belagert wurde, welcher sich einen falschen Namen beigelegt und sich mit Hülfe dieses Betruges der Leitung des Aufstandes im Süden zu bemächtigen gewußt hatte. General Reseguin vollendete jedoch jetzt in wenigen Gefechten die Unterwerfung der Indianer; diese verließen zum Theil ihre Führer, auch List und Verrath thaten das Ihrige zur Beendigung des Kampfes. Der Halbbruder und der Neffe Tupac Amaru's, welche sich nach dessen Tode an die Spitze der Indianer gestellt hatten, wurden auf verrätherische Weise gefangen und beide, der letztere mit seiner ganzen Familie einem grausamen Tode überantwortet. Ein elfjähriger Sohn Tupac Amaru's war der einzige seiner Angehörigen welcher verschont blieb, aber auch dieser starb kurze Zeit darauf in Spanien.

Gingen alle diese Aufstände von wirklichen Nachkommen des Inca-

geschlechtes aus und zogen sie ihre Kraft hauptsächlich aus der fortdauernden Treue der Peruaner gegen dieses Fürstenhaus, so ist auf der anderen Seite eben diese Treue bisweilen von Betrügern zum Hebel benutzt worden um sich emporzuschwingen. Dieß gilt namentlich von dem Andalusier Bohorquez (1656), der sich für einen Sprößling der Incafamilie ausgab, Spanier und Indianer zu täuschen wußte, und mit Hülfe des Gouverneurs Mercado selbst in Tucuman und besonders bei dem Volke der Calchaquis zu großem Ansehen und selbstständiger Macht gelangte (Funes II, 72). Kehren wir indessen jetzt zurück zu der Zeit welche unmittelbar auf die Eroberung des Landes durch die Spanier folgte, um das Schicksal der Indianer während derselben etwas genauer zu betrachten.

Land und Leute galten den Conquistadoren als rechtmäßiges Eigenthum des Königs von Spanien in dessen Dienst sie standen, und die Vertheilung beider an die Eroberer selbst und an andere verdiente Leute um sie zu belohnen, war zu jener Zeit immer das Nächste das man vornahm, sobald der Kampf mit den Eingeborenen beendigt war und man sich einigermaßen sicher fühlte. Die Einrichtung der encomiendas, deren Wesen wir weiter oben entwickelt haben, fand in Peru gerade so statt wie in den übrigen Theilen des spanischen Amerika, und es knüpfte sich daran derselbe grobe Mißbrauch wie allenthalben. Die sogenannten „neuen Gesetze" vom Jahre 1542, welche auf Las Casas' Betrieb und unter dessen Mitwirkung erschienen, bezweckten offenbar hauptsächlich die encomiendas allmälich verschwinden zu machen durch das Aussterben ihrer Inhaber, und die Eingeborenen einem nur mäßigen Tribut zu unterwerfen den sie an die Krone zu zahlen hätten. Sie verordneten daß keine neuen encomiendas gestiftet würden — solche zu ertheilen behielt sich der König für die Zukunft allein vor —, daß die durch den Tod ihrer Besitzer erledigten an die Krone zurückfielen und daß überhaupt nur der Tribut den die Indianer bezahlen sollten, zur Belohnung des Verdienstes verwendet, nicht die Tributpflichtigen selbst den Conquistadoren zur Dienstbarkeit überwiesen würden. Die Indianer als Sklaven zu halten, zu verkaufen oder auszurauben sollte unter keinen Umständen mehr gestattet sein, das Gesetz erklärte sie zu freien Vasallen des Königs, welche eine bestimmte Steuer zu geben hätten; den gesetzwidrig versklavten sollte die Freiheit zurückgegeben, sie sollten überhaupt zu keiner Dienstleistung ge-

zwungen, ihre freiwilligen Dienste aber bezahlt werden. Wer sie zur Perlenfischerei pressen wollte, dem drohte das Gesetz sogar Todesstrafe an. Königliche Beamte, religiöse Genossenschaften, Hospitäler u. dgl. sollten keine encomienda besitzen, sondern ihre Indianer an die Krone abgeben; wer eine sehr große Anzahl dienstbarer Indianer besäße, sollte einen Theil derselben, wer sie schlecht behandelte, alle verlieren. Zugleich wurde verboten aus neu entdeckten Ländern Indianer einzuführen, und die Missionäre erhielten den Auftrag die Eingeborenen mit diesen neuen gesetzlichen Bestimmungen bekannt zu machen (Remesal IV, 11 ff., Gomara 250, Herrera VII, 6, 5).

Diese Gesetze erregten wie in Guatemala und Mexico so auch in Peru die höchste Unzufriedenheit und brachten die Spanier in große Aufregung. „Man ergiebt sich darein, aber vollzieht es nicht" (se obedece, pero no se cumple) wurde bald ein Spruch in Aller Munde. Nur wo die Indianer sich zur Dienstbarkeit nicht gebrauchen ließen, wie in Cartagena und in den Ländern der Cariben überhaupt, fand man nichts einzuwenden gegen die neue Ordnung der Dinge (Remesal VII, 11, Joaq. Acosta 315, Herrera VII, 9, 4). Der von Spanien gesendete Vicekönig Blasco Nuñez Vela, welcher den blutigen Händeln der Pizarros und Almagros und damit der allgemeinen Anarchie ein Ende machen sollte, war viel zu ohnmächtig um jene neuen Gesetze ins Leben einzuführen: nach einigen vergeblichen Versuchen dazu sah er sich genöthigt sie zu suspendiren, und da er selbst (1545) durch die Gerichte in Lima, das er dem Gonzalo Pizarro überlassen mußte, gefangen gesetzt wurde und im folgenden Jahre in der Schlacht von Quito das Leben verlor, blieb natürlich Alles der Willkür der Conquistadoren anheim gestellt. Durch die fortdauernden Unruhen sah sich die spanische Regierung selbst veranlaßt (1545), die Vererbung der encomiendas auch künftighin zu gestatten und im Wesentlichen Alles beim Alten zu lassen, nur sollten keine neuen repartimientos mehr stattfinden (Herrera VII, 10, 13). Der nach Peru entsendete Licentiat Pedro de la Gasca machte sogleich bei seiner Ankunft Gebrauch von seiner Vollmacht die neuen Gesetze zurückzunehmen (1546). Glücklicher und geschickter als seine Vorgänger wußte er der allgemeinen Unordnung ein Ziel zu setzen: Gonz. Pizarro von dem größten Theil seiner Leute verlassen, unterlag ihm in zwei Schlachten und starb den mehr als einmal verdienten Tod durch Henkershand (1548).

Die Zeit der Ruhe welche nun folgte, benutzte Gasca zur Herstellung der öffentlichen Ordnung, insbesondere zur Regelung der Auflagen und der Verhältnisse der Eingeborenen zu den Spaniern. Er richtete, obwohl dieß unmittelbar gegen das neueste vom König erlassene Gesetz verstieß, 150 neue encomiendas ein mit denen er diejenigen belohnte welche in den letzten Kämpfen treu auf der Seite des Königs gestanden hatten, und von Spanien aus gab man zu dieser Maßregel stillschweigend seine Zustimmung und verordnete nur daß diese encomiendas von ihren Inhabern nicht veräußert würden: man wußte offenbar durchaus keine andere Weise zu finden, auf die sich die Ansprüche der Conquistadoren hätten befriedigen lassen (Herrera VIII, 4, 17, u. 5, 5). Mit möglichster Rücksicht auf die verschiedenen Erwerbsquellen der einzelnen Dörfer, setzte Gasca ferner nach genauer Untersuchung einen mäßigen Tribut fest den die Indianer zahlen sollten, und wieß einem jeden von ihm eingesetzten encomendero eine bestimmte Anzahl von Familien als tributpflichtig zu, bedrohte ihn aber mit dem gänzlichen Verluste dieses Einkommens, wenn er eine höhere als die ihm vorgeschriebene Summe von ihnen fordern und eine solche Erpressung wiederholen würde (Gomara 274). Die Indianer zu Sklaven zu machen und zu knechten verbot er auf das Bestimmteste, ebenso untersagte er jede Versetzung der Gebirgsbewohner in die heißen Thäler oder der Thalbewohner in's Gebirge — ein Wechsel des Klima's durch den viele Eingeborene zu Grunde gerichtet worden sind (Remesal IX, 17) —, doch vermochte er nicht den factischen Fortbestand der persönlichen Dienstbarkeit zu beseitigen, sondern mußte sich sogar, da es an Lastthieren zu sehr mangelte, zu der gesetzlichen Bestimmung entschließen, daß die Indianer einen Theil ihres Tributes an den encomendero durch persönliche Leistungen abtragen sollten (Gomara 274, Herrera VIII, 5, 7 u. 16, VIII, 7, 3), was natürlich in der Praxis die Bedeutung gewann, daß auf den Indianern eine fast unbeschränkte Dienstbarkeit lastete. Wenn Cieza (457) die Versicherung giebt daß man um diese Zeit der schlechten Behandlung derselben und den Grausamkeiten der Spanier ein Ende gemacht habe, daß diese sich vor den ihnen angedrohten gerichtlichen Strafen fürchteten und jene im sicheren Genusse ihres Eigenthumes lebten, so ist dieß ohne Zweifel eine viel zu weit gehende Behauptung, die kaum für einen kurzen Zeitraum und auch in diesem nur für einige wenige Lo-

calitäten gelten kann. Wie es wirklich stand läßt sich schon aus den Schwankungen und Widersprüchen der Gesetzgebung abnehmen: die königlichen Ordonnanzen hatten zu wiederholten Malen die encomiendas förmlich und ausdrücklich aufgehoben, redeten aber doch in der Folge immer wieder von ihnen als von einer zu Recht bestehenden Institution und bestätigten sie wiederholt im Jahre 1608, 1610, 1617 (Rodriguez, Append.). Schon diese Rechtsunsicherheit begünstigte die Willkürlichkeiten aller Art. Im Jahre 1555 f. war Philipp II. nicht abgeneigt den encomenderos die ihnen zugewiesenen Indianer für ewige Zeiten zu verleihen, er war dem Entschlusse nahe die encomiendas ihren Besitzern zu verkaufen, denn er brauchte Geld, und die Sache würde zur Ausführung gekommen sein, wenn Las Casas sie nicht verhindert hätte (Remesal X, 23). Die Conquistadoren und Kolonisten wünschten dieß natürlich sehr eifrig und begehrten alsdann nur noch die Jurisdiction über ihre Schutzbefohlenen zu erhalten, die ihren Händen entzogen geblieben war; die Indianer dagegen sahen für sich nur Heil darin, wenn sie ganz zu Vasallen der Krone erklärt würden: es ist hiernach nicht schwer zu beurtheilen ob sie sich bei den bisherigen Einrichtungen wohl befanden. Indessen erschien es selbst dem unparteiischen und scharfsinnigen Solorzano (III, 32) als zweifelhaft, ob sich ihr Loos verbessern oder verschlimmern würde, wenn man die Encomiendas für unbeschränkt erblich erklärte und den Encomenderos die Gerichtsbarkeit über die Indianer übergäbe, denn die Mißbräuche wirklich abzuschaffen würde ein ganz hoffnungsloses Unternehmen gewesen sein.

Die gezwungene Dienstbarkeit der Indianer war und blieb auch in der Folge ohne Ausnahme verboten, aber sie ging trotzdem immer fort, besonders in Caracas, Quito, Popayan, Arequipa, Tucuman, Charcas, Paraguay, Chile und Guatemala; auch daß der Vicekönig von Peru Luis de Velasco im Jahre 1601 den Encomenderos im Falle des Mißbrauches ihrer Gewalt den gänzlichen Verlust der Encomienda in Aussicht stellte, daß 1609, 1610, 1634 u. s. f. neue Verbote gegen die gezwungene Dienstbarkeit erlassen wurden, änderte nichts an der Sache (Solorzano II, 2). Eine vergrößerte Belastung entstand für die Indianer noch daraus, daß seit 1542 manche Encomiendas getheilt und mehreren Besitzern zugleich zugewiesen wurden: unter den Streitigkeiten der letzteren hatten jene zu leiden, man stellte

verdoppelte Forderungen an sie und riß oft einen Theil derselben von den Häuptlingen los unter denen sie bis dahin gestanden hatten. Später (1595) wurden diese Theilungen zwar wieder verboten, dafür aber das Einkommen des Encomendero oft mit Pensionen für Andere belastet, die einzeln genommen bis zu 2000 pesos betragen durften (ebend. III, 4), und seit 1615 ein Drittel jeder zu ertheilenden Encomienda dem Fiscus überwiesen (ebend. III, 28): dem Encomendero wurde mit der andern Hand wieder genommen was ihm mit der einen gegeben zu werden schien, und so konnte man sich denn nicht wundern daß er sich für die auferlegte Last durch Erpressung zu entschädigen suchte. Die Gesetze von 1542 wollten daß an Geistliche, an Frauen, an Fremde und solche die nicht am Orte lebten, an Mestizen und Mulatten keine Encomienda verliehen werden sollte. Die Vicekönige, in deren Befugniß es lag solche zu ertheilen, die Mitglieder des Supremo Consejo de las Indias, die der Audienzien und andere Beamten (seit 1619 auch deren Verwandte, die jedoch schon 1623 wieder zugelassen wurden) sollten ebensowenig dergleichen erhalten, aber die meisten von diesen Bestimmungen wurden nicht gehalten, und namentlich hatten eine Menge von Leuten die gar nicht in Amerika lebten, Höflinge in Madrid und andere Spanier, Encomiendas inne, welche in der Regel gewissenlos verwaltet oder gar verkauft wurden, so daß die Indianer schwer darunter zu leiden hatten (ebend. III, 6). Ferner sollte niemand mehr als eine Encomienda besitzen und diese nur auf den Sohn, nicht bis ins dritte Glied vererbt werden, aber auch dieß wurde übertreten, oder die Behörden verstanden sich zur Dispensation von dieser Bestimmung (ebend. III, 27). Die Gesetze waren allerdings milde genug, aber diese Milde war vollkommen unfruchtbar: die beständige Uebertretung derselben war allgemein bekannt, in Spanien wurden, wie Funes (III, 261) versichert, die Pläne zu ihrer Umgehung entworfen und die Spanier trieben sogar offene Ostentation mit der rücksichtslosen Ausbeutung der Eingeborenen die sie sich erlaubten.

Unabsehbares Elend kam über die Indianer durch die sogenannte mita.* Zu ihrer Einführung gab das Verbot der persönlichen Dienstbarkeit die nächste Veranlassung, ja sie bestand im Grunde nur in einer schlauen Umgehung des Gesetzes über die letztere, und war trotz der

* Das Wort soll nach Brackenridge a, ursprünglich eine Liste, ein Register bedeuten.

Bezahlung welche die Indianer dabei für ihre Dienste erhielten, noch härter als die Arbeit, welche sie vorher verbunden gewesen waren den Spaniern zu leisten (Herrera V, 10, 8). Die Gerichte wurden nämlich von den spanischen Kolonisten darum angegangen ihnen eine Anzahl von Indianern auf bestimmte Wochen oder Monate zum Hausdienste gegen eine geringe Bezahlung zu überweisen. Dieß war zwar gesetzlich unerlaubt und sehr vielfach verboten worden, auch den Behörden selbst war streng und ausnahmslos untersagt in dieser Form dienstbare Indianer (mitayos) zu halten, aber es geschah dennoch sehr allgemein und es verdient daher als Ausnahme eine ehrenvolle Erwähnung, daß der Marquis von Montesclaros als Vicekönig von Peru dem eingeschärften Befehle von 1609 gemäß seine Indianer wirklich entließ (Solorzano II, 3). Das Gesetz vom genannten Jahre gestattete übrigens die mita und suchte sie nur zu regeln: nicht mehr als der siebente Theil der Einwohner eines Dorfes sollte jedesmal zur Mita herangezogen, die Leute nicht mit Arbeit überladen und, wenn diese gethan wäre, frei wieder entlassen werden; sie sollten an dem Orte wo sie zur Arbeit verwendet würden, Lebensmittel und Kleidung zu mäßigen Preisen finden und der ihnen zu zahlende Lohn von den Behörden festgesetzt werden. Zugleich wurde verboten die Arbeiter mehr als einige Leguas weit herzuholen oder sie in ein ihnen ungewohntes Klima zu versetzen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen oder sonst zu veräußern (was oft vorgekommen zu sein scheint) und sie auch an Sonn- und Festtagen arbeiten zu lassen (ebend. II, 7). Es ging mit diesem Gesetze wie mit allen anderen, sie wurden entweder gar nicht oder nur so weit gehalten als es der Vortheil der Spanier mit sich brachte. Hauptsächlich war es die Frohne in den Bergwerken von Potosi und Guancavelica welche die Mitayos zu verrichten hatten; in den Minen von Guancavelica aber wurde Tag und Nacht gearbeitet (ebend.), und es war natürlich ein vergeblich von Philipp III. an den Marquis von Montesclaros gestelltes Begehren daß auch einige Spanier als Bergleute arbeiten sollten, um der Meinung entgegenzutreten daß solche Arbeit schimpflich sei (ebend. II, 5). Da selbst die Mestizen Mulatten und Zambos von ihr wie vom Tribut überhaupt fast ganz frei blieben, lastete sie ausschließlich auf den Indianern (ebend. II, 30), deren Reihen furchtbar durch die Mita gelichtet worden sind. Das Loos pflegte die Entscheidung zu geben wer aus der Gemeinde als Mitayo ausgehoben

werden sollte. Die vom Loose Getroffenen nahmen einen schweren Abschied von den Ihrigen. Die Bestimmung zur Mita galt einem Todesurtheil gleich. Wer am Leben blieb, gerieth in lebenslängliche Schuldsklaverei und kehrte nie in seine Heimath zurück. Der Vicekönig J. de Mendoza y Luna (1607), der sich von diesen Scheußlichkeiten überzeugte und durch eine Zählung der eingeborenen Bevölkerung deren starke Abnahme feststellte, war bemüht ihr Elend zu mildern, doch hatten seine Bestrebungen einen nur vorübergehenden Erfolg wie alle andern die auf dieses Ziel hinarbeiteten (Alcedo y Herrera, Aviso hist. Madr. 1740 p. 125 f.).

Die Mita bestand nicht, wie das Wörterbuch der spanischen Akademie sagt, in einer Verloosung von Indianern zum Zwecke öffentlicher Arbeiten, bemerkt Funes (III, 256 nota), sondern in einer gezwungenen Vermiethung derselben zur Arbeit hauptsächlich an Privatleute von Seiten ihrer Häuptlinge und Herren (Herrera V, 10, 8, vgl. auch Kottenkamp I, 547). Auch geschah sie nicht immer zur Minenarbeit, wie Alcedo (Art. mita) angiebt; die Mitayos konnten wenigstens in früherer Zeit auch zu anderen Leistungen verwendet werden, obschon ihre erste Einrichtung (1575) allerdings die Ausbeutung der Bergwerke hauptsächlich bezweckte. Die Anzahl der Arbeiter wurde damals auf 12900 bestimmt; diese sollten durch Aushebung von 17 Prozent aus der Bevölkerung der benachbarten, und von 16 und 14 Prozent aus der Bevölkerung der entfernteren Provinzen zusammengebracht, wöchentlich aber immer nur ein Drittel derselben zur Arbeit selbst herangezogen werden. Von Philipp IV. wurde die Mita aufgehoben, im Jahre 1689 aber für den Bergwerksbetrieb wiederhergestellt (Wagner und Scherzer 539).

Zu welchen persönlichen Leistungen und auf welche Weise das Gesetz erlaubte die Arbeitskraft der Indianer in Anspruch zu nehmen, konnten nur gelehrte Juristen wissen, und auch unter diesen war es vielfach streitig. Die Gesetze sprachen es häufig aus daß sie zur Arbeit überhaupt und namentlich zu den Arbeiten angehalten werden sollten die für allgemeine Zwecke erforderlich seien, aber gleichwohl konnte man getheilter Meinung darüber sein, ob man sich der Indianer zu öffentlichen Arbeiten bedienen dürfe oder nicht (Entwicklung der entgegengesetzten Ansichten hierüber bei Solorzano II, 5 f.). Im Privatdienst der Spanier durften sie verwendet werden zum Hausbau und

zur Minenarbeit, obwohl es in beider Hinsicht widersprechende gesetzliche Bestimmungen gab, ferner zu Ackerbau, Viehzucht und allen anderen Arbeiten die auf den Gütern der Spanier sich nöthig machten — nur der Anbau von Coca, Tabak, Cacao u. dergl. sollte nicht durch Eingeborene betrieben werden, und die Erzeugung von Wein, Oel, Seide, Indigo war den amerikanischen Kolonien überhaupt verboten (ebend. II, 8—10, 15 f.). Weiter erlaubte das Gesetz Eingeborene an Spanier zu überweisen um für sie zu weben und andere Handarbeit gegen angemessene Bezahlung zu thun; im Jahre 1601 wurde dieß zwar gänzlich zurückgenommen, weil sich fand daß die Eingeborenen durch die Dienste die sie leisten mußten, in Menge zu Grunde gerichtet wurden, das Verbot blieb aber unausgeführt, weil ihre Arbeit den Spaniern unentbehrlich war; auch Läufer- und Botendienste von ihnen zu fordern war gestattet, untersagt aber war es sie zur Perlenfischerei zu zwingen (ebend. II, 12, 14, 16). Die gesetzlichen Verbote welche bestanden, sind vorzüglich insofern interessant als sie zeigen, welche Behandlung sich die Indianer oft von den Spaniern gefallen lassen mußten: die Arbeiter welche Einer zugetheilt erhielt, sollte er einem Andern zum Betrieb seiner Minen oder Fabriken weder verkaufen noch vermiethen dürfen, er sollte sie nicht zu andern Diensten und Arbeiten gebrauchen dürfen als zu denjenigen für welche sie ihm verliehen worden waren, auch war verboten daß er sich die zu leistende Arbeit von den Indianern selbst oder von ihren Häuptlingen abkaufen lasse, denn es kam häufig vor, daß die Spanier von den ihnen zur Arbeit überwiesenen Leuten eine Summe Geldes erpreßten mit der sie sich die Freiheit erkaufen mußten, auch würden bisweilen die Arbeiter in den Minen mit diesen selbst verkauft, und da sich sogar Geistliche an den Bedrückungen dieser Art betheiligten, wurde diesen (1592) untersagt auf eigene Rechnung Bergbau zu treiben (ebend. II, 18).

Bis zu welcher Unerträglichkeit die Leiden der Indianer bisweilen gestiegen sein müssen, ergiebt sich unter Anderem daraus, daß sie in Quito oft ihre Kinder verstümmelten um sie arbeitsunfähig zu machen und dadurch dem Elend zu entziehen das ihre Zwingherren über sie brachten (Clavigero, Append. diss. V, 1); und wenn die Bevölkerung von Quito, wie Velasco (III, 2, 2, 3) sagt, den Spaniern sich stets unterwürfig gezeigt hat, so kam dieß demnach wohl schwerlich blos daher, daß sie seit alter Zeit an strengen Gehorsam gegen ihre

Oberherren gewöhnt war. Dagegen sollen die Eingeborenen des Gebietes von Pasto sich wirklich den Spaniern näher angeschlossen haben und in Folge davon fleißig und in gewissem Grade civilisirt geworden sein (Velasco II, 265).

Hatten die Peruaner unter ihren einheimischen Herrschern vom 25. bis zum 50. Lebensjahre Steuern zu zahlen und Frohndienste zu thun gehabt, so verlangte das spanische Gesetz dieß von ihnen vom 16. bis zum 60., nach anderen Angaben vom 18. bis zum 50. Jahre (Herrera V, 10, 8 u. Descr. 8), und weit mehr als das Gesetz erlaubte, forderte und erpreßte man factisch von ihnen. Die Tributeinnehmer behandelten sie hart und grausam und machten sich grober Betrügereien schuldig (Solorzano II, 21), und ein besonderes Gesetz von 1581 mußte verbieten die Indianer schon als Kinder zu verheirathen, was durch die Encomenderos häufig geschah, weil nur von Verheiratheten Abgaben erhoben werden durften (Remesal IX, 17). Im Tagelohn verdiente der Indianer, wenn er überhaupt bezahlt wurde — denn oft wurde ihm der verdiente Lohn vorenthalten — häufig 2 Realen, doch sollten nach einer gesetzlichen Bestimmung die Viehhirten monatlich nur 22½ Realen erhalten, und sie wurden dabei, obwohl dieß ungesetzlich war, zugleich für jeden Verlust verantwortlich gemacht der an ihrer Herde etwa eintrat (Solorzano II, 11). So gab es jeder Art von Arbeitern gegenüber eine Weise der Abrechnung welche sie in Schulden und Abhängigkeit stürzte, anstatt daß sie etwas einzunehmen gehabt hätten. Die Corregidoren ließen sich oft Vorräthe aller Art von den Indianern unentgeltlich oder gegen geringe Bezahlung liefern, obgleich das Gesetz dieß streng verbot, benutzten den von den Indianern gezahlten Tribut und die öffentliche Kasse die sie verwalteten, um Handelsgeschäfte in ihrem eigenen Interesse zu machen und trieben mancherlei Unterschleife (Solorzano V, 2); auch hielten sie oft Schenken (pulperias) durch deren Besuch die Indianer in Schulden bei ihnen geriethen oder vertheilten europäische Waaren an sie, die trotz ihrer oft gänzlichen Unbrauchbarkeit für diese, von ihnen zu willkürlich angesetzten Preisen angenommen werden mußten — ein Mißbrauch der aus dem Rechte der Corregidoren entstand gewisse europäische Artikel nach Amerika einzuführen und dort zu bestimmten Preisen an die Eingeborenen zu verkaufen (Funes III, 259). Sie waren (nach Weddell 265) ermächtigt diesen Alles zu liefern was sie bedurften,

33⅓ Prozent auf den Einkaufspreis aufzuschlagen und sollten ihnen 5 Jahre Credit geben. Diese Waarenvertheilungen, durch welche den Indianern alte Stoffe, Seide und andere Luxusartikel, selbst Spirituosen und Brillen aufgezwungen wurden (Stevenson II, 10, Kottenkamp I, 545 f.), hießen repartimientos und werden unter diesem Namen häufig erwähnt (s. Wagner u. Sch. 539, Markham 214 u. A.), man darf sie jedoch nicht, wie bisweilen geschehen ist, mit der Vertheilung von Land und Leuten verwechseln, welche seit der Zeit des Columbus in den neu eroberten Ländern vorgenommen wurde und oft mit demselben Namen bezeichnet wird (s. oben p. 336).

Die Bedrückungen welche sich die Encomenderos gegen ihre Schutzbefohlenen erlaubt hatten, führten dahin, daß ihnen in späterer Zeit wenigstens aufgegeben wurde die Geistlichen zu bezahlen welche die Seelsorge der Indianer übernahmen, und die Gerichtspersonen welche im Interesse derselben functionirten (Solorzano III, 26). Mit dem Rechtsschutze den sie genossen, war es freilich schlecht bestellt: gegen ihren Patron mit einer Klage aufzutreten konnten sie meist nicht wagen, und obwohl ihnen das Gesetz alle Vortheile der Minderjährigen zusprach und Protectoren angestellt wurden, welche ihnen Schutz und Hülfe gewähren sollten, so scheinen diese doch ihre Schuldigkeit nur schlecht gethan zu haben (ebend. II, 28). Die General-Protectoren der Indianer waren die Fiscale, welche das Interesse des königlichen Schatzes zu vertreten hatten, auch waren an den einzelnen Gerichtshöfen besondere Advokaten bestellt welche die Sachen der Eingeborenen führen sollten (ebend. V, 6). Die Vicekönige konnten in diesen Sachen summarisch erkennen, es fand aber von ihrem Spruche die Appellation an die Audiencia statt. Für bestimmte wichtige Fälle war der Supremo Consejo de las Indias, dessen Verfügungen, wenn sie ohne weitere Beschränkung ausgesprochen wurden, für alle spanischen Kolonien in Amerika verbindlich sein sollten, die höchste Appellationsinstanz (ebend. V, 12, 16, 17). Indessen half die gute Ordnung des Rechtsganges in den oberen Regionen den Indianern nur wenig oder nichts. Ihre alten Häuptlinge waren in ihrer Stellung geblieben und ihr altes Erbfolgerecht hatte man unverändert gelassen: sie hatten über ihre Untergebenen eine völlig unbeschränkte Gewalt und verfuhren gegen sie oft hart und grausam (ebend. II, 27), häufig nach dem Beispiele der Spanier, und nicht selten den Anforderungen gemäß welche

von diesen an sie gestellt wurden. So wurde denn das Volk zunächst von seinen eigenen einheimischen Herren geknechtet, dann von den Encomenderos welche über diesen standen, und von den Steuereinnehmern, an vierter Stelle waren es die Corregidoren welche auf dasselbe drückten, und an fünfter endlich hatte es von den Geistlichen zu leiden.

Daß die Beamten großentheils ihre Macht in möglichst ausgedehnter Weise zum Gelderwerb benutzten, kann nicht befremden. Sie waren förmlich darauf angewiesen; denn viele Aemter und besonders die untergeordneten waren im spanischen Amerika käuflich, wie nach dem Herkommen in Spanien selbst: sie wurden öffentlich versteigert und das Geld welches davon einkam, floß in den königlichen Schatz (Solorzano VI, 13). Die Geistlichen hatten keine Entschuldigung dieser Art für sich. Die Zehnten welche der Kirche gehörten, hatte Pabst Alexander VI. in Amerika dem König von Spanien überwiesen und dieser formirte daraus das Einkommen der dortigen Geistlichkeit. Nur hier und da wurde dieser Zehnte für die Kirche von den Indianern gefordert, man betrachtete ihn meist als im Tribut den sie zahlten, mit inbegriffen, obwohl die Geistlichen nicht dieser Ansicht waren. Diese verlangten von den Indianern oft persönliche Dienste, nahmen ihnen Opfergeld und andere Spenden ab, setzten das Begräbniß und andere kirchliche Handlungen möglichst hoch an, ließen sich selbst oder die Kirche zu Erben einsetzen und zeigten sich überhaupt oft äußerst habsüchtig (ebend. II, 22 f., IV, 22, vgl. auch Kottenkamp I, 550). Die Prälaten drückten die niederen Geistlichen mit übertriebenen Geldforderungen und diese die Indianer; besonders hatten letztere auch von der Geldgier und den Betrügereien der Visitatoren zu leiden, gegen welche der König und das dritte Concilium von Lima Maßregeln ergriffen (ebd. IV, 8). Was sich die Priester erlaubten, mag man daraus ersehen daß das zweite Concilium von Lima ihnen bei Strafe der Excommunication verbieten mußte Handel zu treiben und Sklaven zu halten um sie zu vermiethen, daß sie aber dagegen an den Pabst zu appelliren frech genug waren (ebend. VI, 14). Erhielt in diesem Falle der offene Unfug nicht die allerhöchste Sanction, so fiel dagegen die Entscheidung anders aus in Rücksicht der Ausbeutung der alten Indianergräber oder Guacas. Das genannte Concil bedrohte die Zerstörung derselben und die Preisgebung der Leichen ebenfalls mit Excommunication, der Su-

premo Consejo de las Indias fand aber um der Schätze willen welche die Gräber enthielten, für gut deren Durchsuchung zu erlauben (ebd. 5). Es war von weltlichen und geistlichen Behörden öfters verordnet worden daß die Alterthümer Sitten und religiösen Vorstellungen der Eingeborenen namentlich von den Missionären erforscht und die Resultate niedergeschrieben werden sollten, aber es ist, wie Remesal (VI, 7) bezeugt, der seiner eigenen Aussage nach dieß selbst absichtlich unterlassen hat, nur wenig in dieser Hinsicht geschehen. Es unterblieb bald aus Trägheit bald aus Bigoterie; sie gänzlich niederzutreten und auch in ihren heiligsten Gefühlen zu verletzen, hat man sich dagegen nicht gescheut.

Wurden die Indianer insofern von der Kirche mit verständiger und wohlwollender Nachsicht behandelt, als sie nicht dem Tribunale der Inquisition verfielen, sondern in Glaubenssachen dem Richterspruche der Bischöffe unterworfen waren (Solorzano IV, 24), so war doch die Seelsorge sehr ungenügend und litt unter mancherlei Uebelständen. Eine Verfügung von 1626 mußte den Geistlichen verbieten Stellvertreter nach eigenem Belieben für sich anzunehmen, da diese oft untauglich und der einheimischen Sprache unkundig waren. Freilich verstanden die bestellten Geistlichen oft diese Sprache selbst nicht und übten dann ihre Amtsthätigkeit durch einen jungen Menschen aus der ihnen beigeordnet wurde. Viele der ausgesandten Missionäre begaben sich gar nicht an die ihnen angewiesenen Orte, sondern ließen sich anderwärts nieder, wo sie für ihre Privatzwecke mehr zu erreichen und angenehmer zu leben hofften (ebend. 15, 17, 26). Mestizen blieb, vornämlich wegen ihrer illegitimen Geburt, anfangs die Ordination versagt, später aber wurde diese Bestimmung aufgehoben und von Illegitimität wie von anderen Hindernissen der Ordination konnte Dispensation ertheilt werden (ebend. 20).

Die Jesuiten hatten sich im Jahre 1567 in Peru niedergelassen, waren 1585 nach Quito gegangen (Rodriguez I, 7) — Velasco (III) datirt den Anfang ihrer Missionen in Quito erst von 1629 —, waren um dieselbe Zeit (1586) von Peru nach Tucuman gekommen, von wo sie sich über Paraguay ausbreiteten (s. oben III, 455) und hatten 1603 ihr Collegium in Santa Fé gegründet (Rodriguez I, 8). Ihr ernster Eifer war überall derselbe, daß sie aber trotzdem in Peru

wenig ausrichteten, lag zu sehr in der Natur der eben geschilderten Verhältnisse als daß es durch Lehre und Bemühung Einzelner zu ändern gewesen wäre. Was den Eingeborenen vom Christenthum gesagt wurde, hielten sie für Lüge, sie ließen sich indessen äußerlich bekehren, da es die Herren des Landes einmal so haben wollten; sobald aber ein neuer Missionär zu ihnen kam, versicherten sie ihm, sie seien noch keine Christen und ließen sich wie zum Vergnügen noch einmal taufen (Bericht des Augustinermönchs bei Ternaux, Recueil de doc. 1840, p. 90). Wenn sie moralisch schlechter wurden, pflegten sie von sich zu sagen: Ich fange an Christ zu werden; ich bin es schon etwas, denn ich kann stehlen und fluchen; ich kann spielen u. s. f. (Las Casas, Oeuvres II, 271). Vor der Eroberung sollen die Peruaner einander mit den Worten gegrüßt haben: Amá sua, „du sollst nicht stehlen," worauf die Antwort lautete: Ama qualla oder Ama thella,* „du sollst nicht lügen, du sollst nicht müßiggehen;" nach der Eroberung hieß ihr Gruß: Ave Maria purissima, und die Antwort darauf: Sin pecado concebida. Auch im 18. Jahrhundert scheint es sich mit ihrem Christenthum nicht gebessert zu haben; wenigstens versichert Ulloa (I, 341 ff.), daß sie nur in die Kirche gingen, weil sie sonst gepeitscht würden, daß sie den religiösen Belehrungen die sie erhielten, zwar keinen Widerspruch, aber eine kalte Indifferenz entgegensetzten aus der sie sich nicht herauslocken ließen, und daher in der Beichte keine Sünde geständen außer denen welche ihnen vom Priester selbst bestimmt Schuld gegeben würden. Darin daß man sie christliche Gebete nachsprechen lehrte, bestand aber auch noch neuerdings (nach Velasco I, 4, 9, 16) der einzige Unterricht der ihnen über religiöse Gegenstände zutheil wurde.

Es gehört ein mehr als gewöhnliches Maaß von Vorurtheilen dazu um mit Ulloa (b, II, 118, 163 und sonst) nicht nur die Fähigkeiten der Eingeborenen von Südamerika unter die der Neger herabzusetzen, sondern sie sogar als fast thierisch unvernünftig zu schildern, zu behaupten daß selbst die Bauten der alten Peruaner nicht von Verstand, sondern nur von mechanischem Sinn und einem Talente zeugen

---

* Die hier citirten Quechua-Phrasen welche einem neueren Berichte entlehnt sind, scheinen indessen (nach Tschudi, Kechua-Sprache) grammatisch incorrect zu sein.

wie es sich bei manchem Thiere auch fände, in Rücksicht ihrer Behandlung durch die Spanier aber allen Thatsachen zum Trotz zu versichern daß, abgesehen von manchen Grausamkeiten die bei der Mita allerdings vorgekommen seien, die Bergwerksarbeiten ihnen keinen Schaden gethan hätten. Gleichwohl finden sich ähnliche Ansichten auch neuerdings noch mehrfach ausgesprochen: so hält z. B. Kottenkamp (I, 3, 60), der dem Indianer (hauptsächlich nach Ulloa) eine größere physische Unempfindlichkeit zuschreibt als dem Europäer, ihn wirklicher Civilisation nicht für fähig. Was sie in alter Zeit für sich allein geleistet haben, gilt ihm nicht für hinreichend um ihre Fähigkeit zu beweisen, und der ungeheuere Druck unter dem sie seit der Zeit der Eroberung geschmachtet haben, scheint ihm kein Hinderniß das groß genug wäre um sie ihrer Kraft zu höheren Leistungen zu berauben!

Daß an der Universität von Lima einige Lehrstühle für die Sprachen der Indianer errichtet worden sind (Herrera, Descr. 19), über deren Besetzung und Verwaltung wir leider nichts Näheres wissen, ist eine der äußerst wenigen Maßregeln die den Eingeborenen unter spanischer Herrschaft zu Gute gekommen sind. Wo und wann immer für ihre Hebung durch Unterricht etwas geschah, hat es trefflich gefruchtet. „Das Collegium del Principe in Lima," sagt Stevenson I, 182, „hat viele Indianer erzogen welche sich sowohl auf der Kanzel als vor den Gerichtsschranken ausgezeichnet haben, und unter den Negern und vermischten Kasten werden verschiedene verdiente Aerzte und Wundärzte genannt;" aber die spanische Gesetzgebung hat sie von allen Ehrenstellen ausgeschlossen, hat selbst gegen die höhere Bildung der weißen Creolen vielfache Prohibitivmaßregeln ergriffen und ihnen alle Motive zu geistiger Anstrengung und Entwickelung entzogen. Ein Gesetz vom Jahre 1706 machte alle höheren Berufsarten den Indianern Negern Mestizen und allen anderen Mischlingen unzugänglich und verbot ihnen sogar den Klein- und Hausirhandel: sie sollten bei Strafe der Verbannung nach Valdivia nur das Feld bauen oder mechanische Arbeit treiben (Markham 302). Trotzdem fehlt es nicht ganz an Beispielen hervorragender Leistungen auf geistigem Gebiete. Als ein solches ist in erster Linie der Geschichtschreiber Garcilasso de la Vega zu nennen; ferner Manco Yupanqui, der Generalanwalt der Indianer, welcher lateinisch englisch und französisch ver-

stand und zu seiner Zeit in Lima für den einzigen Kenner der griechischen Sprache galt (Stevenson I, 257). Andere Beispiele von talentvollen und unterrichteten Indianern, deren einer einst Rector der Universität von Cuzco wurde, finden sich bei Velasco (I, 4, 9, 29 ff.) angegeben. Stevenson, der wie v. Tschudi die Fähigkeiten der Peruaner entschieden vertheidigt, führt außerdem (II, 85) noch das Beispiel eines Häuptlinges an, bei dem er eine umfassendere wissenschaftliche Bildung fand als bei irgend einem anderen Menschen in Peru. Seit der Unabhängigkeit des Landes von Spanien haben sich mehrere Indianer von reinem Blut zu hohen Staatsämtern erhoben (Beispiele bei Markham 238), andere sich durch literarische Leistungen ausgezeichnet.

Im Jahre 1687 waren die Encomiendas wirklich ganz aufgehoben worden. Da dieß aber schon so oft geschehen war, ohne daß es praktische Folgen gehabt hatte, fuhren die Spanier in Amerika auch nach dieser Zeit und im Laufe des 18. Jahrhunderts noch ganz in demselben System von Bedrückungen fort. Dieß war es hauptsächlich was den vorhin besprochenen Aufstand des Tupac Amaru (1780) herbeiführte (Funes III, 265), nach dessen glücklicher Bekämpfung für die Indianer dieselben traurigen Verhältnisse wiederkehrten wie vorher. Viedma (a, § 452 ff.) schildert die Lage in welcher sie sich um 1793 befanden, in S. Cruz de la Sierra (§ 298) und anderwärts kaum weniger elend als sie früher gewesen war; das Land dessen Besitz das Gesetz ihnen zugesprochen hatte, blieb ihnen vorenthalten; man ließ ihnen nur übrig sich entweder als Vagabunden umherzutreiben oder für einen äußerst geringen Taglohn auf fremdem Grund und Boden zu arbeiten oder sich als Pächter dem willkürlichsten Drucke zu unterwerfen. Das Loos derer welche zur Mita in den Minen von Potosi ausgehoben wurden — denn diese bestand noch fort — hatte sich kaum geändert (ebend. 463 ff.): sie erhielten oft nicht einmal die Hälfte des Lohnes der ihnen zustand, weil die Arbeit die man ihnen aufgab, für einen Tag viel zu groß war, und wurden daher genöthigt den Sonntag ganz umsonst zu arbeiten; für jeden Indianer der entfloh, mußte der Aufseher täglich 4 Realen zahlen; aus den zur Mita bestimmten Dörfern ließ man eine weit größere Anzahl von Arbeitern ausheben als das Gesetz erlaubte, viele von diesen starben in Potosi an der Berg-

krankheit und nur selten kehrten mehr als zwei Drittel von ihnen in ihre Heimath zurück. Ganz aufgehoben wurde die Mita erst im Jahre 1823, nachdem Peru die spanische Herrschaft abgeworfen hatte, als Nachwirkung derselben aber ist bis auf die neuere Zeit der entschiedene Widerwille der Indianer gegen die Minenarbeit geblieben die über sie so unsägliche Leiden gebracht hat. Sie lassen sich zu derselben in der Regel nur auf 16 Tage anwerben, d. h. auf gerade so lange als nöthig ist um ihre Kopfsteuer zu verdienen (Weddell 310). Ohnehin ist beim Bergbau der Indianer immer derjenige „welcher am meisten arbeitet und am wenigsten Gewinn hat,“ daher man sich darüber kaum wundern kann daß meist nur die verworfenste Klasse derselben, dem Trunk Spiel und Diebstahl ergebene Menschen sich dazu hergeben (v. Tschudi, Peru II, 121, 128).

Daß sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts an dem schmählichen Systeme der Aussaugung nichts geändert hatte unter welchem die Eingeborenen litten, daß auch die Geistlichen fortfuhren denselben Druck auf sie auszuüben der sie oft veranlaßte in die Wildniß zu fliehen, bezeugt der Jesuite Bayer (223), und selbst bis auf die neueste Zeit ist in dieser Hinsicht nur Weniges anders geworden. Aus den verschiedensten Landestheilen hören wir daß die weltlichen und geistlichen Behörden sie gänzlich niederdrücken und ausplündern, daß sie geistig dadurch ganz heruntergekommen sind und von Christenthum bei ihnen keine Rede ist; ihre Feste bestehen nur in Trinkgelagen (in Ecuador), die Geistlichen sind allen Arten des niedrigsten Geldgewinnes ergeben und ziehen sich aus den Orten zurück wo sie keine Aussicht auf diesen mehr haben (Osculati 102, Andrews II, 144, v. Tschudi, Peru I, 299, II, 90, Pöppig II, 155). Von ihren Arbeitgebern wird besonders ihre Neigung zum Trunk benutzt: man macht ihnen Vorschüsse, fesselt sie durch diese und durch Branntwein immer stärker, erlaubt sich auch wohl Betrügereien gegen sie bei der Abrechnung und zieht sie durch dieses Verfahren in eine Abhängigkeit hinein, die von wirklicher Sklaverei nur dem Namen nach verschieden ist (Pöppig II, 225 ff., von Tschudi, Peru II, 212). Auf diese Weise hat man dort an den Indianern verwirklicht was die Constitution der Republik Peru vom Jahre 1823 festsetzt: die Abschaffung der Kopfsteuer Mita und Sklaverei und die Gleichstellung aller Bürger ohne Unterschied der Raçe

und Farbe (B. Hall I, 316, Pöppig II, 168). Nur einmal ist es vorgekommen, daß einige Indianer an der legislativen Gewalt wirklich Antheil gehabt haben (Robertson II, 124). Und wozu hätte dieß auch nützen sollen bei dem Zustande der Verkommenheit in dem sie sich größentheils befinden? Aber begreiflich wird man es finden daß sie jetzt, auch von den „Patrioten“ wieder betrogen, für deren Sache sie kaltblütig und ausdauernd mitgekämpft haben gegen die Spanier,* voll unauslöschlichen Hasses sind gegen alle Weißen ohne Unterschied und von ihnen ihr Vaterland einst zurückzuerobern hoffen (v. Tschudi, Peru II, 346). Ihre jetzige Vertrautheit mit dem Feuergewehr und die nie ruhenden Parteikämpfe unter den Weißen mögen ihnen einige Aussicht dazu geben, obwohl ein mehr als momentaner Erfolg für sie unwahrscheinlich genug ist.

Die Erinnerung an ihre alten einheimischen Herrscher fand Frezier (358 im Anfange des 18. Jahrhunderts) bei ihnen noch lebendig, und wie sie damals alljährlich das Schauspiel der Hinrichtung des Atahualpa durch die Spanier in den meisten großen Städten aufführten, so geschah dieß am Feste der Geburt Mariä auch noch hundert Jahre später, obwohl man sich Mühe gab diese Kundgebungen ihres nationalen Sinnes zu unterdrücken (Skinner II, 374, Stevenson II, 32). Die Sage von Manco Capac und andere historische Traditionen aus der Incazeit finden sich ebenfalls noch hier und da im Munde des Volkes (Stevenson I, 261), ja die Peruaner sollen nicht allein neben dem äußerlich von ihnen angenommenen Christenthum einen großen Theil ihrer alten heidnischen religiösen Ceremonien fortgeführt, sondern sogar während und neben der Fremdherrschaft noch eine eigene einheimische Regierung von ähnlicher Art wie zur Zeit der Incas gehabt haben (v. Tschudi II, 351).

Die Charakterschilderungen der Eingebornen aus der neueren Zeit sind, wie wir erwarten müssen, meist sehr wenig erfreulich. Die Indianer von Quito sind ohne Liebe, ohne Ehrgeiz, ohne Trieb zum Erwerb, denn Weiber haben sie genug und diese sind ihnen dienstbar;

* Als eine Ausnahme von dieser Regel führt Markham (70) das Volk der Yquichanos in den Bergen östlich von Huanta (unter 12½° s.B.) an, das bis in die neueste Zeit der spanischen Krone treu und unbesiegt geblieben ist.

die Ehre des Alkalden, des Vogts der die Andern zur Arbeit treiben muß und für ihre Arbeit verantwortlich ist, wäre die einzige nach der sie streben könnten, aber sie wird verabscheut; ihre Bedürfnisse sind äußerst gering. Sie sind sehr faul, doch der Völlerei und dem Trunke nicht übermäßig ergeben. Oft haben sie sich tapfer bewiesen, aber der auf ihnen lastende Druck hat sie muthlos und nachgiebig gemacht, so daß sie sich selbst Beleidigungen ruhig gefallen lassen; sie lügen und stehlen; in sich gekehrt und versteckt stellen sie sich oft weit dümmer als sie wirklich sind (Velasco I, 4, 9, 18—23). Diese Angaben stimmen mit denen überein welche in früherer Zeit Ulloa (I, 229, 236, 343 ff.) und in späterer Osculati (102) über die Indianer des nördlichen Peru gemacht haben. Ersterer hebt insbesondere die laxe Behandlung der Ehe und den Mangel alles Ehrgefühles bei ihnen hervor: gegen Schläge, sagt er, und selbst dem Tode gegenüber, sei es auch der des Verbrechers, zeigen sie sich stumpf und indifferent. Die Bewohner der Thäler von Tumbez bis nach Lima nimmt er hiervon aus (Ulloa I, 410); sie stehen höher als jene. Nach d'Orbigny (I, 276), der die Peruaner verhältnißmäßig günstig schildert, lieben sie besonders Festlichkeiten und gesellige Unterhaltung, streiten und zanken aber selbst im Trunke nicht leicht. Indessen steht hiermit und mit der großen Gastlichkeit, die Markham (88) bei allen Indianern auf seiner Reise nach Cuzco fand, in Widerspruch was sonst über ihr Wesen und namentlich über ihr Benehmen gegen die Weißen erzählt wird. Oft, heißt es bei Tschudi (II, 18) geben sie dem Reisenden nichts, weil sie fürchten keine Bezahlung dafür zu erhalten, und nicht selten, besonders von Soldaten, zum Lohne für die Bewirthung noch mißhandelt worden sind. Andrews (II, 75) setzte sie in Erstaunen indem er bezahlte was er ihnen abgenommen hatte, und Castelnau (III, 282) erzählt gleich anderen Reisenden daß die Quechuas dem Weißen nichts von selbst zu geben pflegen, sich aber von ihm nehmen lassen was er braucht, daß sie keine Bezahlung dafür verlangen, aber auch nicht danken wenn sie solche erhalten. Dieses Schweigen ist ohne Zweifel eine sehr beredte Sprache, die Sprache der Furcht und des Hasses. Ueberall zieht sich der Indianer so viel er kann vor dem Weißen in die stillste Einsamkeit zurück; wird er von diesem in der eigenen Hütte aufgesucht, so bedient er ihn so viel er muß, bleibt aber völlig stumm dabei (Pöp-

pig II, 36). Was den Weißen von Interesse ist, verschweigen sie ihnen streng und allgemein; keiner von ihnen verräth die Erzlager die sie allein kennen (v. Tschudi II, 134). Mit Unrecht haben Condamine und Andere die schweigsame Melancholie die auf den Gesichtern der Quechuas und noch mehr auf denen der Aymaras liegt, nur als Dummheit und Feigheit ausgelegt, es spricht sich in ihr vielmehr hauptsächlich das Gefühl des schweren Druckes aus der seit so langer Zeit auf ihnen lastet (Weddell 261). Die Indianer des Thales von Huanuco theilen indessen diese sonst sehr allgemeine Stumpfheit der Peruaner nicht, sie sind regsamer und vertheidigen mannhaft ihre Rechte gegen die Willkür der Beamten; im Jahre 1812 standen sie für die Sache des Königs von Spanien ein und haben sich als vortreffliche Soldaten bewährt (Pöppig II, 146).

Nicht überall trifft die Eingeborenen der Vorwurf der Faulheit wie die von Quito. Wir haben schon oben erwähnt daß sie an manchen Orten die Weberei in großem Umfange treiben, wie selbst Ulloa (I, 499, 501, 504 u. f.) zugiebt. Nächst dieser beschäftigen sich die Bewohner der Sierra mit Filigranarbeiten, die sie in vorzüglicher Qualität herstellen, mit Leder- und Eisenarbeiten, auch treiben sie Oelmalerei, obwohl ohne alle Anleitung und Vorbildung (v. Tschudi, Peru II, 174); auch in Lima bilden sie eine thätige und ehrliche Klasse der Bevölkerung (ebd. I, 150). Andrews (II, 76, 178) versichert von den Indianern von Ober-Peru im Süden von Potosi wie von denen der Umgegend von Arica daß sie äußerst fleißig seien und Müßiggang ihnen fast als Verbrechen gelte: die Männer bauen das Land und sorgen für die Herden, die Weiber stricken spinnen weben und thun andere häußliche Arbeit. Ihr Pflug ist derselbe welcher überall in Südamerika in Gebrauch ist. Ihre Häuser, im Gebiete von Cochabamba meist aus Adoben erbaut und mit Stroh gedeckt, sind von derselben Art wie die der Spanier, welche dort größtentheils ebenso faul sind als die Eingeborenen (Viedma a, § 46). In der Gegend von Guamanga wohnen sie in kleinen steinernen Häusern deren Dach aus Ziegeln besteht (Ulloa I, 503). Auch wo sie im Anfange des laufenden Jahrhunderts kein Grundeigenthum im eigentlichen Sinne besaßen, sondern nur Grundstücke (chacras) gegen eine Abgabe von der Regierung auf Lebenszeit zugewiesen erhielten, bewirthschafteten sie diese doch vielfach mit der

größten Sorgfalt (Stevenson I, 245 und sonst). Neuerdings hat jeder Indianer vom 18. bis zum 50. Lebensjahre eine Steuer von 6 bis 10 Piastern zu zahlen (Weddell), ohne Zweifel eine hohe Summe für die Verhältnisse der meisten. Im Departement von Lima sollten die Landeigenthümer 6 Piaster und 4 Realen, die anderen festsässigen Eingebornen 5, die nicht festsässigen 4 Piaster steuern, doch ist später diese Summe etwas herabgesetzt worden. Im Departement Puno beträgt die Steuer für die Indianer, wenn sie Landeigenthümer sind, 8½, wenn Handwerker, 5 Piaster (Castelnau IV, 125, III, 405).

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

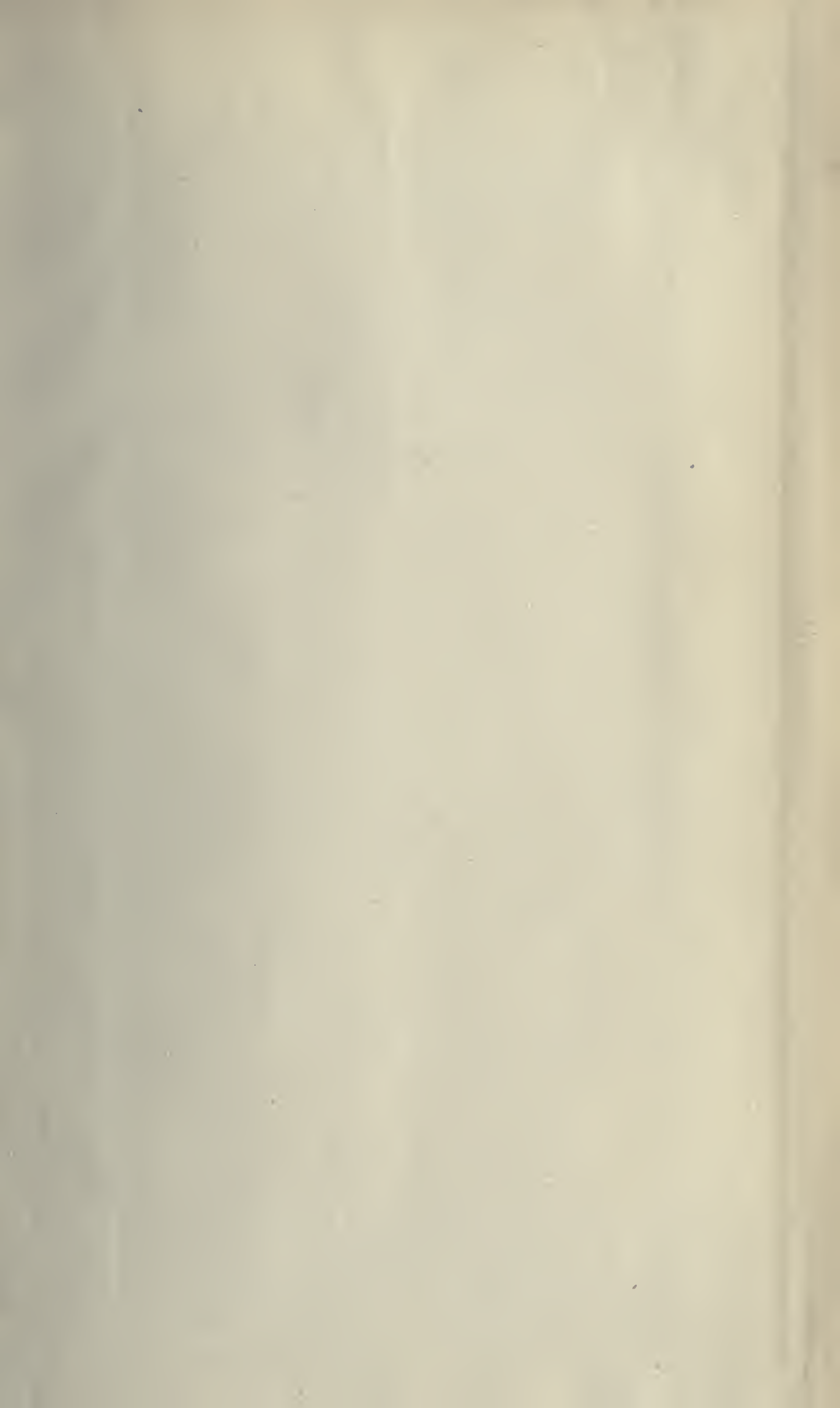
Berichtigungen zum 3ten Bande.

Seite 360 Zeile 12 v. unten lies: Gilii.
„ 362 „ 16 lies: Westen statt Osten.
„ „ „ 20 lies: II, 12 u. 32 statt II, 32.
„ „ „ 10 von unten lies: Orinoco.
„ 492 „ 10 lies: Garcilasso.
„ 492. Das hier über die Südgrenze des Incareiches Gesagte ist unter der Voraussetzung geschrieben daß der Fluß Rapel sich zwischen 30° und 31° s. B. finde, wo manche Karten einen solchen wirklich angeben. Garcilasso und andere Schriftsteller scheinen aber vielmehr den um 3—4° südlicheren Fluß dieses Namens im Sinne zu haben.

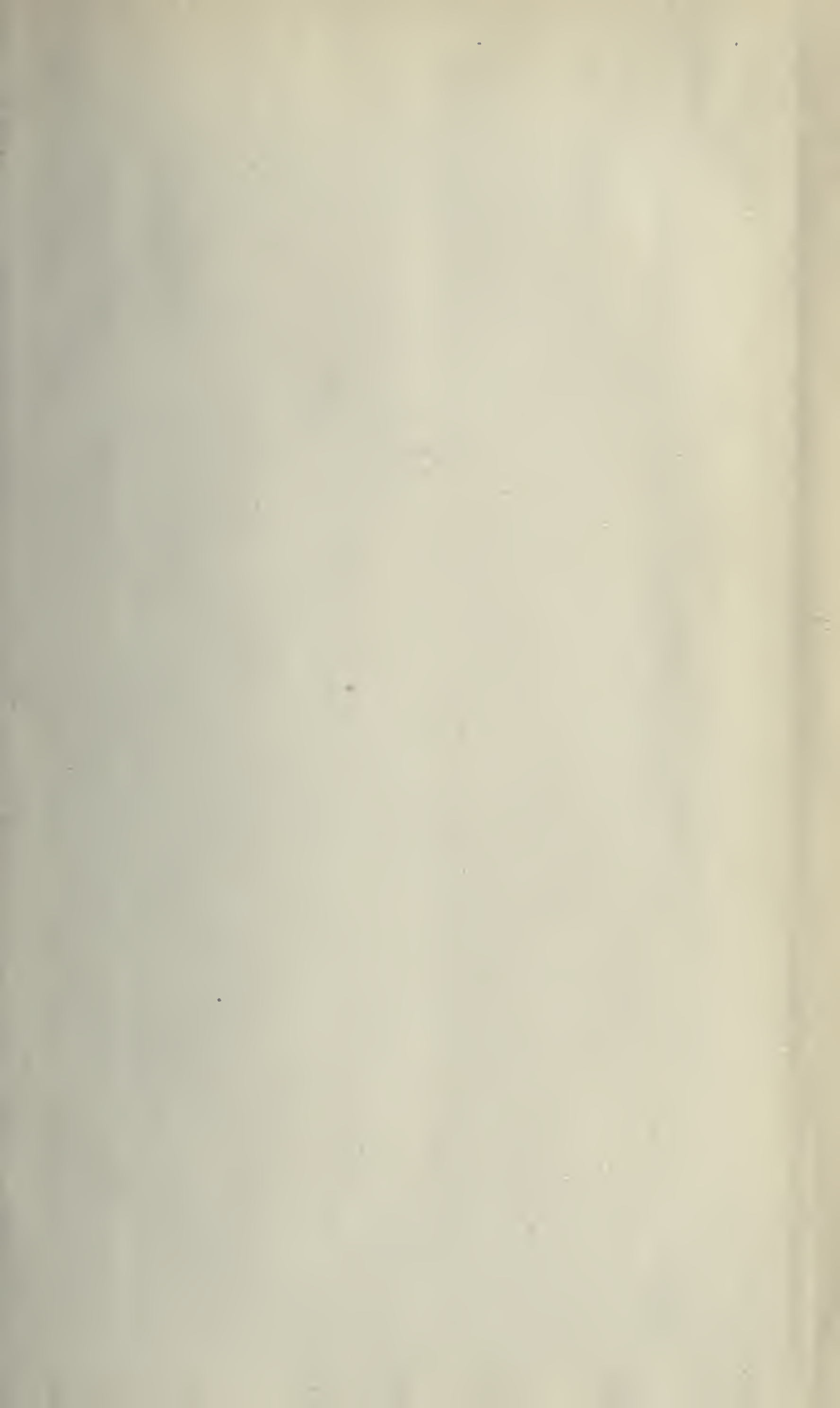
Berichtigungen zum 4ten Bande.

Seite 76 Zeile 15, 17 und 18 lies: Calpulli statt Capulli.
„ 380 „ 18 von unten lies: Quechuas statt Quechues.
„ 401 „ 3 lies: 6—7 Breitengrade statt 3 Breitengrade.

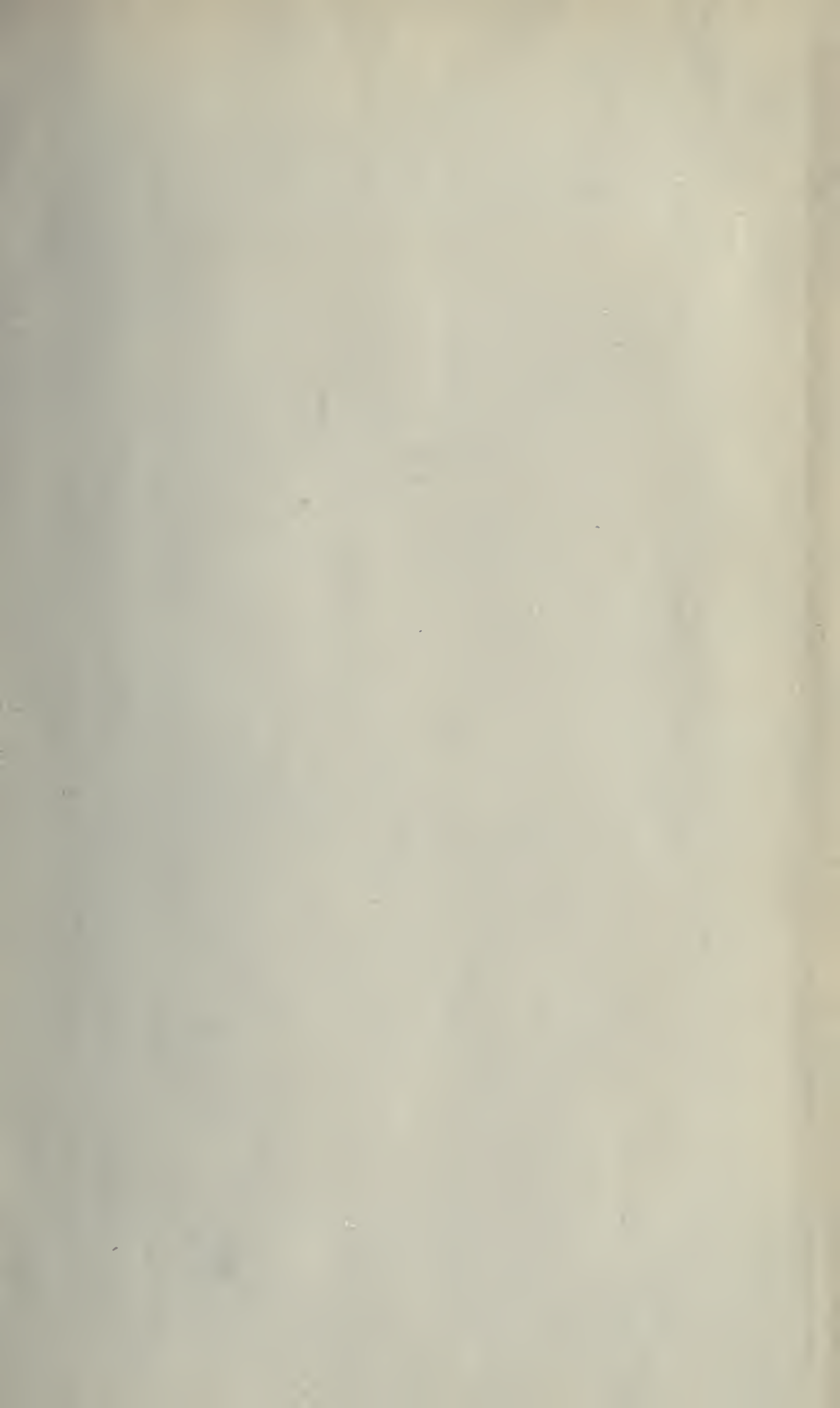


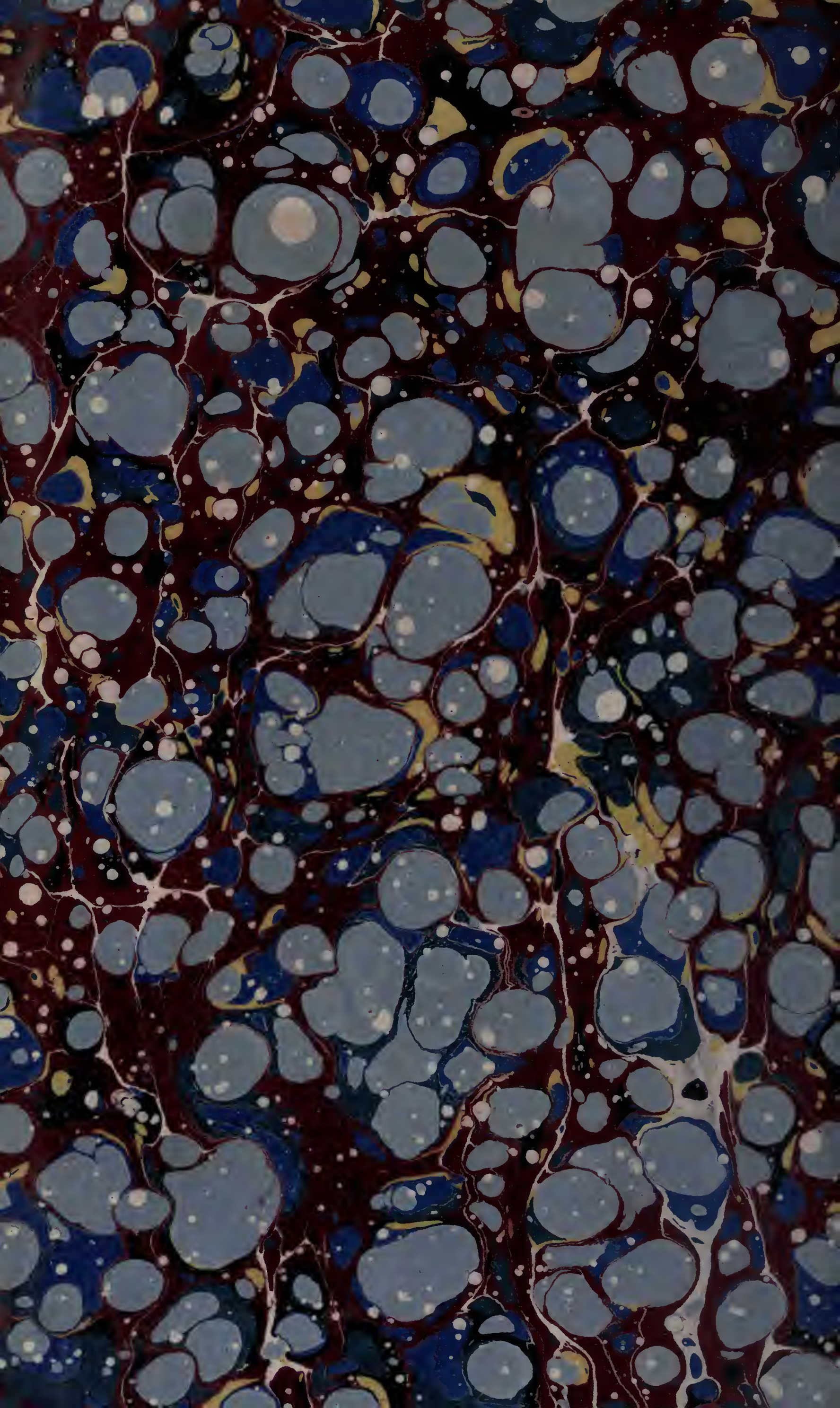


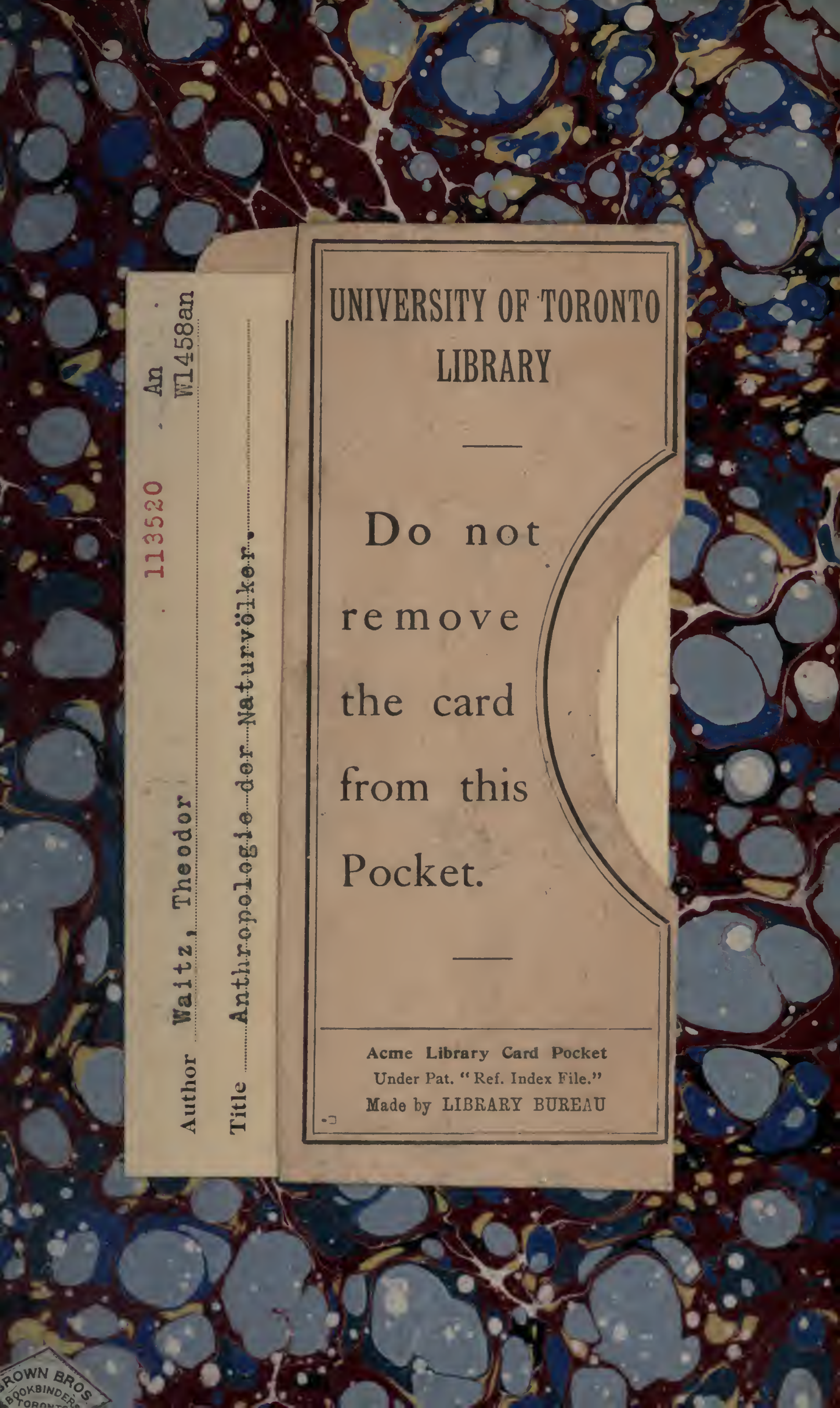











UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
113520
An
W1458an
Author Waitz, Theodor
Title Anthropologie der Naturvölker.
ROWN BROS
BOOKBINDERS

